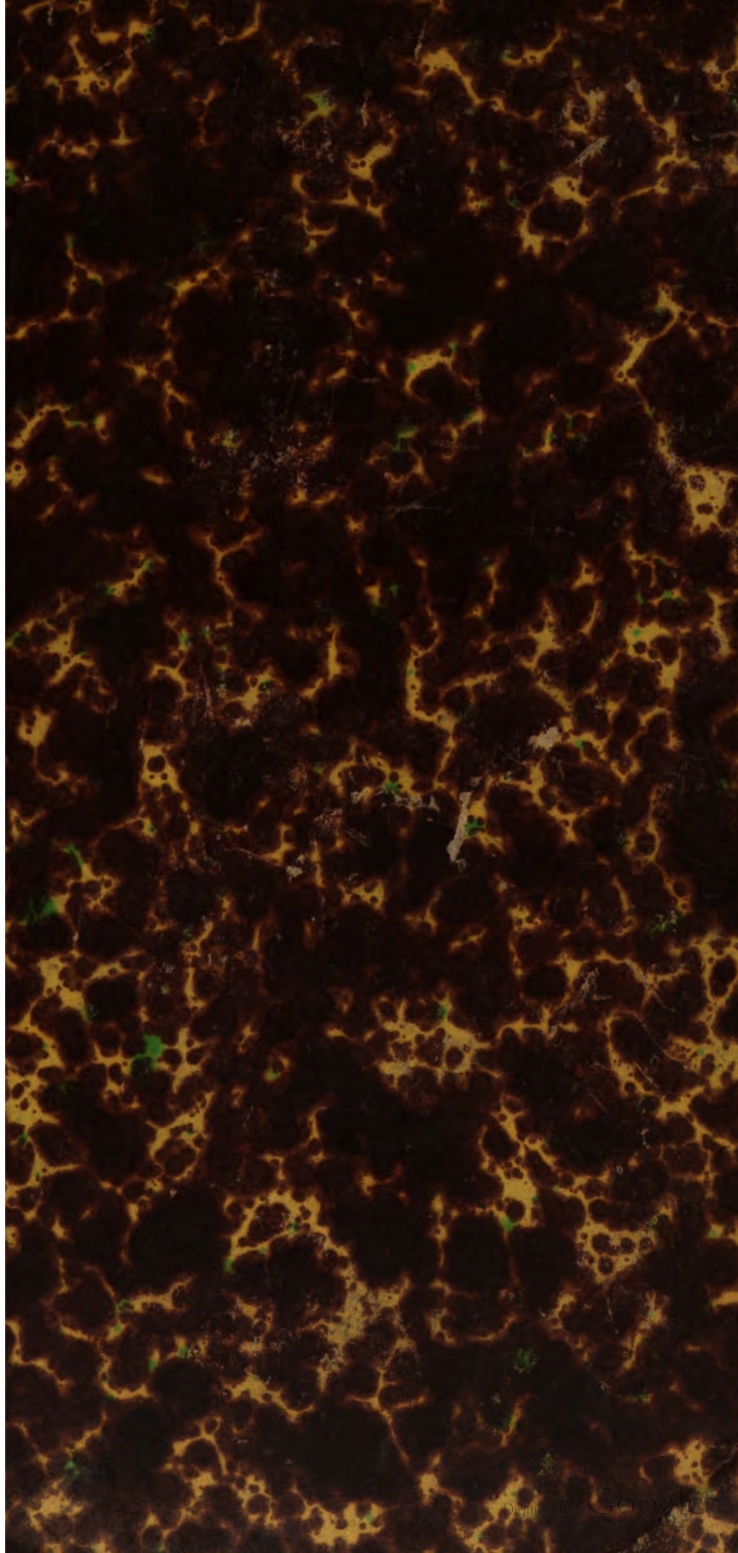
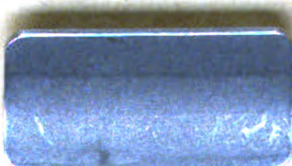








Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1883

Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Einundneunzigster Band.

München 1883.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

1882 und 1883.

Das Quecksilber an den Börsen oscillirt in fieberhafter Empfindlichkeit. Mit allgemeiner Unruhe schließt das alte Jahr. Wenn die Börsen des ganzen Welttheils die Ruhe verloren haben, so will das mehr besagen, als wenn, wie vor sieben Jahren, irgendein „Durchgänger" in einem großen Kabinet unruhig wird. Soweit hat es die hohe Finanz unzweifelhaft gebracht, daß sie willkürlichen Regungen gegenüber Frieden gebieten kann. Wenn sie nämlich will. Denn nicht jeder Krieg geht ihr gegen den Strich. Im Gegentheil: die „lokalisirten" Kriege, welche die eigentliche Signatur — man könnte auch sagen: das Brandmal — der zu Ende gehenden Generation gewesen sind, waren ein ganz vorzügliches Mittel, den Großcapitalismus in geometrischer Progression anzuschwellen. Wenn die Börse jetzt zittert und zagt, und zwar, wie von überallher berichtet wird, in Folge beunruhigender Gerüchte über die allgemeine politische Lage Europa's, so muß es sich um mehr handeln als um die paar Monate eines abermaligen Zweikampfs mit einer Million Soldaten hüben und drüben.

Vor neun Jahren ist ein großer Börsenkrach erfolgt, mitten im tiefsten Frieden und durch „elementare Gewalt", wie

die Weisheit des österreichischen Regierungs-Liberalismus damals verkündet hat. Tausende sind darüber dem Elende verfallen, aber die Börsenkönige haben in ruhiger Majestät ihren Weg fortgesetzt, unter dem Ruf: „Excelsior!“ Sie haben in der Zwischenzeit das Bedürfniß gehabt sich unter einander abzuschlachten, und Geldwerthe sind wie Ströme Blutes in's Nichts versunken. Die Sieger aber stiegen höher und höher über den Leichenhaufen. Was erblicken sie jetzt auf ihrem Wege, daß sie plötzlich innehalten und sich erschreckt umschauen auf ihrer steilen Höhe? Nun, man hat lange von der allgemeinen Conflagration gesprochen; das Wort veraltete fast und war langweilig geworden; jetzt erblickt die Börse mit ihrem Falkenblick und hört mit ihrem Indianerohr das heranziehende wilde Heer. Es muß ja nicht gleich losgehen; aber keiner staatsmännischen Kunst wird es gelingen, auch dießmal wieder zu „lokalisiren“, wenn der Bruch erfolgt.

Gehen wir vielleicht zu weit, wenn wir von den düsteren Mienen der hohen Finanz derlei Ahnungen herablesen? An Prophezeiungen glaubt man nicht in diesen Kreisen; wir aber lassen es uns nicht nehmen, über dem politischen Calcul auch gewisse Vorhersagungen zu beachten, und wenn ihr erster Theil sich thatsächlich erfüllt hat, so sind wir geneigt, dem zweiten Theile um so mehr Glauben zu schenken. Eine alte Prophezeiung verheißt, indem sie an das in Jahrhunderten kaum wiederkehrende Zusammentreffen gewisser Kirchenfeste anknüpft, der ersten Hälfte der achtziger Jahre gewaltige Katastrophen aller Art. Hat nicht das dahinschwindende Jahr an Fällen des Massenunglücks und furchtbarer Verheerungen durch den Aufruhr der Elemente das vorhergehende noch weit übertroffen? Gerade diese Jahre haben aber auch eine Erscheinung zu Tage gefördert, die man liberalerseits als die „Schmach des Jahrhunderts“ bezeichnet. Als vor eilf Jahren Herr Gutzkow die Juden als die eigentlichen Schöpfer des neuen deutschen Reiches berühmte, wer hätte

sich da wohl träumen lassen, daß im Jahre 1882 ein „internationaler Antisemiten-Congreß“ in demselben Deutschland tagen und einer ächten Volksentrüstung Ausdruck geben würde? Das berühmteste Vaticinium über die deutschen Geschicke setzt eine gewaltige Bewegung gegen das Judenthum vor die Schwelle der entscheidenden Wendung.[1]) Dann soll es wieder besser werden in deutschen Landen, namentlich auch für den Prügeljungen des modernen Staats und der regierenden Loge: die katholische Kirche. Die andere Prophezeiung aber drückt der ersten Hälfte der achtziger Jahre den Stempel auf: „Et totus mundus vae clamabit.“

Ist in der That nicht jetzt schon die Welt der Weheklage voll? Sind nicht alle Verhältnisse auf das Aeußerste gespannt, die kirchlichen, die socialen, die nationalen, die internationalen? Niemand kann ermessen, wie weit die unterirdische Arbeit der Feinde der Gesellschaft schon gediehen ist; was sich davon vor den Augen der Polizei blicken läßt, ist das Wenigste. Selbst das mächtige deutsche Reich muß alljährlich im Reichstag beschämende Klage führen, daß aller Aufwand von Ausnahmegesetzen und Belagerungszustand den Maulwürfen so viel wie nichts anzuhaben vermöge. Bei den Nachbarn rechts und links, unter der Autokratie wie unter der demokratischen Republik, tanzt man im nächsten Fasching wieder buchstäblich auf dem Vulkan. Selbst im Munde der Liberalen ist es eine banale Phrase geworden, daß Staat und Gesellschaft an den Abgrund gedrängt würden, wenn es nicht gelinge, den eigenen allzu folgerichtigen Schülern, bei denen der scheinheilige Humanismus in den ausgesprochenen Satanismus umgeschlagen hat, Einhalt zu thun.

Aber wir wollen nur von Dem reden, was ober der Erde sichtbar und faßbar geschieht. Wie hat sich im Verlauf

---

1) Israel infandum scelus audet morte piandum. Vatic. Lehnin. V. 94.

von drei Decennien das Neujahrs-Thema geändert! Fast zwanzig Jahre lang schien sich die Welt um Ihn in Paris zu drehen; alle Welt war auf seine Neujahrs-Worte gespannt. Dann ist er verschwunden wie ein Schemen, als wäre er nie dagewesen. In den letzten Jahren war seine Sonne bereits verdunkelt durch die Venus in Berlin; seitdem ist Er dort das Augenmerk aller Welt; aber die Welt fragt auch schon heimlich und zischelt sich in die Ohren: „wie lange noch?“ In der Hälfte jener Zeit, wußte man immer noch, was man zum Neujahr sagen, der Welt und dem deutschen Vaterlande insbesondere wünschen sollte zum allgemeinen Besten. Man hat bei sich in der deutschen Heimath sogar noch einen Rechtsboden unter den Füßen gehabt, den alten deutschen Bund, noch geraume Zeit nachdem Hr. von Bismarck als Bundestags-Gesandter seinen königlichen Herrn in hundert Berichten belehrt hatte, daß das eitel juristische Zwirnsfäden seien, welche durch Gottes Fügung mit preußischer Faust zerrissen werden müßten. Sogar von einem Beruf und einer Aufgabe unserer mittelstaatlichen Vaterländer konnte man damals noch träumen. Es war Schade um Dinte und Papier, aber es war patriotisch. Jetzt sind sie mit ihrer Mission hinter den Fürsten von Montenegro zurückgetreten. So einen Er aber, an den sich ein Viertel-Jahrhundert lang eine Neujahrs-Betrachtung mit Sicherheit hatte anknüpfen lassen, hat man jetzt auch nicht mehr. Denn eine ganze Welt ist jetzt in Bewegung, und allen Meistern der „lokalisirten“ Kriege, somit auch dem Fürsten Bismarck, ist sie über den Kopf gewachsen.

Der servile Lärm auf der Gasse mochte wohl verkennen, daß die internationalen Verhältnisse, wie sie seit **1870** geworden waren, ein bloßes Provisorium seien, das seine endgültige Probe erst zu bestehen habe. Die Urheber haben sich das gewiß nie verhehlt. Wüßte man sonst nichts als das bekannte Wort Moltke's von den „Feinden rings um“ und den „fünfzig Jahren in Waffen.“ Der schlagendste Beweis

aber liegt in dem Schritt, den Fürst Bismarck am 15. Oktober 1879 in Wien gethan hat. Leicht ist ihm dieser Schritt gewiß nicht geworden. Denn er wußte wohl, was dereinst in dem Werke des bayerischen Ritters von Poschinger stehen werde und was in dem Buche des italienischen Giftnickels Lamarmora „Etwas mehr Licht“ längst zu lesen war. Er wußte auch, wie peinlich es seinem kaiserlichen Herren seyn würde, zu einem Bündniß seine Zustimmung zu geben, dessen Spitze unverkennbar nicht nur gegen Frankreich, sondern insbesondere gegen Rußland gerichtet war. Warum that er den sauern Schritt dennoch, gerade am Tage der Leipziger Schlacht, den Großdeutschland über fünfzig Jahre als sein glorreiches Siegesfest gefeiert hatte?

Gleichsam zum Abschiede hat das alte Jahr noch eine Offenbarung über das fragliche „Verhältniß“, wie man sich bis dahin ausgedrückt hatte, an's Publikum gebracht, deren demonstrative Bedeutung nicht zu verkennen ist. Daß damals in Wien wirklich etwas „geschrieben“ worden sei, wußte man bereits; es war eine Art Protokoll. Jetzt sollte die Welt aber auch erfahren, daß es ein Bündniß zu Zweien sei, das naturgemäß den Zutritt eines Dritten und Vierten ausschließe. Damit wäre also das Gespenst einer Erneuerung des Dreikaiser-Bundes definitiv gebannt und auch die Redereien über einen Anschluß Italiens beseitigt. Andernfalls wäre das Bündniß wirklich der Mühe nicht werth gewesen. Ferner erfährt man, daß die Allianz zur Hülfeleistung in jedem Falle verpflichte, wo der Eine oder andere Theil von zwei Mächten zugleich angegriffen werde, was bei der vorhandenen Stellung der Mächte zu einander so viel heißt als: in jedem Kriegsfall. Endlich erfährt man, daß das Bündniß auf fünf Jahre geschlossen worden sei, gerade als ob der Reichskanzler selbst an die Prophezeiung von den großen Katastrophen geglaubt habe, welche in der ersten Hälfte der achtziger Jahre über die Menschheit hereinbrechen würden.

Er wird aber ohnedieß seine Gründe gehabt haben. In den Flitterjahren des Reiches gedachte man in Berlin sicher an nichts weniger, als seine Zuflucht zu einem Bündniß mit Oesterreich zu nehmen. Im Gegentheile lagen Anzeichen vor, daß die consequente Entwicklung der „nationalen“ Politik von 1866 bedeutende Geister beschäftige. Erst der Berliner Congreß vom Juli 1878 scheint den letzten Schleier zerrissen zu haben, welcher bis dahin die Geheimnisse hinter dem „Bischen Herzegowina“ verdeckt hatte. Es mußte nun Partei ergriffen werden: entweder mußte der unter den Auspicien des Reichskanzlers abgeschlossene Vertrag sofort wieder den heimlichen Ränken Rußlands preisgegeben werden; dann war die Fortsetzung der traditionellen Intimität mit dem Czarenhofe möglich. Oder, wenn Preußen dazu sich nicht herbeilassen wollte, dann bedurfte es vor Allem selbst eines Alliirten gegen einen Angriff in der Front und im Rücken, der in der Etatscommission des Reichstags regelmäßig an die Wand gemalt wird. Also eilte Fürst Bismarck nach Wien, vierzehn Monate nachdem er dem europäischen Congreß präsidirt und diktirt hatte.

Nun hat das Jahr 1882 aber auch bewiesen, daß es dem Reichskanzler nicht gelingen sollte, den Ausbruch des Conflikts hinauszuzögern, vielleicht über seine letzten Lebensjahre hinüber. Dazu hätte die Frage des Türkenreiches abgethan werden müssen, und zwar dadurch, daß demselben, nach der Absicht des Berliner Vertrags, neues Leben eingeblasen würde. Man hat von Berlin aus wirklich nach Kräften geblasen. Aber in der ägyptischen Krisis trat der Irrthum des Fürsten Bismarck klar zu Tage. Er hielt dem Sultan eifrig die Stange; aber der Beherrscher der Gläubigen brach ohnmächtig zusammen, und seitdem geht es am goldenen Horn erst recht zu wie in einem Narrenhause. Es war das erste Fiasko des berühmten Diplomaten. Er kehrte zwar in aller Stille noch während der Krisis seinen Wagen um; aber dennoch dürfte man es sich namentlich in England gemerkt

haben, und daher trotz Allem lieber eine Verständigung mit Frankreich suchen, als dieses zu isoliren, nach dem Wunsche einer Macht, deren Gewicht im Orient soeben zu leicht befunden worden ist.

Der Orient beherrscht die Lage; er treibt die Diplomaten durcheinander wie in einem gestörten Bienenkorb. Das Jahr 1882 hat den Punkt fixirt, aber auch für die Entwicklung einen guten Anfang gemacht. Wir haben uns durch den famosen „Coupon" nicht irremachen lassen, den Engländern Glück auf den Weg nach Aegypten zu wünschen. Gelingt es ihnen, den ausschließlichen Einfluß auf die ägyptische Regierung zu behaupten, und namentlich die Franzosen bloß in Nebenämtern zu beschäftigen, so wird der Coupon im zweiten Theile nicht ausbleiben. England muß, um seines Rufs in allen Welttheilen willen, als der Wohlthäter und Befreier des so schmählich mißbrauchten Nillandes auftreten. Den Franzosen dagegen sind die höheren Instinkte erstorben, seitdem sie es, unter hallendem Freiheits- und Gleichheitsgeschrei, dahin gebracht haben, daß sie als die ersten unter allen Nationen in das Sklavenjoch der Börsenkönige eingespannt sind. Sie werden sich unsäglich ärgern; sie werden sich zu entschädigen suchen in Asien und Afrika. Das sei ihnen so herzlich vergönnt wie Tunis und die Sahara. Der rege Wetteifer der unruhigen Nationalitäten Europa's, aus sich hinaus zu streben und ihr heißes Blut im dunkeln Welttheil und in den barbarischen Länderu des Islam abzukühlen, ist der einzige Lichtblick, der uns vom dahinschwindenden Jahre hinterbleibt.

Freilich wird es den alten Welttheil schwere Krämpfe und Kämpfe kosten, bis er den sicheren Hafen erreicht, und bis dann die Völker endlich den Muth der Ueberzeugung gewinnen, daß es besser sei, bahnbrechende, die Schätze der Natur eröffnende Colonialheere zu bezahlen, als zu Hause alle Manneskraft in Waffen millionenweise zur gegenseitigen Zerfleischung aufzustellen. Der naturwidrige Wahn muß sich erst einmal völlig

austoben. Es wird da nichts mehr „lokalisirt“ werden und Alles darunter und darüber gehen. Aber der provisorische Zustand, in dem wir leben, muß doch einmal ein Ende nehmen, und da wir hindurch müssen wohl oder übel, so lieber heute als morgen. Eher gibt es doch keine Lösung, auch nicht im Innern, weder in der Kirchenfrage noch in der socialen Frage; es wird bis dahin Alles vergeblich sein, bevor die Völker dem bürgerlichen Leben zurückgegeben werden.

So sei denn Gott uns gnädig im neuen Jahre!

II.

Die Messias-Erwartungen im Islamismus.

Während in Europa und Asien unter dem Einflusse des Christenthums und der modernen Cultur die Wogen des Islam langsam zurückweichen, macht derselbe in Afrika seit geraumer Zeit immer größere Fortschritte. Ueberall sonst war der Moslim in den letzten zwei Jahrhunderten genöthigt gewesen, sich auf der Defensive zu halten, zuerst hingehalten und schließlich zurückgedrängt durch die höhere Civilisation. Anders in Afrika, wo der Hauptsitz der großen islamitischen Bewegung, die jetzt so viel von sich reden macht, zu seyn scheint. Offenbar ist dieselbe eine Reaktion gegen die europäische Politik, deren Träger die früher unabhängigen mahomedanischen Staaten immer mehr einengen und dem nominellen

Oberhaupte der Gläubigen jene Autorität entreissen, welche er einst über einen so großen Theil der alten Welt ausgeübt hat. Die Furcht vor politischer und religiöser Vernichtung mag den zunächst bedrohten mahomedanischen Völkerschaften das Bewußtseyn der nahen Gefahr rege gemacht und sie bewogen haben, sich nach einem Führer umzusehen, um den sie sich alle schaaren könnten zur Abwehr gegen den gemeinsamen Feind.

Der Sultan der Türkei als Vertreter des Chalifates oder „Nachfolger des Propheten“ sollte wohl den ersten Anspruch auf jene Stellung besitzen. Allein es sind viele Umstände vorhanden, welche einer allgemeinen Bewegung zu seinen Gunsten entgegenwirken. Seine geistliche Souverainetät als Chalif ist nie allgemein anerkannt worden; Persien wie überhaupt alle schiitischen Sektirer haben sich ihm nie unterworfen, und Arabien hat sich stets, wenn nicht feindlich, doch sehr gleichgültig gegen das Haus Osman gezeigt, welches das Chalifat seinen rechtmäßigen Trägern arabischer Rasse entrissen hat. Schließlich war die Oberlehensherrschaft des türkischen Sultans über Nordafrika schon seit langer Zeit nur nominell. Kein Wunder daher, daß Abdul Hamid, dessen Prestige schon so sehr abgenommen hat und von dessen Reich Eine Provinz nach der anderen abgetrennt wird, jetzt aus seiner geistlichen Autorität soviel als möglich zu machen und den Fanatismus auszunutzen sucht, der sich auf sehr bedenkliche Weise bei verschiedenen moslemitischen Volksstämmen wieder zu zeigen beginnt.

Aber wie die weltliche Macht des Sultans vom Abendlande her decimirt wird, so steht er gegenwärtig auch gegen seine religiöse Suprematie Einen neuen Nebenbuhler nach dem anderen auftauchen. Die Ankunft des Mahdi oder mahomedanischen Messias, der den alten Ruhm des Islam wieder herstellen und das tausendjährige Reich einführen werde, ist von Mohamed selbst vorhergesagt worden. Als Kennzeichen

gab er an, der kommende Erlöser werde seinem eigenen Stamme Koresch angehören, sein Vater werde ein Namensvetter von Mahomeds Vater seyn, und er selbst werde den Namen Mahomed führen.

In der neuesten Zeit sind nun in den mahomedanischen Ländern Afrika's drei solcher Messiase aufgetreten. Der Eine ist der Prätendent im Sudan, mit dem wir uns weiter unten beschäftigen werden. Er entspricht zwar nicht in allen Punkten der Beschreibung, welche der Prophet von dem Erlöser gab, dessen Ankunft er voraussagte; allein die Leute, an die der Mann im Sudan sich gewandt hat, sind auch nicht sehr kritisch angelegt, und wenn er nur große Erfolge erringt, so werden schon alle Zeichen seiner göttlichen Sendung an ihm entdeckt werden.

Aeltere Ansprüche und ein heiligmäßigeres Leben hat der bekannte Ordensstifter Senussi aufzuweisen, der die Heiligkeit von seinem Vater geerbt hat, und von seiner geheimnißvollen Klause in Tripolis aus einen großen Einfluß auf ganz Nordafrika und noch weiter bis zur Geburtsstätte des Islam ausübt. Als Arabi's Stern noch erglänzte, waren viele Gerüchte im Umlauf über die Unterstützung und Anerkennung, welche ihm der heilige Einsiedler und seine Sekte gewähren würden. Allein der richtige Augenblick ging vorüber und weder der Erlöser noch die leichten Reiter von Tripolis erschienen auf dem Schlachtfelde, um dem Vorrücken der Engländer Halt zu gebieten. Wenn also die geistliche Suprematie Abdul Hamid's jetzt von dieser Seite weniger zu fürchten hat, so hat der Sultan es der raschen Intervention der Engländer in Egypten zu verdanken. — Die Niederlage eines noch gefährlicheren Rivalen hat er durch sein eigenes Vorgehen, wenigstens einstweilen, herbeigeführt. Die Familie des Scherif von Mekka nämlich hätte vielleicht einen besseren Anspruch auf die höchste Würde des Islam als irgend einer der anderen Mitbewerber, da sie zum Stamme

Koresch zählt, dem auch Mahomed angehörte und aus dem nach seiner Verheißung der Messias kommen soll. Die Familie ist auch der erbliche Wächter des heiligen Schreines in Mekka, und es wäre ganz im Einklange mit der mahomedanischen Tradition, wenn ein Mitglied derselben als Mahdi auftauchte. Der letzte Scherif wollte die Vortheile seiner Stellung in der That ausnutzen und zeigte Neigung, das Chalifat zu beanspruchen; ebenso waren die nationalgesinnten Ulema's von Kairo eine Zeit lang mehr als geneigt seine Ansprüche anzuerkennen. Allein der Scherif ward abgesetzt und als Gefangener nach Konstantinopel abgeführt, wo man ihn unschädlich zu machen wissen wird.

Seine größten Fortschritte hat der Islam in den letzten fünfzig Jahren in Centralafrika gemacht, theils mit dem Koran in der Hand, theils durch das Schwert. Die Einfachheit seiner Lehren, das Institut der Vielweiberei, seine Versprechungen irdischer Macht und wollüstiger Genüsse im Paradies erklären es, warum der Islam auf den sinnlich angelegten Neger einen so bedeutenden Zauber ausübt, und warum er im dunklen Welttheile weit größere Fortschritte macht als das Christenthum. In den letzten fünfzig Jahren sollen mehr als zwölf Millionen Neger in Centralafrika zur Lehre Mohameds übergetreten seyn, und mit der den Convertiten eigenen Begeisterung haben in der neuesten Zeit diese Proselyten den Plan gefaßt, durch Waffengewalt die Regeneration des Islam zu unternehmen.

Es werden jetzt ungefähr fünfzehn Monate her seyn, seit in Kairo die ersten Berichte anlangten über den sonderbaren Einfluß, den unter der Bevölkerung des Sudan ein Scheikh, Namens Ahmed Mahomed, ausübe. Er lebte auf einer Insel des weißen Nil, ungefähr 70 Stunden südlich von Khartum[1]). Obgleich er keiner Sekte von Derwischen ange=

1) Siehe Londoner „Standard", 13. November d. Js.

hörte, so führte er doch das Leben eines Derwisch in Armuth und Abgeschiedenheit, widmete seine Zeit dem Gebete und ascetischen Uebungen und kam nur zuweilen aus seinem Verstecke heraus, um das Land zu durchwandern und die Ankunft einer neuen Aera für den Islam zu predigen.

Nach einer in allen mahomedanischen Ländern verbreiteten Prophezeiung soll nämlich die neue Aera zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts der Hegira, also im November des laufenden Jahres, beginnen. Dann werde der von Mahomed verkündete Mahdi oder Erlöser erscheinen, die Regeneration des Islam bewirken und die Gläubigen zum Siege über alle ihre Feinde führen.

Es scheint nicht, daß Scheikh Ahmed im Anfange geneigt war, für sich selber diese Sendung zu beanspruchen; allein, ob nun die Schmeicheleien seiner Schüler die Umwandlung bewirkten oder ob sie die Folge von Visionen war, die er auf seiner einsamen Insel gehabt haben will, gewiß ist es, daß er urplötzlich mit der Versicherung hervortrat, er selbst und kein Anderer sei der erwartete Mahdi. Wenn auch nicht ganz, so erfüllt er doch so ziemlich die Bedingnisse seiner Rolle; denn er selbst heißt Mahomed, der Name seines Vaters ist Abdallah und der seiner Mutter Emineh, wie auch die Eltern des Propheten hießen; und obgleich es ihm schwer werden dürfte, seine Abstammung aus dem Stamme Koresch zu beweisen, da er ein dunkelgefärbter Berber aus Dongolah ist, so wird sich schon irgend ein Auskunftsmittel für diesen Mangel finden. Daß er, wie behauptet wird, zu dem großen Sklavenhändler-Bunde des Sudan gehörte, der von dem Engländer Gordon und Gessi Pascha auf einige Zeit lahm gelegt wurde, wird, wenn es sich bestätigen sollte, seiner Prophetenschaft keinen Eintrag thun.

Im August **1881** geschah es zum ersten Male, daß Scheikh Ahmed seine Mission als Mahdi öffentlich verkündete. Ueberall fiel die Volksmenge vor ihm auf den Boden. Seine

Triumphreise durch das Land, die kühne Sprache seiner Predigten und die vielen Wunder, die er, wie es hieß, wirkte, erregten schließlich den Verdacht und die Eifersucht der Behörden. Sofort wurde an die verschiedenen Gouverneure der Befehl geschickt, seine Bewegungen zu beobachten und die Versammlungen, die er abzuhalten pflegte, zu sprengen. Sein erster Versuch Widerstand zu leisten, scheint keinen Erfolg gehabt zu haben. Als er sich mit großem Gefolge in der Gegend von Sennaar am blauen Nil zeigte, sandte der Mudir ein Truppencorps ab, um seinem Vorrücken Einhalt zu thun. Der Mahdi ließ sich aber nicht einschüchtern, ritt den Truppen kühn entgegen und sprach zu ihnen in sehr beredten Worte, wobei er sie warnte, seinen Begleitern das geringste Leid zuzufügen, denn „durch die Gnade Allah's sei er im Stande, dieselben alle kugelfest zu machen." Einige Salven aus den Remington-Büchsen zeigten indeß bald die Machtlosigkeit seines Zaubers, und Scheikh Ahmed sah sich zur Flucht genöthigt, um sein Leben zu retten, wobei er einige Dutzend seiner leichtgläubigen Begleiter auf dem Schlachtfelde liegen ließ. Nun schmolzen seine Anhänger zusammen, und eine Zeit lang hörte man nichts mehr vom Mahdi. Er hatte sich übrigens nur zurückgezogen, um seine Streitkräfte wieder zu ergänzen, und nachdem er die Wintermonate im Schilluklande zugebracht hatte, dessen Bewohner die kräftigsten und wildesten von allen Stämmen des obern Nils seyn sollen, rückte er im Frühjahre wieder gegen Norden vor und bedrohte dieses Mal die westlich vom weißen Nil gelegene Provinz Kordofan. Yussuf Pascha, ein General von sehr zweifelhaften Antecedentien, war gerade Befehlshaber von Faschoda, des ersten Militärpostens der Provinz. Aus Khartum ward ihm der Befehl zugeschickt, mit seinen Truppen nach den Bergen von Gadir zu gehen und dort den Mahdi zu erwarten. Jedoch gingen viele Wochen durch langweilige Vorbereitungen für die Expedition verloren, und

als endlich gegen Mitte Mai Yussuf Pascha mit acht bis zwölftausend Mann und acht Kanonen aus Faschoda aufbrach, waren seine Truppen schon durch die vielen Gerüchte demoralisirt, die über des Mahdi Triumphzug durch das südliche Kordofan in Umlauf waren. Dazu ward auch noch sein Marsch durch große Schaaren von Weibern und unnützen Pöbels aufgehalten, die er dulden mußte, um das Ausreißen unter seinen Soldaten zu verhindern. Endlich ward Gadir erreicht, wo indeß der Mahdi schon mit 40,000 Mann auf die Egypter wartete; mitten in der Nacht vom 10. Juni überfiel er ihr Lager und rieb die ganze Expedition auf. Gleich im Anfange ward Yussuf Pascha in seinem Zelte getödtet, die meisten Soldaten wurden im Schlafe niedergemacht, der Rest gefangen genommen und mit kaltem Blute abgeschlachtet. Nur siebenundzwanzig Mann entkamen, um die Schreckensnachricht zu überbringen.

Von jenem Tage an war das Schicksal Kordofan's vorerst entschieden. Der Mahdi entsandte sofort einen Theil seines Heeres unter einem seiner ergebensten Unterbefehlshaber, Namens Wad el Mukaschef, über den weißen Nil, um Sennaar zu bedrohen, und rückte mit seiner Hauptmacht gegen El Obeid vor, der Hauptstadt von Kordofan, die etwa 20.000 Einwohner zählen mag und von 5000 Mann Truppen mit 12 Kanonen besetzt war. Seinen ersten Angriff auf El Obeid, der aber abgeschlagen ward, machte der falsche Prophet am 8. September. Nach den letzten Nachrichten aus dem Sudan[1]) war die Stadt schon 41 Tage lang eingeschlossen und auf das Aeußerste bedrängt; doch hoffte man, sie vielleicht bis zur Ankunft der Verstärkungen halten zu können, die von Suez aus im Anmarsche begriffen waren. Auch in Khartum hegte man wieder bessere Hoffnung, und die katholischen Missionäre, die sich beim Herannahen

1) Aus Khartum v. 31. Oktober.

des Mahdi nach Berber geflüchtet hatten, waren wieder nach Khartum zurückgekehrt.

Indeß wartete der falsche Prophet den Fall von El Obeid nicht ab. Er setzte vielmehr, indem er genügende Streitkräfte zurückließ, um die Stadt einzuschließen und jede Verbindung zwischen ihr und der Außenwelt zu verhindern, seinen Siegeszug durch Kordofan fort, vernichtete alle Truppenabtheilungen, die in abgelegenen Militärstationen zurückgelassen waren, mordete Männer, Weiber und Kinder, wo der geringste Widerstand sich zeigte, und erfüllte das ganze Land theils mit Schrecken theils mit Begeisterung. Am 22. September war er schon so weit vorgerückt, daß er binnen einer Woche nach Khartum hätte marschiren können, wo zwei Drittheile der Bevölkerung ihn als Erlöser begrüßt hätten, die kleine Garnison aber in aller Hast und Eile einige Verschanzungen vor der Stadt zwischen dem weißen und dem blauen Nil aufwarf. Glücklicher Weise liegt Khartum am östlichen Ufer des weißen Nil in dem durch den Zusammenfluß der beiden Ströme gebildeten Winkel, und der Mahdi, der längs dem westlichen Ufer hinmarschirt, wird es schwierig gefunden haben den Uebergang zu bewerkstelligen, da die Militärbehörden von Khartum vermuthlich die Flotille von vierzehn Flußdampfern, die Gordon Pascha mit so vieler Mühe herbeigebracht hat, dazu benutzt haben werden, um den Uebergang zu hindern. Jedoch hätte Khartum auch in diesem Falle immer noch mit dem Heere zu rechnen, das unter Wad el Mukaschef von Sennaar aus heranziehen soll, und es ist sehr leicht möglich, daß der Mahdi seinen Angriff auf Khartum absichtlich verzögert, um die Ankunft seines Unterbefehlshabers auf dem anderen Ufer abzuwarten.

So sind denn die Aussichten immer noch düster genug. Kordofan und Sennaar sind bereits zum großen Theile, und die weiten Regionen südlich davon sind ganz verloren. Das ganze große Reich des Sudan, dessen Eroberung unter dem

vorigen Vicekönig Ismael Pascha so viel Geld und Blut gekostet hatte, fällt in Trümmer. Auch ist die Gefahr nicht auf jene entfernten Provinzen allein beschränkt. Selbst wenn man zugibt, daß in der ganzen Geschichte vom falschen Propheten viel übertrieben worden seyn mag, so ist doch so viel sicher, daß man es hier nicht mit einem lokalen Aufstande, sondern mit einer Ueberfluthung von Völkerschaften zu thun hat, die durch Raubgier und religiösen Fanatismus angetrieben werden. Ganze Volksstämme haben der Aufforderung des Mahdi gehorcht, sie strömen jetzt, Männer, Weiber und Kinder, zu seiner Fahne und verheeren das Land wie ein Heuschreckenschwarm. Sein eigenes Endziel ist, wie er selbst erklärt, Mekka, wo allein seine Mission ihre schließliche „Sanktion“ erhalten könne. Allerdings, wenn auch Khartum fallen sollte, so trennen immer noch große Wüsten den Sudan vom fruchtbaren Thale des untern Nil; indeß lehrt die Geschichte, daß trotz dieser Wüsten schon mehrmals Einfälle in Unteregypten vom Süden her erfolgt sind. Auf die europäische Politik wird freilich diese ganze panislamitische Bewegung zunächst keinen großen Einfluß äußern, aber sie wird der Ausbreitung des Christenthums in Centralafrika, und vielleicht auch in Asien, große Hindernisse entgegenstellen.

III.

Aus den Alpenländern.

II. Aus Nordtyrol.

Vorüber an dem durch Meister Schmidt in Wien stilvoll restaurirten Schlosse Fischhorn, einem Ansitze des Fürsten Liechtenstein, ging es hierauf nach Zell am See. Blau leuchtete der Himmel aus der klaren Fluth wieder, in regelmäßigem Wellenschlage spielte das Wasser an seinen Ufern.

Ueber diesen See vor Jahren
Bin ich auch einmal gefahren,

konnte ich mit dem Dichter sprechen. Aber welche Veränderung seit damals! Nur wenige einsame schwerfällige Fischernachen zogen zu jener Zeit langsam über die öde Wasserfläche dahin; tiefe Stille herrschte überall, kaum durch das Geläute der Heerdenglocken oder einen Schuß im nahen Walde, der von den jenseitigen Bergen wiederhallte, unterbrochen. Jetzt erheben sich hier elegante Hotel's, geschmackvolle Landhäuser, deren Veranda sich weit am Ufer hin erstreckt. Die Wohnungen rings umher sind recht reinlich und hell geworden, hinter glänzenden Fensterscheiben und üppigem Blumenflor schauen überall untadelhaft weiße Vorhänge hindurch. Ueberall zwischen den grünen Wiesen und dunklen Tannen promeniren Herren und Frauen in eleganten Toiletten oder lassen sich in niedlichen Gondeln fahren, wenn sie nicht vorziehen, sich selbst im Rudern zu üben. Die vornehme Welt Wien's scheint sich hier ein Stelldichein gegeben

zu haben; wenigstens halten die Preise in den Gasthäusern jenen in der Hauptstadt so ziemlich das Gleichgewicht.

Eben läutete die Abendglocke; meine Gedanken wandten sich der Vergangenheit zu:

Era già l'ora che volge il disio
Ai naviganti, e intenerisce il core
Lo dì ch'han detto ai dolci amici addio;
E che lo nuovo peregrino d'amore
Punge, se ode squilla di lontano,
Che paja 'l giorno pianger, che si muore.

Mit jugendkräftigen Freunden war ich einst hierher gekommen, mit leichtem Bündel und leichtem Muthe. Wie damals glänzt auch heute die Welle im Abendschein, fliegen die Schatten bald dunkler, bald lichter über die klare Fluth hin; sie sind längst hinabgesunken in das Grab.

Linquenda tellus et domus,
— neque harum, quas colis arborum
Te, praeter invisam cypressum,
Ulla brevem dominum sequetur.

Andere sind gekommen und haben ihren Platz eingenommen, sicut unda sequitur undam. Alles ist vorübergegangen, nur der Himmel steht stets unbewegt über all' dieser Welt, wo nichts beständig ist als der Wechsel, nichts bleibend als die Vergänglichkeit. Ich blickte nach Oben, der weite Bogen über uns und das gewaltige Meer vor uns, sie sind so recht Bilder der Ewigkeit; wie nichtig erschien mir alles irdische Treiben! Gerade der Eine von den Gefährten war ein so rüstiger Bergsteiger; als wir von Heiligblut am Fuße des Großglockner über die Pasterze herüber kamen, war er immer voran — sein Leib ist nun wohl schon vermodert.

Als ich jung war, war jeder Abschied für mich ein Schmerzenstag. Das ist nun überwunden. Warum auch trauern; Alles geht ja doch vorüber, außer Gott und seine Liebe. Abscheiden müssen wir lernen, mehr und mehr. Göthe vergleicht bekanntlich unser Leben mit dem Aufenthalte in

einem Badeort. Man kommt und ist zuerst fremd, und Alles ist uns selbst neu; allmählich gewinnt man Bekannte, man bürgert sich ein; bald aber geht Einer nach dem Andern nach Hause, man wird mehr und mehr einsam.

An einem Bauernhause hoch im Gebirge las ich die (mehrfach variirte) Inschrift, die diesen Gedanken viel tiefer faßt:

Wir bauen jetzt so feste,
Und sind doch hier nur Gäste,
Und wo wir ewig werden seyn,
Da bauen wir nur wenig ein.

Und sind doch hier nur Gäste, Einer nach dem Andern zieht aus, zuletzt sind wir allein. Viele Menschen zerstreut das Reisen; ich finde mich nie so gesammelt und mir selbst gehörend, als in der Fremde. Die Berufsarbeit, welche alle Geistesthätigkeit vollständig in Anspruch nimmt, ruht; ich bin allein in der weiten Welt und einsam, im geräuschvollen Bahnhof und in volkreicher Stadt, einsam wie der Mönch in seiner Zelle. Redi in temetipsum, in interiore homine habitat veritas, sagt St. Augustin.

Nun ging es hinein in das liebe Tyrol mit seinen blauen Seen, grünen Auen, himmelanragenden Felsen, seinen stillen Thälern, seinen Kirchlein auf steiler Höhe, seinen schlanken Spitzthürmen mit mächtigen, weithin dröhnenden Glocken, den Männern, die festhalten an alttyroler Sitte und Frömmigkeit, und den Jungtyrolern mit ihren himmelstürmenden und ihren kindlich naiven Vorstellungen von Deutschthum, deutscher Intelligenz und Bildung, just wie unsere Primaner, denen man gesagt hat, Lessing sei der größte Deutsche gewesen, trotz der Kälte seines Stiles, trotz der Skepsis seines Geistes, der Zerrissenheit seiner Seele, trotz der fast nur negativen Resultate seines ganzen Lebens. Wenn sie manche offenkundige Schäden ihres Landes zu heilen sich vorsetzen, so kann man ihnen darum nicht gram seyn; aber die Arzneien, mit denen sie dem Patienten zu helfen gedenken, sind zum Theil äußerst bedenklicher Natur.

Auch möchte ich ihnen rathen, erst das Vertrauen des Volkes zu gewinnen und nicht durch eine falsche Methode sich dasselbe noch mehr zu entfremden. Möchten sie doch vor Allem den Klerus in Ruhe lassen; das Volk weiß es ja doch recht gut, daß der Klerus es ist, der seit Jahrhunderten Leid und Freud mit ihm getheilt hat. Und aus Riehl könnten sie lernen, daß, wer den Bauer seiner Religion entfrembet, ihm damit auch die Sitte zugleich nimmt; was dann wird, hat die jüngste Vergangenheit deutlich genug bewiesen. Denn daß Bureaukraten und Literaten einmal die Stelle des Klerus einnehmen werden, auf deren Stimmen das Volk mit Andacht lauscht, wird doch Keiner im Ernste behaupten wollen, der das Selbständigkeitsbewußtseyn des Tyrolers den „Herren" gegenüber nur einigermaßen kennt. Ihr werft dem Klerus Agitation vor; aber wenn er sich gegen die Giftsaat wehrt, die in Tyrol Jahr aus Jahr ein von fremden und einheimischen Händen ausgestreut wird, wenn er Ideen bekämpft, die man, wie der Hausirer schlechte Fabrikwaare, ins Land hineinschmuggelt und die man draußen trotz des Firnisses längst als Pfuscharbeit erkannt hat, und das Volk warnt, daß es seine althergebrachte gediegene und erprobte Sitte und Lebensanschauung nicht gegen hohle Phrasen eintauscht: so nennt ihr dieß Agitation. Hatte man doch diese Agitation recht gerne gesehen, als im Jahre **1848, 1859, 1866** die Priester von der Kanzel herab die Männer zum Auszuge anfeuerten, und diese erst in manchen Orten zu den Stutzen griffen, nachdem alle Schreiben, die von den k. k. Kanzleien „erflossen" waren, und alle Mahnungen der Bezirkshauptleute ohne jeden Erfolg geblieben waren. Wenn man, wie Dr. Egger, k. k. Gymnasiallehrer zu Innsbruck, in seinem soeben erschienenen Werke: „Die Tyroler und Vorarlberger" es dem verstorbenen Johannes Schuler zu großem Verdienste anrechnet, daß er der wißbegierigen Jugend Tyrol's die Werke von Strauß und Feuerbach in die Hand gab, und der Klerus Alles aufbietet, vor dieser Pest eines Unglaubens

der Alles verworfen hat und dem nichts mehr gilt, nicht Gott nicht Geist, nichts als die todte Materie, die unverdorbenen Gemüther zu bewahren: so nennt ihr dieß Agitation. Wer Strauß kennt, kennt auch dessen innere Ruhelosigkeit, dessen Verlangen nach dem Frieden im Glauben, dem er in einem Sonett so beredten Ausdruck gegeben hat:

Wär' vor fünfhundert Jahren ich geboren,
So hätt' ich längst die Sorgen, die mich drücken,
Die Centnerlasten, den gebeugten Rücken
Entlediget vor eines Klosters Thoren.
O holder Ruhesitz, den ich erkoren,
Wie diese stillen Gänge mich entzücken,
Der Glocken Silberstimmen mich beglücken!
Zum Himmel aufwärts trägt das Lied der Horen.
Sei mir gegrüßt, du meine stille Zelle,
Du Büchersaal, des Geistes Vorrathskammer,
Und du, mein Augentrost, umhegter Garten.
Hier leget sich des Lebens letzte Welle,
Die Seele schweigt, gleichweit von Lust und Jammer,
Das letzte Stündlein ruhig abzuwarten.

Hunderte von Tyroler Jünglingen und Jungfrauen haben innerhalb des Klosters Pforten — und auch nicht zum Schaden des Landes — diesen Frieden gefunden, Tausende und Hunderttausende leben und sterben in diesem Frieden durch den Glauben, den der Verfasser des „alten und neuen Glaubens" umsonst gesucht hat, und den wollt ihr ihnen nehmen, um „Intelligenz" in's Land zu bringen? Und wer kennt denn nicht A. von Humboldt's vernichtendes Urtheil über Strauß' „naturhistorischen Leichtsinn?" Wie hätte dieser erst geurtheilt, wenn er Historiker gewesen, über dessen luftige Hypothesen, mit welchen er den christlichen Glauben zu erschüttern wähnte, an die Niemand mehr glaubt und an die er zuletzt selbst nicht mehr geglaubt hat? Gegen diesen „neuen" Glauben, der ein Wahn ist, keine Ueberzeugung, statt des Brodes einen Stein bietet und statt des Fisches eine Schlange, sollten die Tyroler ihr Christenthum dahin geben?

Es sind in diesem Monate gerade zehn Jahre, daß zu Nürnberg Ludwig Feuerbach begraben wurde. Die Arbeiterbataillone, welche den Leichenzug bildeten, und die am Grabe gesprochenen Worte, die jetzt unter der Herrschaft des Socialistengesetzes nicht straflos gedruckt würden, thun zur Genüge dar, daß seine Schriften nicht ein Licht, belebend, erleuchtend, erwärmend gebracht, sondern einen Feuerbrand hineinwarfen in die Massen, der geeignet ist, eine verzehrende Flamme zu entzünden, in der alle Ideale, die Heiligthümer der Menschheit in Asche sinken müssen. Ist denn Jungtyrol wirklich noch so weit in der Cultur zurück, daß sie noch mit der Puppe Intelligenz spielen können, die man Kindern in die Hand gibt, um mittlerweile ungestört ganz Anderes treiben zu können, daß sie noch nicht wissen, was jenseits der Mainlinie jeder Primaner längst weg hat, daß sie nur die Balancirstange ist, womit man über alle Lücken an gediegenem Wissen kühn hinwegvoltigirt; auch schreibt man den Mangel eben dieser Intelligenz als nota infamiae gern Jedem auf den Rücken, dessen man sich bei der Concurrenz um gut dotirte Professuren zu entledigen sucht, und hetzt auch das Volk wegen eben dieses Mangels gegen die bösen Ultramontanen, um indessen desto bequemer seine Taschen plündern zu können. „Keine Puppe, sondern nur — eine kleine Kunstfigur.“ Wenn ihr es mit deutscher Bildung und deutscher Art wirklich erst meint, so habt ihr ganz andere Dinge zu thun. Ich kenne mehrere Geistliche in Südtyrol, die lange Zeit, ohne jede Unterstützung, ohne Anerkennung von Seite der Regierung, mitten unter dem Andrange des italienischen Idioms deutsche Schule gehalten haben, und habe selbst Einem derselben auf seine Bitte deutsche Volksbücher nach seinem wie eine deutsche Sprachinsel gelegenen Dorfe gesendet; diese Männer üben still die Pflicht treuer deutscher Vaterlandsliebe, und machen nicht viel Gerede mit dem, was sie gethan; und doch haben sie mehr gethan, als so Mancher der gegen gutes Honorar in

den Blättern deutschthümelt, und nebenbei an den Priestern seinen abgestandenen Witz übt.

In den meisten Post- und Gasthäusern, wo die „Herren“ ein und ausgehen, liegt die alte und „Neue Presse“ auf. Die Mache dieser Blätter, namentlich der letzteren, ist ganz geschickt; aber die Sprache, vom Inhalt ganz abgesehen, durch und durch versüdelt; die Bilder z. B. häufig unwahr und verschroben. Da lesen wir statt von dem Ursprunge eines Stromes, von dessen „Eiswiege“; es regnet, statt in Strömen, „in Schiffstauen“; das läppische „in Bindfaden“ ist dieser Sorte von Literaten noch nicht läppisch genug. Namentlich, wenn es sich um griechische Wörter handelt, hie und da selbst bei lateinischen, kommt der Feuilletonist mit der Grammatik in recht unangenehmen Conflikt. Nachdem ich in diesem Herbste eine Woche lang — eine solche Art geistiger Nahrung ist fast das Einzige, was in viele Sommerfrischen dringt — die neueste Wiener Literatur auf diesem Gebiete studirt hatte, kam mir zufällig Göthe's Iphigenie in die Hand; da hatte ich so recht Gelegenheit, den Verfall unserer deutschen Sprache gerade in Folge der Zeitungsliteratur zu betrauern.

In dieser Beziehung wäre es zu wünschen, daß die (weiland) Augsburger Allgemeine Zeitung noch ihr altes Monopol besäße und den Verschleiß für Intelligenz und Bildung ausschließlich für Oesterreich besorgte, wie ehedem; ihre Redaktion hatte es verstanden, ähnlich wie jene der Revue des deux Mondes, jede ungelenke Redewendung zu glätten, nicht bloß aus Rücksicht auf die herrschenden Strömungen in den Regierungskreisen der verschiedenen deutschen Länder, sondern auch im Interesse ihres Rufes als Trägerin deutscher Cultur. Hier muß Abhilfe geschaffen und männiglich entgegen gearbeitet werden. Man hat unsere Sprache von Gallicismen gereinigt; aber eine andere Gefahr ist näher und drohender. Unsere Sprache, unsere schöne, gedankenvolle, ehrliche, keusche deutsche Sprache verfällt, wie die Börse, das Kapital, der Handel dem Judenthum; jüdischer Witz, jüdische Geilheit,

jüdische Gaunerausdrücke haben sich wie ekelhaftes Ungeziefer in dem Körper unserer Sprache eingenistet. Hinaus damit! das muß unser gemeinsamer Wahlspruch seyn. Da habt ihr ein weites und ergiebiges Arbeitsfeld, um das ächte Deutschthum zu wahren. Und wenn ihr noch ein bischen den Zopf der österreichischen Kanzleisprache abschneidet und die Austriacismen ausmerzt, so kann das auch nichts schaden.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung diese Judenpresse, namentlich in Oesterreich. Es ist ein hartes Wort, aber es ist so: diese von Juden producirte und inspirirte Literatur ist ein Verhängniß für ganz Deutschland. Judenwitz und Judenfrivolität fährt fort, wie ehedem bei Börne und Heine, alle Ehrfurcht vor dem Heiligen zu untergraben, alle Auktorität zu zerstören, alle Ideale unseres deutschen Volkes lächerlich zu machen, alle unsere großen Männer zu lästern — und viele unserer Gebildeten lachen mit, ohne zu ahnen, daß der Jude ihnen nur diese Possen vormacht, aus Haß gegen das Christenthum, und um zugleich dabei desto tiefer in ihren Geldbeutel greifen zu können. Freilich sind wir selbst an diesem Elend zum Theile schuld; ohne positiven Glauben, mit bloßem Humanitätsgeklingel, wie Treitschke meint, werden wir der furchtbaren Macht des Bösen, das sich in dem vom Glauben seiner Väter abgefallenen Judenthum offenbart, auf die Dauer nicht widerstehen können. „Zwei Völker", heißt es auch hier, „trägst du in deinem Schooße." Selbst Professor Lazarus in seiner Broschüre „Was heißt national"[1]) konnte nicht umhin einzugestehen, daß doch nur die innigste Geistesverwandtschaft Menschen zu einer Nation verschmelzen kann. Wer wollte nun läugnen, daß das Christenthum Alles an uns durchdrungen hat, Sitte, Recht, Denkungsweise und nicht zum Geringsten die Sprache? Wer aber die Schriften von Lazarus gelesen hat, welcher hofft, daß die Religion Lessing's unter uns siegen wird; das „Sendschreiben Börne's an Treitschke aus dem Elysium[2])",

1) Berlin, Dümmler 1880. — 2) Berlin, 1880.

welches im Christenthume nur ein Werkzeug der Verfolgung sieht; des Landrabbiner Glück, welcher meint, kein gebildeter Mensch könne die christlichen Dogmen glauben; des Rabbiner Schreiber über Mendelssohn, der erst deutsche Gesinnung uns gelehrt haben soll[1]); des Rabbiner Jellinek, welcher die Juden für das arbeitsamste, de- und sanftmüthigste Volk erklärt[2]), — der muß staunen über dieses Uebermaß von Arroganz und Haß gegen das Christenthum. Im Talmud, belehrt uns der Rabbiner Hamburger[3]), fließt die Quelle der lautersten Humanität, und der Verfasser des Buches Ben Sirah militans wiederholt die giftigsten und schmutzigsten Angriffe des früheren Judenthums auf das Christenthum[4]).

Es ist unser Stolz, sagt die „Israelitische Wochenschrift", daß wir im Besuche der höheren Bildungsanstalten allen Bekenntnissen voranstehen. Das ist crasser Anachronismus, wenn die Juden sich selbst „Israeliten" nennen und von manchen Behörden so genannt werden. Seit dem Exil gab es nur noch Juden, keine Israeliten mehr; so nannten sie sich damals selbst, so nennt sie ihr Geschichtschreiber Josephus, so nannten sie die classischen Völker, so nennt sie das Neue Testament. Was nun diesen Bildungsdrang betrifft, so fließt derselbe keineswegs aus ihrem idealen Streben, sondern ist einfach die Folge ihrer Sucht auf leichtere Weise zu Geld und Reichthümern zu gelangen, namentlich in der Advokatur; und die verhältnißmäßig große Anzahl wohl situirter Judenfamilien erleichtert diese Bestrebungen und unterstützt die ärmeren unter ihnen.

Es ist diese Rührigkeit der Juden in der Presse ganz das Gegenstück zu der sonstigen Thätigkeit dieses klugen Völkchens auf andern Gebieten, das vaterlandslos, zum guten Theil religionslos, manchmal auch ehr- und gewissenlos und

---

1) Semiten und Arier. Mannheim, Selbstverlag.

2) Franzosen über Juden. Hamburg, Nestler 1882.

3) Die Nichtjuden. Neustrelitz, 1880. — 4) Stuttgart, Metzler. 1880.

jeder höheren Richtung baar, nur nach Geld und Gewinn strebt. Mit allen Mitteln, wie sie Erziehung, Vererbung, Gewohnheit, Raffinement, rücksichtsloser Egoismus bieten, zieht es seit Jahrzehnten wie eine Saugpumpe auf tausend Wegen alles Geld und Geldeswerth aus dem Körper der Nation, die ihm dem Heimathlosen großmüthig eine Heimath geboten hatte. Diese illustrirten und politischen Zeitungen, Journale, Monatsschriften, Revüen, Witzblätter u. s. f. produciren meist so wenig, als der Handelsjude, der mit dem Zwerchsack auf dem Rücken hausirt, oder jener, der an der Bank im Differenzgeschäft mühelos Tausende verdient; aber sie ernten, was Andere im Schweiße ausgesäet haben. Es ist nichts als ein literarisches Krämergeschäft, was sie treiben, in kleinerem oder größerem Maßstabe. Nicht Eine neue Idee produciren sie, nicht Eine wissenschaftliche That haben sie aufzuweisen. Aber was Andere gearbeitet, unter Mühen, Sorgen und oft Entbehrungen und gegen geringes Entgelt geschaffen, dem wissen sie vortrefflich eine Appretur zu geben und als schmackhafte Speise ihrem Publikum vorzusetzen, namentlich jenen, welche mit vier Worten über Hartmann's Pessimismus, Schäffle's nationalökonomisches System, die Hypothese Darwin's und, was besonders aufmerksame Leser findet, über Diätetik und Makrobiotik gründlich unterrichtet seyn wollen. Der Jude besorgt dieß Alles, wie es vordem der „Hofjude" bei hochadeligen Herrschaften gethan; und damit der Leser nicht ermüde, würzt er seine „Essay's" mit offenen und versteckten Angriffen auf Christenthum und Klerisei; des Beifalls kann er dann immer sicher seyn.

Ihnen allein dürfen wir dieß jedoch nicht zum Vorwurfe machen; haben sie ja doch unter uns Nachfolger genug gefunden, und, wie die Buchhändlerkataloge ausweisen, ist diese Art der periodischen Literatur in beständiger Zunahme begriffen, so zwar, daß sie Werke ernsten, gelehrten Inhaltes völlig zu überwuchern droht. Wer daher Geld verdienen will, und eine nur einigermaßen geläufige Feder führt, geht

am besten unter diese Sorte von Literaten. Während der Verfasser eines Werkes, der Frucht langer Jahre und vieler Nachtwachen, nicht selten um einen Verleger bitten muß von Thür zu Thür — auf ein Honorar verzichtet er von vornherein — streichen diese ihre schönen Sümmchen ein. Ob die Waare probehaltig ist oder nicht, das kümmert Keinen, weder Schriftsteller noch Verleger, wenn sie nur zieht und dem, vielleicht ganz verderbten, Geschmack des Publikums entspricht. Und der Schriftstellerruhm bleibt auch nicht aus, dafür sorgt die Coterie, und „nihil officiosius, quam cum muli mutuum scabunt“, sagte schon ein Alter. Freilich welken solche leicht gewonnene Lorbeeren bald, aber der Oberflächlichkeit wird dadurch förmlich eine Prämie ausgesetzt, und das deutsche Volk in seinem innersten Kerne verdorben.

Ignoriren lassen sich diese Zustände nicht mehr, noch dient es zur Widerlegung auf günstige Urtheile englischer und französischer Schriftsteller hinzuweisen, da diese von unserer Lage gar keine Ahnung haben. Deutschland, Oesterreich und Rußland beherbergen zwei Drittel der gesammten Judenschaft, die anderswo eine verschwindende Minorität bildet. Unserm deutschen Volke wird der Kampf auf dem vom Juden besetzten Gebiete schwer, sehr schwer, weil es im Großen und Ganzen zu ehrenhaft, vielleicht auch, der deutsche Bauer wenigstens, zu wenig gerieben ist. Wir glauben nicht an die trüben Prophezeiungen Marr's von dem Siege der Semiten über die Germanen, sondern viel eher und lieber an eine Erneuerung unsers Volkes im christlichen Geiste, wodurch es allein gefeit wird gegen die materiellen und noch größeren sittlichen Schäden, die von dieser Seite her drohen. Um so mehr sind alle Aeußerungen rohen Racenhasses, wie es sich in so manchen antisemitischen Schriften kundgibt, zu beklagen. Tuba insultationum infructuosum facit bellum, sagt der hl. Augustinus, und der verstand sich doch auch auf Polemik.

Diese Fragen sind nun alle unsern unschuldigen Jungtyrolern völlig fremd, obgleich sie Lebensfragen Oesterreichs

sind. Da ihr Haus noch nicht brennt, so leben sie unterdessen in aller Gemüthlichkeit fort, und laufen mit dem großen Haufen, der in der Judenpresse die katholische Kirche täglich zum Gegenstand seiner Angriffe macht, um dafür bald den Talmud, bald das gereinigte Judenthum als den Culturträger für Europa zu verhimmeln. Qui vinci a veritate non vult, ab errore vincitur, sagt derselbe Augustinus. —

Langsam stieg ich im Unterinnthal einen Berg hinan; da dachte ich an die Worte, die Petrarca aus Augustin's Bekenntnissen las, als er auf dem Gipfel des Mont Ventoux angekommen war, und sein Blick wie trunken ward von der überwältigenden Größe und Schönheit der Natur: „Und es gehen die Menschen hin, um die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluthen des Meeres und die breiten Betten der Ströme und den Umkreis des Oceans und die Bahnen der Gestirne zu bewundern, und halten ihr eigenes Innere nicht der Betrachtung werth." Körting hat um dieser Besteigung eines mäßigen Berges willen Petrarca Luther an die Seite gestellt; es sei eine epochemachende That gewesen, meint er, denn das Mittelalter habe kein Naturgefühl gehabt. Der Geschichtschreiber der „Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance" scheint das tiefe Naturgefühl, wie es die Gesänge der Franziskanerdichter des dreizehnten Jahrhunderts durchweht, diesen Sinn der Mönche des Mittelalters für das Erhabene und Romantische in der Natur, wie es so viele Chroniken in der naivsten Weise aussprechen, nicht zu kennen. Und Augustin's Worte selbst, sprechen sie nicht von einer Bewunderung der Berge und des Meeres? Augustinus hatte Recht, und Petrarca ebenso, als er beim Lesen dieser Worte nachdenkend wurde und seinen Sinn zu Gott erhob. Ich hatte einen Freund, der konnte weinen, wenn er unter den mächtigen Waldbäumen seiner Heimath wandelte und in das Land hinaussah; wie Aeolsharfen bei jedem Luftzug klingen, so klangen alle Stimmen der Natur in seiner Seele wieder. Ich weiß nicht, ob er zu beneiden war wegen dieses so mächtigen Natursinnes, dieser

feinfühligen Natursympathie. Die Natur ist stumm, sie antwortet dir nicht auf deine Fragen; und die Stimmen, die aus ihr dir entgegen tönen, aus der Windsbraut und Meeresbrandung wie aus Lerchengesang und Frühlingsblüthen, sind nichts als das Echo des Wortes, das du in sie hineingerufen, das Bild, das dein eigenes Innere, dein Denken und Fühlen auf sie projicirt. „Das Buch der Natur", sagt einmal Hamann, „ist durch seine angeblichen Ausleger nur noch räthselhafter geworden." Die Natur ist ein Räthsel; und nur der Geist wird es zu lösen verstehen, der das Räthsel seiner selbst, das Geheimniß seines eigenen Innern mit seinem Licht und Schatten, seinen Siegen und Niederlagen verstanden hat. Die Periode der Empfindsamkeit in unserer Literatur nannte sie eine liebende Mutter, an deren Brust der Mensch von allem Leid gesunden soll:

Große, heilige Natur,
Laß' mich geh'n auf deiner Spur,
Laß' mich geh'n an deiner Hand,
Wie das Kind am Gängelband!

Rousseau bei den Franzosen ist der Repräsentant dieser Richtung; mit Klopstock hat sie ihren Höhepunkt erreicht, Goethe's Werther erinnert noch daran. Die Natur ist grausam, sagen dagegen die Pessimisten, eine harte Stiefmutter, wie schon der Vater der Naturforschung, Plinius, sie nannte, ein „Alles gebärendes und Alles wieder verschlingendes Ungeheuer." Millionen Leben ruft sie in's Daseyn, um sie alsbald durch eisige Winterkälte und glühenden Sonnenbrand wieder der Vernichtung zu weihen. Ganz Unrecht haben sie nicht. Wer ein schärferes Auge hätte', als wir, der müßte hineinblicken können in den mörderischen Krieg, den die Geschöpfe im Kampfe um's Daseyn miteinander führen, wo das starke das schwache, das listige das einfältige, der Geier die Taube, der Wolf das Lamm zerreißt. Wer kann ermessen, was die Thiere leiden, und die Tausende von Unmündigen!

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,

Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Creatur.

Das ist es wohl, was auch den rosenumkränzten Hellenen wie den naturseligen modernen Menschen nicht recht zur Ruhe kommen läßt.

D'rum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Augustinus und Petrarca hatten Recht. In interiore homine habitat veritas. Et si tuam naturam mutabilem inveneris, transcende et te ipsum, fügt er bei; die wandelbare Wahrheit, Schönheit und Güte weist hin auf die unwandelbare. Länder und Meere, Berge und Thäler, und das Heer der Gestirne, und aller Zauber der Natur und alle Schönheit ihrer tausendfachen Formen und Gestalten, und auch der Liebreiz einer edlen Menschenseele ist nichts Anderes als der Widerschein, den die ewige, unwandelbare Schönheit hineinwirft in den Staub der Schöpfung. Da gehen die Menschen hin, und bewundern und verlieren sich in der Schöpfung, wie der Wahnsinnige, der in den See sich stürzt, aus dessen klarer Fluth die Himmelsbläue ihm entgegen winkt. Der Himmel ist es, den er sucht, aber der See ist es nicht, nur sein Spiegel. Das ist die ewige Geschichte der Menschheit; nach dem Unendlichen und Ewigen zieht es uns hin, aber dort ist es nicht, wo wir es suchen. Quaerite quod quaeritis ruft darum St. Augustin, sed non est, ubi quaeritis. Den Himmel suchen sie, den Tod finden sie. —

Gedanken solcher Art zogen durch meinen Geist, als ich „auf dem Eben" angekommen war. Es war ein klarer, sonniger Tag, so recht ein stiller Sonntagsnachmittag, der eine Weihe über das Gemüth bringt. Schon eine viertel Stunde vorher hatte ich den festlich vollen Ton der Glocke gehört; als ich näher kam, schien das ganze Dorf ausgestorben.

Ich war allein auf weiter Flur
Und eine Sonntagsglocke nur,

Nun Stille nah' und fern . . . So feierlich,
Als wollt' der Himmel öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Der Priester kniete vor versammelter Gemeinde am Altare, von zwei lieblichen, unbewegt knieenden Knaben umgeben, die ihm dienten, und betete eine Art Rosenkranz, mit dem beständig wiederkehrenden Spruche: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth! Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll.

Wie klangen mir diese Worte in der Seele wieder: Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll! Ja das ist's, das Wort, das das Räthsel der Natur löst und deren Sinn deutet. Die Natur ist jetzt kein Räthsel, sie ist ein Evangelium, seiner Herrlichkeit voll; soviel Blätter im Walde, soviel Tropfen im Meere, soviele Sterne am Himmel, so viele Stimmen, mit denen sie seine Herrlichkeit verkündet. Die Natur ist kein Ungeheuer; sie ist das Abbild der unendlichen Schönheit Gottes, ein schwaches und getrübtes Bild, aber doch sein Bild. Wie beredt ward mir dieser stille Wald, wie lächelte der blaue, tiefe, klare See, ein Bild der in Gott ruhenden heiligen Menschenseele, wie jubelten mir diese Bergriesen entgegen, das Kellerjoch, das Stanserjoch, der Leistenkopf, das Sonnjoch und wie sie alle heißen. Ihr Berge und Hügel, benedeiet den Herrn! Wie schön ist die Natur, weil so schön der, der sie schuf; wie schön ein edles Menschenbild, weil Gott in ihm wohnt, und ein Strahl seiner Herrlichkeit auf es gefallen ist. Aber außer Ihm — Tod, Verwesung, Staub.

Nun bestieg der Prediger die Kanzel. Himmel und Erde, wiederholte er, sind seiner Herrlichkeit voll. Ich darf Gott dienen, führte er aus, das ist meine größte Ehre; ich kann Gott dienen, das bietet mir den reichsten Lohn; ich muß Gott dienen, das ist meine heiligste Pflicht; ich will Gott dienen, dem der Himmel dient mit all' seinen Engeln und die Natur mit Allem, was in ihr lebt und webt. Und so nehme auch ich Antheil an seiner Herrlichkeit. — Er hatte

geendet. Wieder trat der Priester an den Altar. Tantum ergo Sacramentum Veneremur cernui! sangen süße Stimmen vom Chor herab. Alles kniete nieder und beugte das Haupt, um den Segen des hl. Sakraments zu empfangen. Brod und Wein, die eucharistischen Gestalten, sind das Mark und Blut der Erde; in ihnen hat die Natur ihre edelste Frucht getrieben, als wollte sie recht deutlich uns verkünden, daß die ganze sichtbare Schöpfung nur die Gestalt, der Schleier ist, hinter dem seine ewige Herrlichkeit sich verbirgt. Einmal fällt der Schleier, und du stehst vor deinem Gott.

Ich ging hinaus; über die grünen Matten hin den zerstreut liegenden Häusern zu gingen die festlich geschmückten Menschen; die Männer mit dunkelrothen Nelken, die Frauen mit goldenen Schnüren und Quasten an den Hüten. Es war ein schönes Bild. Sie haben den Segen des Ewigen empfangen, und mit ihm Friede, Freude, Trost und Hoffnung; das tragen sie nun mit hinaus in's Leben, in die Natur, in ihre Häuser. Alles ist vergeistlicht, vergöttlicht; das Gnadenlicht verklärt in unendlich höherem Sinne als diese sichtbare Sonne Alles, wohin es fällt, und gibt ihm Leben, Gedeihen und dauernde Schönheit. Und wenn die Dunkel der Nacht sich schon längst über diese Fluren und die Schatten des Todes längst über diese Herzen gelegt haben, wird sie nicht untergehen, sondern leuchten in neuem, höherem Glanze.

Das Alles nimm nun hinweg, reiße heraus aus den Sitten und dem Herzen des Volkes. Was bleibt ihm? Ein mühevolles, vergebliches Ringen, Arbeiten und Kämpfen um ein nie erreichtes und nie erreichbares Ziel, ein planloses Zusammenstoßen blinder Kräfte, bis der tolle Tanz zu Ende ist, bei dem die Stimmen der Lust von dem lauten Schrei tausendfacher Qual und Verzweiflung übertönt werden. Dann bläst der Wirth die Lichter aus, nach einem frivolen Ausdrucke von Strauß, und Alles geht unter in dem allgemeinen Kataklysmus; vielleicht beginnt später das Spiel von neuem in gleich ziellosem Kreislauf, vielleicht auch nicht.

S' ist eitel Nichts, wohin den Blick ich hefte,
Das Leben ist ein mühevolles Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von Dem zum Andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte —

hat Lenau gesungen; da darf es uns nicht wundern, wenn im Irrenhause zu Döbling sein Geist von finsterm Wahn umnachtet unterging.

Die schöne, große Kirche in Eben birgt über dem Altare den Leib der heil. Nothburga. Pichler findet eine Aehnlichkeit zwischen den Lebenszügen dieser und denen der germanischen Hertha; nun, wenn es auch wirklich so wäre, was thut dieß zur Sache? Erinnert doch unser Osterfest an die altdeutsche Göttin Ostara, der Weihbrunnen an die alten Lustrationen, und schrieb schon der große Papst Gregor an den Abt Mellitus, es sollen die heidnischen Tempel und Bräuche nicht völlig zerstört und abgeschafft werden, wohl aber das, was an ihnen specifisch heidnisch und sündhaft ist. Zahlreich sind die Frommen, die zu ihrem Grabe pilgern; und wer mag ermessen, wie viele arme Dienstboten die niedere Magd Nothburga, die im fremden Dienste bei harter Herrschaft sich geheiligt hat, getröstet, zu Geduld und Ergebung gemahnt, in allen widrigen Schicksalen aufrecht erhalten hat! Ich schreibe dieses sitzend auf einem Baumstamme in stiller Waldeinsamkeit; von hier kann ich auf den Weg blicken, welcher von der Pertisau am Achensee hineinführt durch das Falzthurner und Tristenauer Thal nach der Blezach, den Alpen ringsum und über das Plumsjoch nach der Hinterriß und von da in die bayerische Vorderriß, nach Mittenwald, Scharnitz, den Kochelsee und Benediktbeuern. Das Bildniß der hl. Dienstmagd in der bekannten Tracht Tyroler Bäuerinen steht am Wege, eine Knie- und eine Sitzbank davor; von Zeit zu Zeit sehe ich Leute aus der Gegend, die von den Alpen herabkommen, auch Wanderer von weiter her hier rasten; manche knieen nieder und sprechen ein Gebet.

Gestern sah ich eine Mutter, ärmlich gekleidet, mit ihrer heranwachsenden Tochter lange, lange da beten. Vielleicht muß ihr Kind jetzt hinaus in harten und schweren Dienst. „Du mußt dienen gehen“, hat ihr die Mutter gesagt; wohl für eine Mutter ein bitteres Wort. Nun, ihr Herren und Fräulein aus den modernen Pädagogien, welche die Regierung in die Dörfer nach Tyrol sendet als Lehrer und Lehrerinen, thut euch einmal zusammen und haltet Rath, was für Tröstung und Stärkung ihr wohl diesem armen Kinde mitgeben könnt auf seinen Weg, so voller Mühen, Entbehrungen und Gefahren. Welche Garantie nimmt es aus euren Schulen mit, daß es wieder heimkehrt gesund an Leib und Seele, wie es von der Mutter weggegangen? Ihr lehrt es Mancherlei aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, habt ihr es auch unterrichtet in den Geheimnissen des Himmelreiches? Vielleicht habt ihr es sogar belehrt über die Bahnen der Planeten; habt ihr auch Sorge getragen, daß es nicht abirrt von seiner Bahn, der Bahn der Tugend? Diese arme ungebildete Mutter weiß ein besseres Mittel; sie hat ihr Kind gelehrt, vor dem Bilde der hl. Dienstmagd täglich das schöne Gebet zu sprechen: O Gott! In deiner unendlichen Weisheit hast du die Verschiedenheit der Stände angeordnet, und mich dazu bestimmt, daß ich Anderen diene. Ich bitte dich, gib mir die Gnade, daß ich mit meinem Stande täglich zufriedener werde, und erinnere mich recht oft daran, daß selbst dein Sohn nicht in die Welt kam, um bedient zu werden, sondern um Anderen zu dienen. Gib mir ein gehorsames und demüthiges Herz, damit ich meiner Herrschaft, als deiner Stellvertreterin, schnell und pünktlich gehorche, und mag es mir manchmal auch noch so schwer vorkommen. Flöße mir eine ehrfurchtsvolle Liebe gegen sie ein und wahre Treue, damit ich ihren guten Namen und ihr Besitzthum gewissenhaft wahre und beschütze u. s. f.

Mit diesem Gebete geht das Kind hinaus in die fremde Welt; in ihm besitzt es einen unsichtbaren, starken Schild

gegen alle Feinde seiner Seele, und eine fromme keusche Seele erhält auch den Leib frisch und gesund. Demuth, Gehorsam, Ehrfurcht, Zufriedenheit mit seinem Loose — das sind ja gerade die Tugenden, die mehr und mehr aus der Gesellschaft und namentlich auch aus der dienenden Klasse verschwinden, welche der Socialismus als Schwäche, Selbsterniedrigung, Frucht sklavischer Gesinnung und finsterer Lebensanschauung nicht bloß längst abgeworfen hat, sondern auch als Verbrechen gegen Mannesehre und Menschenwürde brandmarkt. Wer kann aber ohne sie ein Gemeinwesen gründen, und wäre es nur das der Familie, und auf die Dauer erhalten? Iuvenum est, senibus assurgere, sagt Cicero, und es findet der Dichter im Verfall dieser Sitten die Ursache des Falles der Republik.

Hoc fonte derivata clades
In patriam populosque fluxit.

Auch das ist ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage, wovon unsere Staatsmänner und Kathedersocialisten sich nichts träumen lassen.

Am 14. September begeht die Gemeinde Eben das Fest der Heiligen. Am Sonntage darauf findet eine schöne Feier statt. Aus der unter der Leitung des vortrefflichen Curaten reich und geschmackvoll geschmückten Kirche bewegt sich eine Procession im weiten Bogen über den grünen Plan; die Glocken läuten, die Fahnen wehen, Böller donnern, daß in Berg und Thal es wiederhallt, die Schützen mit blumengeschmückten Hüten begleiten das Allerheiligste. Nur Eines fehlt, statt der Musik wünschte ich unseren hellen, frischen, frommen Volksgesang. Eine Jungfrau wallt mit in der Kleidung der hl. Nothburga, die Sichel in der Hand; Genovefa mit Schäferhut und Stab, Aloisius, Johannes von Nepomuk in der herkömmlichen Darstellung gehen in den Reihen. Es ist, als hätten die Heiligen, welche diese Kinder darstellen, sie in eine frömmere Stimmung versetzt; so gesammelt, ernst, andächtig schreiten sie einher. Ein herrliches Bild reiner Poesie und charaktervoller Naturwahrheit. Da

haben wir ja, aus dem Volke herausgewachsen und mit vielem Verständnisse aufgeführt, die historischen Festzüge, die man anderswo mit vielen Kosten veranstaltet, nicht bloß als Augenweide für die Zuschauer, sondern als ernst religiösen Akt für die Mitwirkenden selbst. Wenn dann am späten Nachmittage die bunten Gruppen über die Fluren hin und in die Berge hinein sich wieder zerstreuen, und hie und da ein Jodler zu uns herüber tönt, so wird es uns recht klar, daß unsere religiösen Feste auch recht eigentlich Volksfeste sind. Ein gemeinsamer Gedanke, ein Gefühl der Erhebung und Freude durchdringt Alle. Alles Uebrige der Art, was man sonst Volksfest nennt, artet so häufig aus, da ihm meistens der ideale Mittelpunkt fehlt, ein geist- und sinnloses, nicht selten rohes Gelage, wobei der Unterschied in Stellung und Bildung, der große Riß, der durch unsere heutige Gesellschaft geht, erst recht empfindlich sich geltend macht. Der religiöse Gedanke dagegen vereinigt Alle in dem Gemeinsamsten und Höchsten, und läßt Alle, Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, Herren und Knechte, Klerus und Volk als Brüder sich erkennen.

Ihr klagt, daß der Klerus von den Volksfesten sich mehr und mehr zurückzieht. Aber das muß ja seyn, und zwar in demselben Maße, als die religiöse Idee mehr und mehr aus ihnen schwindet. Bei Spiel und Tanz hat der Klerus nichts zu suchen. Helfet darum Alle dazu, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, daß wieder eine höhere Weihe seine Feste durchdringe; dann wird auch der Klerus in erster Reihe dabei seyn.

Uebrigens, wie konnte es denn anders kommen? Hat man doch so häufig gerade diese Feste benützt zu tendenziösen Ausfällen auf den Klerus. Wer mag es ihm dann verübeln, wenn er, der Polemik müde, sich zurückzieht? War das doch ein wahres Volksfest bei der Einweihung des Denkmales von Spinges 1. Mai 1882, ein patriotisches Fest, bei dem Volk und Klerus in der Liebe zum Vaterland sich einig wußten.

Bei Jung und Alt erwacht die Schneid,
Wie's in Tirol der Brauch,
Dö Bueb'n und a dö Weiberleut
Sein tapfer und gar schlauch.
Fünftausend und no ötle Leut
Vom ganzen Land sein do;
Vom alten Schlog, es ist a Freud,
Man trifft's nit anderswo. . . . . . .
Und's Riesenkreuz am Schlachtfeld steat,
Geziert wie an Altor,
Der Festzug jetzt zum Kreuz hingeat,
In Ordnung Por und Por. (Paar)
Der Spingeser, der alte Fuhn,
Spielt lustig mit dem Wind,
Er zoagt, was der Tiroler tun,
Wenn's grobe Wöter kimmt.
Der Bischof löst mit Andacht schien
Die Möß auf freier Weit',
Und Veteraner ihn bedien
Mit Hilf der Geistlichkeit.
Die Kircha bilden Berg und Thol
Vom Himmel überwölbt,
Kanonen und der Wiederhol
Die hob'n einander b'stöllt.

Und am Schlusse:

Tirol erhöbt zum Schwur dö Hand,
Dö Trui dö stirbt nit aus,
Für Gott! für's liebe Vaterland!
Für's ganze Kaiserhaus. —

Zwei Bilder vom Achensee haben sich tief meiner Erinnerung eingeprägt. Eines Tages kam ein Schiff daher, das zwanzig Ordensmänner trug, im weißen malerischen Gewande. Es waren Söhne des hl. Dominikus, welche das gegenwärtige Regiment in Frankreich aus ihrem stillen Heim vertrieben hat. Als in der Nähe des Landes der Prior, eine große ernste Gestalt mit ausdrucksvollem Kopfe, sich erhob und die Arme zum Gruß ausbreitete, glaubte ich ein Gemälde aus der Basilica in München zu sehen. Von Volders her, wo

sie augenblicklich eine Stätte gefunden, hatten sie eine Wallfahrt zur hl. Nothburga gemacht. Am Abend fuhren wir zurück; ruhig lag der See da; mehr und mehr traten die Sterne hervor, über uns gen Norden leuchtete der große Bär, nicht weit davon glänzte der Polarstern herab; still glitt das Schiff dahin, man hörte nichts als das Plätschern der Wellen am Kiel und den leisen Ruderschlag. Da intonirte Einer aus der Schaar mit seelenvoller Stimme: Ultima in mortis hora und Alle fielen ein:

Filium pro nobis ora,
Bonam mortem impetra,
Virgo, mater, domina!

Unwillkürlich hatten die Schiffer ihre Ruder gehoben; Alle waren bewegt von ernsten Gedanken, und weich gestimmt,

si dolcemente
Che la dolcezza ancor dentro mi suona.

Mir trat jene Vision vor die Seele, welche der Dichter der Göttlichen Komödie bei seiner Ankunft am Fegfeuerberg schildert. Er sieht auf der See ein Schiff in schnellem Lauf herankommen, ohne Segel noch Ruder; am Steuer steht ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der es lenkt. Es sind die Seelen, die von der Welt abgeschieden, nun vom Engel hinüber geleitet werden; ihr Blick ist dankbar nach Oben gerichtet, Psalmengesänge entsteigen ihren Lippen. Im Ferdinandeum zu Innsbruck sah ich eine Handzeichnung von Meister Koch, der dieses liebliche Bild glücklich darzustellen wußte.

Bonam mortem impetra Virgo, mater, domina! klang es lange in mir nach. Die dunklen Bergeshäupter blickten ernst auf uns nieder, und werden wie heute noch im See sich spiegeln, wenn längst die Generation, die an seinen Ufern lebt und webt, dahin gegangen ist. Wie hat der Tod gerade hier unter den Freunden und Bekannten am Achensee in wenigen Jahren Ernte gehalten! Ich habe noch die alte Scholastika gekannt, die dem vielbesuchten Sommerfrischort

an dem Nordende des Sees den Namen gegeben hat. Sie ist längst todt, und ihre Nichte, der sie ihr Anwesen übergeben, die junge Scholastika, ward unterdessen auch alt und ist im vorigen Jahre gestorben. Als ich letzterer vor mehreren Jahren den Tod eines vieljährigen Gastes meldete, sagte sie nach einigem Nachdenken: So ist es; die Einen werden fett und immer fetter, da fallen sie mit einem Male um und sind todt; die Anderen bleiben mager und schrumpfen ein, auf einmal sind sie auch todt. Der, bezüglich dessen sie diesen weisen Spruch gethan, war Einer der ersten Gründer der Sommerfrische. Zuerst war hier nichts als ein einfaches Bauernhaus, dem man wegen der nahen Zollstelle die Bewilligung zum Bier- und Weinschank gab. Professor A. von W. war schon in den dreißiger Jahren hierher gekommen; ihm gefiel die Lage, das Haus und seine Bewohner. Wenn nur der Herr fortginge! seufzte die alte Scholastika, die an ihm auch das Geschäft eines Barbiers übte; aber der Herr ging nicht fort. Je länger er blieb, desto mehr gewann sie wegen seiner Leutseligkeit ihn lieb, namentlich weil er auch in Ermanglung eines Ministranten dem Priester am Altare diente, wenn dieser in dem kleinen Kapellchen am See die hl. Messe las.

Nach und nach kamen noch andere Herren, die auch nicht fortgehen wollten, und so mußte sich denn die alte Scholastika hineinfügen, einer der lieblichsten Sommerfrischen ihren Namen zu geben. Im Jahre 1841, als ich zum ersten Male hier zusprach, waren alle Verhältnisse noch höchst einfach, im Jahre 1861 hatten sich schon auch verwöhntere Städter hier nicht unbehaglich gefunden; im Jahre 1881 waren große elegante Bauten aufgeführt worden, und warme Bäder eingerichtet; mit dem Bau einer großen, schönen, im romanischen Stile gehaltenen Kapelle, von wo aus man einen herrlichen Blick über den See und das Gebirge genießt, hat die junge Scholastika ihr thätiges Leben beschlossen.

Dort hatte ich einst gerastet, als ich vor mehr als vierzig

Jahren von Bad Kreuth her, wo der berühmte Zwerg die Gäste zu belustigen pflegte, die Straße hinzog den See entlang über Buchau, Maurach hinab nach Jenbach und Innsbruck, dann über den Brenner und hinein in das Land Italien, dessen hoher, aber von jener der deutschen Natur so ganz verschiedener landschaftlicher Schönheit ich damals noch keinen Reiz abgewinnen konnte, so daß ich mit starkem Heimweh an die rauschenden Bäche, die dunklen Wälder und die grünen Matten des Spessarts und der bayerischen und Tyroler Alpen zurückdachte. Die Vegetation Italiens bietet nicht die weichen, unbestimmten Umrisse unserer deutschen Wälder, welche Gemüth und Phantasie gleich sehr anregen, Alles ist bestimmt, scharf umgränzt, die Farben des immergrünen Lorbeer, der Orange, der Eiche von metallischem Glanze und dunkler als unsere nördliche Flora. Cypresse und Pinie bilden strenge architektonische Formen, Kuppel und Säule; das feingeschnittene silbergraue Blatt der Olive erscheint dem Deutschen traurig wie Weidenbüsche an sumpfigem Bache. Erst muß das Auge sich bilden, um deren Schönheit zu erkennen, dann aber, wenn es die edel geschwungenen Linien der Albanerberge erblickt, ganz von Licht und Sonnenglanz gesättigt, und die Abendschatten die Spitzen der Gebirge in rosige, dann violette Tinten tauchen, die allmählig in tiefes Blau und Schwarz übergehen, über welche die südlichen Sternbilder in stiller Klarheit stehen, dann begreifen wir die Sehnsucht des Nordländers nach Italien.

Von Rainer's „Seehof", wo bekanntlich für ausreichendes Amusement der Gäste gesorgt ist, die mit gefülltem Beutel dorthin kommen, war damals noch keine Spur. Drüben in der Pertisau stand noch das alte Fürstenhaus, das seitdem (1851) unter der Aegide der Aebte von Fiecht neu aufgebaut und wiederholt erweitert, zu einer der schönsten Sommerfrischen Nordtyrols herangeblüht ist. Wenn je das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen" sich bewährt hat, so gilt es gewiß hier. Auch die „Seespitz"

war noch nicht, und Manche von Jenen, die damals als muntere Gesellen mit mir wanderten, sind auch nicht mehr.

In der Pertisau ward in neuerer Zeit vom Prälaten von Fiecht, dem der ganze See gehört, mit Geschmack und Verständniß im romanischen Stile eine Kapelle erbaut. Den Plan zum Altare hat ein Franziskaner aus dem nahen Kloster zu Hall gezeichnet, die Fenster hat die rühmlichst bekannte Glasmalerei zu Innsbruck geliefert. Auch der Leichtsinnigste empfängt die Ahnung einer höheren Welt, wenn er diesen heiligen Ort betritt. Draußen, bald stärker, bald schwächer, der in stetem Rhythmus auf- und abwogende Wellenschlag des bewegten Sees, an den Fenstern rüttelt der Abendwind; doch darinnen herrscht heilige Stille, wie der Friede der Ewigkeit. Wie ein milder Stern schwebt das ewige Licht im Raume vor dem Altare, und wirft einen sanften Schein darüber hin. Selbst Touristen mit sehr profanen Physiognomien sah ich leise und auf den Fußspitzen da eintreten, nur das auserwählte Volk, das leider in neuester Zeit sich sehr zahlreich hier einfindet, bleibt dem Kirchlein in scheuer Ferne.

Jeden Morgen, wenn das Glöcklein klang, sah ich vom jenseitigen Ufer ein Schiffchen herüberkommen; ein Greis mit schneeweißen Haaren ruderte heran. Er landete und ging, auf einen Stock gestützt, mit gelähmtem Fuße zur Kapelle. Eines Abends war der See ungewöhnlich stürmisch; die ganze Nacht hindurch heulte der Wind und ließ auch am folgenden Morgen nur wenig nach. Kein Schiff war zu sehen; heute, dachte ich, wird er gewiß nicht kommen. Doch nein! durch Sturm und Wellen, Nebel und Regen lenkte er den Kahn zum Kirchlein hin. Seine weißen Haare flatterten im Winde, es war beängstigend, den alten Mann allein im Schiffchen zu sehen; aber sein geübter Arm überwand alle Hindernisse.

Möge Einer unserer jungen katholischen Dichter dieses, was ich eben schlicht und einfach erzählt habe, poetisch verherrlichen; starker, lebendiger Glaube, innige Andacht, männ-

liche Kraft, gesunde, anspruchslose, ihrer selbst unbewußte alttyroler Frömmigkeit haben sich hier zu einem herrlichen Bilde vereinigt.

Als die Siroccostürme sich nicht legen wollten, endlose Regengüsse den Boden durchweicht und die Berghäupter in einen dichtern Nebelflor eingehüllt hatten, so daß die Sommerfrische zu einer recht unangenehmen feuchten Kälte sich steigerte, stieg ich von den Bergen hinab, um über Innsbruck und den Brenner nach Meran mit seinem sonnigen Himmel und sagenumwobenen Burgen zu reisen. Doch in Innsbruck war bereits die Schreckensbotschaft von allen Seiten eingetroffen. Welsberg ist zerstört, hieß es, Niederndorf steht unter Wasser und ist in äußerster Gefahr, in Toblach hat das Wasser die Hälfte der Häuser hinweggerissen, von Absaltersbach ist nichts mehr sichtbar, Innichen ist ganz überschwemmt, in Bruneck die Kaserne und ein Theil der Häuser zerstört; Kapuzinerleichname, welche die Fluth dort aus den Gräbern gewühlt hatte, schwammen auf den Wassern hinab.

Anfangs tröstete man sich mit dem Gedanken, es ist Vieles übertrieben. Liegt doch Toblach fast auf gleicher Höhe mit der Brenner Post; das Toblacher Kreuz, Winter und Sommer von Winden umbraust, bildet die Wasserscheide zwischen der Rienz und Drau, von denen jene dem adriatischen, diese dem schwarzen Meere zufließt. Wie oft stand ich Toblach gegenüber, unter den herrlichen Lärchen von Maistatt, und sah dorthin, wie es so lieblich dalag, ruhend an den sanften Abhängen des Mittelgebirges; wenn dann die Abendsonne darauf fiel, und seine mächtige Glocke weit durch das Thal hallte: wer hätte da geahnt, daß der scheinbar so unschuldige Bach, der von Norden her aus dem Thale einmündet, den ein Kind überspringt, solche Verheerungen bringen würde! Aber es war so. Von da nach Niederndorf und Welsberg hinab lagen allerorts Berge von Stämmen, zur Ausfuhr bereit, der Reichthum des Landes. Der ist

dahin, und die Felder, namentlich zu Welsberg, sind viele Ellen hoch übermurt, d. i. mit Erde, Steinen, Geröll und Felsblöcken überschüttet, der Art, daß es nicht mehr möglich ist, auch nur annähernd die früheren Besitzthümer zu unterscheiden. Was an Ingenieuren nur aufgeboten werden konnte, ward an die Unglücksstätten gesendet; die gerade zu Herbstübungen in Bruneck anwesenden Landesschützen, Tag und Nacht im Wasser stehend, leisteten Uebermenschliches. Kaum waren jedoch Wehren und Dämme geschaffen, so suchten sich auch die mit Ungestüm herabtobenden Wasser, namentlich der Gsießerbach bei Welsberg, ein neues Bett und brachen an andern Stellen wieder durch. Bereits hatte sich stumpfe Resignation Vieler bemächtigt; alle Arbeiten und Mühen schienen dem entfesselten Elemente gegenüber umsonst. Da erschienen die höchsten Autoritäten des Landes, der Statthalter und Landeshauptmann; ihr Anblick brachte wieder Muth, ihr Beispiel ermunterte und feuerte an; es geschah, was im ersten Augenblicke geschehen konnte. Der Landeshauptmann, zurückgekehrt vom Schauplatz des Unglücks, wußte rührende Züge von Aufopferung und Heldenmuth zu erzählen. Aber der Mensch, setzte er bei, unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe, ist ohnmächtig solchen Gewalten gegenüber.

Furchtbarer als je traf dießmal die Katastrophe das Etschland. Wer einmal, etwa von Montan aus, das über Auer gelegen, hinübergeblickt hat über das Land, dießseits von den Fleimser Bergen, jenseits von jenen des Nonsthales eingeschlossen, von Bozen bis hinab nach Lavis, von den vielgewundenen, graugelben Wassern der Etsch durchschnitten, wo trotz aller Dämme doch überall fieberathmende Sümpfe und Altwasser sich bilden und von Jahr zu Jahr das Flußbett über das umliegende Land sich erhöht, der mag ermessen, welche Gefahren bei jedem höheren Wasserstand dieser fruchtbaren Gegend drohen. Dazu kommt der verheerende Avisio, welcher hoch aus dem Fleimserthale herabstürzend, allen Schutt und Schotter, den er auf seinem Laufe mit sich

führt, bei Lavis in dem Etschbett ablagert und so nothwendig immer höhere Stauungen verursacht. Ich sah bei früheren Ueberschwemmungen die herrlichen Trauben, dunkelroth wie Korallen leuchtend, über schmutzig gelbem Wasser hervorragen. Heuer ist aber Alles vernichtet, auch die Hoffnung auf die Zukunft, da die Reben selbst schwer gelitten haben.

Und nun erst der paradiesische „Bozener Boden", das herrliche Land mit seinen duftigen Rosmarinäpfeln, seinen Mandeln- und Kastanienbäumen und seinem wichtigsten Produkte der blühenden Weincultur! Wer im vorigen Jahre bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Bozen und Meran den herrlichen Garten überschaute, welchen der Schienenstrang in einem weiten Bogen bis nach Sigmundskron hinüber durchschneidet, der konnte sich kaum satt sehen an diesem herrlichen großartigen Bilde; vor sich hat er die Vegetation des Südens, und dort im Hintergrund die Eisberge mit den malerischen Formen des Schlern und Rosengartens. Man hatte versichert, nach Vollendung der Eisenbahnbauten und Dämme sei eine Ueberschwemmung nicht mehr zu fürchten. Ein Hydrotekt, mit dem ich viel verkehrte, und dem ich meine Bedenken mittheilte, glaubte versichern zu können, eine Ueberschwemmung in größerem Maßstabe sei nicht mehr möglich. Welche Enttäuschung! Wie mögen die stürmischen Fluthen die schöne gothische Kirche von Terlan umbraust haben, deren schiefen Thurm jeder Reisende kennt, deren Inneres, in Restauration begriffen, uns die Malerei des 15. Jahrhunderts hinter mehr als zolldickem Kalk und Tünche lange verborgen wieder erblicken läßt.

Als sollte Tyrol noch nicht genug gelitten haben, brachten fortwährende Siroccostürme immer neue Wassermassen von den schmelzenden Schneefeldern und Gletschern. Von neuem läuteten die Sturmglocken, flüchteten die Bewohner, und der letzte Rest der Habe scheint verloren gehen zu sollen.

Tyrol ist ein armes Land! sagte zu mir vor zwölf Jahren der hochselige Fürstbischof Gasser. Ja, Tyrol ist

ein armes Land! Fünfzehn Millionen Gulden ist der Verlust, den die erste Ueberschwemmung im September dem Lande gebracht; doch wer zählt Alles? Für Tyrol ein enormer Verlust. Fünfzehn Millionen Gulden! ein kurzes Wort und bald gesagt; wer mag aber ermessen, wie viel Schrecken, Jammer, Elend, Hunger, Kummer und Noth in diesem Worte ausgesprochen ist!

Fürwahr, das schmerzlich geprüfte, hart heimgesuchte Land mag mit den Worten eines schwer Bedrängten aus uralter Zeit sprechen: „Der Herr hat versperrt meine Wege und Dunkel gelegt auf meine Pfade; er hat der Herrlichkeit mich entkleidet, und die Krone genommen von meinem Haupte; er hat Zerstörung gebracht ringsum, und dem entwurzelten Baume gleich meine Hoffnung hinweggenommen .... Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr meine Freunde! denn Gottes Hand hat mich getroffen." (Job 19, 8.)

Den Freunden Tyrols gilt ein anderes Wort, mahnend und verheißend: „Selig, wer sich erbarmt über den Dürftigen und Armen; der Herr wird ihn erretten am bösen Tage. Der Herr wird ihn schirmen und ihm Leben verleihen, und es ihm wohlergehen lassen auf Erden; und er wird ihn nicht geben in die Gewalt seiner Feinde. Der Herr wird ihm Hilfe bringen auf seinem Schmerzenbette; und sein ganzes Lager wird er wenden in seiner Krankheit." (Ps. 40, 1.)

IV.

Dreißig Jahre irischer Kirchengeschichte[1]).

Die sociale Lage der grünen Insel bildet seit einer Reihe von Jahren einen bevorzugten Gegenstand der politischen Discussion. Noch im Jahre 1882 hat das englische Parlament ihr fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit widmen müssen. Die seiner Zeit in diesen Blättern berührte Bill[2]), mit welcher der Ministerpräsident in einer für die Engländer vom alten Schlag geradezu unerhörten und betäubenden Weise die Agrarfrage zu lösen unternahm, hat unterdeß Gesetzeskraft gewonnen. Allmälige Schöpfung eines seßhaften Bauernstandes; Einrichtung eines königlichen Agrargerichtshofes, welcher die Streitigkeiten zwischen Gutsherrn und Pächtern zum Anstrag zu bringen berufen ist; Nachlaß oder wenigstens theilweise Ermäßigung der Pachtrückstände und Gewährung von Geldmitteln zur Erleichterung der Auswanderung armer Iren nach den Colonien — das sind die hauptsächlichsten Bestimmungen eines Gesetzes, an dessen Erlaß die vor einem Jahrzehnt lebende Generation auch nicht einmal gedacht haben würde. Sieht man von der

1) The pastoral Letters and other Writings of Cardinal Cullen, Archbishop of Dublin. Edited by the Right Reverend Patrick Francis Moran, D. D. Bishop of Ossory. Dublin. Brown and Nolan, 1882. 8° Vol. I. p. 873. Vol. II. p. 802. Vol. III. p. 813.

2) Histor.-pol. Bl. 1881 Bd. 87 S. 820.

Auswanderungsclausel ab, welche den mit der zähesten Anhänglichkeit am Vaterland festhaltenden Iren wie eine Art von Deportationsgesetz vorkommt, so kann nicht in Abrede gezogen werden, daß das neue Agrargesetz die wohlthätigsten Bestimmungen enthält, welche, weise und nachhaltig durchgeführt, bessere Zustände im socialen, politischen und religiösen Leben des Volkes anbahnen werden. Mit welch tiefem Dankesgefühl die irischen Bischöfe die neue Maßregel aufgenommen, wie ernst ihre Mahnungen an die ihnen unterstellten Heerden zu ausgiebigster Benützung des Bodengesetzes, darüber haben die irischen und englischen Blätter seiner Zeit ausführlich berichtet. In der That sind die Gläubigen dem Ruf des Episkopates nachgekommen. Zu Tausenden und aber Tausenden liefen die Gesuche bedrängter Pächter beim Agrargerichtshof um Ermäßigung der Pachten ein. Mußten auch manche derselben abgewiesen werden, so entschied der Hof doch in den weitaus meisten Fällen zu Gunsten der Petenten, welche dadurch in ihren Verhältnissen geschützt wurden und damit die Möglichkeit erhielten, im Lauf der Zeit auch wirkliches Eigenthum an den Pachtgütern zu erwerben[1]).

Doch alle menschlichen Bemühungen sind unvollkommen. Schon jetzt hat sich herausgestellt, daß die Lage der Pächter in vielen Fällen eine derart gedrückte ist, daß sie auch nicht einmal den niedrigsten Anforderungen des Agrargesetzes zu genügen im Stande sind. Am 30. November 1882 lief die vom Gesetz bestimmte Präclusivfrist ab, innerhalb welcher die Pächter, um die Wohlthaten des Pachtrückstandsgesetzes zu erlangen, eine gewisse Summe einzahlen

1) Die anerkannt beste Abhandlung über das irische Bodengesetz hat der Präsident des großen Maynooth-Collegs Domkapitular Dr. Walsh verfaßt: A plain Exposition of the Irish Land Act of 1881. By the Very Rev. William J. Canon Walsh. Dublin 1881. 3. Edition.

Ferner: Why there is an Irish Land Question and an Irish Land Leage. By F. M. Healy, M. P. Dublin 1881.

sollten. Von solchen Pächtern, deren Land zu weniger als dreißig Pfund Sterling eingeschätzt ist, gingen indeß nur **150,000** Pfund ein, während man die Deponirung einer etwa zehnmal größeren Summe erwartet hatte[1]). Ein sprechender Beweis dafür, daß viele kleine Pächter nicht einmal in der Lage sind, von dem Pachtrückstandsgesetz Gebrauch zu machen. Und doch muß, wie alle einsichtigen Männer behaupten, gerade an der Unfruchtbarkeit dieser Clausel das ganze Bodengesetz kläglich scheitern. In der That: schon mehren sich die Anzeichen, daß die geheimen Gesellschaften, das Krebsübel der grünen Insel, ihre grundstürzende Thätigkeit mit erneutem Eifer zum Schaden von Kirche, Staat und Gesellschaft entfalten, und gerade aus der angedeuteten Calamität möglichst großen Nutzen zu ziehen suchen. Ohne uns unfruchtbaren Spekulationen über den Erfolg des Agrargesetzes hinzugeben, soll hierorts bloß auf offenkundige Thatsachen der Vergangenheit hingewiesen werden, welche den Schlüssel zum Verständniß der trostlosen Zustände Irlands darbieten. Dazu leistet uns eine soeben in Dublin an's Licht getretene Sammlung kostbarer Aktenstücke vorzügliche Dienste.

Von 1850 bis zu seinem 1878 erfolgten Hinscheiden stand der Cardinal-Erzbischof Paulus Cullen an der Spitze der irischen Hierarchie. In der Propaganda zu Rom gebildet, mit sehr umfassenden Kenntnissen auf dem Gebiet der Theologie, Philosophie und Kirchengeschichte ausgerüstet, zog er als junger Priester die Aufmerksamkeit des irischen Episkopates auf sich, welcher ihn alsbald zum Vicerektor des irischen Collegs in Rom berief. Im Lauf der Zeit zum Vorsteher der Anstalt befördert, gewann er durch Klugheit, Umsicht und apostolischen Eifer wie die Herzen der Studenten, so namentlich das Vertrauen von zwei Päpsten. Von Gregor XVI. in Sachen der irischen Schulfrage wiederholt zu Berathungen herangezogen, verdiente er sich die

1) Tablet 1882. II, 843.

Zuneigung Pius IX. namentlich durch die ebenso gewandte wie unerschrockene Vertheidigung des Collegiums der Propaganda in den Umsturzjahren 1848—49. Indem er die Anstalt, in welcher auch Amerikaner den Studien oblagen, unter den Schutz des Gesandten der Vereinigten Staaten stellte, entriß er sie sicherem Untergang, welchem die Männer des neuen Rechtes und der Freiheit sie bereits gewidmet hatten. Im Jahre 1850 auf den erzbischöflichen Stuhl des uralten Armagh erhoben, wurde Msgr. Paul Cullen 1852 nach Dublin versetzt, und 1866, etwa anderthalb Jahr nach Wiseman's Tode, mit dem Purpur geschmückt. Auf dem allgemeinen Concil vom Vatikan gehörte er zu den thätigsten Mitgliedern der sogenannten Majorität und hatte an der Formulirung des Unfehlbarkeitsdecretes ganz hervorragenden Antheil. Nach großartiger apostolischer Thätigkeit, welche sich in der Gründung von Schulen, Kirchen, dem Misericordia-Hospital in Dublin und andern wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten kundgab, entschlief der Cardinal zu Dublin am 24. Oktober 1878[1]).

Die vom gelehrten irischen Archäologen Bischof Dr. Moran veranstaltete Sammlung der Reden und Schriften des verstorbenen Cardinals gewährt uns nicht allein einen Einblick in die Hirtenthätigkeit des edlen Kirchenfürsten: sie führt uns auch das irische Volk vor wie es leibt und lebt, mit seinen Vorzügen und Charakterschwächen, seinem Eifer für den alten Glauben, seinem hingebenden Opfergeist zur Ausbreitung der Religion, dem warmen Herzen für Cultur und Wissenschaft, der Geduld inmitten furchtbarer socialen Leiden, aber auch dem nicht zu verkennenden Leichtsinn und Unbestand und dem Hang zu übermäßigem Genuß geistiger Getränke. In angestammtem Uebermuth pflegt der Sassenag auf den Kelten verächtlich herabzublicken. Irish ought not to apply (Iren brauchen sich nicht zu melden)

1) Katholik 1878. II. 603—628.

lautet die gang und gäbe Formel, in welcher die englische Geschäfts- und Kaufmannswelt den Iren weit von sich abhält. Sie gelten als eine andere Species. Und doch fällt die Schuld an dem Elend, welches auf den Iren lastet, nicht zum geringsten Theil der herrschenden Klasse Englands zur Last. Den unwidersprechlichen Beweis für diese Behauptung finden wir in der obengenannten werthvollen Dokumentensammlung, welche man als irische Kirchengeschichte der letzten dreißig Jahre mit Fug und Recht bezeichnen darf.

Hierorts kann nur auf die hervorragendsten Reden und Schriften aufmerksam gemacht werden. Gleich an der Spitze des ersten Bandes begegnen wir dem von der Nationalsynode aus dem Städtchen Thurles erlassenen Hirtenbrief über das Comité zur Errichtung einer katholischen Universität. Die Frage nach der Schöpfung dieser Anstalt steht im innigsten Zusammenhang mit der Errichtung der sogenannten irischen Queen's Colleges. Um den unaufhörlichen Klagen der irischen Katholiken Abhülfe zu verschaffen, beschloß das Parlament 1845 die Errichtung von drei Collegien für Universitätsunterricht zu Galway, Cork und Belfast. Obwohl glänzend dotirt, konnten sie den Katholiken auch nicht den geringsten Nutzen gewähren. Sie waren confessionslos und dem Trinity-Colleg, oder der damals noch ganz exclusiv protestantischen Staatsuniversität von Dublin incorporirt, welche gemäß Bestimmung der Gesetze die Unduldsamkeit soweit treiben mußten, daß nur Schüler der Königin-Collegien zur Prüfung und Gewinnung der akademischen Grade zugelassen, die Eleven aus freien Schulen, wie der katholischen Universität in Dublin aber ausgeschlossen blieben. Daß die Bischöfe, indem sie den katholischen Eltern untersagten, ihre Söhne den genannten confessionslosen Anstalten anzuvertrauen, in keiner Täuschung befangen waren, zeigten die Früchte, welche hier gezeitigt wurden. Professor Vericour am Colleg, bemerkt der Cardinal, schrieb seine „Historical Analysis of christian Civilisation", welche von Irrthümern

der schwersten Art strotzte.[1]) Unter solchen Umständen sahen die Bischöfe sich gezwungen, eine Anstalt ins Leben zu rufen, welche die heillosen Wirkungen der genannten Collegien paralysiren sollte.

Den atheistischen Collegien stellten die Bischöfe die katholische Universität in Dublin entgegen, an welcher auch zeitweilig bedeutende Capacitäten, wie Newman und Allies, wirkten. Wirft man einen Rückblick auf die Geschichte dieser Anstalt, zu deren Aufrechterhaltung das arme katholische Irland — zu seinem unsterblichen Ruhme sei es gesagt — bis zum Jahre 1882 die erkleckliche Summe von zehntausend Pfund Sterling (200,000 M.) jährlich aufbrachte[2]), so ist nicht zu läugnen, daß die erzielten Erfolge der aufgewendeten Mühe nicht entsprochen haben. Unterdeß brannte die irische Universitätsfrage fort, Besprechungen zwischen Vertretern des Episkopates und Mitgliedern des Ministeriums Lord Derby zeigten die Unhaltbarkeit des Standpunktes auf, welchen die Regierung einnahm. Nunmehr glaubte das neue Ministerium Gladstone die schwierige Frage in genügender Weise lösen zu können. Eitle Hoffnung. Bei der Abstimmung im Monat Januar 1874 fiel auch Gladstone, der nunmehr unter die Theologen ging und das vatikanische Concil und die Loyalität der englischen Katholiken den Unmuth über seine politische Niederlage entgelten ließ. Im Jahre 1878 schied Cardinal Cullen aus dem Leben, ohne den Triumph seiner Sache, die Erkämpfung der Freiheit des höheren Unterrichtes, zu erleben.

Aber dennoch haben seine Kämpfe den Sieg davon getragen. Eine der letzten Thaten des 1880 abgetretenen Ministeriums Beaconsfield-Northcote war die Errichtung der königlichen freien Universität (Royal University) in Dublin. An die Stelle der bloß in der Eigenschaft einer

1) Cullen 1, 448.
2) Tablet 1882. II, 602.

Prüfungs-Commission fungirenden Hochschule der Königin (Queen's University) getreten, ist die neue Universität für Mitglieder aller Bekenntnisse geöffnet. Allerdings befaßt auch sie zunächst sich nur mit der Abhaltung der Prüfungen, aber zwischen ihr und ihrer Vorgängerin walten zwei himmelweite Unterschiede ob. Während jene nur Studenten der obengenannten drei confessionslosen Collegien zu den Staatsprüfungen zuließ, ertheilt die neue Anstalt akademische Grade mit staatlicher Anerkennung an alle und jede Schüler, wo immer sie ihre Vorbildung genossen haben, woferne sie nur die vorgeschriebene Staatsprüfung bestehen. Der Bann protestantischer und confessionsloser Exclusivität ist gebrochen. Zweitens handelt die neue Anstalt nach dem Grundsatz: Payment by Result. Wer in der Prüfung hervorragt, wird honorirt. Außerdem hat das Gesetz eine Reihe von Fellowships gestiftet, welche reich dotirt sind und von den Examinatoren bekleidet werden. In die Zahl der letzteren wurden auch Katholiken berufen, aber bei weitem nicht im Verhältniß zur Zahl der überwiegend katholischen Bevölkerung des Landes. Ganz im Gegentheil beging man den unglaublichen Mißgriff, einige Fellowships den ohnehin schon reich dotirten Professoren der annoch bestehenden confessionslosen Collegien zuzuweisen. Einen Augenblick schwankte in Folge dessen der irische Episkopat zwischen Annahme oder Verwerfung der neuen Hochschule. Erst die Intervention des Cardinalpräfekten der Propaganda hielt die Prälaten von weiteren Schritten ab. Am 8. November 1882 wurden durch den Kanzler Herzog von Abercorn und im Beiseyn des Vicekönigs Earl Spencer in Dublin die Preise zum ersten Male unter großer Feier vertheilt.[1]) In seiner Rede wies der Kanzler darauf hin, daß Irland zu allen Zeiten bedeutende Männer auf allen Gebieten der höheren Cultur hervorgebracht. Bis in die jüngste Zeit in den Hintergrund

---

1) Tablet 1882. II, 776—777.

gedrängt, sei nun auch der irische Katholik auf ein Niveau mit seinen Mitbürgern erhoben.

Sonderbare Sprache! Irlands große Vergangenheit ist unauflöslich mit dem Katholicismus verbunden, der erst unter der Anwendung geradezu barbarischer Mittel sank. Jedem Protestanten, jedem Engländer, welcher den eben ans Licht getretenen dritten und vierten Band der Lecky'schen Geschichte Englands im 18. Jahrhundert (William Ed. Hartpole Lecky: History of England in 18. Century. Voll. 3. 4. London 1882) mit Verständniß liest, muß Schamröthe die Wangen bedecken. Nicht wie Menschen, nein: unvernünftigen Thieren gleich haben die Sachsen gegen die Kelten gehaust, und zwar gerade in der Periode des philosophischen Jahrhunderts, welches sich der Anerkennung der Menschenrechte und Vertreibung des Aberglaubens rühmte. Hat sich unter unsern Augen auch eine Wandlung zum Bessern vollzogen, so ist volle Parität zwischen Katholiken und Protestanten in Irland doch noch ein frommer Wunsch. Die Katholiken haben nunmehr endlich Luft und Licht erhalten; während aber die Protestanten eine ganze Reihe von Bildungsanstalten, welche mit geraubtem katholischem Kirchengut ausgestattet sind, und auf die Universitätsprüfungen vorbereiten, besitzen, müssen die Katholiken Anstalten solcher Art aus eigenen Mitteln unterhalten. Unter der neuen Ordnung der Dinge hat die katholische Universität in Dublin von ihrer vormaligen Bedeutung offenbar viel verloren. Die zu ihrer Sustentation angeordnete Collekte ist zwar nunmehr von den Bischöfen aufgegeben worden. Aber die an der königlichen Universität angestellten und gut besoldeten Fellows katholischer Confession halten fortwährend Vorlesungen an jener Anstalt, welcher die zu den höheren Prüfungen vorbereitenden Collegien sich aggregirt haben.

Wenn Jemand zu erfahren wünscht, wie es möglich ist, dem Glauben eines Volkes systematische Nachstellungen zu bereiten, dem empfehlen wir die Lektüre des erzbischöflichen

Hirtenbriefes vom Juni 1856.[1]) Nicht weniger denn einundzwanzig verschiedene Bekehrungsgesellschaften besitzen ihr Hauptquartier in Dublin. Katholische Geistliche und Laien sollen der Wohlthaten des Protestantismus theilhaftig werden. Wenn die Gesellschaften nicht nur armen und verkommenen, sondern sogar taubstummen Katholiken ihre Fürsorge zuwenden,[2]) so kann das nur dazu dienen, unsere Verachtung vor solchen Instituten zu steigern. Mit Recht weist der Prälat auf die beklagenswerthe Thatsache hin, daß die kolossalen Summen, mit welchen diese Vereine ihr unsittliches Handwerk betreiben, in England gesammelt werden, jenem Lande, von welchem Canonikus Wordsworth in einer Predigt in der Westminsterabtei am 20. August 1854 bemerkte: „Fünf Millionen Bewohner Englands, beinahe ein Drittel der ganzen Bevölkerung, nehmen am sonntäglichen Gottesdienste nicht Theil", von welchem James Kay behauptete: „Mit Kummer und Scham, aber mit ebensoviel Zuversicht behaupte ich, daß unsere (englische) Landbevölkerung unwissender, tiefer gesunken und weniger zur Selbsthülfe fähig ist als die Bauern irgend eines andern Reiches."[3]) Zuerst müssen die Engländer selber wieder Christen werden, bevor sie den ausgehungerten katholischen Iren die Segnungen des Protestantismus zuwenden. Mit der eines Basilius und Ambrosius würdigen Unerschrockenheit behandelt der Erzbischof das nämliche Thema in seinem Schreiben an Lord St. Leonards vom 21. November 1857.[4])

Eine wahre Brutstätte irisch-protestanischen Proselytenthums bildeten die hibernischen und andere Militärschulen, in denen Soldatenwaisenkinder der katholischen Kirche zu Dutzenden jährlich verloren gingen. Die Spöttereien, ja

1) Cullen I, 416.
2) Hieher gehört die Claremont Deaf and Dumb Institution.
3) Cullen I, 420. 421.
4) Cullen I, 477.

Mißhandlungen protestantischer Mitschüler erzeugen hier die schrecklichsten Wirkungen. So berichtet der Erzbischof von einem Fall, in welchem nicht weniger als fünf Knaben auf einmal vom Glauben ihrer Väter abfielen und zu verschiedenen protestantischen Denominationen übertraten[1])

Ein höchst interessantes Thema behandelt der Hirtenbrief vom 19. Februar 1858: On the Church of India. Indem der Erzbischof die tiefen Wunden aufdeckt, welche dem indischen Katholicismus durch die revolutionären Bewegungen in den fünfziger Jahren geschlagen worden, kommt er auch auf die Bestrebungen der protestantischen Missionsgesellschaften zu sprechen. Ihre Zahl ist Legion, ihre Resultate gleich Null. Weit entfernt davon, dem Protestantismus irgendwie Vorschub zu leisten, haben sowohl die von umfassenden Geldmitteln getragenen Bestrebungen der vormaligen ostindischen Compagnie, wie die modernen Staatsschulen, nach dem Bemerken von Reverend Kennedy und Dr. Charles, zwei protestantischen Autoritäten, „das Heidenthum befördert“ und „den eingeborenen Hindus ihre religiöse Ueberzeugung untergraben“[2]). Dem haben wir beizufügen, daß das vom Erzbischof beklagte Uebel bis zum Jahre 1881 immer weitere Kreise gezogen hat, während der im Geiste Christi mit wenig Mitteln im Dienste der Wahrheit arbeitende katholische Klerus nach dem ausführlichen Bericht eines in Ostindien ansässigen Protestanten namhafte Erfolge verzeichnen darf[3]). Ein recht eclatantes Beispiel von den ebenso unchristlichen wie unfruchtbaren Zugeständnissen protestantischer Prälaten an die ostindischen Eingeborenen enthält das vom Erzbischof angezogene Gutachten des protestantischen Erzbischofs Whately von Dublin, sowie der Bischöfe Hinds von Norwich und Colenso von Natal, welche bekehrten Heiden die Beibehaltung von mehreren

1) Cullen I. 583.
2) Cullen I. 544.
3) Tablet 1882. II. 244.

im Heidenthum geehelichten Frauen selbst nach Annahme des Christenthums gestatten zu dürfen glaubten. Ihnen stellt Erzbischof Cullen den seligen Johannes von Britto S. J. entgegen, welcher eher sein Leben hingab, als einem bekehrten Hindu ein solches Zugeständniß zu machen[1]).

Bevor wir vom ersten Bande Abschied nehmen, sei noch ein vom damaligen Advokaten, nachmals unter Gladstone zum Lordkanzler von Irland beförderten Thomas O'Hagan ausgearbeitetes juristisches Gutachten über den ersten Entwurf der 1851 dem Parlament vorliegenden Bill betreffs Führung bischöflicher Titel erwähnt, eine Bill, die allerdings Gesetz wurde, aber dann todtes Gesetz blieb, um nach zwanzig Jahren wieder von der Bildfläche des englischen Statutenbuchs zu verschwinden[2]).

Ebenso unbefriedigend wie der Zustand des irischen Universitätswesens war und ist die Lage der dortigen Elementarschulen. In England ruhte das Elementarschulwesen bis 1870 ausschließlich auf religiöser Grundlage. Das Unterrichtsgesetz vom Jahre 1870 hat dieses Fundament erschüttert, aber die Elementarschulen der einzelnen Religionsbekenntnisse bestehen fortwährend und erhalten, wenn sie den Anforderungen des Staates genügen, staatliche Unterstützung in Geld[3]). Irland, dessen Bevölkerung überwiegend katholisch ist, mußte zu Gunsten einer Minorität sich confessionslose Elementarschulen gefallen lassen. Es war am 31. Oktober 1831 als Mr. Stanley, der nachmalige Lord Derby, jenen berühmten Brief schrieb, in welchem die Grundzüge des für Irland bestimmten confessionslosen Elementarunterrichtssystems dargelegt wurden. Das Gesetz fiel denn auch religionslos aus, war allen Denominationen angepaßt

---

1) Cullen I. 553.
2) Cullen I. 122.
3) The Nineteenth Century. December 1882. Is the Education of 1870 a just Law? By His Eminence Cardinal Manning.

und verbot demnach den Gebrauch jedes religiösen Symbols (Crucifix) oder Formulars in den Schulen. Auch dem blödesten Auge leuchtet die Ungerechtigkeit, ja Sinnlosigkeit solcher Bestimmungen ein, da die protestantische Bevölkerung Irland's sich auf die nördlichen Grafschaften concentrirt, während der Süden, der Westen, sowie das platte Land von Katholiken bewohnt werden. Auch hier muß sich die katholische Majorität nach der protestantischen Minorität richten.

Wenn man den Worten des protestantischen Erzbischofs Whately von Dublin Glauben schenken darf, dann bezweckte das confessionslose Elementarunterrichtsgesetz nichts Geringeres, als die armen katholischen Kinder dem Protestantismus in die Arme zu werfen. In der Praxis hat die Sache indeß einen günstigeren Verlauf genommen. Dank der Wachsamkeit des Episkopates, welcher, wie die verschiedenen Hirtenbriefe Cullens nebst den Pastoralschreiben des Gesammtepiskopates auf den National- und Provinzialsynoden bezeugen, die Elementarschulen wie einen Augapfel behütete, Dank dem Eifer des Seelsorgsklerus haben die Elementarschulen thatsächlich einen katholischen Charakter bewahrt. Freilich ist die Lage nach wie vor prekär und kann das Unterrichtsgesetz in der Hand radikaler Minister auch heute noch dem irischen Katholicismus unberechenbaren Schaden zufügen. Vorderhand ist jedoch eine solche Wandelung in der Politik nicht zu befürchten, da, abgesehen von der entsetzlichen Unsicherheit in den öffentlichen Zuständen, der im Laufe des Sommers 1882 veröffentlichte amtliche Bericht unwiderleglich die in der Praxis in steigendem Maße sich vollziehende Scheidung der Schulen in katholische und protestantische bekundet. Während 1872 noch 58 pCt. der Schulen gemischt waren, tragen heute nur noch 55 pCt. einen gemischten Charakter an sich. Weit anschaulicher als Worte es vermöchten, legt die dem „Tablet“ entlehnte untenstehende Tabelle den Stand der Verhältnisse

bar[1]). Die Aussagen des Cardinals über die irischen Elementarschulen vor einem Comité des Unterhauses legen für seine Kenntnisse und Seeleneifer das schönste Zeugniß ab. „Schon der englische Philosoph Stuart Mill", bemerkte Eminenz Cullen zum Schluß, „findet es unerträglich, daß eine Regierung rechtlich oder thatsächlich eine vollständige Controle über die Bildung eines Volkes besitzt. Sie besitzen und in der That ausüben ist Despotismus"[2]).

Alles was zum Wohl und Wehe des irischen Volkes in Beziehung steht, findet in dieser vorzüglichen Sammlung seinen Wiederhall. Hierher gehören namentlich die geheimen Gesellschaften, der Krebsschaden der grünen Insel, gegen welche der Hirtenbrief vom Monat Mai 1862 zu Felde zieht. Wie streng der Cardinal in dieser Beziehung verfuhr, zeigt sein Verfahren gegen einen in Amerika verschiedenen Fenier, dessen Leiche nach Dublin gebracht wurde, wo aber jede kirchliche Feier auf Befehl des Erzbischofs unterbleiben mußte. Ein schönes Dokument von der Gelehrsamkeit und dem Hirteneifer des irischen Episkopats bildet das berühmte Pastoralschreiben aller irischen Erzbischöfe und Bischöfe vom 14. Oktober 1874[3]). Dasselbe richtet sich

1) Tablet 1882. II. 124.

		Schüler		
Schulen	Lehrer	Katholische	Protestantische	Total
2821	bloß kath.	441,325	Keine	441,325
2776	bloß kath.	363,887	22,838	386,725
564	bloß protest.	Keine	64,293	64,293
1304	bloß protest.	25,370	127,065	152,435
85	kath. u. protest.	10,539	10,444	20,983
7550		841,121	224,640	1'065,761

2) Cullen II. 799. It is not endurable that a Government should either in law or in fact, have a complete control over the education of the people. To possess such a control and actually to exert it, is to be despotic.

3) Cullen III. 587—615.

gegen die auf der Naturforscher-Versammlung zu Belfast gehaltene Rede des Professors Tyndall und enthält eine an die Geschichte der Philosophie sich anlehnende Widerlegung der im Laufe der Jahrhunderte aufgetauchten Systeme des Pantheismus und des damit enge verwandten Materialismus. Der Hirtenbrief enthält eine Art Commentar zur Constitution des vatikanischen Concils über den Glauben.

Den Schluß der dreibändigen Sammlung von Reden und Schriften des hochseligen Kirchenfürsten bildet eine am 2. Juli 1846 in der Akademie der katholischen Religion zu Rom in italienischer Sprache vorgetragene Abhandlung über die Verbindung der irischen Kirche mit Rom. Sie enthält eine Vertheidigung der Prärogativen des hl. Petrus und zeigt uns Irland in allen Jahrhunderten als treue Tochter Roms[1]). Referent glaubt nicht irre zu gehen, wenn er in dieser Arbeit des damaligen Monsignor Paul Cullen den ersten Anstoß zum großen Theiner'schen Documentwerk über Irland und Schottland erblickt. Theiner hat es dem nachherigen Erzbischof Cullen gewidmet und dabei der wiederholten Verebungen gedacht, welche sie über den hochwichtigen Gegenstand gepflogen[2]). Wünscht das nach uns auf den Plan tretende Geschlecht des zwanzigsten Jahrhunderts Aufschluß über den Zusammenhang der irischen Kirche mit dem heiligen Stuhl in unserer Zeit zu erhalten, dann sei es hiermit auf die Moran'sche Sammlung der vorzüglichen Hirtenbriefe des hochseligen Cardinal-Erzbischofs Paul Cullen verwiesen.

Köln. Bellesheim.

---

1) Cullen III, 813. Cercava di difendere le prerogative della Cattedra di Pietro, mi era caro di poter vendicare alla mia patria il suo pregio più onorevole, d'esser cioè stata sempre figlia ubbidiente della Sede Apostolica.

2) Theiner, Vetera Monumenta Hibernorum et Scotorum historiam illustrantia. Romae 1864. Praefatio p. III.

V.

Zeitläufe.

Randglossen zu neueren Verlautbarungen in der social-politischen Discussion.

III. Die social-politische Schnitzeljagd. — „Bis hieher und nicht weiter.“ — Die Arbeiter-, Handwerks- und Bauernfrage in ihren Unterschieden.

Im Grunde haben sich doch unsere Wortführer der social-politischen Discussion mit Recht nicht zu beklagen. Sie können sich im Gegentheil eines Erfolgs über Erwarten rühmen. Allerdings mag ihr Vertrauen auf ein kräftiges Erwachen der Selbstthätigkeit innerhalb der gesellschaftlichen Kreise sich mehr oder weniger getäuscht sehen. Auf eigene Faust seinen Mann zu stellen, hat sich bis jetzt fast nur der Bauernstand fähig zu zeigen angefangen. Er allein hat auch bis jetzt noch den archimedischen Punkt unter den Füßen. In den gewerblichen und industriellen Kreisen dagegen herrscht Flauheit, Widerspruch und Verwirrung ohne Ende. Das zeigt sich von Versammlung zu Versammlung. Aber in der Theorie ist der Fortschritt enorm; man zählt bereits drei große Reiche, wo man bemüht ist herauszufinden, was sich darunter von Staatswegen in's Leben überführen ließe.

Ja, es ist so weit gekommen, daß der rechtgläubige Liberalismus sich über den Abfall ganzer Schaaren bisheriger Glaubensgenossen ärgern und kümmern muß, die sich nun gleichfalls auf sociale Reformen werfen, aus „Popularitäts-

hascherei", wie die alte Kirche des liberalen Oeconomismus ihnen vorwirft.[1]) Damit ist endlich auch zugestanden, daß die Strömung gegen das Evangelium der „freien Concurrenz" allmählig unwiderstehliche Gewalt angenommen hat. Selbst liberalerseits kann man es also den Regierungen kaum mehr verargen, wenn sie vor dem wahren Stand der Dinge ihre Augen nicht länger verschlossen hielten. Merkwürdiger Weise haben aber gerade nur diejenigen Regierungen den Boden der socialen Reform thatsächlich oder vorbereitend betreten, welche nicht in der Lage sind, durch ihren Colonialbesitz sich über fremde Welttheile auszudehnen, und also auch nicht die Möglichkeit haben, einerseits für den Ueberschuß ihrer Bevölkerungen Raum zu schaffen, andererseits ihrer Produktion zu einem entsprechenden Consumtionsgebiet zu verhelfen. Ein beachtenswerther Fingerzeig!

In Frankreich hat zwar der Mann, der damals noch für das Sprachrohr der großen Nation gehalten wurde, von den „neuen socialen Schichten" gesprochen, deren Interessen mit denen der übrigen Classen versöhnt werden müßten. Aber es ist beim Maulwerk geblieben; denn die Republik und ihre Träger haben keine Zeit Allotria zu treiben, weil sie über Hals und Kopf beschäftigt sind, ihre eigenen Schäfchen in's Trockene zu bringen. Auch die drei anderen Regierungen haben nicht dieselbe Stellung zur Socialpolitik eingenommen. Fürst Bismarck hat die Initiative ergriffen; aber er ist sorgfältig darauf bedacht, weder den Großcapitalismus und die Börse zu beunruhigen, noch dem Princip der freien Concurrenz nahe zu treten. Oesterreich dagegen ist dießmal um eine Idee voraus, Cisleithanien nämlich; denn der magyarische Advokaten-Staat kann nicht aus seiner fiskalischen Haut fahren. In Wien aber verhandelt man über die Einführung

---

1) Wir beziehen uns hier auf die österreichischen Artikel der Münchener „Allg. Zeitung" vom 9. d. Mts., namentlich auf den Leitartikel unter dem Titel: „Socialistisches Steeplechase."

der obligatorischen Innungen, und selbst hartgesottene Liberale laufen mit. In Italien endlich steht die Socialpolitik erst noch auf dem Papier eines ministeriellen Programms; sie wird dort mehr agrarische Gestalt, so wie in Irland, annehmen und vielleicht erst durch einen neuen Sklavenkrieg gegen die Latifundien-Besitzer zum Ziele gelangen. Aber das entscheidende Wort ist nun auch in Italien gesprochen: daß die „freie Concurrenz“ nichts Anderes sei als der Calcul des Vortheils der Besitzenden durch Ausbeutung der Nichtbesitzenden.

Also: der Staat ist verpflichtet zum Schutze der Schwachen gegen die Starken. Als das „Centrum“ am deutschen Reichstage im Jahre 1875 seine Anträge zu einer Revision der Gewerbeordnung formulirte und durch den Grafen Galen einreichen ließ, da verlangten dieselben im Wesentlichen eben das, was jetzt die liberalen Fraktionen im österreichischen Reichstage durch ihren neuesten Antrag behufs einer legislativen Reform auf socialpolitischem Gebiete als unumgänglich fordern. Diese Herren glaubten damit eine populäre Demonstration zum Besten der Partei zu machen; indessen war ihnen die Regierung nicht nur zuvorgekommen, sondern auch über sie weit hinausgegangen. So sehr ist die Socialreform jetzt in die Mode gekommen; und es will an der liberalen Erwerbsordnung eigentlich fast Niemand mehr schuldig seyn, während damals, also erst vor acht Jahren, die Commission in Berlin den Antrag Galen von der Berathung ausschloß, weil er gegen das Princip der Gewerbefreiheit verstoße.

Aber trotz der Verbreiterung, welche von der socialpolitischen Discussion im Laufe weniger Jahre gewonnen worden ist, scheint sie uns immer noch an einem Punkte stehen geblieben zu seyn wie Herkules am Scheidewege. Und zwar mit Recht; denn wer an dieser Schwelle nicht mit klopfendem Herzen den Fuß zurückzieht, sondern sie, koste es was es wolle, kühn überschreitet, den begrüßt drüben das Lager der Socialdemokratie. Man redet immer davon, wie es gemacht

werden könnte, daß der Ertrag der Produktion wieder nach gerechtem Ausmaße dem Arbeiter zu Gute komme; wie das Gesetz von Angebot und Nachfrage derart corrigirt werden könnte, daß der Arbeiter wieder in's untheilbare Eigenthum hineinwachse und pro rata seiner Leistung an dem Ertrage sich betheilige[1]): aber man zieht den Fall nicht in Betracht, wo der Arbeiter keine Arbeit hat und keine bekommen kann.

Wohl dem, der nicht in der Lage ist, diesen traurigsten aller socialen Zustände vor seinen eigenen Augen sehen zu müssen. Wie weit aber das Uebel gerade im deutschen Reich schon verbreitet ist, beweist die lawinenartig anwachsende Landplage des Vagantenthums. Man würde gewiß irren, wollte man nicht annehmen, daß ein großer Theil der Hunderttausende streunender Vaganten gerne arbeiten würden, wenn ihnen Arbeit geboten würde. Wenn nun bei zunehmender Verarmung der Volksmassen die Consumtionsfähigkeit fortschreitend abnimmt, die Produktion somit reducirt werden muß; wenn die öffentlichen Arbeiten, welche seit einer Generation in so ungeheueren Dimensionen die neuen Verkehrsmittel geschaffen haben[2]), im natürlichen Lauf der Dinge sich vermindern und endlich aufhören müssen; wenn endlich auch die Privatindustrie, gerade weil ihr die geplanten Social=

---

1) Wir beziehen uns mit diesen Worten auf einen Artikel der „Allg. Zeitung" (vom 27. Sept. d. J.), dessen liberaler Verfasser beifügt: dahin müsse es kommen, „da nütze auch kein Wall von starren Grundsätzen des Civilrechts und der wirthschaftlichen Tradition."

2) In Frankreich haben diese öffentlichen Arbeiten seit dreißig Jahren als maskirte „Nationalwerkstätten" ihre politischen Dienste gethan. Derselbe Gedanke lag auch dem berühmten Projekt Freycinets zu Grunde, wornach binnen zwölf Jahren 6 Milliarden öffentlicher Gelder verbaut werden sollten. Jetzt wo das Land vor einem Deficit und einer Finanzkrisis steht, und die Milliarden zum Verbauen nicht da sind, bemerkt ein Pariser Correspondent in der „Allg. Zeitung" (vom 25. Okt. d. Js.): „Doch würde die allgemeine Arbeiter=Frage geradezu brennend werden, wenn man je Minister und eine Kammermajorität fände

reformen an den Geldbeutel gehen, sich allmählig mehr und mehr der bequemeren Thätigkeit mit der Couponscheere zuwenden wird: muß dann nicht die Frage vom Recht der Arbeit tief in den Schatten zurücktreten vor der Frage — vom „Recht auf Arbeit?“

Herr Abgeordnete Winterer in seinem bereits erwähnten Schriftchen[1]) citirt eine in der Schweiz gehaltene Rede Liebknechts über die socialen Vorlagen und Pläne des Fürsten Bismarck: „Zunächst kam das vom Reichstag verstümmelte Unfallversicherungsgesetz, welches den Zweck hat, im Dienste verunglückte Arbeiter zu unterstützen. Hierauf folgte ein Altersversorgungsgesetz mit Pensionen für Invaliden. Warum sollte er nicht noch einen Schritt weiter gehen und sagen: ‚Wer hungert und keine Arbeit findet, soll sich an den Staat wenden?‘ Dann haben wir aber den vollständigen Socialismus.“ Das ist richtig. Aber eben deßhalb hat der Kanzler sich die Frage lieber nicht gestellt: was soll denn nun mit den Arbeitern geschehen, welche keine Arbeit haben und keine bekommen können? Andererseits war es wieder der Grundfehler in seinem Argumente, daß er die Arbeiter versichern will, aber diese Frage sich nicht gestellt hat und nicht stellen konnte, weil er sonst seine Rathlosigkeit nicht hätte verhehlen können.

Gestreift hat er die Frage allerdings, indem er davor warnte, dem industriellen Capital mit Zumuthungen zu kommen, welche ihm die Lust verleiden könnten, noch länger zu arbeiten.

---

welche den Muth hätten, weniger oder langsamer zu bauen. Es ist der Republik nicht gestattet, weniger oder langsamer oder ebenso wenig und langsam wie das Kaiserthum zu bauen.“ Der Mann hat ohne Zweifel Recht. Ist aber die Perspektive nicht eine erschreckende, wenn man noch dazu beachtet, daß der Rahm von der Milch durch den Rothschildismus abgeschöpft wird, die Hunderttausende von Arbeitern aber am Ende des Processes mit leeren und beschäftigungslosen Händen dastehen werden?

1) „Der Socialismus in den letzten drei Jahren“ S. 10.

Darum verlangte er auch wiederholt und dringend den Beitrag aus Staatsmitteln für seine Anstalten zu Gunsten der Arbeiter, damit nicht die Abschreckung des Capitals von industriellen Unternehmungen noch mehr arbeitskräftiges, aber arbeitsloses Volk schaffen würde. In seiner Rede vom 9. Januar d. J. sprach er sich hierüber deutlich genug aus: „Wo ist die Grenzlinie, bis an welche man die Industrie belasten kann, ohne dem Arbeiter die Henne zu schlachten, die ihm die Eier legt? Wenn man an die Industrie Anforderungen stellt zur Erfüllung staatlicher Zwecke — und ein staatlicher Zweck ist die Herstellung eines höheren Maßes von Zufriedenheit bei allen Angehörigen, die der Industrie an sich ziemlich gleichgültig seyn kann — so muß man sich die Grenze der Tragfähigkeit dieser Industrie doch sehr genau vergegenwärtigen."

Das läßt sich ohne Zweifel hören und besser verstehen als die Scheu und zarte Schonung, welche in den entscheidenden Kreisen dem schmarotzenden Großcapital bewiesen wird, obgleich dasselbe nur wuchert und in keiner Weise arbeitet und producirt. Das industrielle Capital arbeitet zwar, aber auch nur, um Vortheil daraus zu ziehen. Benimmt man ihm den Vortheil, so läge allerdings die Befürchtung nahe, daß es sich von der Arbeit zurückzöge und sich gleichfalls auf den leistungslosen Geldwucher verlegte. Denn so sehr das industrielle Capital die Nahrung und Ursache der Arbeit ist, so arbeitet es doch nicht um der Herstellung neuer Gebrauchswerthe willen für das Volk, oder um dem arbeitsuchenden Volke Verdienst zu geben. Es ist gar nichts Platonisches an demselben, wie es dereinst in den patriarchalischen Zeiten vielfach der Fall war; sondern das moderne Industrie-Capital arbeitet nur um des eigenen Vortheils willen, und sobald kein Gewinn mehr zu erreichen ist, hört die Produktion auf und mit ihr der Verdienst des Arbeiters.

Ebenso wie Fürst Bismarck hat auch der italienische Minister-Präsident, ein alter Revolutionär, auf dieses Ver-

hältniß hingewiesen, indem er noch besonders betonte, daß der treibende Vortheil aus dem Mißverhältniß zwischen dem Arbeitslohn und dem Werthe der Produktion entstehe. Die Nichtbesitzenden, das große Heer des Proletariats, sagte er, haben keine andere Beziehung zu den Herren des Capitals und der Arbeitsmittel als „durch den Vortheil, welchen die Besitzenden aus der Concurrenz der Nichtbesitzenden ziehen, während die letzteren kein Mittel besitzen, um jene zur Ertheilung von Arbeit zu zwingen, wenn sie auf dieselbe verzichten können.“ Den Nichtbesitzenden ein solches Mittel von Staatswegen zu verschaffen, erklärt nun der Minister selbst für eine Unmöglichkeit; und wenn es auch beschafft werden könnte, so erübrigte immerhin noch die Hauptfrage, was aus denjenigen werden sollte, welche arbeiten wollen, für die aber die Privatindustrie keine Arbeit zu geben hat. Nichteinmal die Verdrängung aller und jeder Privatindustrie durch das System der Produktiv-Associationen könnte die Eine wie die andere Frage vollständig lösen; denn auch solche Anstalten wären an das Verhältniß der Produktion zur Consumtion gebunden.

Die socialpolitische Discussion beschäftigt sich nun mit Vorschlägen, wie das Mißverhältniß zwischen dem Werthe der Arbeitsleistung oder des Lohnes und dem Ertrage der Produktion auszugleichen wäre. Freiherr von Fechenbach[1]) findet es sehr bedenklich, daß Fürst Bismarck in gedachter Rede sein Erstaunen ausgedrückt habe über die schlimme Aufnahme seiner Reformversuche von Seite der Arbeiterwelt. Er schließt daraus, daß es dem Reichskanzler an dem richtigen Verständniß dieser Arbeiterwelt immerhin noch fehle. Denn nicht um ein Almosen, um eine Pension handle es sich

1) Wir halten uns abermals an die neueste Schrift des Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach: „Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiter-Frage.“ Berlin, Puttkammer 1882. S. besonders S. 16—22.

bei dem Arbeiter, sondern um das ganze heutige Erwerbssystem. Die heutigen Lohnverhältnisse seien falsch und ungerecht; also nicht durch Altersversorgung der Arbeiter lasse sich die Frage lösen, sondern nur durch die Regelung, die staatliche nämlich, der Lohnfrage. Bei der heutigen Entlohnung werde nicht das Arbeitsprodukt, sondern nur die Zeit oder Kraft bezahlt, welche zur Herstellung des Produkts nöthig sei; das müsse anders werden. Daher ging auch der bei der Berliner Generalversammlung der Social-Conservativen vom 1. Mai v. Js. eingebrachte Antrag des Freiherrn dahin: es sei zu erwirken, „daß diese nicht entlohnte Arbeit durch eine gesetzlich geregelte procentuale Vertheilung des Nettogewinns dem Arbeiter rückvergütet werde."

Es besteht eine Art Verpflichtung, in der socialpolitischen Discussion dem Freiherrn sozusagen das erste Wort zu lassen. Denn er schreibt nicht nur, sondern er handelt auch, bringt schwere Opfer und verliert, obwohl er die angenehmen Erfahrungen leicht an den Fingern wird herzählen können, noch immer den Muth nicht. Sein eben genannter Antrag wurde zurückgezogen, offenbar weil die Versammlung dafür noch nicht reif erschien, wogegen sie einstimmig den eventuellen Antrag auf „Errichtung eines Reichsarbeitsamtes" annahm. Denn die höchst schwierige Frage zu lösen, sagte der Freiherr, sei ein einzelner Mensch, und vollends ein Privatmann, überhaupt nicht im Stande. Wenn aber eine solche Reichsbehörde auf das Wort des Reichskanzlers von der Henne, die dem Arbeiter die Eier lege, zurückkommen wollte, so hat Herr von Fechenbach die Antwort bereit: es müßten eben die heutigen Geldverhältnisse, aus welchen die ganze sociale Frage entstanden sei, geändert und es müßte ein anderer Gang bei der Vermögensbildung erzwungen werden. Somit kehrt die Erörterung wieder auf den Anfang zurück.

Unter anderm Namen laufen die vorgeschlagenen Lösungen alle auf das Gleiche hinaus. Der früher bereits erwähnte Anonymus hält zwar die Feststellung des „natürlichen Lohnes"

für eine Unmöglichkeit, aber er will dem Industrialismus in anderer Weise um so schärfer zu Leibe gehen. Die sogenannte classische Nationalöconomie, sagt er, habe den Unternehmer als das unverletzliche Subjekt der Volkswirthschaft hingestellt: „Freiheit, so lange es ihm gut geht, Schutz, wenn es ihm schlecht geht; keine Intervention, wenn sich seine Taschen füllen, Drückung der Löhne, wenn sie anfangen sich zu leeren.“ Um den Arbeiter dagegen zu schützen, daß er bei schlimmen Conjunkturen ohne weiters an die Luft gesetzt werde, will er die Einführung einer „Krisensteuer“, welche die Unternehmer zahlen sollen. Er will ferner, daß der Staat Antheil am Reingewinn der Geschäfte bekomme, und zwar nach 25 Jahren bis zu 50 Procent. Er will überdieß procentuale Erbschafts-, Börsen- und Capitalrenten-Steuern. So soll der Staat in die Lage gebracht werden, die Kosten des Arbeiter-Versicherungswesens selbst zu übernehmen. Die Bismarck'sche Frage nach der Tragfähigkeit der Industrie beseitigt er mit der Bemerkung: ein Unternehmer, welcher diese Forderungen nicht zu erfüllen vermöge, solle überhaupt nicht in den Produktions-Proceß eingreifen; es wäre sogar ein Segen, wenn in Folge dessen unsichere Gründungen und wilde Concurrenz seltener würden, und dafür der mit großen Capitalien arbeitende Großbetrieb sich ausdehnte[1]). Sehr wohl; wenn aber das Großcapital Strike macht und unter solchen Bedingungen lieber nicht industriell thätig seyn will, wie dann?

Unter einem andern Namen kommen die mehrgedachten Programm-Artikel der Wiener „Monatschrift“[2]) gleichfalls auf die Fechenbach'sche Idee zurück. Aus der Pflicht des Staats, für das Gemeinwohl zu sorgen, wird, unter Berufung auf

1) „Die Parteien des deutschen Reichstags und die socialen Fragen der Gegenwart.“ S. 33. 38. 41. 42. 56.

2) „Staatssocialismus und sociales Königthum.“ Februar-Heft 1882. S. 57. 69 f. — Vgl. „Der gerechte Preis“. März-Heft 1882. S. 113 f.

die älteren Moralisten, gefolgert, daß es in die Rechtssphäre der bürgerlichen Autorität gehöre, den gesammten öffentlichen Verkehr zu regeln, somit auch den „gerechten Preis", nämlich den dem Werth der Sache entsprechenden, verordnungsmäßig festzusetzen. Indem aber verlangt wird, daß die öffentliche Gewalt ihre Pflicht wieder aufnehme, durch Reglements und Taxirung über den gerechten Preis zu wachen, wird die Bedrückung des Arbeiters durch das eherne Lohngesetz anderen Betrügereien im Kaufe gleichgesetzt, und die Festsetzung des „gerechten Preises" für den Werth der Arbeitskraft der gesetzlichen Obsorge überantwortet. Damit wird nun freilich, wenn auch indirekt, dem öconomischen Liberalismus zugegeben, daß die menschliche Arbeitskraft eine Waare sei, nur soll sich der Preis derselben nicht nach dem liberalen Naturgesetz von Angebot und Nachfrage regeln, sondern autoritativ abgeschätzt werden.

Allerdings ist die Klage ebenso allgemein als begründet, daß im Handel und Verkehr mit den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen, seitdem der Staat den Schutz der Consumenten aufgegeben hat, die Gewissenlosigkeit jede Scham verloren hat. Der Himmel mag die herrlichste Erndte spenden, der Zwischenhandel läßt dem consumirenden Publikum nichts und dem Producenten möglichst wenig davon zu Gute kommen. Es wäre eine der willkommensten Reformen, wenn die Wiedereinführung der amtlichen Tarifirung den Schändlichkeiten des Zwischenhandels ein Ende machen würde. Müßte darüber auch diese begehrlichste Seite der Gewerbefreiheit ganz geopfert werden, so wäre es um so besser. Aber anders als mit der materiellen Waare steht es doch mit der menschlichen Arbeitskraft. Jene kann der Spekulant, wenn er sie um den „gerechten Preis" nicht geben will, zurückbehalten und verfaulen lassen; diese aber muß angebracht werden, dazu zwingt den Inhaber der Hunger.

„Gesetzliche Sicherstellung der Arbeitslöhne", also den gerechten Preis für die Arbeit, verlangte auch eine Petition,

welche aus den Berliner Arbeiter-Kreisen an den Reichstag gerichtet werden sollte. Fürst Bismarck hat aber in seiner Rede vom 9. Januar alles für eine Unmöglichkeit erklärt, was über seine großen Versicherungs-Pläne hinausgeht, und selbst diese, namentlich die Altersversorgung [1]), stehen einerseits noch im weiten Felde, und würden andererseits doch auch wieder den Allerunglücklichsten nichts helfen, welche arbeiten möchten, aber keine Arbeit bekommen können. Von allen socialen Fragen ist die Arbeiter-Frage zuerst, und viele Jahre hindurch allein und ausschließlich, auf der Tagesordnung gestanden; eine kaum mehr übersehbare Literatur ist durch sie hervorgerufen worden; sie hat Parteien gebildet, Regierungen und Parlamente ernstlich beschäftigt, und doch steht sie im tiefsten Grunde immer noch unbeweglich auf dem alten Flecke. Man kann der Meinung seyn: nachdem diese Frage mit der Daseynsweise der modernen Welt aufgekommen ist, werde sie auch nur mit dem Eintreten einer abermaligen Welt-Revolution wieder völlig verschwinden; der Himmel wisse: wie?

Wesentlich verschieden verhält es sich mit der Frage des Handwerks insoferne, als es sich hier um eine sociale Schichte oder Classe von Leuten handelt, die eigentlich selbst Unternehmer sind und sich mit ihren Produkten unmittelbar an das Publikum wenden. Diese Frage ist erst später brennend geworden, obgleich der Handwerker-Stand nie aufgehört hat, gegen den Ruin seiner gesammten Organisation durch die gesetzlichen Gewaltthaten des Liberalismus zu

---

1) Ein preußischer Regierungsrath hat in einer eigenen Broschüre berechnet, daß für die Altersversorgung aller Arbeiter, abgesehen von den Wochenbeiträgen der Arbeiter und Arbeitgeber zu je 1 Pfenning, ein Reichsbeitrag von 35 Millionen jährlich und ungefähr 450 Millionen zur Fondsbildung für den Anfang erforderlich wären; dann würden alle Versicherten vom 56. Lebensjahre an eine Pension von 108 M. jährlich im Maximum erhalten können.

protestiren. Endlich konnte auch der Staat sich der Wahrnehmung nicht mehr verschließen, daß bei der gesteigerten Atomisirung des Gewerbestandes die Aufsaugung desselben durch die Großindustrie nur mehr eine Frage der Zeit wäre, und daß damit das Verschwinden des bürgerlichen Mittelstandes, des eigentlichen Charakteristikums der abendländischen Staatswesen, unwiderruflich besiegelt wäre. Gegenüber dem Handwerke hatte der Staat auch noch festen Boden, auf dem er den Fuß einsetzen konnte. Man kann streng genommen nicht von einem „Arbeiterstand“ reden; aber der Gewerbestand ist aus den Zeiten seiner corporativen Organisation, wenn auch schlimm zugerichtet, auf uns gekommen und das Material zu einer neuen selbstständigen Organisation ist in ihm vorhanden.

Der Gewerbestand ist der Vater der Corporation gewesen, und die Corporations-Idee ist ihm sozusagen auf den Leib geschnitten. Es kann niemals eine unmittelbar im Staat stehende Arbeiter-Corporation geben, die Arbeiter müßten denn in der Produktiv-Association selber Unternehmer werden; überall sonst sind sie auf Vermittelung der Großindustrie angewiesen, die selbst ein Staat im Staate ist. Die Handwerks-Corporation dagegen steht unmittelbar im Staate, und ihr Zweck soll seyn, daß in ihr Capital und Arbeitskraft vereint beisammen sind, während in der Großindustrie die beiden Elemente aller Produktion von einander getrennt liegen und sich antagonistisch gegenüber stehen. Will aber der Staat die Corporation des Handwerks, und muß er sie um seiner selbst willen wollen, so fragt es sich, was er thun soll, um einerseits das Handwerk gegen die Vernichtungstendenz der Großindustrie zu vertheidigen und andererseits ihm die Lebensbedingungen zu verschaffen, ohne die sich die Corporation ausnehmen würde wie der Fisch außer Wasser.

Darüber herrscht nun heftiger Streit unter unseren Socialpolitikern. Ob nämlich das sociale Vereinswesen durch die

Staatsgesetzgebung mit Zwangspflicht zu regeln oder dem ungehemmten Einfluß der Interessen zu überlassen sei, also obligatorische oder freie Innung? so wird das Dilemma von einer Seite formulirt[1]). Zu dieser Formulirung möchten wir aber hier gleich bemerken, daß der wesentliche Unterschied zwischen Arbeiter und Handwerker hier als verwischt erscheint; man kann die Frage sehr wohl verneinen, ob Arbeiter-Associationen zwangsweise vom Staat einzuführen seien, dieselbe dagegen bezüglich der Handwerks-Corporation, aus dem Grunde ihrer unmittelbaren Stellung im Staat, bejahen. Jedenfalls ist man auch weder in Berlin noch in Wien auf den Gedanken gekommen, ein allgemeines Statut behufs Herstellung eines socialen Vereinswesens auszuarbeiten; sondern man hat sich speciell auf die Handwerks-Corporationen beschränkt, und zwar hat man in Preußen die freie Innung, der noch dazu der Reichstag nichteinmal so viel Recht vergönnt hat, wie die Regierung ihr verleihen wollte, in Oesterreich die obligatorische Innung gewählt.

Auch die Anhänger der freien Innung verwahren sich dagegen, als wollten sie die helfende Einflußnahme des Staats zurückweisen. Diese werde von ihnen vielmehr ausdrücklich vorausgesetzt und dringend gefordert. Nur die erste Organisation, der Keim der neuen ständischen Gliederung, solle nicht in die Hände der bureaukratischen Staatsgewalt gelegt werden wollen, also auch der Weg eines gesetzlichen Zwanges unbedingt ausgeschlossen seyn. Diesen Standpunkt vertritt namentlich Herr von Hertling, Referent über die socialen Vorlagen beim Reichstag, gegen das bekannte Werk Hitze's. „Alle diese Organisationen," sagt er mit Hrn. Périn, „müssen aus der eigenen freien Initiative der Betheiligten hervorgehen, aus dem vollen und dauernden Verständniß der gemeinschaftlichen Interessen und Bedürfnisse. Der Staat

1) „Christlich-sociale Blätter." 1882. Heft 12. S. 354.

soll die entstandenen und sich bildenden schützen, er kann sie selbst privilegiren, wenn und in wie weit sie die gemeine Wohlfahrt fördern; er darf niemals seine Macht dazu mißbrauchen, auch die Widerstrebenden in das Prokrustesbett einer theoretisch ausgedachten Schablone hineinzuzwängen." Eine Privilegirung der Handwerker-Innung, das wiederholt der Verfasser, halte er nach bestimmten Richtungen hin für berechtigt; dieselbe dürfe aber nie so weit gehen, daß dem Einzelnen, der es vorzieht, sein Heil außerhalb der Innung zu versuchen, dieß unmöglich gemacht würde [1]). Freilich dürfte sich dagegen einwenden lassen, ob der Zwang nicht insoferne das Correlat der Privilegirung sei, als die Lust sich demselben zu entziehen regelmäßig die Absicht zum Grunde haben wird, die Privilegirung zu durchlöchern.

Immerhin aber fragt es sich vor Allem, ob das ablehnende Urtheil über die obligatorische Innung nicht anders ausfallen würde, wenn die Frage von der Corporation des Handwerks in ihrer Besonderheit erfaßt, und nicht mit der Arbeiter- und allen anderen socialen Fragen zusammengeworfen würde. Jedenfalls könnte man dann nicht sagen, daß durch Einführung obligatorischer Innungen der Staat bereits omnipotent werde, indem er die autoritative Regelung der Produktion und die zwangsweise Organisation der Gesellschaft übernehme, sich also selbst an die Stelle der Gesellschaft setzen wolle. Die Gewerbe-Corporation soll und muß eine Sache für sich seyn. So wenig wir es verstehen würden, wenn man das Handwerk wie das Fabrikvolk organisiren wollte, ebensowenig würden wir es verstehen, wenn man die landwirthschaftliche Frage durch bäuerliche Zwangsinnungen gleich den gewerblichen lösen wollte. Die Innung soll dann auch auf eigenen Füßen laufen. Ob die obligatorische dieß vermag, muß die Erfahrung lehren; daß die fakultative nicht

1) „Christlich-sociale Blätter." 1882. Heft 13. S. 403 f. Vgl. Heft 15. S. 450 f.

läuft und nichts Rechtes werden wird, darf man bereits als erwiesen annehmen.

Wir haben in diesem Punkte ganze andere Sorgen als die Furcht vor der gesellschaftlich übergreifenden Staatsmacht; und unsere Sorge geht dahin, ob es wohl selbst der obligatorischen Innung gelingen wird, dem Strome Einhalt zu thun, welcher das Handwerk in den Großbetrieb hineinzuschwemmen und also den gewerblichen Mittelstand gänzlich aufzulösen im Begriffe ist. Diese Frage ist seit Jahren hin und her erwogen worden. Aber frappirt hat es uns doch, als wir in einem Organ, das zu der in Wien eingetretenen Wendung zu Gunsten obligatorischer Innungen sammt Befähigungsnachweis sicher selbst sehr viel beigetragen hat, der Freudenbotschaft folgenden hinkenden Boten auf dem Fuße nachgeschickt sahen: „Aber auch die obligatorische Innung genügt allein nicht, vielmehr erschwert sie dem Handwerk noch die Concurrenz mit dem capitalistischen Großbetrieb. Um nur Ein Moment hervorzuheben: die Innungen übernehmen zugleich auch für den Großbetrieb die Ausbildung der Arbeitskräfte; aber während nun der Innungsmeister nur gelernte, also theure Arbeitskräfte beschäftigen darf, resp. kann, nimmt der Großbetrieb das Gros seiner Arbeitskräfte von der Strasse, jugendliche, weibliche, kurz jeder Art und Unart. Das Handwerk binden und dem concurrirenden Großbetrieb freie Hand lassen, heißt den Ruin des Handwerks noch beschleunigen" [1]).

Endlich steht die Agrar-Frage auch wieder auf einem andern Blatt. Man kann sogar Bedenken tragen, sie als sociale Frage im strengen Sinne des Wortes zu bezeichnen. Sie würde das werden, und zwar im höchsten Grade, wenn der Bauernstand auf der schiefen Ebene, die bereits betreten ist, fortfahren würde, in das nomadisirende

---

1) Aus der Wiener „Monatsschrift" in der „Augsburger Postzeitung." 1882. „Social-politische Beilage." Nr. 26.

Proletariat hinabzusinken. Für jetzt ist sie noch eine politische Frage ersten Ranges. Hier kann nirgends das Bedenken auftauchen, daß der Staat seine Competenz überschreite und sich an die Stelle der Gesellschaft setze, wenn er auf radikale Hülfe sinnt. Einer staatlichen Zwangsorganisation bedarf der Bauernstand nicht; er wird sich schon selbst organisiren, sobald er sieht, daß es der Mühe werth ist. Obwohl der Bauernstand das sprödeste Material der Gesellschaft darstellt, hat doch das Beispiel der „westfälischen Bauernvereine" des Freiherrn von Schorlemer-Alst über Erwarten rasch angezogen. In keiner andern Classe hat sich das Gefühl der Zuhörigkeit zu einem „Stande" trotz Allem noch so stark erhalten, als im deutschen Bauer. Er bedarf nur des Schutzes gegen eine Gesetzgebung, welche ihn mit der Kaufmannselle gemessen und als mobile Waare behandelt hat, und der Entlastung von den Bürden, die ihm von dieser Gesetzgebung und der gesteigerten Anspruchnahme für den Staat aufgeladen worden sind. Alles aber, was der Staat für den Bauernstand thut, thut er für das Fundament seiner eigenen Existenz. Es ist nicht zu viel gesagt: wenn alle anderen Stände eines Landes außer dem Bauernstande vernichtet wären, könnten sie doch im Laufe der Zeit wieder aus demselben hervorgehen; aber man kann keinen gesunden Bauernstand in einem Lande wieder schaffen, wenn er einmal vernichtet ist.

Die landwirthschaftliche Nothlage hat zuletzt unter den socialen Fragen ihr Haupt erhoben; und rasch ist sie die brennendste geworden in allen Ländern der alten Welt. Noch ist es nicht zwanzig Jahre her, daß man sich von dem gleißenden Schein landwirthschaftlicher Blüthe täuschen ließ. Als die Agrarier in Berlin auftauchten, lächelte man über die sonderbare Gesellschaft. Als das Wiener „Vaterland" und die Vogelsang'schen Schriften der stummen Noth des Landmanns sich zum Organ hergaben, sprachen sie jahrelang zu tauben Ohren. Noch vor zwei Jahren wußte ein deutscher

Staatsmann, als er zum erstenmale von diesen Erörterungen erzählen hörte, sich vor Erstaunen nicht zu fassen, wie man auf die verrückte Idee einer Ablösung der bäuerlichen Hypotheken-Schulden durch den Staat verfallen könne. Jetzt ist der Durchbruch bereits vollkommen. Man diskutirt nun die Ablösungsfrage in aller Ruhe; man projektirt ein Heimstätten-Gesetz; Gesetze über Regelung der bäuerlichen Erbverhältnisse stehen in Wien und Berlin auf der Tagesordnung. Auf dem Wege der Schutzzölle hat man bereits zu helfen gesucht, freilich vergebens.

Inzwischen ist die bäuerliche Noth überall im Wachsen. In Oesterreich-Ungarn verfallen jährlich 15 bis 20,000 Bauernfamilien der Gant. Im Jahre 1879 sind die Gläubiger mit mehr als 32 Millionen, im Jahre 1880 mit mehr als 47 Millionen fl. bei der Vergantung ländlicher Liegenschaften leer ausgegangen, schon seit 1874 ein reißender Zuwachs an Capital-Verlust. Vom deutschen Reich sind die genauen Ziffern noch zu erwarten; aber die Verschuldung des Grundbesitzes wird hier auf 9 Milliarden Mark, in Frankreich auf 15 Milliarden Franks berechnet. Selbst in der Schweiz wird dem Bauernstand, wenn nicht radikale Hülfe eintrete, der Untergang prophezeit, obgleich es in diesem Lande keinen Militarismus gibt, der in den übrigen continentalen Ländern die Landwirthschaft noch besonders schwer belastet.

Wenn auch staatlicher Seits Alles ausgeführt wäre, was die Agrarier verlangen [1]), so hätte die Landwirthschaft auch dann noch einen sehr schweren Stand auf nicht absehbare Zeit wegen der überseeischen Concurrenz. Dem verderblichen Zwischenhandel Schranken zu setzen, läge in der Möglichkeit; aber dem Welthandel, wie er sich auf den neuen Verkehrswegen über alle Länder bewegt, kann man die Thore nicht verschließen, um so weniger wenn ein Land die Brod-

---

1) Vgl. das „Deutsche Bauern-Programm" des Freiherrn von Fechenbach vom April 1882.

frucht selber nicht mehr erzeugt, die zur Ernährung seiner Einwohner erforderlich ist. Zu diesen Ländern gehört nun auch das deutsche Reich mit Preußen [1]). Die Socialdemokratie spekulirt schon lange auf die wirthschaftliche Revolution, welche die Folge davon seyn müsse, wenn Nordamerika sich des europäischen Getreidehandels bemächtigt haben würde, und somit die Getreidepreise überall zu sinken kämen. Inzwischen war aber vor zwei Jahren auch schon die noch gefährlichere Concurrenz des im transatlantischen Fleisch concentrirten Korns eingetreten. Von den Folgen erzählt jede Schranne im Lande, und die Entwicklung ist noch lange nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt. „Es bereitet sich," bemerkte damals der Wiener Nationalöconom L. von Stein, „in aller Stille etwas vor, was einen bis jetzt geradezu unermeßbaren Einfluß auf Dinge und Verhältnisse von Europa haben kann, welche wir als vitale Grundlagen unseres Lebens zu betrachten haben" [2]).

Niemand kann sich mehr dem Gewicht der Thatsachen entziehen, und unter diesem Eindruck beschließen nun die Parlamente Eines nach dem andern die politischen Discussionen möglichst in den Hintergrund zu drängen und sich dafür ernstlich mit den volkswirthschaftlichen Angelegenheiten zu befassen. Leider aber müssen sie „Friedens-Etats" für vier Millionen Soldaten bewilligen, unter deren gegenseitigem Schutze sie tagen!

---

1) Im Jahre 1859 führte Deutschland 4½ Millionen Centner Waizen mehr aus als ein; 1878 aber überstieg die Einfuhr die Ausfuhr bereits um 26½ Millionen Centner. Der Viehstand war bei der letzten Zählung sogar geringer als vor 75 Jahren. S. Wiener „Monatsschrift" des Freiherrn von Vogelsang. 1882 März-Heft S. 163.

2) Wiener „Vaterland" vom 23. Mai 1880; vgl. über die Pariser Rede Liebknecht's Augsb. „Allg. Zeitung" vom 10. Okt. 1880.

VI.

Zur Naturwissenschaft des Mittelalters.

1. Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrhundert von Stefan Fellner, Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien, Professor. Berlin 1879.

2. Albertus Magnus als Botaniker. Von demselben. Wien 1881.

Erstgenanntes Werk soll nach der Absicht des Verfassers als ein compendiöses Lehrbuch aufgefaßt werden, welches ohne Zeitverlust eine Uebersicht über die wenn auch oft wunderlichen Anschauungen des Alterthums und Mittelalters bis zum 9. Jahrhundert ermöglichen soll. Und indem die Wahl des zu benützenden Autors auf Rhaban fiel, welcher der Naturwissenschaft der Alten eine deutsche Heimat gründete, will er einen Akt der Pietät gegen den Benediktinerorden erfüllen, dessen Zierde Rhaban war[1]). Freilich hat dieser seine Zeit nicht mit neuen Forschungen überrascht, aber er sorgte für die Verbreitung der geistigen Bildung in den weitesten Kreisen, indem er in seinem großen Werke de universo l. XXII Alles gesammelt und in gedrängter Form dargestellt hat, was wissenswerth erschien. Man kann gleichfalls nicht behaupten, daß diese Arbeit durchaus originell sei, sie beruht zumeist auf der Realencyclopädie Isidor's von Sevilla libri origin. seu ethymolog. XX. und de natura rerum. Isidor hat wiederum alles Wissenswerthe aus den Werken der Alten dem anhebenden Mittelalter überbracht.

Ist das Compendium Fellner's auch nur eine geschickt zusammengestellte Uebersetzung, resp. ein Auszug, so gewährt es immerhin eine angenehme Lektüre, führt es uns doch an die noch zarten und schwachen Wurzeln, aus denen der mächtige Baum der heutigen Naturwissenschaft emporsproßte. Wir belächeln gewiß die mehr als naiven Naturanschauungen, die drolligen Sach- und Namenerklärungen, doch auch die kommenden Jahrhunderte werden über die Wissenschaft der Gegenwart zu Gerichte sitzen und ihr Endurtheil über viele heutzutage fest geglaubten Sätze der Naturlehre in die Worte zusammenfassen: Sie haben es nicht besser gewußt. Wir ersehen zugleich aus diesem Com-

1) Vgl. die anerkennenden Worte in den Philosophischen Monatsheften v. Schaarschmidt. Bd. XVIII, Heft 1 und 2 S. 112.

pendium, wie zu keiner Zeit in der Kirche die Profanwissenschaften bei Seite gesetzt wurden, indem Rhaban selbst die allgemeine Bildung, das Profanwissen als eine nothwendige Vorstufe zum Studium der Theologie voraussetzt. Die von Fellner beigefügten zahlreichen Anmerkungen und Erläuterungen setzen den Leser in den Stand, Alterthum und Neuzeit mit einander zu vergleichen.

„Albertus Magnus als Botaniker" behandelt ein in den letzten Jahren viel bearbeitetes Thema, welches jedoch in der Geschichte der Wissenschaften die extremsten Darstellungen erfuhr. Manche beurtheilten, wie Fellner S. 84 ausführt, diesen großen Deutschen falsch, weil sie mehrere unechte Schriften abergläubischen und abgeschmackten Inhaltes ihm zuschrieben und darnach den vermeintlichen Verfasser in seinem wissenschaftlichen Werth abschätzten. Andere behandelten ihn von oben herunter und suchten ihn kühl und vornehm abzuthun. So nennt Julius Sachs in seiner „Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860" die Schriften des Albertus ebenso „weitschweifig als gedankenarm", als ob er nicht gewußt hätte, daß eine Geschichte der Wissenschaften vor Allem den relativen Werth der einzelnen Entwicklungsstadien zu betonen hat. Dagegen schreibt E. Meyer, der die mittelalterliche botanische Literatur vollkommen und quellenmäßig beherrschte: „Albert's generelle Botanik ist die erste ihrer Art. Was Albert vorfand, die zwei Bücher des Nikolaus, störte ihn mehr in seinem eigenen streng systematischen Gange, als es ihn förderte, und nach ihm verstrichen Jahrhunderte, bevor ein zweites, dem seinigen auch nur entfernt vergleichbares Werk erschien. Und noch dazu, die Fehler seines Werkes verschuldet sein Zeitalter, die Vorzüge desselben gehören ihm allein an".

Fellner bekundet eine gründliche Kenntniß der Naturwissenschaften alter und neuer Zeit, ist vertraut mit den einschlägigen Arbeiten des Aristoteles und seines großen Schülers Theophrast. Durch Besprechung der Werke des Plinius, Nikolaus Damascenus, des Isidor von Sevilla und Rhabanus Maurus findet er die erste Brücke zu Albertus Magnus; die zweite geistige Verbindung zwischen Aristoteles und dem deutschen Forscher stellt sich ihm dar in den Arabern, den Trägern und Vermittlern der Wissenschaft zwischen Orient und Abendland. Von diesem Standpunkt aus zergliedert er die Botanik Alberts nach ihrer organographischen und physiologischen Seite, scheidet mit feinem Blicke das Unhaltbare von dem Haltbaren und Dauerhaften und bemerkt zum Schluß S. 90: „Die Geschichte der Wissenschaften muß den Albertus Magnus, diese sympathische Lichtgestalt, hochhalten als ersten Lehrer seiner Zeit auf dem Ge-

biete profaner Wissenschaft und als selbständigen Beobachter auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Ob nun der eine das Maß des Lobes überschreitet, indem er den Worten Albert's spätere Erkenntniß unterlegt, oder ein anderer Albert's Anschauungen mit Recht tiefer setzt, darüber wird, wie in allen derartigen Fällen, schwer zu entscheiden seyn."

VII.

Reiseliteratur.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die katholische Publicistik in den letzten Jahren einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen hat. Dieser Fortschritt, der in Anbetracht der herrschenden schwierigen Verhältnisse hoch zu schätzen ist, beschränkt sich nicht nur auf die Tagespresse, sondern auf das Gesammtgebiet der Literatur. Alle Felder derselben, mögen sie der strengen Wissenschaft oder der religiösen Belehrung oder der Unterhaltung dienen, werden lebhaft und vielfach, sowohl mit geistigem als auch materiellem Erfolge, gepflegt. Unter den verschiedenen literarischen Unternehmungen, welche in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publikums erregten, steht Eines hinsichtlich seines eigenartigen Charakters und seiner Originalität in vorderster Reihe. Es ist die von der Leo Wörl'schen Buchhandlung in Würzburg unternommene Herausgabe einer katholischen Reiseliteratur.

Schon seit Jahren ertönen Klagen über schlechte Zeiten, Mangel an Geld. Die Gehälter, das Einkommen soll kaum ausreichen, um den Lebensunterhalt zu decken, geschweige denn dem das Jahr hindurch abgeplagten Geistlichen, Lehrer, sonstigen Beamten, überhaupt jedem der Erholung bedürftigen Menschen das „nöthige kleine Geld" zu einer sehr wünschenswerthen Erholungsreise zu bieten. Trotzdem taucht ein Unternehmen auf, das geradezu auf diesen etwaigen, in vielen Fällen höchst fraglichen Ueberschuß in der Börse spekulirt. Bedenkt man ferner, daß das Gebiet der Reiseliteratur nicht nur nicht spärlich, sondern

vielmehr reich besetzt ist, daß der weltbeherrschende Bädeker, der scharf mit diesem concurrirende Mayer höchst gefährliche Rivalen sind, daß Gsell-Fels, Waltenberger, Trautwein, Amthor, Schnars u. a. gleichfalls schon fest im Sattel sitzen, daß endlich noch ein ganz großer Troß von mehr oder weniger ausgedehnten Spezialführern existirt, dann muß man ein Unternehmen wie das Wörl'sche zum mindesten kühn nennen, wenn nicht gar tollkühn. Auch muß hierbei noch wesentlich in Betracht gezogen werden, daß katholische Unternehmungen nicht nur mit geflissener Ignorirung von akatholischer Seite, wenn nicht gar mit Herabsetzung und Verkleinerung oft behandelt werden, sondern daß es selbst eine nur zu große Anzahl von Katholiken gibt, die es für bequemer erachten, jedes andere Reisebuch zu führen, als eines das den Stempel des Katholicismus auf der Stirne trägt.

Und dennoch ist gerade das katholische Moment für den Verleger maßgebend, anspornend, entscheidend gewesen. Als im September 1877 die General-Versammlung der Katholiken Deutschlands in Würzburg tagte, da sprach dieselbe den Wunsch aus, es möchten von katholischer Seite Reisehandbücher verfaßt werden, welche die Vorzüge der vorhandenen akatholischen in sich schlößen, dabei aber auch gebührende Rücksicht auf alles das nähmen, was den katholischen Touristen interessire, also mit einfachen Worten: ein gutes, zuverlässiges Reisehandbuch auf katholischer Grundlage. Leo Wörl, einer der jüngsten aber auch einer der rührigsten katholischen Buchhändler Deutschlands, hat den Gedanken aufgefaßt und ihn zur That werden lassen. Eine katholische Reiseliteratur à la Bädeker, Meyer rc.! Ueber einen solchen Plan hätten vor 10 Jahren die Einen noch gelacht, die Anderen hoffnungslos die Achsel gezuckt und dennoch ist er heute schon eine Thatsache, erfreulich durch die Opferfreudigkeit und Kühnheit, welche vor den naturgemäß sich entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht zurückschreckte, und imponirend durch das Rasche, Reichhaltige und Vielseitige, womit das Unternehmen nach kaum fünf Jahren dasteht — sind doch bis heute schon mehr als vierzig verschiedene Bände erschienen. In Wirklichkeit, man darf sagen, das ist eine literarische That.

Die gesammte Wörl'sche Reiseliteratur zerfällt in zwei Theile: 1) Reisebibliothek, 2) Reisehandbücher. Die

Reisebibliothek[1]) ist eine Art touristischer Reisebilder-Literatur; sie umfaßt solche Werke, welche mehr unterhaltender Natur, dem Reisenden nicht als Wegweiser dienen sollen, sondern in erzählender Form Reisebeschreibungen, Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, subjektive Eindrücke und Auffassungen wiedergeben, kurz Unterhaltung bieten sollen. Sie bilden gewissermaßen das Fleisch zu dem Gerippe der Reiseführer, die ihrer Natur gemäß sich hauptsächlich mit statistischem Material, mit durch den Raum beschränkten kurzen Notizen über Geschichte, Kunst, Sitten u. s. w. begnügen müssen. Sie dienen nicht so sehr zur Orientirung an Ort und Stelle, als vielmehr zum allgemeinen Studium in leichter, anregender Form einzelner Städte, Provinzen und Länder; sie frischen die Erinnerungen an den Genuß des Gesehenen auf, vertiefen ihn, regen zu neuen Reisen an oder schildern uns endlich Land und Leute, zu denen zu reisen nicht Jedem vergönnt ist, die aber doch ihrer Wichtigkeit in politischer, commercieller, historischer oder naturwissenschaftlicher Beziehung halber allgemeines Interesse haben. So enthält diese Abtheilung z. B. „Pharaonenland" v. J. Fahrngruber, „Schwäbische Bilder" v. Dr. Hofele, „Schweizer Alpen" (Verfasser anonym), „Vorarlberg" v. L. Höhl, „Rund um den Bodensee" v. Dr. Zingeler, „Mexiko" v. Theod. Kählig, „Nord-Amerika und Canada" v. Prof. Dr. Zschokke, „Süd-Amerika" v. Graf d'Ursel u. a. m.

Die Natur der Reiseführer braucht nicht weiter definirt zu werden. Dieselben beruhen auf dem gleichen System wie der mustergültige Bädeker, dem sie sich auch in Form, Einband und Anlage am meisten nähern. Nach einer Seite jedoch sind die Wörl'schen Reiseführer durchaus eigenartig, das ist die religiöse. Das Interesse des katholischen Touristen ist vor allem in's Auge gefaßt und dieses System mit Consequenz durchgeführt. Schon bei den Gasthöfen und Restaurationen finden wir nicht eine Scheidung nach Confessionen, eine Einrichtung, die ganz entschieden zu verwerfen wäre, sondern es wird uns

1) Der Name ist nach meiner Meinung zu allgemein, gehören doch auch die Reisehandbücher, Reiseführer in die Rubrik Reisebibliothek.

gesagt: in diesem Gasthause, Restaurant rc. verkehrt der katholische Klerus, womit implicite ja auch gesagt, daß das betreffende Haus für den katholischen Touristen geeignet ist. Ueberhaupt ist mir auf meinen vielfachen Reisen in den Rheinlanden, Süddeutschland, Oesterreich und Italien in höchst angenehmer Weise die große Sorgfalt aufgefallen, mit der Wörl gerade die sehr wichtige Verpflegungsfrage behandelt. Jeder, der einen Blick auf diese Rubrik wirft, wird sich davon sogleich überzeugen. Es ist für Jeden gesorgt, sowohl für den, der in der Lage ist durch seinen Diener die Geldgeschäfte besorgen zu lassen, als auch für den bescheidenen Touristen, der nicht den „oberen Zehntausend“ angehört und mit seinem Reiseetat vorsichtig umgehen muß.

Ferner finden wir dann Notizen über katholische Gesellschaften und Vereine, Zeitangaben des katholischen Gottesdienstes, Einrichtungen die unter Umständen höchst angenehm sind. Fälle wie sie schon häufig vorgekommen, daß Katholiken auf ihre Frage nach katholischem Gottesdienst in altkatholische Tempel gewiesen wurden, wie es Liszt noch in diesem Sommer in Zürich passirte[1]), werden dadurch unmöglich gemacht. Die Rücksichtnahme auf katholisches Gefühl und Anschauung geht in dieser Weise fort, ohne daß, und darauf lege ich besonderen Nachdruck, andere Mittheilungen zu kurz kämen. Die Kirchen und Klöster, ihre Geschichte, ihre architektonischen Verhältnisse u. s. w. werden speciell angeführt und die Art und Weise wie es geschieht, ist so trefflich, daß auch von akatholischer Seite hierüber anerkennend gesprochen wird. So sagt die „Europa“ in Nr. 26 in einem interessanten Aufsatz über Touristische Literatur: „Bei Wörl finden sich eingehende Mittheilungen über Klöster und allerlei kirchliche Merkwürdigkeiten, welche nicht selten culturgeschichtliches Interesse bieten. Wörl's Führer für Rom und Wien sind den Besuchern dieser Weltstädte kaum entbehrlich und wegen gewisser Kapitel wie z. B. das Leben in Wien u. a. besonders werthvoll.“ Ich registrire dieses Urtheil,

1) Es wäre dieß nicht geschehen, wenn der große Componist Wörl's „Schweiz“ gehabt hätte. In dieser hätte er S. 75 das Nöthige gefunden.

weil es nicht nur für das genannte Unternehmen ehrend, sondern weil es eine Bekräftigung dessen ist, was die oben erwähnte General-Versammlung der Katholiken betonte, daß eben dieses in den bisherigen Reiseführern mangelte und hier Abhilfe geschehen sollte.

Es ist nicht möglich an dieser Stelle eine Revue der einzelnen Werke zu veranstalten, dafür ist ihre Zahl eine zu große, das Material zu umfangreich, zu reichhaltig. Ich kann mich nur darauf beschränken, das Unternehmen in seiner nicht zu unterschätzenden Bedeutung allgemein zu skizziren, und hier möchte ich vor allem mit Nachdruck hervorheben: die im Laufe der fünf Jahre erschienenen Reisewerke und ganz besonders die Reiseführer zeigen einen unleugbaren stetigen Fortschritt. Das ist eine Thatsache, die Jedem, der die bis jetzt erschienenen Werke mit einander vergleicht, sofort auffallen muß[1]). Ich schreibe es dieser Thatsache zu, daß nunmehr auch selbst die akatholische Presse von dem Würzburger Unternehmen Notiz nimmt, und soviel ich es verfolgen konnte, thut sie dieß mit sichtlicher Achtung und Anerkennung. Insofern möchte ich denn auch die oben gemachte Bemerkung bezüglich des Verhaltens dieser Presse gegenüber katholisch-literarischen Erzeugnissen modificiren. Das Urtheil der „Europa" habe ich schon vorher angeführt. Drei andere, wohl erwähnenswerthe Quellen sind die „Allgemeine Zeitung", „Ueber Land und Meer" und das „Literarische Centralblatt" von Zarncke. Diese drei Blätter haben das Wörl'sche Unternehmen theils im Allgemeinen, theils im Speciellen mehrfach besprochen und in durchaus anerkennender Weise. Das erstgenannte Blatt sagt (Nr. 237, 1882), nachdem es Bädeker und Meyer erwähnt: „So vortrefflich nun diese Reiseführer sind, so konnten sie doch nicht den Bedürfnissen vieler Reisenden genügen, weil sie die christliche Kunst nur mehr vom ästhetischen Standpunkt würdigten, dagegen die christlich

1) Als ich diesen Aufsatz fertig hatte, erschien in Nr. 270 der Kölnischen Volkszeitung 3. Blatt eine Besprechung der „Deutschen Alpen" aus sachkundiger Feder. Dieselbe spricht sich ebenfalls in sehr anerkennender Weise über den bedeutenden Fortschritt aus, den das Unternehmen gemacht hat.

culturelle Seite meist außer Acht ließen. Diesem Bedürfniß entspricht das Wörl'sche Unternehmen." . . „Dabei", so fährt der Recensent fort, „vereinigen dieselben in sich aber auch Alles, was die übrigen Reisebücher bieten." Dieses Urtheil wird dann näher begründet.

Es wäre unnatürlich gewesen, wenn die katholische Presse dem Unternehmen gegenüber nicht Stellung genommen hätte. Sie hat es, und soweit mir bekannt ist, nicht nur in reichem Maße gethan, sondern auch in durchweg lobender Weise. Eine zuweilen eingehendere, mehr kritische Behandlung möchte ich jedoch empfehlen. Man soll sich wohl davor hüten, sofort alles zu loben, was unter katholischer Flagge segelt. Eingehende Kritiken, die auch die Schwächen nicht verhehlen, sind mehr werth, als in allgemeinen Phrasen gehaltene Recensionen, die nur zu häufig über die Vorrede eines Werkes nicht herauskommen. Auf das Wörl'sche Unternehmen soll diese Bemerkung nicht hinzielen; denn dasselbe hat gewissermaßen die Feuerprobe bestanden. Wenn ein derartiges Unternehmen sich in der Weise Bahn bricht, wie es hier der Fall, dann muß es einen bedeutenden inneren Werth haben, es muß ein gutes Schiff und eine vorzügliche Leitung seyn, die eine so gefährliche Brandung besiegen. Denn Klippen und Sandbänke gab es genug zu besiegen, hier hießen sie: Concurrenz, Nichtachtung, Gleichgültigkeit, kolossale technische Schwierigkeiten und enorme Kosten.

Gegen die Concurrenz gibt es nur ein Mittel, das ist: „Besseres leisten." Das sagt sich ungemein rasch, aber führt sich gar schwer aus, und doch ist es Wörl gelungen. Vor mir liegt u. A. das letzte Werk „Deutsche Alpen" und in Bezug auf dasselbe möchte ich nur das Einzige sagen: hier ist der Kampf mit der Concurrenz schon zum Siege gelangt. Ich glaube, daß es am besten ist, wenn ich zur Charakteristik dieses jüngsten Produktes eine Recension aus „Ueber Land und Meer" anführe. Dieselbe sagt: „Gerade noch zur rechten Zeit kommt ein Reiseführer ‚Deutsche Alpen' (Wörl, Würzburg und Wien), der so eigenthümlich ist, daß er eine besondere Erwähnung verdient. Das Buch führt uns hin durch Südbayern, die österreichischen Alpen, Tyrol u. s. w. und ist vor allem für Katholiken bestimmt. Auf Kirchen, Messen, Gasthäuser für Kleriker

ist hier besonders Rücksicht genommen. Wir glauben aber auch, daß Nichtkatholiken zu diesem Reiseführer greifen werden; denn er ist gewissenhaft, sorgfältig, ehrlich durchgeführt und reichhaltig an Karten, Stadtplänen, Panoramen. Druck und Ausstattung sind allen übrigen beliebten Werken der Art ebenbürtig"[1]).

Dieses Urtheil unterschreibe ich mit bestem Gewissen, und ich kenne das betreffende Werk ziemlich genau. Nur eine Bemerkung möchte ich mir mit Bezug auf die „Reiseführer" im Allgemeinen hier als Wunsch erlauben: 1) Da wo es am Platz ist nicht nur die speziell katholischen Vereine zu erwähnen, sondern auch andere Gesellschaftslokale und Vereine anzuführen, zu denen der Reisende Zutritt haben kann, insofern sie nicht ausgesprochen kirchenfeindlich sind. 2) Neben historischen aber schon gestorbenen Persönlichkeiten auch hervorragende Lebende nicht zu vergessen, sondern derselben an Ort und Stelle Erwähnung zu thun, wie z. B. Bischöfe, Künstler, Gelehrte u. s. w. 3) Vielleicht noch etwas mehr Sorgfalt auf die richtige Schreibweise der Namen zu verwenden, wiewohl hier Differirungen nicht zu vermeiden sind, weil die Nomenklatur der Alpenwelt noch lange nicht feststeht.

Nichtachtung, Gleichgültigkeit: diese beiden gefährlichen Feinde so manches achtungswerthen Strebens, welche unter Umständen schädlicher wirken können als offene Angriffe, könnte dem Würzburger Unternehmen von zwei Seiten drohen, von akatholischer und von katholischer. Ich glaube kaum, daß der Verleger, als er den Plan zu seiner Reiseliteratur faßte, auf akatholische Kundschaft rechnete; dafür sind die gegenwärtigen Zeitverhältnisse leider weniger wie je angethan. Und doch ist auch hier schon Bresche gelegt. Ich habe oben mehrere Urtheile protestantischer Zeitschriften über Wörl's „Reiseführer" angeführt. Aber auch die „Reisebibliothek" hat sich Anerkennung zu ver-

1) Die schon oben angeführte Recension der Kölnischen Volkszeitung sagt: „..Noch weit günstiger können wir uns über den Text aussprechen. Referent hat einen großen Theil der deutschen Alpenländer durchwandert und kann viele Capitel des Buches fast von Zeile zu Zeile controlliren, hat aber fast nirgendwo Anlaß zu erheblichen Ausstellungen entdeckt."

schaffen gewußt. So brachte, um nur zwei Beispiele anzuführen, im vorigen Jahre „Ueber Land und Meer" eine sehr beifällige Notiz über das zweibändige Werk „Spanien und Südfrankreich" von Zschokke, und kürzlich las ich im „Literarischen Centralblatt" eine eingehende und durchaus anerkennende Besprechung des letzt erschienenen Werkes dieser Abtheilung „Südamerika[1])." „Und in der That birgt das Büchlein auf seinen 313 Seiten kleinen Formats einen reichen Inhalt und gewährt zugleich, bei einer fließenden, gewandt in's Deutsche übertragenen Schreibweise eine spannende, angenehme Lektüre." Es folgt dann eine Skizzirung des Inhaltes.

Wenn nun aber auf solche Weise Richtachtung oder gar principielles Verschweigen von akatholischer Seite gutentheils überwunden scheint, dann wäre es wahrlich zu bedauern, wenn das Wörl'sche Unternehmen auch noch gegen Gleichgültigkeit der Glaubens- und Gesinnungsgenossen zu kämpfen hätte. Völker- und Länderbeschreibungen sind nichts Neues und die Lektüre derselben ist weit instruktiver und ersprießlicher als das Verschlingen von Romanen. Wie wichtig ist es nun aber Reisebeschreibungen zu haben, die man auch der heranwachsenden Jugend ohne Gefahr in die Hand geben kann! Was katholische Blätter, wie fder Lit. Handweiser, die Lit. Rundschau, Hist.-pol. Blätter, Stimmen aus Maria-Laach, lobend besprechen und was sich dabei auch der Anerkennung andersgläubiger Kritiker erfreut, nun, das sollte doch bei Katholiken, deren Anschauungen hauptsächlich berücksichtigt sind, nicht auf Gleichgültigkeit stoßen. Darf die Verlagshandlung das erwarten, — und ich meine, es wäre kein unbilliges Verlangen — dann übernimmt sie aber auch eine ernste, große, unabweisbare Verpflichtung. Ihr Name muß unbedingt Bürgschaft leisten, daß in den betreffenden Werken neben gediegenem geistigem Inhalt auch nichts enthalten ist, was das katholische, das sittliche und selbst das ästhetische Gefühl unangenehm berührt oder gar beleidigt. Unsere Zeit ist recht schreibselig. „Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen", aber deßhalb doch noch nicht schreiben. Wie nun erwiesener Maßen die Reiseführer der Wörl'schen Reiseliteratur stetig sich vervollkommnen, so muß auch die Reisebibliothek vorwärts streben. Nicht die Zahl der Werke, sondern die Gediegenheit derselben wird das Unternehmen fördern. Eine unerbittliche Redaktion muß da zu Gericht sitzen, die sich durch nichts bestechen läßt, weder durch die glückliche Wahl des Stoffes,

---

1) Aufenthalt und Reisen in Brasilien, La Plata, Chile, Bolivia und Peru von Graf d'Ursel. Aus dem Französischen in's Deutsche übertragen von Dr. K. Th. Zingeler.

noch durch die blendende Form oder Darstellung oder den Namen des Autors. Eine solche strenge Redaktion wird dann meines Erachtens, um zwei Beispiele anzuführen — die einzigen übrigens, die mir in der ganzen Reisebibliothek aufgefallen sind — Stellen wie die in „Nordamerika und Canada" Seite 55 oder in „Schweizer Alpen" Seite 428 nicht passiren lassen.

Daß die Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens sowohl in materieller als geistiger Beziehung bedeutend sind, liegt auf der Hand; bezüglich der Reiseführer müssen sie geradezu enorm sein. Wörl ist nicht davor zurückgeschreckt, und was noch mehr werth ist, er ist ihrer auch mächtig geworden. Eine rheinische Zeitung stellte unlängst die Forderung, daß „Rom" und „Rheinlande" in zweiter Auflage erscheinen sollten. Das wäre sehr wünschenswerth, denn Reiseführer können kaum zu oft erneuert werden. Ob die beiden Werke schon so nahe vergriffen sind, oder ob die Verlagshandlung ein neues Opfer bringen wird und dieselben in verbesserter Form, den inzwischen eingetretenen Veränderungen und selbst erworbenen Erfahrungen Rechnung tragend, herausgeben will, weiß ich nicht; ich möchte in ihrem Interesse das Erstere wünschen, wodurch das Zweite ja nicht ausgeschlossen würde.[1])

Das katholische Publikum hat es in der Hand, dieser für seine Bedürfnisse geschaffenen Literatur zu immer größerer Vervollkommnung zu verhelfen. Wörl hat den von der Generalversammlung empfohlenen Plan durchgeführt, und ich glaube, so sehr ich buchhändlerischen Klagen auch skeptisch gegenüberstehe, bis jetzt ohne materiellen Erfolg. Er hat ein Unternehmen in's Leben gerufen, das ganz geeignet ist, der Energie, der Strebsamkeit des katholischen Deutschlands bei Freund und Feind Anerkennung zu verschaffen; er hat ein Geschäft gewagt, das für ihn mit Gefahr verbunden ist, denn auch dem nicht Zünftigen muß es klar sein, daß viele Tausende in demselben riskirt sind. Die deutschen Katholiken müßten, meine ich, ihre Ehre darein setzen, daß ein Unternehmen, welches ihr Interesse im Auge hat, nicht auf halbem Wege scheitere. Helfen wir das begonnene Werk fördern und bringen wir es zu der bedeutenden Vollkommenheit, die es zu erreichen befähigt scheint, dann wird die literarische That zu einer katholischen That.

---

1) In jüngster Zeit brachten mehrere Tagesblätter die Notiz, daß von „Rom" eine neue Auflage vorbereitet werde. A. d. R.

VIII.

Zur Rechtfertigung der Philosophie der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft.

II. Die realen Probleme der Geschichte.

Was sich als Resultat der Betrachtung der Geschichtswissenschaft, also subjektiv für den Historiker ergeben hat, das wird objektiv die Betrachtung der wirklichen Geschichte in einigen ihrer hervorragendsten Thatsachen bestätigen müssen. Auch die Geschichte in ihrer Objektivität wird zeigen, daß die einzelnen Erscheinungen und Bildungen in einem Zusammenhang stehen, der nicht auf einem bloßen Zufalle, sondern auf einer innern Nothwendigkeit ruht, daß ihre Bewegung Gesetzen unterworfen, welche die Thaten der Freiheit auf ein von ihr unabhängiges Ziel lenken, ja es wird sich zeigen, daß ein Plan in ihnen walte, der, weil er ein bestimmtes Ziel und einen Zweck in sich schließt, eine höhere Macht voraussetze, welche mit Voraussicht über der Bewegung walte, ja daß die Geschichte in ihrer Realität selbst Thatsachen biete, die als ein höheres Eingreifen in den Gang der Dinge sich darstellen.

Man könnte zu diesem Zweck es dienlich halten, die Geschichte als ein Ganzes der Analyse zu unterwerfen und auf dem Wege einer großartigen Induktion und Kritik zu ihren letzten Principien und Ursachen vorzudringen. Zuletzt

müßte auch diese wieder nicht bloß zur Anerkennung des metaphysischen wie des transscendenten Zusammenhangs führen, sondern auch zu der Forderung, von diesem Standpunkt aus die Geschichte selbst der Erkenntniß näher zu bringen, was dann allerdings nicht mehr Aufgabe der Geschichtswissenschaft seyn könnte. Immerhin wäre aber eine solche induktive kritische Untersuchung wenn nicht an sich, so doch für die Gegenwart unmöglich. Aber es würde dieß uns auch zu weit vom Ziele abführen, da es in unserer Aufgabe ohnedieß liegt, überhaupt die Existenz selbst in ihren Elementen analytisch zu verfolgen, hierin aber auch die Geschichte begriffen ist. Insofern genüge es hier, nur einige der hervorragendsten Thatsachen und Erscheinungen der Geschichte in Betracht zu ziehen.

Dieß wird uns den Vortheil bringen, daß wir bereits an der Hand der empirischen Geschichte manche Fragen an sie stellen, wie solche bestimmter fassen und zeigen können, welche Aufgaben überhaupt für die Wissenschaft durch die Geschichte gegeben sind, die zu kennen für die weitere Entwicklung vortheilhaft, wenn auch ihre Lösung unmittelbar nicht möglich ist.

Als das eigentliche Subjekt der Geschichte tritt uns der Mensch entgegen mit all seinen Anlagen und Kräften, aber er ist nicht das bloße **Subjekt** ihrer **Entwicklung**: er ist zunächst ihr Thäter, denn durch sein Thun und Wirken entsteht die Geschichte. Seine Entwicklung ist somit an sein Thun geknüpft und wenn auch die Entwicklung noch von anderen Faktoren abhängig erscheint, so ist doch seine Thätigkeit und sein Wirken der erste Faktor der Geschichte.

Fragen wir nämlich nach dem Wesen und der Aufgabe der Geschichte, so kann wohl nicht geläugnet werden, daß die Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte wesentlich in diese Aufgabe falle, wenn auch diese damit noch nicht erschöpft erscheint. Diese Ausbildung und Geltendmachung seiner Anlagen und Kräfte wird denn auch gewöhnlich als **Cultur**,

Humanität und Civilisation bezeichnet. Diese Ausdrücke sind aber sehr unbestimmt, wie schon Herder dieß namentlich in Bezug auf den der Cultur beklagt[1]). Oft wird darunter gar nur der Barometerstand der Aufklärung der Zeit verstanden, die in der Regel nicht über ein Gemisch von Wahrem und Irrigem hinauskommt, aber fast immer Einseitigkeit und Seichtigkeit an sich trägt. Nicht besser ist es, wenn die Cultur in den Fortschritt in Erfindungen gesetzt wird. Allerdings gehört es zur wesentlichen Aufgabe der Cultur, daß der Mensch die Natur und ihre Erzeugnisse wie ihre Kräfte sich dienstbar mache: allein es klingt doch etwas gar zu sehr nach Materialismus und Sensualismus, wenn ein berühmter Chemiker als Maßstab der Cultur „den Verbrauch der Seife" bezeichnet und den Begriff der Civilisation einer Bevölkerung in der Summe der Erfindungen gegeben glaubt, welche der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erzeugt[2]). Wird die Civilisation von Cultur unterschieden, was zwar hier nicht geschieht, so bildet sie gleichsam nur die Außenseite der Cultur; ein Volk kann sie annehmen, ohne deßhalb cultivirt zu werden, wie es denn auch civilisirte Barbaren gibt, welche die Früchte der Cultur sich wohl äußerlich aneignen und sie genießen, ja selbst auf Erfindungen ausgehen, Bedürfnisse des Genusses zu befriedigen, ohne daß sie innerlich umgebildet und veredelt würden. Im Gegentheil steigert eine derartige Civilisation vielmehr die Sucht nach Genuß. Der Civilisation, insofern sie eben nur auf das Aeußere geht, fehlt gerade das, was den Menschen so erst recht zum Menschen macht. Dieß besteht aber nicht in erster Linie in den Erfindungen, die der Mensch macht, um die Natur zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu unterwerfen, sondern in der Unterwerfung der eigenen Begier und Leidenschaft, in der Herrschaft über sich

1) Ideen zu einer Phil. der Geschichte. Vorrede.

2) v. Liebig: „Die Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft." Akad. Rede. München, 1866.

selbst, also über seine eigene Natur, in der Unterordnung unter ein höheres Gesetz. Nur da, wo dieß zur Geltung kommt und im Fortschreiten begriffen ist, wie zum schlagenden Herzpunkt der Bildung wird, da entsteht und entwickelt sich wahre Cultur.

Darum besteht dieselbe nicht in bloßer Ausbildung der menschlichen Anlagen und Kräfte, wenn nicht zugleich die sittlichen Anlagen in erster Linie dazu gezählt werden. Dann aber ist die Cultur zunächst das Werk einer sittlichen That, und insofern fordert sie wohl die Ausbildung der Anlagen und Bethätigung der Kräfte: allein wenn diese nicht zugleich als eine sittliche Aufgabe erfaßt wird, wird alle geistige Entwicklung und alle Bewältigung der Natur nur einen scheinbaren, nicht den wahren Fortschritt bedingen. Man mag es Civilisation nennen, aber diese kann ohne innere sittliche Umbildung die Barbarei wie die Bestie im Menschen nur übertünchen[1]).

Die Cultur erhebt sich allerdings, wie schon der Name sagt, auf Grund der Unterwerfung der Erde. Darum ist sie nach Außen an die harte Arbeit des Ackerbaues geknüpft. Damit ist die Bändigung des Stieres verbunden. An den Ackerbau knüpfen sich feste Wohnsitze, Umfriedung der Aecker, unbewegliches Eigenthum, ebenso die Metallbereitung. Allein ist dieß die eine Wirkung oder Erscheinung der Cultur, so

1) Ungleich tiefer und sittlicher, ja jene eudämonische Anschauung verwerfend sagt Waitz: „Die Civilisation ist eine fortlaufende großartige Arbeit Aller für jeden Einzelnen, nicht für dessen Wohlbefinden und Genuß, sondern für dessen Befähigung zum Leben, das vom geistigen Gehalte erfüllt und getragen wird eine Arbeit, die nur durch ein allseitiges erfolgreiches Ineinandergreifen aller äußerer und innerer Thätigkeit der Individuen zu Stande kommen kann, eben dadurch aber auch zuerst kleinere, dann größere Gesellschaftskreise und endlich die gesammte Menschheit in immer festeren und mannigfaltigeren verschlungenen sittlichen Banden zusammenhält.“ (Waitz, Anthropologie der Naturvölker I. 18 a.)

ist die andere durch die Religion und zwar nach ihrer eigentlichen praktischen Bedeutung als Gottesdienst gegeben[1]).

Beides ist aber nicht möglich ohne die sittliche Cultur, d. h. ohne Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung, Unterordnung der Lust des leeren Freiheitstriebes, der Leidenschaften, des Eigenwollens. Somit ruht der Fortschritt aller Cultur vielmehr auf dieser sittlichen Unterwerfung, als auf „den Erfindungen zur Befriedigung von Bedürfnissen.“

Ist somit wohl die Ausbildung der Kräfte und Anlagen mit der Cultur gegeben, so ist dieselbe wesentlich auch an das Thun und Handeln geknüpft, und also die Geschichte auch nach der Culturseite nicht ein bloßes Werden, eine bloße Entwicklung, sondern was man in neuerer Zeit so häufig übersieht, ein Handeln und Wirken, durch das erst das Werden, die Entwicklung bedingt wird. Da aber das Thun von der Freiheit abhängt, erscheint gerade die Cultur nach ihrem Wesen als eine sittliche Aufgabe, wie wir dieß später eingehend zeigen werden.

Allein hier schon stellt sich für unsern empirischen Standpunkt die weitere Frage dar: was ging der Cultur voraus, insofern wir sie nach ihrer äußeren Grundlage und Erscheinung betrachten, gemäß der sie an die Bebauung der Erde sich knüpft? — Gerade darüber stellen aber unsere Historiker nur Hypothesen auf und tappen vielfach wie im Nebel herum.

---

1) Auf diesen Zusammenhang weist schon unabhängig von aller Verstandesreflexion die Sprache hin, indem diese sowohl für Gottesdienst und Ackerbau das gleiche Wort gebraucht: colere deos et colere agrum. Ebenso wird im Hebräischen עָבַד in beiden Beziehungen genommen. Die dem colere zu Grunde liegende indogerm. Wurzel kal und kar enthält den Begriff der Arbeit und zwar der mühevollen; colere ist aber = subigere agrum und auch der Gottesdienst ist eine Arbeit, die eine Unterwerfung unter Gott fordert. Wir werden ausführlich noch darauf zurückkommen.

Man setzte gewöhnlich und setzt noch immer einen Zustand der Uncultur, roher Sinnlichkeit, Wildheit, ja lieber noch der Bestialität voraus, so daß die vielen wilden und barbarischen Stämme und Horden, die wir noch treffen, als das Urbild der Menschheit erscheinen. Aber dann frägt sich immer wieder, woher kam denn den Culturvölkern, welche gemäß der Voraussetzung ehedem etwa wie die Buschhottentoten oder gar wie die Südseeinsulaner als Menschenfresser gelebt haben müßten, die Cultur? Ferner warum haben zur Cultur nur einzelne Stämme sich erhoben, warum sind so viele in ihrer Rohheit verblieben? Neger und Indianer, Mongolen und Südseeländer haben Jahrtausende dahingelebt, ohne irgendwie selbständig, oft auch nur über die Anfänge der Cultur sich zu erheben. Man macht sich freilich die Sache leicht, indem man sich auf die verschiedenartige geistige und moralische Begabung der Racen beruft. Wenn nur nicht dieß selbst wieder eine sehr problematische Voraussetzung wäre, welche der Erklärung bedürfte. Einerseits bricht doch auch oft bei dem Civilisirten der Naturmensch durch und oft fast raffinirter, als selbst bei den Wilden, andererseits kann jede Race, auch Neger und Amerikaner, künstlerische und wissenschaftliche Genies aufweisen[1]), so daß man nicht annehmen könnte, als würden jene Stämme nie zur Cultur herangebildet werden können. Aber die Frage ist die, ob jene sogenannten Naturvölker aus sich heraus sich zur Cultur erheben können, und diese Frage muß auf Grund der Thatsachen verneint werden.

Aber auch die Unterschiede geistiger Begabung angenommen, in Folge deren der eine Theil der Menschheit von Hause aus fähig seyn soll, sich geistig zu erheben und zur Cultur zu entwickeln, der andere nicht, so wäre doch damit der Anstoß zur Entwicklung selbst nicht erklärt, und noch weniger die Ursachen jener Verschiedenheit geistiger Begabung

1) Waitz l. c. I. 380, 386—7.

erklärt[1]). Es würde sich immer wieder fragen, sind jene Ursachen natürliche, in der Natur der Menschheit liegende, so daß sie sich derart wie von selbst differenzirt, oder sind die Unterschiede geistiger Begabung durch geschichtliche, thatsächliche, also mehr zufällige Vorgänge entstanden? Man hat sich namentlich auch auf die geographischen und klimatischen Verhältnisse berufen, insoferne z. B. die Configuration des Landes mächtigen Einfluß auf die Cultur-Entwicklung übt. So läßt es sich nicht läugnen, daß die geographischen Verhältnisse, daß z. B. Europa die verhältnißmäßig weitgedehnteste Küste besitzt, sehr viel auf die Cultur der europäischen Völker eingewirkt, daß namentlich in Griechenland die vielen Buchten und Einschnitte den regeren, lebendigen Verkehr ermöglichten, und dieß namentlich zum Fortschritt beitrug. Allein auch darin ist kein absolutes Gesetz. Hinterindien ist fast so zerklüftet, wie Griechenland, und doch kam es nie zu einer selbstständigen Cultur. Andererseits stehen die Neger im Binnenland höher als am Ufer. Wo die Schiffahrt fehlt, ist das Meer vielmehr ein Hinderniß des Verkehrs[2]). Geographische und klimatische Verhältnisse reichen hier als erste Ursachen der Cultur nicht aus. Das Gleiche gilt von der Nahrung, die ein Land oder ein Erdstrich bietet. Auch diese hat Einfluß auf die Entwicklung der Cultur; aber auch sie gehört so erst zu tertiären und quaternären Ursachen, d. h. Wohnungssitz und Nahrung sind nur Mitbedingungen, aber nicht Ursachen. Es bedarf immer schon eines Volkes, welches in sich selbst die Kraft zur Entwicklung trägt. Daher kehrt immer wieder die Frage, woher haben gewisse Stämme oder Völker diese Kraft, diesen Trieb zur Cultur erhalten? Es ist eine moderne Ansicht, daß der menschliche Geist rein aus sich selbst fortschreite und mit einer inneren Nothwendigkeit sich entwickle. Allein man hat

1) Waitz I. 37. 6 rc. rc.
2) Waitz l. c. 414 u. s. w.

wilde Stämme genug kennen gelernt, aber keinen, der von sich aus zur Cultur fortgeschritten wäre. Wenn sie zur Cultur gelangt, so haben sie solche, wie gesagt, immer von Culturvölkern erhalten. Nomaden sind nie zum Ackerbau übergegangen[1]), es sei denn, daß sie mit Ackerbauern in Berührung gekommen. Aber ebenso sehen wir, daß die Culturvölker schon bei dem ersten Dämmern ihrer Geschichte in einem gewissen Zustande der Cultur oder Bildung sich befanden[2]), nie aber in jenem vorausgesetzten Zustande der Roheit oder Wildheit.

Also scheint auch diese Annahme einer innerlich nothwendigen Entwickelung des Menschengeistes zur Cultur aus sich selbst doch wieder problematisch zu seyn; ja Waitz erklärt diese Ansicht nicht einmal für eine mögliche[3]). „Der menschliche Geist trage von Natur keine Tendenz zum Fortschritt.“ Jedenfalls aber hat die Cultur nicht Roheit und Wildheit als einen Zustand zu ihrer Voraussetzung, wie denn überhaupt kein Stamm so tief steht, als der angenommene thierische Zustand voraussetzt. Bei jedem finden sich Spuren irgend einer Cultur, die, wenn auch nicht als Anfänge, so doch vielmehr als Reste einer früheren Cultur sich erweisen dürften. Daß aber auch Rückschritte in der Cultur stattfinden können, beweisen vielfach nicht bloß die Urbewohner Amerika's, sondern auch bereits weit vorgeschrittene Culturvölker[4]).

---

1) Die Beduinen z. B. sind Nomaden geblieben, wie sie es zur Zeit Abrahams waren.

2) So hat man denn mit Fug und Recht bereits eine Culturgeschichte der Indogermanen geschrieben rein auf Grund der Sprachvergleichung, indem diese zeigte, daß bei allen Völkern dieses Stammes Wörter gleicher Wurzel sich finden, welche Begriffe bezeichnen, die auf eine nicht unentwickelte Cultur schließen lassen zu einer Zeit, in welcher diese Völker noch gemeinsam lebten.

3) l. c. 493.

4) Link: Urwelt S. 430, bei Lödell: Weltgeschichte.

So wenig also die vorausgesetzte ursprüngliche Wildheit auf Erfahrung gegründet ist, ebenso wenig die Annahme, als habe der menschliche Geist rein aus sich selbst zur Cultur und Bildung sich erhoben. Somit sind wir schon über den Anfang und Ausgang der Cultur im Ungewissen und es bleibt der Uebergang vom Nomadenleben zum Ackerbau und zu festen Wohnsitzen trotz der vielen Arbeiten über Culturgeschichte immer noch ein Räthsel. Das Nomadenleben steht jedenfalls auf einer höheren Stufe als das Jäger- und Fischerleben. So haben doch die sämmtlichen Urbewohner Amerika's, sämmtliche Indianerstämme, ja auch das Culturvolk der Mexikaner keine Viehzucht gekannt, und nur die Peruaner ihre Llamas gezüchtet, die aber wegen ihrer Zärtlichkeit nie zur Arbeit gebraucht werden können, wie das Rind. Allein aus der höheren Stufe des Nomaden folgt nicht, daß die Jäger und Fischerstämme eine ältere Stufe der Entwicklung repräsentiren und die Nomaden eine jüngere.

Wenn wir daher nach dem der Cultur vorausgegangenen Zustand fragen, so kann er zwar nicht eine fortgeschrittene Cultur bezeichnen, aber ebensowenig rohe Barbarei und Uncultur der Wilden. Es kann nur ein Zustand der Gesittung gewesen seyn, der aber weil noch unentwickelt die Möglichkeit nach beiden Seiten offen ließ, aber eben deßwegen an den Menschen eine Aufgabe stellte, in die er durch seine sittliche Selbstbestimmung eingehen sollte und konnte. Die Bedingungen hiezu konnten daher nicht bloß äußere gewesen seyn, auch nicht bloß psychologische der Naturanlage — denn im ersteren Falle mußten ja auch die Naturvölker aus sich selbst zu höherer Cultur bei ähnlichen Verhältnissen sich entwickelt haben; während für den zweiten Fall das früher Gesagte gilt, daß die Fähigkeit oder Empfänglichkeit in Allen liegt, wenn auch nicht die Initiative. Die Bedingung kann in erster Linie also nur eine sittliche That gewesen seyn, welche zu vollbringen der Menschheit in der Urzeit als Aufgabe gestellt gewesen, und in welche der eine Theil der

Menschheit irgendwie eingegangen ist und so durch einen sittlichen Akt sich erhob und zu höherer Cultur fortgeschritten ist, während der andere anstatt der Aufgabe jener Zeit sich unterzuordnen, im leeren, ungebundenen Freiheitstrieb den eigenen Gelüsten folgend von den Entwicklungs-Centren sich entfernte. Die Folge konnte nur seyn, daß nach dem Satze: „non progredi est regredi," dieser Theil nicht bloß nicht mehr auf dem Ausgangspunkt stehen geblieben, sondern unter diesen gesunken ist und so verwilderte und verthierte. Dafür sprechen, wie wir später sehen werden, alle Thatsachen der Culturentwicklung, wie denn so auch die Zustände der Wilden einheitlich sich viel leichter erklären lassen, als durch alle jene Hypothesen, welche die Menschheit mit oder ohne Darwin von einem Zustand der Thierheit, ja der Bestialität ausgehen zu lassen[1]).

---

den gemeinsamen Ausgang nach den beiden Richtungen scheint gerade auch die Thatsache zu sprechen, daß so häufig wilde Stämme, sobald sie irgendwie mit Culturvölkern in Berührung kommen, erkranken, worauf schon Scheurer in seiner „Chronik der Seuchen" aufmerksam gemacht, — ja daß sie im weiteren selbst friedlichen Contakt sogar aussterben. Wäre der Zustand der Wildheit der natürliche Ausgangspunkt auch für die Culturvölker, ließe sich diese Thatsache nicht wohl erklären, wohl aber bei der Annahme eines gemeinsamen Ausgangs, welcher als eine Art der Indifferenz gefaßt werden kann, von dem aus die Menschheit nach zwei Richtungen sich differenzirte, indem die eine durch eine sittliche That sich erhoben hat, die andere aber in ihrem leeren Freiheitstrieb unter den Ausgangspunkt herabgesunken ist und degenerirte. Diese Differenzirung war um so mehr eine physische und psychische zugleich, als eben die Menschheit im ersten entscheidenden Entwicklungsstadium sich befand. Nur weil dieselbe so nach entgegengesetzter Richtung auseinander gegangen, kann ein unmittelbarer Contakt solcher Stämme mit Völkern höherer Cultur physisch und psychisch Verderben bringen und nur ein Heranziehen derselben durch sittliche Hebung mittelst des Christenthums könnte diese Erscheinungen paralysiren (Paraguay). Wäre dagegen der thie-

Ja der Zustand der Wilden ist wirklich, wie eine tiefer gehende und möglichst ausgedehnte historische Kritik beweisen dürfte, vielmehr die Folge einer Depravation, ja einer Katastrophe, als der Urzustand der Menschheit. Ueberdieß bringen alle Sagen der Culturvölker die Entstehung der Cultur mit religiösen Thatsachen und Erscheinungen, ja mit einer bestimmten bei allen Völkern in ähnlicher Weise wiederkehrenden Vorstellung eines zweiten Gottes in Verbindung.

Wenn aber nun schon der Ursprung der Cultur ein Räthsel der Geschichte ist, dann umsomehr der Ursprung der Geschichte selbst. Und doch sollte gezeigt werden können, welches der Anfang, der Ursprung, die Urthat, die Urhandlung der Geschichte sei. — Wodurch ist die Geschichte überhaupt entstanden, durch welche That oder Art von Handlungen gerade diese Geschichte? Ist sie überhaupt nothwendig und ist gerade dieser Verlauf der Geschichte ein nothwendiger oder könnte er nicht auch möglicher Weise ein anderer seyn, oder Geschichte auch gar nicht existiren? Die Geschichtswissenschaft hat über diese Fragen nicht nur keine Antwort gegeben, sondern dieselben eigentlich noch gar nicht gestellt, wie denn eine Lösung mit ihren Mitteln überhaupt nicht möglich ist. Und doch hat die Wissenschaft das Recht auch diese Fragen zu stellen.

Ist man aber nun schon über den Anfang wie das Princip der Cultur, ja der Geschichte selbst zweifelhaft, so nicht minder über Ziel und Ende. Jede Entwicklung muß auch einen Endzweck und ein Endresultat haben und so auch die Geschichte. Da ist man nun freilich gleich bereit vom un-

---

rische Zustand der Ausgangspunkt, müßte eine Berührung mit Culturvölkern physisch nur veredelnd und stärkend für beide wirken, wie wir dieß z. B. gerade bei den Germanen sehen, als sie die Römerwelt in Trümmer schlugen, die, wie sie von dieser zu höherer Cultur gelangten, selbst das Blut der Romanen erneuten.

endlichen Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Vervollkommnung zu reden. Allein diese Phrase scheint so eigentlich erfunden zu seyn, allem menschlichen Denken wie allem wirklichen Fortschritt von vorne herein den Garaus zu machen. Alle Entwicklung, alles Fortschreiten fordert wie das Denken ein Ziel, einen Abschluß, etwas Bestimmtes; soll eine Idee realisirt werden, wird sie zwar annäherungsweise in jeder Zeit sich verleiblichen, aber es muß dieß auch ein Ende haben. Ein Fortschritt ins Unendliche, wo kein Absehen, wohin und wie weit die Bewegung geht, erzeugt Unseligkeit und ist, weil ziel- und zwecklos, kein Fortschritt. Wenn nun aber kein Fortschritt ins Unendliche, sondern ein Ziel und Ende für die Entwicklung der Menschheit, ein Abschluß der Geschichte und somit auch der Cultur im Interesse der Vernunft schon gefordert ist, frägt es sich, welches ist dieß Ziel, wohin geht die Bewegung, welchen Endzweck hat sie? Liegt dieß Ziel und Ende im Diesseits und was dann? oder ist das Ziel ein jenseitiges, dem die ganze Bewegung der Geschichte entgegeneilt? Es wäre immerhin denkbar, daß auf dem Wege historischer Induktion auch diese Frage dahin beantwortet werde, daß das eigentliche Ziel der Geschichte über diese Zeit und diese Welt hinausgehe, also auch von dieser Seite die Geschichte einen transcendentalen Charakter an sich trage.

Doch abgesehen von der Schwierigkeit einer solchen Induktion, zumal so viele Mittelglieder fehlen, würde es sich auch fragen, ob nicht auf kürzerem Wege, der noch dazu durch seine innere Nothwendigkeit eine gewisse Exaktheit böte, die Untersuchung geführt werden könnte, zumal ja diese Frage auch eine philosophische und, wenn man will, auch theologische ist. Je nachdem nun diese Frage beantwortet wird, wird auch die andere um die Bewegung zum Ziele anders beantwortet werden müssen. Ein Ziel der Vollendung aber ist nur dann erreicht, wenn die Faktoren dessen, was zur Entwicklung kommt, jeder in seiner Sphäre zur vollen

Ausbildung und in Einheit mit dem Ganzen gelangt, so daß dieses jene trägt und jene dieses lebendig wiederspiegeln.

Hat nun die Geschichte nur ein dießseitiges Ziel, so könnte man vielleicht die gleichmäßige Verbreitung der Civilisation unter allen Völkern als das Ziel der Geschichte ansehen; aber dann wird es sich immer fragen, zu welchem Ende diese Civilisation da seyn wird, ob, wenn alle möglichen Erfindungen gemacht sind, die Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen, dann der Genuß des menschlichen Nimmersatt so in's Unendliche fortgeht, oder ob nicht auch dieß wieder sein Ziel haben muß? Es ist etwas Trostloses um ein solches bloß dießseitiges Ziel, das weder die Gesammtheit nach Zeit und Raum, noch weniger den Einzelnen befriedigen kann, der im großen Ganzen des politischen und socialen Lebens geradezu verschwindet. Anders wird die ganze Geschichte angeschaut, wenn dem Menschen ein transcendentales Ziel gesetzt ist, dann wird dieß Daseyn mit all' seinen Formen und Gestaltungen doch immer als Stufe, als Baugerüste einer künftigen Weltzeit angesehen werden können, in der die Geschlechter aller Länder und Zeiten erst ihr Ziel finden würden. Dann wird aber die Frage, worin der Fortschritt der Menschheit bestehe, eine ganz andere Lösung fordern.

Aber auch noch eine andere Folgerung ergibt sich aus der bisherigen Betrachtung. Hatten wir oben den Menschen als den Thäter der Geschichte und ihrer Entwicklung bezeichnet, so ergibt sich jetzt, daß er auch das Subjekt dieser Entwicklung ist. Hängt auch das Eingehen in die Cultur wie das Fortschreiten in ihr von der freien That des Menschen ab und ist dieses in erster Linie allerdings an sein Thun geknüpft: so ist doch dieses selbst in seinem Erfolg und in seinem Ziele von anderen Momenten, von Bedingungen abhängig, durch die sein Thun erst Wirkungen hervorbringen, Bildungen erzeugen kann, und mittelst welcher er seine Anlagen und Kräfte erst zur Entwicklung bringen mag. So wenig nun der Mensch sich selbst erzeugt

und gebiert, eben so wenig ist die Entwicklung seiner Anlagen eine Aufgabe, die er sich selbst an sich schon autonom, mit freiem Rathschluß gesetzt hätte, sondern eine Aufgabe, die ihm wie von anderswoher gegeben, wenn auch in seine Natur gelegt seyn mag.

Die Folgen seines Handelns wie seiner Entwicklung sind also von Bedingungen abhängig, die sowohl äußere als innere sind. Die äußeren sind ihm sichtlich zunächst durch die äußere Natur, durch die Lebensverhältnisse, Wohnort rc. gegeben, dann aber noch mehr durch die bereits geschichtlich entstandenen Verhältnisse, in die er sich gesetzt findet, und die sehr verschiedenartig seyn können, zumal ja es immer Viele sind, die in ihrer Freiheit in dieser oder jener Weise nun fördernd nun hemmend auf die Entwicklung einwirken.

Doch abgesehen von diesen äußeren, mehr oder weniger zufälligen Bedingungen, die aber doch der Entwicklung, dem Werden in der Geschichte eine Nothwendigkeit auflegen, sind es auch innere Bedingungen: es ist eine innere Nothwendigkeit, die in allem Werden der Geschichte, in allen Entwicklungen zur Cultur zu Tage tritt. Dieß liegt schon in dem Begriffe der Entwicklung selbst, denn das Subjekt der Entwicklung, wenn es auch in die Entwicklung in Freiheit eingehen soll und nur dadurch in ihr fortschreiten kann, ist dadurch schon, daß es seine Anlagen und Kräfte entwickeln soll, an eine Aufgabe gewiesen, die ihm als eine sittliche entgegentritt. Ja seine Stellung als freies Wesen legt ihm eine solche auf, die er in und durch seine Freiheit auszufüllen hat. Ist aber dieß nicht eine Aufgabe, die er sich selbst gesetzt, sondern die ihm vielmehr gegeben ist, so setzt sie ihm zwar keine physische aber eine sittliche Schranke, in die er sich fügen soll, der er aber auch, wenn auch nicht ungestraft, sich entziehen kann. Geht er nun in die Aufgabe, die ihm so ein sittliches Gebot ist, ein, so beschränkt er seine Freiheit in ihrer leeren Unbestimmtheit durch dieß sein Thun, und erst durch diese Beschränkung kann Etwas entstehen und

eine Entwicklung stattfinden. Wir sehen daher, wie schon der Uebergang zur Cultur die Einschränkung der leeren Freiheit bedingt, und die harte Arbeit, das Gebundenseyn an den Acker wird zu einer sittlichen Nothwendigkeit der Cultur. Aber der Fortschritt der Cultur liegt auch in der Seßhaftigkeit. Dagegen sehen wir jene, welche dieser Schranke sich entzogen und lieber in ungebundener Freiheit verblieben, ebenso der Entwicklung sich entfremden und hinausgetrieben in die Weite, so daß auch sie die Folgen ihres Thuns tragen müssen. Diese sittliche Nothwendigkeit macht sich aber noch dadurch geltend, daß jeder Einzelne an den Andern sich gewiesen findet, jedem so seine Stellung zum Ganzen gegeben ist, es ist dieß das Gemeinwesen, es ist die sociale und politische Ordnung, welche in ihrem Entstehen wie in ihrem Fortgang durch diese innere Nothwendigkeit bedingt erscheinen.

Alle Culturentwicklung ist so an das gesellschaftliche Leben geknüpft und die Menschheit kann nur in der Gemeinsamkeit ihre Ziele verfolgen und ihre Anlagen entwickeln. Eine Darstellung, eine Form oder wenigstens eine Seite der Gesellschaft ist nun der Staat[1]). Nun wird häufig und namentlich in neuerer Zeit die Herstellung des Staates als das eigentliche Problem der Geschichte aufgestellt. Aber schon in Bezug auf den Ursprung des Staates, seine Stellung und Aufgabe herrscht eine eigenthümliche Verkennung auch notorisch hervortretender Thatsachen, und gerade in der so außerordentlichen Ueberhebung des Staates in Theorie und Praxis möchte eine Hauptursache des Unglücks der Gegenwart liegen. Juristen und Historiker, Männer der verschiedensten Richtungen stimmen z. B. wundersam darin überein, daß der Staat so alt als die Menschheit sei, er also mit dem Ursprung, mit den ersten Anfängen der Menschheit zusammenfalle. So sagt Phillips: „Die erste Familie

1) Freilich steht dieser Satz im Gegensatz zur modernen Anschauung, gemäß welcher der Staat die Gesellschaft in ihrer Vollendung ist.

war auch der erste Staat." „Der Staat ist so alt als die Menschheit"[1]). Ebenso Walter, wenn auch vorsichtiger: „Der Staat existirte im Keime schon in der ersten Familie"[2]). Aber ebenso auch Dahlmann: „Der Staat ist uranfänglich; die Urfamilie ist Urstaat, jede Familie unabhängig dargestellt ist Staat"[3]). Der Grund ist, weil schon in der ersten Familie die Begriffe von Recht, Sitte, Ordnung und Autorität geweckt werden[4]); weil stets das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthanen vorhanden gewesen[5]).

Somit wäre der Staat wesentlich mit der Menschheit, weil mit der Familie und so naturnothwendig gesetzt. Und doch würde es sich fragen, ob er denn so schlechthin nothwendig ist, ob er nicht erst nur unter gewissen geschichtlichen Bedingungen und Voraussetzungen ein nothwendiges Moment in der Entwicklung der Menschheit sei und wie und unter welchen Verhältnissen er überhaupt erst in die Erscheinung treten kann? Wenn wir näher zuschauen, so ist der Staat in der That und Wirklichkeit erst ein sehr spätes Produkt der Geschichte. Jahrtausende derselben kennen keinen eigentlichen Staat, und wenn wir nur darauf hinweisen, daß die eigentlich historische Zeit erst mit der Geltendmachung des Staates eintritt, so haben wir ungefähr auch den Zeitpunkt seines Entstehens nicht weiter hinter uns, wenn auch seine Entstehung, wie die der Cultur, selbst außerhalb der historischen Erinnerung fällt. Fragen wir nur einmal, wie Staaten entstehen? Man macht sich die Antwort sehr leicht. Man sagt: „Aus der Familie." Allerdings, aber sicher nicht, wie die Familie aus dem Connubium von Mann und Frau entsteht, sondern insofern die Familien das Material sind. In der

1) Kirchenrecht II. 346 u. 453.
2) Naturrecht. 39.
3) Politik §. 3.
4) Walter l. c. 5) Philipps l. c.

Familie ist allerdings eine Ordnung gegeben. Es ist die natürliche von Eltern und Kindern, die ersteren als die Autores haben die Autorität, letztere sind ihnen durch die Pietät verbunden und ihr Verhältniß ist nicht das der Unterthanen zur Obrigkeit, schon deßhalb nicht weil die Obrigkeit nicht die Autoren der Unterthanen sind. Darum muß also ein neues Moment hinzutreten, wodurch diese Familien zum Staate werden. Aber was macht die Familien zu Staaten? Unmittelbar entstehen aus der Familie thatsächlich nur wieder Familien; und Familien, nur durch das Familienband zusammengehalten, nennt man nicht Staaten, sondern Stämme. Wo aber das bloße Stammesleben herrscht, da walten nur Familienverhältnisse; bloße Stammes- und Familienverhältnisse jedoch heben den Staat auf oder lassen ihn gar nicht zur Entwicklung kommen[1]). Die Beduinenstämme haben ihre patriarchalischen Stammesverhältnisse seit ihrem Ursprung stets bewahrt, aber Niemand wird sagen, daß sie Staaten bilden; sind sie ja nicht einmal ein Volk zu nennen, wie denn auch Niemand eigentlich von Beduinenvölkern redet. Ebensowenig kann man von den Horden der Indianer und Mongolen sagen, daß sie Völker seien oder als Horden einen Staat bilden, obwohl auch bei ihnen die Stammbänme hohe Geltung haben[2]). Aber — wendet man ein — sie haben doch einen Stammeshäuptling, dem die andern irgendwie sich unterordnen. Allein gerade darin liegt der Irrthum. Man verwechselt hier einfach den Begriff der Autorität, also den irgend einer Ueber- und Unterordnung mit dem des Staates und sieht im Vater schon die Obrigkeit für den Sohn als Unterthan[3]). Daß irgend eine Ordnung auch in der Fa-

1) Selbst Hegel hat dieß in seiner Philosophie des Rechts sehr scharf betont. §. 349.

2) Bei Waitz a. a. O.

3) Dieß ist übrigens ein Beweis, wie sehr unsere Zeit gegenüber dem Staate alle Besinnung verloren hat und von ihm wie von einem Idol fascinirt ist.

milie in den Stämmen und Horden vorhanden sei, wird ja nicht geläugnet; die Stammesordnung ist aber durch die Natur in der Zeugung gegeben; aber nicht jede gesellschaftliche Ordnung ist schon ein Staat, wenn man nicht differente Begriffe identisch nehmen und mit ihnen Mißbrauch treiben will. Ist aber dieß der Fall, ist jede Gemeinschafts-Ordnung schon ein Staat, dann haben wir keinen Unterschied mehr zwischen Familie, Gemeinwesen, Volk und Gesellschaft, Staat und Kirche. Dann ist der Staat Alles in Allem, er selbst ist die Familie[1]), er ist das Gemeinwesen, die Gesellschaft, er ist die Kirche. Wenn man aber dieß nicht zugeben will, wenn der Staat eine Ordnung besonderer Art ist neben andern Ordnungen, so muß ihm, soll er überhaupt etwas Besonderes seyn, auch ein anderes Princip unterliegen, als das der Familie, ein Princip, welches zum Stammesleben erst hinzukommt, Familien und Stämme erst zu Staaten macht, sie zu Staaten formt.

Die Familien und Stämme als solche bilden also noch keine Staaten, ja selbst nicht einmal Völker, und so lange Familienverhältnisse ausschließlich herrschen, ist kein Staat möglich[2]). Stämme sind daher immer mehr gleichartig; ihr

1) In Preußen hat dieser Staatsgottbegriff bereits dahin geführt, daß man ernstlich die Frage über das Elternrecht untersuchen ließ, und der hiezu beauftragte Rath Dr. Stölzel hat auch richtig herausgebracht, daß es ein abgestorbenes oder wenigstens im Absterben begriffenes Institut sei. Deßhalb müsse eine künftige Gesetzgebung die väterliche Gewalt gänzlich beseitigen und selbe durch eine väterliche oder elterliche Vormundschaft, natürlich als Ausfluß des Staates ersetzen.

2) Freilich hat die Weisheit jüngster Tage es herausgebracht, daß nicht die Familie das Erste und Ursprüngliche gewesen, sondern Männer- und Weibergemeinschaft. Die Einzelnehe entstand erst durch Weiberraub bei fremden Stämmen — als ob eine Stammesentwicklung bei Weibergemeinschaft und Familien-Mangel denkbar wäre — und damit erst Matronenkeuschheit. Da man sich aber scheute mit der freien Liebe zu brechen, so wurde der Hetärismus gegenüber der Einzelnehe als eine göttliche Einrichtung betrachtet.

einheitliches Bewußtseyn ist das genealogische Stammesbewußtseyn einer nur durch die Zeugung bedingten Einheit und Gemeinsamkeit und Autorität. Ihre Ordnung ist als unmittelbar durch die Zeugung selbst gegeben die patriarchalische, die Naturordnung. Wenn aber auch einzelne Stämme sich ihren Häuptling selbst wählen, so ist damit kein Fortschritt gegeben, dieß ist also nicht etwas Vollkommeneres gegenüber dem patriarchalischen Zustand. Im Gegentheil scheint da, wo der Häuptling allenfalls nur für Kriegszwecke gewählt wird, der Stamm aber sonst ohne solchen lebt, selbst das natürliche Band des patriarchalischen Zustands gelöst zu seyn. Insofern legen jene Stämme, in denen selbst das patriarchalische Band zerrissen, und wo es zuletzt nur mehr Familien gibt, gegenüber den andern, in welchen ein Stammeshäuptling die Familien noch zu einer größeren Gemeinschaft bindet, vielmehr dafür Zeugniß ab, daß dieselben in ihrem wilden Freiheitsdrang selbst die natürlichen Bande gesprengt und tiefer gefallen sind. Daher können dieselben auch nicht die Typen der Urmenschheit seyn. Bilden aber nun die Stämme nur eine, weil durch Zeugung bedingte Natureinheit, so ist die natürliche Folge, daß dieselben auch gleichartiger sind. Irokesen und Algonkins im Norden sind wesentlich nicht unterschieden von den Pampas-Indianern und Araukanern im Süden Amerikas. Die Unterschiede der Stämme und Horden sind unerhebliche. Wie sie selbst keine Entwicklung zeigen und keine Geschichte haben und jetzt sind, wie sie vor Jahrtausenden gewesen, so können auch deßhalb ihre Unterschiede keine durchgreifenden seyn, die auf einem besonderen erhöhten Selbstbewußtseyn beruhen würden. Es fehlen ihnen sämmtlich feste Wohnsitze, daher auch die Cultur, ebenso bleibende, religiöse Anschauungen, Feste u. dgl. Wandern

Mit solchem, allem gesunden Urtheil und ebenso dem Zeugniß aller Völker widerstreitenden Quark fütterte ein bekannter Culturhistoriker im „Ausland" sein Publikum. Ausland 1881, Nro. 43—44.

ist ihre Lust, das unstäte Leben ihr Element. Deßhalb aber lösen sie sich ebenso leicht wieder auf, sie theilen sich; denn es verbindet sie keine innere organische Einheit. Selbst in ihren Sprachen zeigt sich dieß, die sich, wie wir sehen werden, entsetzlich schnell verändern. Anders die „Völker". Diese sind wesentlich von einander unterschieden durch ein eigenthümliches Selbst=Bewußtseyn, durch eine eigenthümliche, vor Allem religiös verschiedene Lebens= und Weltanschauung. An sie ist die Cultur und die Geschichte geknüpft. Sie sind gegliedert; sie treiben Ackerbau und Gewerke; sie nehmen feste Wohnsitze ein. Aber trotz der fortschreitenden Culturentwicklung haben sie etwas Beharrliches in sich, und gerade darauf hin erst eine Entwicklung. So sind sie auch eines viel größeren Widerstandes fähig und selbst unterworfen werden sie oft Sieger über ihre uncultivirten und rohen Besieger.

In gleicher Weise hat das Bewußtseyn der Völker einen ganz bestimmten Typus, es ist nicht mehr bloß die Gemeinsamkeit der Abkunft, die einem Volke die innere Einheit gibt, noch weniger das des bloßen Bedürfnisses, sondern das Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit ist bestimmter, eigenthümlicher, als das bloß patriarchalische, indem es auf einer, wie schon gesagt, besonderen und zwar zunächst religiöser Weltanschauung beruht. Ihre verschiedenartigen Einrichtungen, Sitten, Gewohnheiten und selbst Beschäftigungen sind nur der Ausdruck dieses bestimmten geistigen, gemeinsamen Bewußtseyns, wodurch sich jedes Volk von dem andern unterscheidet. Nur Völker haben daher auch eine Geschichte und somit eine mehr oder weniger reiche Erinnerung. Bei ihnen allein findet sich auch eine Entwicklung der Cultur. Sie sind es, die da gethatet in der Welt und etwas Bleibendes gegründet haben, sie sind die Träger der Geschichte.

Aber wie sind die Völker entstanden? Wenn die „Völker" sich in dieser Weise so durchgreifend von den Stämmen unterscheiden, so können unmöglich — dieß dürfte von vorne=

herein klar seyn — dieselben bloß einfach auf dem Wege der Fortentwicklung patriarchalischen Stammeslebens entstanden seyn, wie man noch jetzt fast constant delirirt. Denn dann müßten die Mongolen, die Neger, die Südseeinsulaner und Indianer sich längst zu Völkern fortentwickelt haben, oder umgekehrt, es könnten die Völker nicht so different seyn, wie sie es wirklich sind, sie müßten gleichartiger geblieben seyn wie die Stämme. Es frägt sich daher sogleich anfangs schon wieder, was hat der Wanderlust Einhalt gethan, was die Stämme vermocht zum Ackerbau zu greifen, und bestimmte Sitten anzunehmen? Denn wir finden in der That auch Völker, die noch lange ein halb wanderndes halb seßhaftes Leben geführt, bis sie zur vollen Seßhaftigkeit sich entschieden haben.

Die Verschiedenartigkeit des Klimas, die geographische Lage, die mannigfaltigen Beschäftigungen können nicht die Ursache des besonderen Volksbewußtseyns seyn; diese können nur äußerlich trennen, nur zufällig einen, aber nimmer die bestimmte Weltanschauung, wie solche den Völkern eignet und durch welche ein Volk von dem andern sich unterscheidet, wenn vielleicht afficiren doch nie und nimmer erzeugen. Es muß also irgend ein geistiges, weil das Bewußtseyn im Innersten afficirendes und bestimmendes Princip selbst seyn, welches das so verschieden geartete Bewußtseyn der Völker erzeugt hat. Ja es muß ein doppeltes oder wenigstens ein in doppelter Beziehung wirkendes Princip vorausgesetzt werden, welches einerseits jene besondere mächtige Einheit eines Volksbewußtseyns erzeugt, dadurch aber auch sie anderseits von einander trennt und scheidet. Es muß also eine Ursache seyn, welche diesen und jenen Theil der Menschheit über den bloßen Familien- oder patriarchalischen Zustand, sowie über die bloße Stammeseinheit erhebt, ihm ein höheres bestimmtes Selbst verleiht, einen eigenthümlichen Charakter seinem innersten Wesen eindrückt und so ihn von dem des anderen trennt und mit diesem in Gegensatz bringt. Was

hat nun jene Differenzirung hervorgerufen oder vielmehr, insoferne das Stammhafte das Erste ist, einzelne Stämme in Völker umgewandelt, zu einer höheren Einheit mit einer bestimmten Weltanschauung erhoben? Was hat den Aegypter zum Aegypter, den Inder zum Inder, den Griechen zum Griechen gemacht?

Auf all' diese Fragen hat unsere Geschichtsforschung bisher nicht geantwortet, vielmehr die Frage ziemlich bescheiden neben sich liegen gelassen[1]). Man könnte zwar sagen: die allwaltende Naturbestimmtheit habe jene Unterschiede der Völkergeister erzeugt. Allein dieß ist selbst nichts weniger als eine historisch zu begründende Voraussetzung, sondern nur eine Behauptung einer naturalistischen Anthropologie. Der Historiker begibt sich damit auf ein fremdes Gebiet; und doch dürfte diese Frage viel eher durch eine tiefer gehende historische Kritik gelöst werden können. Aber ebensowenig kann man sagen, die Staatsidee erzeuge das bestimmte Volksbewußtseyn, vielmehr ist ursprünglich das ganze Staatswesen eines Volkes von seinem speciellen Volksbewußtseyn abhängig, wie wir bei allen alten Völkern und selbst auch bei den neueren sehen, der Staat setzt das Volk schon voraus[2]).

1) Dafür hat die bekannte Schule umsomehr Gewicht auf die Nationalität gelegt. Die Nationalität im modernen Sinne ist freilich trotz der völligen Unbestimmtheit des Begriffs mehr ein Erzeugniß eines Staatswesens, wie sie denn nicht mit dem Begriff des Volkes zusammenfällt. Damit würde obige Frage nur umgangen; und die gedachte Schule dürfte dabei wohl auch klug thun, denn jede tiefer gehende Forschung über die Entstehung der Völker und Nationen würde dem Nationalitäten-Schwindel dieser Historiker jeden Grund und Boden entziehen.

2) Dieß hat namentlich auch der geistvolle C. G. Carus erkannt, wenn er unter Anderm sagt, daß das Volk schon vorher ein Selbstbewußtseyn habe und noch prägnanter als durch den Staat. In seinem Buche: „Natur und Idee."

Insoferne der Staat als eine verhältnißmäßig sehr späte Bildung in die Geschichte eintritt, ja als etwas, was noch viele andere wichtige Bildungsmomente voraussetzt, dürfte es schon deßhalb zweifelhaft seyn, ihn, wie es gewöhnlich geschieht, als das eigentliche Problem der Geschichte aufzustellen.

Noch deutlicher erhellt dieß, wenn wir ihn von Seite des End-Zieles der Geschichte betrachten. Ist der Staat die Aufgabe der Geschichte, so mußte sie nur in ihm zur Vollendung kommen können, und das Endziel derselben könnte nur der vollkommenste Staat seyn. Ein solcher Staat müßte aber dann alle Leiden und Wehen der Völker wie der Einzelnen zu stillen vermögen. Allein, wenn man die Geschichte der Staatentwicklung verfolgt, allenfalls nur vor der Zeit der babylonischen Weltmonarchie unter Nabuchodonosor bis zur Gegenwart (etwa des Reiches „der Gottesfurcht und frommen Sitte") herab, welche Aussichten bleiben uns noch?

Hegel hat die Geschichte „als Fortschritt der Menschheit im Bewußtseyn der Freiheit" gefaßt; die Verwirklichung der Freiheit geschieht im Staate. Die Stufen derselben bestimmt er aber also: der Orient wußte, daß Einer frei sei; die griechisch-römische Welt, daß Einige frei sind; die germanische Welt, daß Alle frei sind. Dadurch sind die vier verschiedenen Staatsformen bedingt: die Despotie, die Aristokratie und Demokratie, endlich die Monarchie.[1]) Abgesehen von dem völlig Ungenügenden solcher aus einer bloßen Abstraktion erholten genetischen Folge könnte man wahrlich sagen: tantae molis erat, solcher ungeheuren Anstrengungen hat es bedurft, nur unsere Staaten zu erzeugen, und wie unbefriedigend, welch ein Gegenstand allgemeinen Schmerzes, allgemeinen Wehes, steter Krisen und ärztlicher Behandlung sind nicht diese, ja der Staat überhaupt? Da noch zu hoffen auf einen all' beglückenden Staat, der alle Gebrechen heilen könnte, hieße dem Menschen zumuthen Wolken zu um-

1) Philosophie der Geschichte. 128. Aehnlich Gervinus.

armen, so sehr auch die Hoffnung es ist, die „Alterspflegerin", welche, während Leiden und Elend aller Art einkehren bei dem unglücklichen Menschengeschlechte, das Gemüth aufrecht hält. Und doch hält man den Menschen immer noch das Phantasma vor, als gelte es, Staatszustände herzustellen, welche alle Menschen glücklich machen, das Himmelreich auf Erden bringen sollten. Und zuletzt! Dafür sollte die Menschheit gerungen, sollten die Völker gekämpft und geblutet haben, um in einer unendlich fernen Zukunft einem einzigen Geschlechte glückliche Tage zu bereiten, nachdem Geschlecht um Geschlecht bis zur Hefe die Bitterkeit, Eitelkeit und Vergänglichkeit irdischer Mühe und weltlicher Sorge sich gekostet und gerade nicht im geringsten Maße aus dem bitteren Kelch, den der Staat ihr geboten. Allerdings scheint es das tragische Geschick der Völker, wie der Staaten zu seyn, daß auch sie dahinsinken und sterben [1]), wie die Individuen, daß auch sie, wenn sie einmal ihre Lebensakme erreicht, der Vergänglichkeit anheimfallen, um zur Stufe einer weiteren Entwicklung, eines Fortschrittes zu einem Ziele zu dienen, das über sie hinausgeht. Aber um einer Staatsordnung in ferner Zukunft wegen ist doch der Preis zu theuer, den sie gegeben. Und was dann, wenn wirklich dieser vollkommene Staat erreicht und Ein Menschengeschlecht dessen segnenden Wirkungen alle erleben wird? Neuerdings frägt es sich, wird die Geschichte, falls der vollkommenste Staat erreicht ist, sich ins Unendliche fortspinnen, in stets neuen Geschlechtern, die ins Unendliche fort das goldene Zeitalter erneuern, „leben wie Götter mit stets unsorgsamer Seele von Arbeit entfernt und Bekümmerniß?" Wer wird dies glauben, da ganz andere Bedürfnisse die Menschen in ihrem Innersten bewegen, als die sind, welche der Staat befriedigt. Der Mensch wie die Völker suchen und streben

1) Schon Polybius weist auf das Wachsthum, den Höhepunkt und den Verfall derselben hin. Polybius VI. 51.

nach Etwas, was über dem Staate ist, schon indem sie nach Freiheit ringen. Ist ja doch der Staat nicht das freie Gemeinwesen, sondern die Bedingung hiezu, über welche, als seiner Unterlage, dieses sich erhebt. Aber der Mensch strebt auch über dieses hinaus: er will ein Ewiges, Ueberweltliches, das ihm als ein Ideal vorschwebt und das nur eine göttliche Macht verwirklichen könnte. Hat er diese nicht gefunden, führt freilich jenes Streben nach dem Idealen im Rückschlag zur Verzweiflung.

Allein noch eine Frage bleibt: Jedenfalls sollte ein solcher Idealstaat vorher auch das, was bisher die Realisirung eines solchen gehindert hat, wenigstens annäherungsweise beseitigen können. Die vorzüglichsten Hindernisse aber liegen eben im Menschen selbst; seine Leidenschaften, seine Selbstsucht, seine Willkür, sein Hang zur Gewaltthat, der diejenigen, welche sich an die Spitze gestellt finden, nicht minder dienen, als jene, welche als Verbrecher zu verfolgen die Staatsgewalt die Pflicht hat; es sind die Sünden und Verbrechen, die in der Welt geschehen und die jener seligen Einheit widerstreiten.

Worin aber sollte auch der Staat die Mittel besitzen, einen solchen letzten nicht bloß befriedigenden, sondern auch beseligenden Zustand herzustellen? Wodurch gewinnt er die Kraft zu der nothwendigen Bändigung der Leidenschaften, nicht bloß äußerlich durch das Recht und dessen Rächer, das Schwert, sondern innerlich durch Erzeugung einer entsprechenden, gemeinsamen Gesinnung, eines vollkommen sittlichen Lebens. Denn nur dann, wenn er die Macht hätte, eine Umkehr der Gesinnung herbeizuführen und sie zu befestigen, könnte jenes Zeitalter „des saturnischen Geschlechts wiederkehren, das dem Himmel entstammt“ und das einst, als die alte Welt ihr Ziel erreicht hatte, erhofft ward.[1])

Der Staat müßte überhaupt eine innere geistige Macht

1) Vergilius Ecl. VI.

seyn, welche immer mehr im Fortschreiten seiner Entwicklung die Völker geistig und sittlich heben würde. Aber gerade das Gegentheil ist die welthistorische Thatsache. Je mehr der Staat als solcher aus dem Volksthum zum Staatsthume sich entwickelt und sich geltend macht, um so äußerlicher und fremder wird er dem Einzelnen werden, und während das bisherige enger verbundene Volksthum sich immer mehr in die Atome zersetzt, wird der Staat bloß äußeres Gerüste, äußere Schutzwehr, wie dieß die Staatengeschichte alter Zeiten beweist, die römische nicht minder als die moderne. Je mehr also der Staat als solcher zur Geltung kommt, um so mehr wachsen die Rechtsformen und Gesetze[1]), die an die Stelle der Volkssitte treten und nur zu oft im Widerspruch mit ihr stehen. Aber um so mehr wird auch sein Druck gefühlt, von dem befreit zu werden die in Atome zerfallenen Völker verlangen.

Im Volksthum herrscht die Sitte, die mit ihm verwachsen ist. Je mehr nun diese zurückgedrängt ist und schwindet und so aufhört den Leidenschaften ein Zügel zu seyn, um so mehr geht das Gemeinbewußtseyn zu Grunde und das Gemeinwesen seinem Zerfall entgegen. An seine Stelle aber tritt nur das herz- und verstandslose, weil unpersönliche Gesetz. Wenn aber auch der Staat als geistig sittliche Macht das Volksbewußtseyn neu erzeugen oder umgestalten will, wie gegenwärtig durch das Unterrichtsmonopol, oder wenn er gar als die eigentlich göttliche Macht oder doch als Träger derselben sich ausspielt, so kann dieß schon bei der Wandelbarkeit der Ideale, die zu verwirklichen er bestrebt ist, nur auf ihn selbst zersetzend zurückwirken, und da dieß nur durch die Ratio der Gewalt geschehen könnte, so ruft er selbst damit zuletzt nur Gewalt heraus und die Schule wird zur Brutstätte aller zersetzenden Leidenschaften und aller Verbrechen.

---

1) Pessimae reipublicae plurimae leges, sagt bekanntlich Tacitus.

Ich glaube, auch dem allgemeinen Rufe der Gegenwart nach Freiheit liegt unbewußt ein ganz anderes Gefühl und ein ganz anderes Bedürfniß zu Grunde, als bloß das nach politischer Freiheit, welche irgend ein politisches System geben könnte. Es ist in der That auch nicht diese oder jene Staatsform, welche Druck übt und jenen Ruf nach Freiheit erzeugt, obwohl man es meint; es ist vielmehr die Uebermacht des Staates überhaupt in jeder Form, zu welcher er in der neuern Zeit herangewachsen, welche den Menschen drückt. Der Fehler, ja das Unglück der Zeit liegt nicht zunächst in der Form und am wenigsten läge es in der Monarchie, wenn nur diese ihre Stellung begreifen würde; das Unglück liegt darin, daß der Staat selbst ausschließlich alle Macht an sich gerissen; er sich ebenso sehr zum Herrn der Geister in Religion und Wissenschaft, als zum Herrn der Gemeinde, ja selbst der Familie gemacht hat oder noch zu machen strebt. Daher das stete Streben vom Drucke loszukommen und der Irrthum, da man vom Staate nicht loskommen kann, es könnte Formwechsel helfen[1]).

Vom Staate und seiner ausschließlichen Macht frei zu werden, das wäre die Aufgabe der Zeit. Die wahre Freiheit liegt aber über dem Staat; er kann zu ihr nur als äußere Bedingung und Unterlage sich verhalten. Wer die Freiheit, auch die politische finden will, muß sie über dem Staate suchen und nur dadurch, daß man über dem Staate

1) Das Streben der neueren Zeit ging allerdings zunächst darauf aus, das Volk gegenüber fürstlichem Absolutismus frei zu machen; da aber diese Freiheit doch nicht gewonnen, sondern nur die Macht und die Herrschaft auf eine Oligarchie des dritten Standes übertragen ward, und das Volk von Unten nun gegen die neue Macht anbrandet und immer neue Formen helfen sollen, so kommt die Basis des Staates selbst immer mehr zum Schwanken und wird zu Etwas, was in unsern Gesetzesfabriken, den Kammern heute diese morgen jene Gestalt gewinnt, ohne daß irgendwie die Uebermacht des Staates selbst gebrochen würde.

mit seinem starren Rechte ein höheres Princip findet, wird man auch politische Freiheit gewinnen. So wenig aber Roms Herrschaft die Völker freigemacht, so wenig kann der moderne Staat den Völkern Freiheit bringen.

Doch kehren wir zurück. Wir sehen in der Wirklichkeit nur Staaten, aber nicht den Staat. Es gibt aber nicht blos Individuen und Völker, es gibt auch eine Menschheit. Man beruft sich auf den Universalstaat. Am wenigsten könnte aber dieser irgendwie glücklichere Zeiten und eine auf innere Ueberzeugung gegründete höhere sittliche Einigung der Menschheit erzeugen. Die Erfahrung lehrt vielmehr das Gegentheil. Nie haben Universalstaaten die Menschen und Völker glücklicher gemacht, nie haben sie ein auf eine innere Ueberzeugung gegründetes einheitliches Bewußtseyn geweckt, vielmehr das geistige, wenn auch besondere individuelle Bewußtseyn der Völker d. h. die Völkergeister vernichtet, ohne etwas geistig Bindendes an die Stelle setzen zu können. War es doch wirklich die Aufgabe der Universalmonarchien der alten Welt, die Völkergeister zu zersetzen, um vorerst so der Idee der Einen Menschheit wieder die Wege zu bahnen, so setzten sie selbst an die Stelle eines organischen Volkslebens, eines einheitlichen menschlichen Bewußtseyns einen um so drückenderen Mechanismus, und Völker wie Einzelne finden sich in ihm, wenn er auch Vortheile gewährt, nicht glücklicher; ja gerade das Gefühl eines beständigen Mißbehagens tritt um so mehr zu Tage, je weiter ein solcher Universalstaat sich ausbreitet. Das „Civis romanus sum“ ist kein geistiger Kitt für die Menschheit sowenig als das moderne: „ich bin ein Preuße.“ Alle höheren Entwickelungen in der Geschichte sind bisher immer in kleineren Staatswesen herangereift; die Universalstaaten scheinen nur die Früchte derselben allgemeiner auszubreiten die Bestimmung zu haben. Was hat z. B. das kleine Griechenland, ja das kleine Athen an geistiger Entwicklung für die Menschheit geleistet gegenüber dem persischen Weltreiche, ja selbst gegenüber der Macht Roms?

Was hat das kleine Deutschland gegenüber dem die Weltherrschaft anstrebenden und innerlich von allem Ungeziefer und Ungethümen zerfressenen Rußland? Und was ist zuletzt der angestrebte Universal-Rechtsstaat selbst, als nur die äußere Bedingung eines inneren Lebens! Der Staat kann die Völker nur äußerlich einen, nach Innen vermag er nichts und der Universalstaat am wenigsten. Und wenn er es auch vielfach schon angestrebt, die Gewissen zu beherrschen, und den Glauben an sich und seine Formen als an seine Dogmatik den Massen aufzuzwingen, zuletzt ist seine Allmacht vor der wahren geistigen Freiheit noch immer zur Ohnmacht geworden, wie die römischen Imperatoren vor den Nachfolgern des Fischers von Galiläa.

Hat der Staat die Aufgabe, äußerlich die Ordnung, den Rechtsbestand der Gesellschaft, wenn es gilt auch mit Gewalt zu wahren, so ist der Staat, nur Bedingung der Gesellschaft wie der Cultur, und zwar nothwendig Bedingung ihrer Entwicklung, aber nicht ihr Ziel und Zweck; die Aufgabe der Cultur wie die Entwicklung der Menschheit gehen über ihn hinaus; er kann nur Unterlage seyn, und insofern dürfte es schon von diesem Standpunkte aus mehr als zweifelhaft seyn, ob der Staat die eigentliche Aufgabe der Geschichte sei; denn weder nach seinem Anfange, noch nach seinem Ziel und Zwecke dürfte dieß folgen. Doch betrachten wir den Staat noch weiter. Wenn man auch die Entwickelung des Staates in seinem Fortschritte berücksichtigt, wie er vom Krieg zum Vertrag, vom Vertrag zum Völkerrecht, von diesem zum Staatenbund, dann zum Bundesstaat und endlich zu einem weltumfassenden Staatensystem[1]) fortschreitend gedacht wird und gedacht werden kann, so dürfte die Realisirung der Idee der Menschheit in einem alle Völker einigendem Organismus zusammen gehalten durch einen völkerrechtlichen Schiedshof, wie F. Walter in seinem schönen Buche: „Naturrecht und Politik"

1) Jansen: Idee des Fortschrittes. Brandenburg 1863. S. 103—4.

es so sinnig darlegt, mehr nur eine Frage der Wissenschaft als der Geschichte seyn, da diese und in ihr die Individuen über ihn hinausstreben und diese Idee der Einigung nur in einem Reiche anderer Ordnung realisirbar ist, wie ja auch Platon in seiner Politeia nicht einen dießseits realisirbaren, sondern einen Idealstaat dargestellt[1]). Nicht mit Unrecht sagt der jüngere Fichte: „Der wesentliche Charakter der Auffassung der Geschichte von Seite der Philosophie seit Herder bis Hegel sei antiindividualistisch und mißkenne den absoluten Werth des Einzelgeistes. Da liege dann die Bedeutung der Geschichte lediglich in der fortschreitenden Vollkommenheit des Ganzen. Das Ziel sei nur ein dießseitiges: die höchste Vollendung des menschlichen Gesammtzustandes auf Erden[2])".

Und in der That, insoferne von der persönlichen That die Geschichte ausgeht, hat auch die Persönlichkeit ein Recht darauf, ein Ziel zu finden. Das Individuum selbst ist „eine in der Erscheinung wurzelnde Idee[3]), von der man nicht annehmen kann, daß ihre Bedeutung blos darin bestehe, eine Stufe für ein folgendes Geschlecht zu seyn, um dann zu vergehen. Das Individuum selbst sucht etwas über dem Staat und dem Dießseits der Geschichte.

Die Kunst, die höhere Sittlichkeit und die Philosophie sind die Formen, in welchen der Einzelne über diese dießseitige Welt und ihr äußeres Getriebe und Thun hinaus nach Idealem, Ewigem strebt. Auch das Individuum will in der Geschichte zu seinem Rechte d. h. zu seinem Ziele kommen. Aber gerade die Weltreiche, der Universalstaat hat thatsächlich die besondere Bestimmung, die Völkerorganismen aufzulösen, die Völkergeister zu zersetzen und so in den isolirten Individuen das Gefühl der innern Leere wie des Mangels einer inneren Gemeinschaft hervorzurufen und damit

---

1) Wir kommen darauf noch zurück.

2) Anthropologie I. Bd. 598.

3) Humboldt l. c. 22.

das Verlangen und Sehnen nach einer höheren Hilfe zu erzeugen, wie wir es am Ende der römischen Republik und am Beginn der Kaiserzeit hervortreten sehen. Die Geschicke der Menschheit schienen in Rom sich erfüllt zu haben, indem alle Radien der Entwicklung der alten Welt daselbst zusammenliefen; aber so wenig als jene idealen Strebungen konnte auch der Imperator die rettende That nicht bieten, Hilfe nicht gewähren: Rom's Herrschaft konnte nicht das Ziel, die Bestimmung der Menschheit, der Völker seyn. Wenn aber dieß, so konnte es nur die Hülle bieten für ein neues Reich höherer Ordnung, ein Reich inneren, geistig sittlichen Lebens.

So sehen wir denn auch hier die Geschichte des Alterthums von dem Zug einer Nothwendigkeit beherrscht, welcher die ganze Entwicklung derselben bedingt. Aber noch mehr: der Historiker wird gerade dadurch, daß in Rom die ganze alte Welt ihr Ziel nur scheinbar findet und Rom selbst nur als Hülle und Stufe für eine weitere Entwicklung, für eine neue höhere Ordnung erscheint, sich genöthigt sehen, nicht bloß eine Nothwendigkeit natürlicher Entwicklung, sondern das Walten, den Plan einer höheren Macht anzuerkennen, welche die Entwicklung mit Freiheit beherrscht.

Als das Reich dieser neuen, höheren Ordnung, auf die hin die ganze natürliche Entwicklung der Menschheit nur Vorbereitung seyn sollte, erscheint nun das Christenthum, die christliche Kirche als Thatsache, die mächtiger und gewaltiger wie keine zweite eine Umwandlung in der Geschichte herbeigeführt. Mögen auch seine Gegner vor ihm noch so sehr die Augen verschließen, gerade sie legen durch ihren Haß und ihren bald zweitausendjährigen fruchtlosen Kampf gegen selbes das vollgiltigste Zeugniß für seine höhere weltgeschichtliche Stellung ab.

Doch gilt es, ehe wir auf dasselbe selbst eingehen, vorerst noch die große weltgeschichtliche Thatsache der Religion im Allgemeinen zu betrachten. (Fortsetzung folgt.)

IX.

Die Haus-Kommunionen der Südslaven, namentlich in Oesterreich-Ungarn.

Die Agrarfrage beherrscht gegenwärtig einen großen Theil der europäischen Tagespolitik, ohne daß ihre befriedigende Lösung in naher Aussicht stünde Allerdings tritt diese Frage in den einzelnen Staaten in verschiedener Gestalt auf, weil eben auch die Veranlassung und die Entwicklung derselben die Wirkung divergirender Faktoren ist; aber im Grunde waltet doch allenthalben die Gemeinsamkeit, welche darin besteht, daß es sich darum handelt, wie der ländliche Grundbesitz der ackerbautreibenden Klasse in entsprechender Weise zugetheilt und gesichert werden könne, damit sowohl die materielle Existenz dieser social sehr bedeutenden Klasse gefestigt als auch die mit dem Ackerbau verbundenen allgemeinen staatlichen Interessen geschützt und gefördert werden.

In Irland kämpft der besitzlos gewordene Pächter mit den Mitteln des Meuchelmordes und der Brandstiftung um den verlorenen Besitz, ja er bedroht den Staat mit offener Empörung; in Rußland erscheint die nur theilweise gelöste Frage hinsichtlich des bäuerlichen Grundbesitzes als fruchtbare Quelle des staats- und gesellschaftsfeindlichen Nihilismus; in der Türkei waren die drückenden Verhältnisse zwischen dem grundbesitzenden Beg und der recht- und besitzlosen Rajah von jeher die bestimmenden Ursachen zu den perma-

nenten Aufständen, die heute in Serbien, Bosnien, Bulgarien rc. wohl zur Abschüttelung der politischen Herrschaft der Türkei geführt haben; aber die Agrarfrage harret auch jetzt noch in diesen Ländern der befriedigenden Lösung.

Doch nicht bloß in solchen Ländern, wo die Suprematie des Eroberers oder die primitiven Zustände des absolutistischen Regiments oder die Ausschreitungen des nationalen und religiösen Hasses den Zwiespalt zwischen den Besitzern und den Bebauern von Grund und Boden hervorgerufen und unterhalten haben, nicht bloß in diesen, zum Theil noch barbarischen Ländern steht die Agrarfrage heute auf der Tagesordnung; sondern sie bildet auch in den alten Culturstaaten unseres Continents den Gegenstand eifriger Discussion im Kreise der staatspolitischen und nationalöconomischen Theoretiker, wie das Objekt ernsten Nachdenkens und zahlreicher Reformversuche von Seite der praktischen Staatsmänner und Politiker. In Frankreich und Italien, in Deutschland sowie in Oesterreich-Ungarn beschäftigt die bestmögliche Lösung der Agrarfrage die Literatur und Presse, die Parlamente und die Regierungen.

Das vorherrschend gemeinsame Uebel, das namentlich Mitteleuropa, Deutschland und die österreich-ungarische Monarchie ernstlich bedroht, liegt vor Allem in dem Kampfe, den der liegende Besitz mit dem beweglichen Capital zu bestehen hat. Durch die Vorherrschaft des Capitals in der modernen Staats- und Volkswirthschaft wurde auch die gebundenere Natur des Grundbesitzes alterirt; das conservativste Element gerieth hinein in die drängende und treibende Bewegung des heutigen volkswirthschaftlichen Lebens und kam dadurch in die Gefahr, einerseits in minimale Parzellen zerstückelt oder anderseits in übergroße Complexe in der Hand Weniger concentrirt zu werden. Das Resultat dieser Entwicklung ist in beiden Richtungen ein sehr bedenkliches: es führt zum ländlichen Proletariate, zum Pauperismus oder zur Aufrichtung einer feudalen Grunduntertahnenschaft in verschlimmerter Gestalt.

Auf welche Weise der Bauernstand bei seinem Grundbesitze erhalten und sowohl vor der übermäßigen Zerstückelung von Grund und Boden bewahrt wie gegen die Schaffung alleinherrschender Großgrundbesitzer geschützt werden könne: diese Frage bildet den Kern aller Bemühungen zur Herstellung einer zweckmäßigen Agrarverfassung in Mitteleuropa.

Der Gegenstand besitzt unstreitig große Wichtigkeit und verdient die allgemeinste Beachtung. Wir glauben darum, den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit der Natur und dem Wesen einer Agrar-Institution bekannt machen, die im Hinblick auf einige der bedeutsamsten Momente in der strittigen Frage von besonderem Interesse ist, weil sie einen sehr beachtenswerthen Modus der Lösung bietet. Die hier in Anregung gebrachte Institution ist die Einrichtung der Haus-Kommunionen bei den Südslaven, zunächst in Oesterreich-Ungarn.

Diese Institution ist ihrem Ursprunge nach uralt und war einstens Gemeinbesitz aller Slaven; sie hat sich aber nur bei den südslavischen Volksstämmen auf der Balkanhalbinsel und in Oesterreich-Ungarn, also bei Bulgaren, Serben und Kroaten erhalten; selbst die Wenden in Krain, Kärnthen, Südsteiermark und Westungarn besitzen sie nicht mehr, deßgleichen ist sie den nördlichen Slavenstämmen, wie den Slovaken, den Czechen, Polen und Ruthenen abhanden gekommen; bei den Russen herrscht sie noch, aber in veränderter Gestalt als Gemeinde-Kommunion.

Worin besteht nun die südslavische Haus-Kommunion? Unter der Haus-Kommunion wird das Zusammenleben einer größeren Anzahl von Menschen in dem nämlichen Hause verstanden, welche ihre Kräfte und ihr Vermögen zum gemeinschaftlichen Nutzen vereinigen. Es liegt in der Natur des Menschen begründet, daß eine solche Vereinigung vornehmlich unter Blutsverwandten, also im Schooße der Familie, sich bilden mußte. Dieß war bei den Slaven um so mehr der Fall, als hier das Familienprincip die gesammte sociale und

staatliche Bildung beherrschte. Der älteste slavische Chronist, Nestor, meldet, daß die Einheit des Familienbandes in dem ältesten Slaventhum die Grundlage der Verbindung einzelner Stämme war, und in allen slavischen Ueberlieferungen tritt uns das Uebergewicht der Familienverbindungen vor der Bedeutung der einzelnen Personen entgegen. Ueberall handelt die Person enge mit der Familie verbunden; in ihr und durch sie erwirbt der Einzelne erst Bedeutung. Diese unbegränzte Anhänglichkeit der Mitglieder an die Familie wird von altersher als eine charakteristische Nationaltugend der Slaven gepriesen.

Aus diesem Charakterzuge des slavischen Volkes ergaben sich aber auch für die rechtliche Ausgestaltung in Staat und Gesellschaft wichtige Consequenzen. Die nächste Folge war, daß der einzelne Mensch unter den Slaven nur insofern gewisse Rechte in Anspruch nehmen konnte, als er ein Familienmitglied war und mit der Familie in unzertrennlicher Verbindung lebte. In einem solchen Zustande von Begriffen war ferner das Eigenthum nicht der Antheil einer einzelnen Person, sondern gehörte als etwas Gemeinschaftliches der ganzen Familie an. Niemand besaß ein besonderes Vermögen, jeder benützte mit gleichem Rechte das gemeinschaftliche Familiengut. Da das Gesammtvermögen ein gemeinschaftliches war, so ernannte die Familie aus ihrer Mitte einen Verwalter desselben, welcher das Haupt der Familie darstellend in derselben herrschte und die vorkommenden Streitigkeiten schlichtete.

Das waren die ursprünglichen gemeinslavischen Grundprincipien, aus denen die Haus-Kommunions-Einrichtung bei den Südslaven hervorging. Die Beschaffenheit dieser Institution in älterer Zeit lehrt am besten das Gesetzbuch des serbischen Czaren Duschan, welches derselbe im Jahre 1349 auf einer allgemeinen Nationalversammlung verkündigte.

Darnach war die altserbische Familien-Genossenschaft oder die Sadruga ein Verein oder eine Gesellschaft, welche

durch mehr oder weniger enge, hauptsächlich verwandtschaftliche Bande aneinander geknüpfte, aber zuweilen auch ganz fremde Individuen und Familien in sich faßte; in welchem Verbande das gesammte Vermögen gemeinschaftlich verwaltet wurde und die Arbeit und der Erwerb der einzelnen Mitglieder das Wohl der Kommunion beförderte und deren Vermögensstand vermehrte. Gemeinschaftlich waren aber auch die Erhaltungskosten dieses Verbandes, ja sämmtliche Genossen einer Sadruga wohnten in demselben Hause beisammen.

Die Angelegenheiten der Sadruga leitete mit fast unbeschränkter Gewalt einer der Männer, den die übrigen zu diesem Amte frei erwählten. Die Wahl konnte auf ein beliebiges Mitglied, auch auf das jüngste, fallen; aber es lag in der Natur der Sache, nachdem das Haupt der Familie die meiste Erfahrung besitzen muß, daß in der Regel der Aelteste gewählt wurde. Dieß war der „Starjeschina", d. i. der Alte, mit welchem Worte man auch heutzutage bei den Slaven überhaupt den Besitzer einer größeren Macht bezeichnet. Trotz der Gemeinschaftlichkeit und der großen Gewalt des Starjeschina gingen die Mitglieder der Sadruga niemals weder ihrer persönlichen Selbstständigkeit noch ihrer Besitzfähigkeit verlustig. An dem gemeinsamen Vermögen besaß jedes Mitglied gleichen Antheil, überdieß konnte es aber auch noch Privatvermögen erwerben und darüber frei verfügen. Die Sadruga war auch keine streng abgeschlossene Gesellschaft: der Austritt aus derselben war ebenso gestattet wie der Eintritt neuer Mitglieder.

Das gemeinschaftliche Stammgut der Sadruga galt als das unangreifbare, unveräußerliche Eigenthum der einzelnen Familien und wurde im Gesetzbuche Duschans als „Baschtina"-Gut bezeichnet. Mit diesem war für die betreffende Familie ein volles unantastbares Besitzrecht verbunden. Daneben gab es im alten Serbien noch Lehensgüter, sogenannte „Pronia"-Güter, an denen die Belehnten nur das Nutznießungsrecht besaßen.

Was nun bei der Sadruga-Institution als charakteristische Eigenthümlichkeit erscheint, besteht erstlich in der Gleichheit der Besitzrechte aller verbundenen Familienmitglieder sowohl in Bezug auf das gemeinsame Gut wie auf dessen Erträgnisse oder auf das sonstige Familien-Vermögen; dann in dem gleichberechtigten Einflusse auf die Angelegenheiten des Verbandes, und endlich in der freien Wahl des Familienhauptes.

Diese sociale Einrichtung mit den daraus hervorgehenden Eigenthumsbegriffen brachten die südslavischen Volksstämme der Serben und Kroaten mit sich, als sie sich nördlich von der Donau und Save seit dem Vordringen der Türkengewalt in zunehmender Anzahl niederließen. Diese Ansiedlungen erfolgten meist familienweise, da ja in der Regel „das ganze Haus" die Flucht ergriff. Solche serbokroatischen Emigranten, „Uskoken" (d. i. Flüchtlinge oder Ueberläufer) genannt, besetzten im Laufe des 16. Jahrhunderts allmählich die verwüsteten südlichen Gränzstriche von Krain, Kroatien, Slavonien und Ungarn. Die anfängliche Zerstreutheit der Ortsanlagen war der Forterhaltung der Haus-Kommunionen günstig, weil diese dem Einzelnen größern persönlichen Schutz bieten konnte. Die Behörden verhielten sich dieser nationalen Einrichtung gegenüber im Anbeginn passiv; erkannten jedoch bald sowohl im Provinzialgebiete wie in den Militärkolonien der Gränze die Bedeutsamkeit der Institution in Bezug auf die öconomische und militärische Leistungsfähigkeit des Volkes. Namentlich der letztere Umstand wurde bald ausschlaggebend bei der Constituirung der eigenthümlichen Militärgränz-Verfassung, für welche das Haus-Kommunionssystem den Grundpfeiler bildete.

Wenn auch constatirt werden muß, daß dieses Kommunionssystem die einzige Grundlage der gesammten Agrar- und Familienverfassung der heutigen Serben und Kroaten ist und nicht bloß in Kroatien, Slavonien und im südlichen Ungarn, sondern auch im Königreich Serbien, dann in Bos-

nien, in der Herzegowina, in den Bergdistrikten Dalmatiens, dann in Montenegro und selbst in Bulgarien die „eigentliche Lebensbasis der gesammten Landbevölkerung" bildet, auch überall in den wesentlichsten Grundzügen übereinstimmend organisirt ist: so hat diese Familien-Genossenschaftsidee dennoch auf dem Gebiete der erst kürzlich aufgelösten österreichischen Militärgränze ihren Charakter am getreuesten bewahrt und daselbst auch jene gesetzliche Regelung erfahren, die auf die Volkssitte die gewissenhafteste Rücksicht nahm. Man wird deßhalb das Wesen des Haus-Kommunionssystems aus dem Zustande und den Verhältnissen der Familien-Genossenschaften in der Militärgränze am richtigsten kennen lernen. Wir haben bei unserer nachfolgenden Darstellung vor Allem die Haus-Kommunion der Gränze im Auge und bemerken nur, daß deren gesetzliche Regelung (abgesehen von zahlreichen Specialverordnungen) hauptsächlich durch die Gränzstatuten des kaiserlichen Feldzeugmeisters, des Herzogs Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, aus dem Jahre 1737, ferner durch die Gränzrechte vom Jahre 1754 und insbesondere durch die Gränzgrundgesetze vom Jahre 1807 stattfand, welch letztere durch die neuen Grundgesetze des Jahres 1850 im Wesentlichen aufrecht erhalten wurden.

Für die Militärregierung war das Haus-Kommunionssystem von so großer Wichtigkeit, daß sie dasselbe in der Militärgränze auch bei den dortigen nichtslavischen (deutschen, rumänischen und magyarischen) Einwohnern zwangsweise einzuführen bemüht war. Das Motiv dieser Vorliebe für das System lag aber in der Erkenntniß, daß die Haus-Kommunion die Möglichkeit biete, die Wehrkraft des Volkes bedeutend zu erhöhen, ohne die materielle Existenz der Familie zu gefährden oder dem Staate große finanzielle Lasten aufzubürden. Es waren also bei dieser Begünstigung und Aufrechthaltung des Kommunionssystems in der Militärgrenze weniger social-politische Gründe als vielmehr militärische Interessen maßgebend und entscheidend.

Als Mitglieder einer Haus-Kommunion sind (nach den obigen Normen in der ehemaligen Militärgränze) alle Jene anzusehen, welche beständig zu dem nämlichen Hause conskribirt sind und alle Obliegenheiten des Hauses ohne Lohn auf sich genommen haben, sie mögen von einer Familie im nämlichen Hause abstammen oder in dieses aufgenommen worden seyn.

Zur Erhaltung der nöthigen Ruhe und Ordnung übernimmt der älteste fähige Mann im Hause als Hausvater (Gospodar, d. i. der „Herr") oder Starjeschina (d. i. „der Alte") die Aufsicht über alle Mitglieder der Kommunion und die Leitung der Wirthschaft. Unter ihm führt sein Eheweib oder, wenn es dazu nicht geeignet ist, das älteste fähige Weib im Hause als Hausmutter (Gospodaritza, d. i. Herrin, Frau) die besondere Aufsicht über die weiblichen Hausgenossen und die Leitung der inneren Hauswirthschaft. Jeder Hausgenosse ist dem Hausvater und der Hausmutter Gehorsam und besondere Achtung schuldig und wegen jeder Verletzung derselben strafbar. Um die möglichst größte Achtung für die Stellen der Hausvorsteher zu erhalten, soll wegen geringerer Vergehen nie eine (behördliche) Strafe an dem Hausvater oder an der Hausmutter öffentlich vollzogen werden. Wird aber wegen eines Verbrechens oder wegen öfters wiederholter Vergehen eine öffentliche Strafe nothwendig, so wird der Schuldige immer erst seiner Stelle als Hausvorsteher förmlich entsetzt. Wenn die Hausgenossen gegen diejenigen, welche nach ihrem Alter die Reihe zur Hausaufsicht trifft, Einwendungen machen, so kann ihnen die Wahl überlassen werden. Konnten sie sich über die Wahl nicht vereinigen, dann bestellte (in der Militärgränze) die Compagniebehörde den Hausvater oder die Hausmutter. Uebrigens mußte auch sonst jede getroffene Wahl der vorgesetzten Behörde ordentlich gemeldet werden.

So lange die Haus-Kommunion besteht, haben alle Mitglieder derselben gleichen Anspruch auf das Vermögen des

Hauses und die gleiche Obliegenheit, für das Haus nach Maßgabe ihrer Kräfte zu arbeiten und zu dienen. Was in der Haus-Kommunion mit gemeinsamen Kräften erworben wird, ist gemeinsames Hausgut, von welchem die Unterhaltung der im Militärdienste stehenden Mitglieder und ihrer Familien, sowie die übrigen Auslagen des Hauses bestritten werden. Der Hausvater bewahrt die Vorräthe des Hauses, er besorgt ihren Verkauf und den Einkauf der Hausbedürfnisse. Wenn die Hausgenossen Mißtrauen in die Einsicht oder Redlichkeit des Hausvaters hegen, so können sie von dem Hausvater über sein Gebahren Rechenschaft fordern und einem aus ihrer Mitte die Mitsperre der Vorräthe und der Kasse übertragen.

Bei dem Ankauf oder Verkauf von Liegenschaften, bei deren Vertauschung, Verpfändung, Verpachtung oder Beschwerung mit einem Servitut, sowie bei der Aufnahme eines Darlehens oder bei der Anlage eines Capitals für das Haus mußte der Hausvater immer die Zustimmung der großjährigen Männer des Hauses haben. Ungegründeten Widerspruch derselben beseitigte die Oberbehörde. Außer dem Hausvater und ohne dessen Einwilligung konnte kein Hausgenosse eine Verbindlichkeit für das Haus übernehmen oder Schulden auf dasselbe contrahiren.

Der nach Hinterlegung der nöthigen Vorräthe und nach Abzug der Auslagen oder Schulden verbliebene reine Ueberschuß des Einkommens konnte nach freiem Ermessen der Hausgenossen, doch mit besonderer Berücksichtigung des Hausvaters und der Hausmutter, getheilt werden. Die Letzteren erhielten in der Regel doppelte Antheile. Nachlässige Hausgenossen waren von dieser Betheiligung ausgeschlossen.

Kein Hausgenosse darf für sich und seine Familie eine besondere Wirthschaft betreiben, eigene Grundstücke ankaufen, auf seine Rechnung Pachtungen aufnehmen, besonderes Vieh halten oder sonst einen eigenen Erwerbszweig betreiben, der ihn von der gemeinschaftlichen Hausarbeit abhält. Fällt ihm

durch Erbschaft oder Schenkung ein unbewegliches Gut zu, so muß er es entweder mit dem Hausvermögen vereinigen oder seine Absonderung von der bisherigen Kommunion nachsuchen, um sein neues Besitzthum zu beziehen oder er hat dasselbe innerhalb zweier Jahre zu veräußern.

Bewegliche Güter können die Hausgenossen auch für sich besitzen, ebenso sind sie befugt, außerhalb ihrer Arbeitszeit in der Kommunion für sich zu arbeiten, um etwas zu verdienen; doch diese Arbeit außer dem Hause unterliegt ebenfalls der vorherigen Bewilligung des Hausvaters. Auch von dem Privaterwerbe mußte der betreffende Hausgenosse einen Theil an die gemeinschaftliche Hauskasse abliefern. Der Rest dieses Erwerbes, ferner die Antheile aus dem Ueberschusse des Hauserwerbes, endlich die Kriegsbeute bildeten ein freies eigenthümliches Vermögen, über welches der Besitzer im Leben und Sterben nach Willkür verfügen konnte.

Größere Gränzhäuser waren in zwei oder mehrere kleine theilbar, wenn das gemeinschaftliche Vermögen dazu ausreichte, um bei der Abtheilung jedes Haus wenigstens mit einer halben Ansässigkeit (je nach der Gegend 12—17 Joch zu 1600 Quadratklafter) nebst den nöthigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden und dem erforderlichen Vieh und Geräthe zu versehen; und wenn jedes Haus nach der Abtheilung noch so viel militärdiensttaugliche Männer behielt, daß nach den militärischen Einrollirungsvorschriften wenigstens ein Dienstmann vom Hause in die Standesrolle der aktiv Dienenden eingetragen werden konnte. Jeder Theil bedurfte darnach mindestens drei felddiensttauglicher Männer. Diese schweren Bedingungen zur Theilbarkeit eines Gränzhauses fanden in den Grundgesetzen vom Jahre 1850 eine wesentliche Erleichterung in zweifacher Hinsicht: einmal wurde die Theilung schon gestattet, sobald für jeden Theil nebst dem Wohnhause noch sechs Joch Grundstücke nachgewiesen wurden, und dann fiel die frühere Bedingung weg, daß nach der Theilung jeder Theil mindestens dreier felddiensttauglicher Männer bedürfe.

Zu einer solchen Theilung war die einstimmige Einwilligung aller großjährigen Männer des Hauses nothwendig; das Grundgesetz vom Jahre 1850 erleichtert diese Bedingung insoferne, als es bloß die Zustimmung der Mehrzahl der Hausgenossen verlangt, dabei aber den Familienmitgliedern beiderlei Geschlechts, die das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben, das Stimmrecht einräumt. Eine zwangsweise Theilung konnte von der Regierung im Interesse der Ruhe und Ordnung anbefohlen werden. Selbstverständlich unterlag auch der freiwillige Theilungsakt der Ueberprüfung und Gutheißung der vorgesetzten Behörde. Wegen bloßer Familienzwiste und wenn die gesetzlichen Erfordernisse nicht vorhanden waren, durfte keine Theilung stattfinden. Unruhestifter und Friedensstörer waren mit Strenge zur Ordnung zu weisen, und falls es Männer waren, nach wiederholter fruchtloser Ermahnung in ein Linien-Regiment oder zum Fuhrwesen der Armee einzureihen.

Trotzdem kamen zu allen Zeiten selbst in der Militärgränze zahlreiche ungesetzliche, insbesondere geheime Theilungen von Haus-Kommunionen vor, und es konnten diese auch durch die schärfsten Verordnungen nicht verhindert werden, vielmehr sah die Regierung sich durch den Zwang der Thatsachen genöthigt, je länger je mehr von dem starren Festhalten an dem Princip der Untheilbarkeit des Hausbesitzes abzulassen.

Die Aufnahme einzelner Personen durch Adoption oder ganzer Familien durch „Einkommunirung" in eine bestehende Haus-Kommunion war stets erlaubt, sobald die Aufgenommenen alle gesetzlichen Obliegenheiten wie die übrigen Hausgenossen übernehmen wollten. Die Aufnahme neuer Familienmitglieder bedurfte ebenfalls der behördlichen Bestätigung. Brachten solche Personen oder Familien einen Antheil an Grundstücken mit, so entstand eine „Einverleibung." Der Austritt aus dem Verbande der Haus-Kommunion war im Allgemeinen von der Erfüllung der Militärpflicht und dadurch bedingt, daß der Austretende die Erfordernisse zur Gründung eines neuen

Gränzhauses nachzuweisen vermochte. Seit dem Jahre 1850 wurde auch der Austritt aus der Kommunion wie die Absiedlung aus dem Militärgränzgebiete überhaupt wesentlich erleichtert. Im Provinziale war jede Besitz- und Personaländerung bis zum Jahre 1848 von der Bewilligung der betreffenden Grundherrschaft abhängig. Wer ohne Zustimmung des Hausvaters und der Behörde sein Gränzhaus verließ, wurde als „Landläufer" behandelt und als solcher bestraft.

Um die Gränzhäuser vor unbilligen Zumuthungen zu schützen, überließen die Grundgesetze vom Jahre 1807 es dem freien Willen des Hauses, ob dasselbe den aus dem obligaten Gränzstande (z. B. zum Offizier oder Beamten) vorrückenden Hausgenossen eine Unterstützung gewähren wolle oder nicht. Denn ein solcher Hausgenosse verlor für die Zeit seines höheren Dienstes den Anspruch auf die Rechte eines Familienmitgliedes; trat er jedoch von dem Amte zurück, so konnte er seine Stelle in der Familie wieder einnehmen. Die Töchter, welche aus ihrem Gränzhause in ein anderes heirathen, erhalten von dem ersteren keine Abfindung, sondern nur die landesübliche Ausstattung und die Hochzeitskosten. Es hängt diese Bestimmung mit der andern slavischen Anschauung zusammen, daß das Weib durch den Mann versorgt werden müsse.

Die Erwerbung von Grundbesitz war in der Militärgränze nur den Haus-Kommunionen mit der Felddienstpflicht gestattet. Grund und Boden galten daselbst bis zum Jahre 1850 als Militärlehen, deren oberster Lehensherr der Kaiser war. Die Grundgesetze vom Jahre 1807 verliehen den besitzenden Gränzhäusern ein immerwährendes Nutzeigenthum (dominium utile), welches die Gesetze von 1850 in ein wahres beständiges Eigenthum verwandelten.

Der gesammte Grundbesitz eines Gränzhauses oder einer Haus-Kommunion theilte sich in Stammgut und Ueberland; das letztere war frei veräußerlich, das erstere bildete

den unveräußerlichen, zum Bestande des Hauses für unentbehrlich geltenden Theil des Besitzes. Der Umfang des Stammgutes, welches mit den nöthigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, dann der Haus- und Hofstelle die eigentliche Ansässigkeit des Gränzhauses ausmachte, war genau festgestellt, dergestalt daß selbst das Minimum einer solchen Ansässigkeit (die Viertelansässigkeit) im Allgemeinen zur Unterhaltung einer Gränzerfamilie nothdürftig zureichen konnte. In der Deutsch-Banater, dann in der slovenischen und Warasdiner Gränze wurde die ganze Ansässigkeit mit 34 Joch, in der Karlstädter, dann in der Banal- und in der walachisch-illyrischen Gränze mit 27 Joch zu 1600 Quadratklaftern bestimmt.

Das weitere Ziel dieser Scheidung des Grundbesitzes in Stammgut und Ueberland ging dahin, die Gränzhäuser mit zu großem Grundbesitze zur Veräußerung eines Theiles vom Ueberland zu veranlassen und so den Häusern mit wenigem oder unzureichendem Besitze die Erwerbung weiterer Grundstücke zu ermöglichen — eine Hoffnung, die auch zum Theil in Erfüllung ging. In der Militärgränze betrug der gebundene Grundbesitz etwa drei Fünftheile des ländlichen Bodens.

Alle Genossen einer Haus-Kommunion waren (wie gesagt) gemeinschaftlich die Eigenthümer aller liegenden Güter des Hauses. Erst beim Aussterben sämmtlicher Mitglieder eines Hauses konnte der letzte Besitzer zu Gunsten seiner männlichen Anverwandten testiren. Doch schloß das Grundgesetz von 1807 von der Erbfolge diejenigen aus, die keinen Waffendienst in der Gränz-Miliz leisten konnten. Offiziere, Staatsbeamte und Provinzialbewohner mußten die ererbten Gränzgüter binnen zwei Jahren an waffendienstfähige Gränzer veräußern. Dieselbe Verpflichtung hatte auch ein Weib, wenn es die einzige Besitzerin des Hauses war und einen Mann heirathete, der die Gränzerpflichten nicht übernahm. Selbst Gränzer, welche die ererbten Gründe nicht zu bewirth-

schaften vermochten, mußten entweder diese oder ihre früher besessenen Grundstücke binnen zwei Jahren verkaufen, damit nicht der Grundbesitz für sie nutzlos sei und zum Nachtheile für andere dürftige Gränzerfamilien sich anhäufe.

Ueber das bewegliche Gut stand dem letzten Sprossen einer Haus-Kommunion das unbedingte Testirrecht zu; ebenso konnten auch die nicht zur Ansässigkeit gehörigen Gebäude an Gränzer unbeschränkt vererbt werden. Beim Abgange gesetzlich erbfähiger Personen fielen (bis zum Jahre 1850) die Grundstücke und die zur Ansässigkeit gehörigen Gebäude dem Lehensherrn der Gränze, dem Kaiser, anheim und wurden neuerdings an diensttaugliche Gränzerfamilien verliehen. Mit der geänderten Natur des Grundbesitzrechtes im Jahre 1850 änderte sich selbstverständlich auch das Testirrecht des letzten Sprößlings einer Haus-Kommunion. Derselbe konnte nunmehr über das unbewegliche Vermögen ebenfalls testamentarisch frei verfügen. Solange aber Hausgenossen vorhanden waren, erbte nur das „ganze Haus" und nicht die einzelnen Mitglieder desselben.

Betrachten wir nun eine solche Haus-Kommunion in ihrer concreten Gestalt! Meist von einem Obsthaine umgeben, liegt das nicht zu große Stammhaus, welches gewöhnlich mit einem Vorhaus (Entrée) versehen ist, aus dem man in die Küche und rechts und links in geräumige Stuben tritt, die in den wohlhabenderen Ortschaften ganz wohnlich und reinlich, in armen Gegenden wohl auch sehr armselig eingerichtet sind. Diese Räumlichkeiten des eigentlichen Hauses bilden des Tages über die allgemeinen Aufenthaltsgemächer für das ganze Haus, werden aber in der Regel nur von dem Hausvater und der Hausmutter und allenfalls noch von einem alten Ehepaare bewohnt; die übrigen jüngeren Eheleute hausen mit ihrem Anhange jedes für sich in eigenen Kammern oder selbst in besonderen Gebäuden, die in einer Gruppe um das Stammhaus stehen und gewöhnlich ein besonderes Privateigenthum der einzelnen Eheleute sind. Das

ganze Haus wird mit dem Taufnamen des Hausvaters und mit dem gemeinschaftlichen Familiennamen benannt.

Neben dem Hause stehen Stallungen für die verschiedenen Viehgattungen; bei einer Familie von mittlerer Wohlhabenheit mehrere Paar Zugochsen oder Zugpferde, 4 bis 8 Kühe, 10 bis 20 Stück andere Rinder und Pferde, 15 bis 20 Stück Schweine oder Schafe, eine Anzahl Federvieh. Außerdem sind in den Stallungen und Wirthschaftsgebäuden die nöthigen Feld- und Hausgeräthschaften sowie die Naturalvorräthe an Getreide, Heu u. s. w. aufbewahrt. Die Grundansässigkeit hat (wie erwähnt) 24 bis 34 Joch; doch liegen diese in der Regel in mehreren Grundparzellen auseinander, weil die Bodenzusammenlegung (Kommassation) nicht allgemein durchgeführt werden konnte.

Knechte und sonstige Dienstboten werden in solchen Häusern nur selten gehalten. Fehlt es an Arbeitskraft, so begünstigt man die Verehelichung heirathsfähiger Mitglieder oder ergänzt das Haus auf dem Wege der Adoption oder der Einkommunirung.

Wie wir oben erwähnt, steht dem Hausvater die Oberleitung und Executive im Hause zu. Er ermahnt und weiset zur Ordnung die Unfolgsamen, eifert die Trägen an, verwaltet das Vermögen und deckt aus dem gemeinsamen Gute die Bedürfnisse jedes Einzelnen, selbst die Kleidung wird für jedes Mitglied durch ihn angekauft. Wäsche und Linnen, aber auch die gewöhnlichen groben Tuchsorten verfertigen die Weiber und Mädchen im Hause. Die Kunst der Weberei, Stickerei und Färberei von serbokroatischen Frauenhänden hat weitverbreiteten guten Ruf.

Das Haus erwartet von dem Hausvater, daß er Alles im gemeinschaftlichen Einverständnisse vornehme. Serben und Kroaten lieben es, jede Angelegenheit vorerst zu besprechen und zu berathen, und ein Hausvater, der nur befiehlt ohne zu motiviren, wird gehaßt. Selbst mit einem Knecht berathschlagt der Bauer, was zu geschehen habe.

Die Erwachsenen gehen dann nach der Weisung des Hausvaters der Feldarbeit nach, die Jüngeren, welche nicht die Schule besuchen, was leider noch sehr häufig geschieht, treiben das Vieh auf die Weide. Die Hausmutter bleibt mit den kleineren Kindern daheim und bereitet für Alle das Mahl. Kommt gegen Mittag das Vieh von der Weide, dann tragen die Hirten das Essen den auf dem Felde arbeitenden Erwachsenen zu. Auf dem Wege zur Arbeit oder zurück sowie beim Viehhüten drehen Weiber und Mädchen fleißig die Spindel, wobei der Rocken mit dem Werg gewöhnlich im Leibgürtel steckt. Abends und im Winter wird von dem fleißigen weiblichen Geschlecht zu Hause das Spinnen und Weben fortgesetzt. Die Männer beschäftigen sich um diese Zeit mit dem Verfertigen von Haus- und Ackergeräthen ꝛc. Hat ein Haus dringende Feldarbeit zu besorgen, und reichen seine Kräfte allein dazu nicht aus, so ladet er die Nachbarn zu freundlicher Aushilfe ein. Diesem Rufe wird gerne Folge geleistet und die so erbetene Arbeiterschaar, „Moba" genannt, betreibt die Arbeit unter Gesang und Scherz; ein Festmahl mit dem nationalen Reihentanz (Kolo) beschließt den Tag.

Die ganze Hausgenossenschaft speist in der Regel gemeinschaftlich an einem Tische. Die innere Hausarbeit wird unter der Leitung und Mitwirkung der Hausmutter in manchen Gegenden von den Weibern abwechselnd besorgt, indem alle acht Tage eine andere die Küche, das Brotbacken, das Geflügel, das Kuhmelken übernimmt; die jeweilige Hausbesorgerin heißt „Reduscha", d. i. die an die Reihe kommende. Aeltere Weiber, besonders solche, die eine Schwiegertochter im Hause haben, werden ganz, die Neuvermählten durch ein Jahr von dieser größeren Mühewaltung enthoben.

Das sind die wesentlichen Charakterzüge in der Gestaltung und Einrichtung einer südslavischen Hauskommunion, die nach Außen hin stets nur durch den Hausvater vertreten wird und auch im Grundbuche nur auf die Gesammtfamilie eingetragen ist. Was nun die sociale, volkswirthschaftliche

und sittliche Bedeutung dieser Institution anbelangt, so stehen hier die Ansichten einander zum Theil schroff gegenüber.

Die Gegner, die sich größtentheils aus den Reihen der Nichtslaven rekrutiren und selbstverständlich Anhänger des Individualbesitzes sind, betonen dem Haus-Kommunionssystem gegenüber die Wohlthat eines besondern ausschließlichen Eigenthums für den Einzelnen wie für dessen Familie. Sie behaupten, daß in der Kommunion für das Individuum der Anreiz, aber auch die Gelegenheit und das Terrain zur Entwickelung und Geltendmachung seiner Anlagen und Fähigkeiten mangle; daß in Folge dessen die Thatkraft, die Arbeitslust, der Eifer sowie die Leistungsfähigkeit des Einzelnen niedergehalten oder ganz gelähmt werden. Der besondere Eigenbesitz sporne zu besserer Bodenbewirthschaftung an, weil ja die Früchte des eigenen Fleißes auch der Arbeiter selbst für sich und seine Einzelnfamilie genießen könne. Durch diese größere und intensivere Thätigkeit des Individuums erwachsen des Ferneren der Gemeinde, der Gesellschaft und dem Staate größere politische und nationalökonomische Vortheile[1], da ja unser gesammtes öffentliches Leben auf der Selbstbestimmung und Selbstthat des gleichberechtigten Einzelbürgers basirt sei.

Der ausschließliche Alleinbesitz eines Vermögens erhöhe den Credit und gewähre dadurch die Mittel zu Meliorationen von Grund und Boden, zur bessern Investition u. s. w. Die Ausscheidung der Individuen oder Einzelfamilien aus der Haus-Kommunion entbinde zahlreiche verfügbare Arbeitskräfte, die sowohl für die rationelle Landwirthschaft wie auch für die Industrie unerläßliche Vorbedingungen seien. Weil der Einzelne in der losgelösten Familie mehr auf sich und seine Kraft angewiesen ist und den Kampf um's Daseyn allein bestehen muß: so gewinne er an körperlicher wie geistiger Ausbildung. Nicht wenig nachtheilig wirke in vielen Haus-Kommunionen das böse Beispiel, der häufige Zank und Streit, das engere Zusammenleben der oft nur entfernt Verwandten beiderlei Geschlechts u. dgl. Auch erscheine es

unwürdig, den großjährig gewordenen Hausgenossen stets unter der Leitung und Vormundschaft des oft rohen Hausvaters zu belassen, der nicht selten parteiisch handle, die Mitglieder ungleich belaste; bei Vorherrschaft des Haus-Kommunionssystems könne ein Volk niemals zur männlichen Selbstständigkeit und Reife gelangen.

Diesen Vorwürfen und Anschuldigungen gegenüber behaupten die Freunde und Vertheidiger der Haus-Kommunion: Das gemeinschaftliche Familienleben und die Einheit des Familienvermögens seien eine große Wohlthat, da sie den Mitgliedern eine sichere Zufluchtsstätte bieten und selbst jenen noch Rückhalt gewähren, die sonst im Leben Schiffbruch gelitten haben. Der größere gemeinschaftliche Grundbesitz garantire weit eher die bessere Bodenbewirthschaftung, denn er verfüge nicht bloß über eine zahlreichere Arbeitskraft als die Einzelfamilie, sondern auch über größeres Betriebskapital und über einen größeren Viehstand, wobei der Acker nicht so sehr ausgesogen werde, als dieß bei der Zwergwirthschaft ohne hinreichenden Dünger geschehen müsse. Das Zusammenwirken der vereinten Kräfte des Kapitals und der Menschenarbeit sei gerade in der Haus-Kommunion eher möglich als bei der Einzelfamilie. Dabei bleibe nach Bewältigung der gemeinsamen Hausarbeit noch immer die übrige Arbeitskraft der Hausgenossen zu freier Verwendung. Diese größeren Wirthschaften müssen nothwendiger Weise auch mehr Ueberschuß an Produkten erzeugen, während der Zwergwirth in der Regel Alles für sich braucht, was er producirt. Daß der finanzielle Credit der Einzelfamilie größer sei als jener der Kommunion, sei ebenfalls unrichtig; das Gegentheil wäre eher wahr, weil ja der größere und gesichertere Vermögensstand den Gläubigern auch die größere Garantie biete.

Was aber die socialpolitischen und sittlichen Momente betreffe, so weisen die Freunde der Kommunions-Einrichtung darauf hin, daß diese Institution als ein treffliches Mittel

zur Vertreibung oder Abwehr der „allgemeinen Länderplage“, des Pauperismus und des Proletariats, dienen könne. Das Zusammenwohnen und die Geselligkeit mit Verwandten fördere bei der Jugend weit mehr deren Bildung als der Umgang mit fremden Leuten; auch die Begründung von Schul- und Erziehungsanstalten sei durch die Haus-Kommunion leichter zu bewerkstelligen. Die Anzahl der Gesetzesübertretungen sei in den Familiengenossenschaften geringer, weil niemals alle Hausgenossen schlecht seien, einander vielmehr von üblen Thaten zurückhalten und sich gegenseitig beaufsichtigen. Der Verdruß und die Nachtheile mit ungetreuen und nachlässigen Dienstboten bleiben dem Hausvater einer Kommunion gleichfalls erspart. Der Vorwurf größerer Unsittlichkeit wird mit dem Hinweise abgelehnt, daß gerade in den Haus-Kommunionen in der Regel bessere Moralität herrsche, weil hier der stete Verkehr der Familienmitglieder geheime Laster ausschließe, auch die Eheschließungen nicht erschwert werden. Dasselbe gelte von den Familientugenden der Eltern- und Kindesliebe, der Pietät gegen das Alter, dem kein ungeduldiger habsüchtiger Erbe die letzten Tage des Lebens verbittere, da ja der Einzelne nichts erben könne.

Mit Rücksicht auf die allgemeinen socialpolitischen Verhältnisse sei es aber zum Vortheil und der Menschenwürde angemessen, wenn das egoistische Einzelinteresse sich zu bescheiden und dem Familien-Interesse unterzuordnen wisse. Die Haus-Kommunion bilde ein erwünschtes Mittelglied zwischen Individuum und Gemeinde; sie sei eine Schule zur Erziehung und Erhaltung eines tüchtigen, conservativen Bauernstandes und die beste Schutzwehr gegen die Auswüchse des Individualismus, die auf eine Atomisirung der Gesellschaft abzielen, sowie gegen die ebenso gefährlichen communistischen und socialistischen Tendenzen, denen gegenüber sie als ein wohlgegliederter Organismus erscheine. So lange die Haus-Kommunion existire, gehören alle ihre Mitglieder dem Bauernstande an, wogegen bei der Auftheilung der

Stammgüter und der Auflösung des Familienhauses gar bald ein großer Theil dem „vierten“ Stande, dem Proletariate anheimfallen würden.

Wir haben im Vorstehenden die hauptsächlichsten Argumente der Gegner und Vertheidiger der Haus-Kommunionen angeführt. Thatsache ist, daß im Verlaufe der letzten Dezennien, namentlich seit dem Jahre 1850, im serbokroatischen Volke selbst die Neigung zur Theilung der Stammgüter und zur Auflassung der Familiengenossenschaften in der Zunahme begriffen ist. Wenn auch die Bekämpfung der Kommunions-Einrichtung in vieler Beziehung äußeren Einwirkungen und Agitationen zugeschrieben werden muß: so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Theilungs- und Absonderungstendenzen von jeher im Volke bestanden haben und daß es oft der vollen Strenge des Militär-Regiments bedurfte, um diese Aeußerungen des Individualismus auch nur theilweise oder momentan niederzuhalten. Ebenso ist es richtig, daß mit dem Schwinden der altererbten Volkssitte, der patriarchalischen Lebensgewohnheiten, der Pietät für das Haus und die Familie den Kommunionen ihre moralische Unterlage und der feste Kitt genommen wurde. Unfriede, Zank, Rivalität u. dgl. nehmen seitdem in größerem Maße zu. Auch was die Gegner über die lässige Arbeit, über die ungenügende Bodenbewirthschaftung, über den Mangel an Reiz zum Erwerbe, also auch am Ansporn zum Fortschritte sagen, hat in vielen Fällen seinen guten Grund.

Und dennoch wäre es unserer Ansicht und Ueberzeugung nach ein bedenkliches Beginnen, wollte man bei der eben jetzt im Zuge befindlichen Regelung des Haus-Kommunionwesens in Ungarn und Kroatien-Slavonien mit dieser Institution tabula rasa machen, um an deren Stelle den unbedingten Individualbesitz und die Einzelfamilie zu setzen. Trotz der oberwähnten Erscheinung von Abneigung und Bekämpfung der Familiengenossenschaft hält das serbokroatische Landvolk dennoch in überwiegender Mehrzahl auch heute, wo

ein gesetzlicher Zwang nicht mehr besteht, an dieser nationalen Einrichtung fest. Eine behutsame Gesetzgebung wird diesen Umstand gewiß in Betracht ziehen und die nothwendige Reform nur unter Schonung und Forterhaltung des als trefflich Erkannten vornehmen.

Unseres Erachtens liegt aber in der Haus-Kommunions-Idee ein gesunder Kern, der bei jeder Art der Agrarreform ins Auge gefaßt werden sollte. Wir weisen dießbezüglich nur auf die Scheidung zwischen dem unveräußerlichen Stammgute und dem verfügbaren Ueberlande der Haus-Kommunion hin. Diese Trennung des gebundenen und ungebundenen Bauerngutes bildet ja gerade in unseren Tagen den Gegenstand eingehender volkswirthschaftlicher und socialpolitischer Discussionen, namentlich seit der große deutsche Nationalökonom Fr. List in seinen Schriften die unbedingte Alleinherrschaft des Adam Smith'schen Systems in der Volkswirthschaft erfolgreich bekämpft hat und im Anschlusse daran die Reaktion gegen die „reine Manchesterschule" mit jedem Jahre gewachsen ist.

Der Ruf und das Verlangen nach einem Schutze des bäuerlichen Grundbesitzes gegen die doppelte Gefahr, einerseits der Grundzerstückelung, anderseits der Grundanhäufung, wird nachgerade in den mitteleuropäischen Staaten ein allgemeiner. Regierungen und Gesetzgebungen beschäftigen sich damit gleichwie die Theoretiker des Staatsrechts, der Nationalökonomie und der Socialpolitik. Denn der Gegenstand ist ja von eminentester Bedeutung, da es sich um die Erhaltung eines kräftigen, leistungsfähigen Bauernstandes, dieser breiten Basis unseres gesammten Staats- und Gesellschaftssystems, handelt.

Die Institution der Haus-Kommunion, die in mancher Hinsicht den westfälischen Bauernwirthschaften mit dem untheilbaren Familienbesitze nahe kommt, zeigt nun eine praktische Lösung dieser viel umstrittenen Frage. Von einer einfachen Uebertragung dieser Institution auf andere Volks-

stämme kann selbstverständlich keine Rede seyn. Aber der Bestand dieser Familiengenossenschaften, ihre relativ befriedigende materielle und sociale Lage beweisen doch, daß das Problem einer conservativen Agrar- und Familienverfassung in Verbindung mit der nothwendigen Beweglichkeit des Grundbesitzes und mit der individuellen Selbständigkeit der einzelnen Familienglieder realisirbar ist.

X.

Das neue italienische Parlament.

Nachdem wir die Stimmung der Geister im schönen Hesperien am Vorabend der Parlamentswahlen geschildert[1]), scheint es nunmehr geboten, die aus den Wahlen hervorgegangene neue Kammer in ihren hervorstechendsten Zügen den Lesern dieser Blätter vorzuführen. Die Stellung der Parteien zu einander, die Rede, mit welcher König Umberto das neue Parlament eröffnet hat, endlich die von zwei italienischen Gerichtshöfen beliebte Auffassung des annoch zu Recht bestehenden, angeblich zum Schutz der Unabhängigkeit des heiligen Stuhles erlassenen Garantiegesetzes enthalten ebensoviele Aufforderungen, die Lage Italiens, insbesondere die Strömungen innerhalb der gesetzgebenden Körperschaften ins Auge zu fassen.

Das den Parlamentswahlen des Königreichs Italien

1) Bd. 90. S. 463—475. Heft v. 16. Sept. 1882.

an dem angezogenen Orte gestellte Horoskop hat sich in der That als richtig erwiesen. Die neue Kammer besteht ihrer überwiegenden Mehrheit nach aus Anhängern des Ministerpräsidenten Depretis, dessen mehrstündige Programmrede zu Stradella am 9. Oktober 1882 ihren Eindruck nicht verfehlt hat. An diese Partei hat die seit 1876 aus dem Sattel gehobene Rechte zahlreiche „Convertiten“ abgegeben, und die Vereinigung dieser Männer besitzt doppelt und dreimal so viel Kraft, als erforderlich ist, um das Häuflein von fünfzig radikalen Deputirten zu erdrücken. An der Spitze der Gegner des Ministeriums stehen die ehemaligen Minister Nicotera und Crispi, welche nur mit Mühe ihren Unmuth zu unterdrücken vermögen, und den günstigen Augenblick abwarten, um dem alten Führer der geschichtlichen Linken den Vorwurf des Verrathes entgegenzuschleudern. Ganz wahrheitsgetreu schilderte daher die „Opinione“ am 22. November, dem Tage der Eröffnung des neuen Parlaments, die Physiognomie des letzteren in folgenden Worten: „Die beiden Parteien, aus welchen das Parlament besteht, können nur liberal seyn, weil sie aus unserer ruhmvollen Revolution hervorgegangen sind, auf die wir mit Recht uns steifen.“ Nicht allein von der Linken gelten diese Worte; sie können und müssen auch auf die Rechte angewendet werden. Denn nie werden die italienischen Katholiken es vergessen, daß gerade unter der Herrschaft dieser pseudoconservativen Leute der Kirche, dem Recht und der Sittlichkeit die allerempfindlichsten Wunden geschlagen wurden.

Den Schlüssel zum Verständniß der heutigen politischen Lage Italiens bietet die genannte Rede des Ministerpräsidenten in Stradella. Eine genaue Analyse derselben wäre indeß nur in dem Falle nöthig, wenn sie nicht nach Inhalt und, an verschiedenen Stellen, auch der Form nach in der Thronrede des Königs wiederkehrte. Entwicklung der politischen Reformen und schonungslose Unterdrückung eines jeden Versuches zum Umsturz, das waren die leitenden Gedanken

in der Rede des Ministers, wie in der des Monarchen. „Was mich anlangt“, sagte Depretis, „so brauche ich nur daran zu erinnern, welche Haltung das Ministerium in dem Falle einer Verletzuug der vaterländischen Institutionen einzunehmen beabsichtigt. Im Parlament habe ich meine Anschauung kundgegeben; dort wurde sie gebilligt, ich brauche nicht von ihr abzugehen. Indem ich mich der Erwartung hingebe, daß die bestehenden Gesetze zum Schutz der Ordnung ausreichen, zweifle ich nicht, daß die Kammer etwaige Lücken zur Regulirung des Vereinsrechtes nach dem Vorgang anderer freier Länder ausfüllen wird.“ Die Eröffnungsrede der Kammer in Monte Citorio enthielt denselben Gedanken beinahe in der nämlichen Form. „Es wird die Aufgabe meiner Regierung bilden, mit fester Hand die öffentliche Ruhe zu schützen, die nationalen Institutionen aufrechtzuerhalten und durch Pflege der Gerechtigkeit die Freiheit Aller und jedes Einzelnen zu gewährleisten.“

Eine gleiche Forderung erheben Minister und König mit Bezug auf den Ausbau des Organismus der Verwaltung. Ganz in Uebereinstimmung mit Depretis sagt die Thronrede: „Angesichts des offenkundigen Willens der Nation werden die politischen Streitigkeiten ruhen und Sie können all Ihre Bemühungen dem Ausbau der verschiedenen Ordnungen der Verwaltung widmen.“ Nicht mehr und nicht weniger hatte der Redner von Stradella auf sein Banner geschrieben. „Beharrlichkeit und Bewegung“, bemerkte er, „sind die beiden Bedingungen, deren wir bedürfen; sie werden der Maschine der Gesellschaft unter der Leitung unserer Institutionen einen schnelleren Gang ermöglichen. Die in großer Eile hergestellten Einrichtungen der Verwaltung, wobei man nur allzuoft das Neue dem Alten, das Eigene dem Fremden aufpfropfte, sollen wir vervollkommnen. Eine langwierige Aufgabe, aber würdig der Aufmerksamkeit der neuen Wähler, der neuen Gesetzgeber. Ihre Lösung kann ferner nicht mehr aufgeschoben werden.“

Interessant ist es, die Aufnahme zu verfolgen, welche diese bezeichnenden Stellen des ministeriellen Programms und der Thronrede seitens der Mitglieder der neuen Kammer fanden. Das Versprechen, die vaterländischen Institutionen, die Ruhe des Landes sammt der Freiheit der Einzelnen kräftig stützen zu wollen, wurde mit frenetischem Beifall von dem weitaus größten Theil der Deputirten entgegengenommen. Bei der Aufforderung des Königs, den Hader der Parteien zu ersticken und am Ausbau der Staatsverwaltung mit heißem Bemühen zu arbeiten, ermannte dagegen nur die Rechte sich zu einer Dankesäußerung. Und zwar mit Recht. Die Herren von der Rechten haben geopfert, sie wollen aber auch wissen, wofür. „Will Jemand", rief Depretis zu Stradella, „in unsere Reihen eintreten, mein bescheidenes Programm annehmen, sich einer Verwandlung unterziehen und zum Progressisten werden: wie könnte ich ihn abweisen? Auch dem Arbeiter der letzten Stunde hat der göttliche Meister den ganzen Lohn verheißen." Nachdem Depretis mit Sirenenstimme den Mitgliedern der Rechten gesungen und diese den verlockenden Tönen gefolgt sind, wollen sie an der großen Beute auch ihrerseits gebührenden Antheil haben. Die Aufforderung des Monarchen und seines Ministers an das Parlament, sich dem Ausbau des Organismus der vaterländischen Institutionen zu widmen, beziehen die Mitglieder der Rechten in erster Linie auf sich. Um so rückhaltloser glaubte die Rechte sich dieser Hoffnung hingeben zu dürfen, als Depretis es gerade den Bemühungen ihrer Partei zu danken hat, daß er heute als Sieger auf dem Plan steht.

Nicht mit Unrecht haben unabhängige Blätter die Stellung, welche der Ministerpräsident Depretis heute einnimmt, mit derjenigen eines Diktators verglichen. Von der Kammer wurde seine Diktatur wiederholt anerkannt. Solange das Ministerium echt republikanische Elemente, wie Zanardelli und Baccarini, sammt dem chamäleonartigen Unterrichtsminister Baccelli in seinem Schooße besitzt, kann Depretis

sich unmöglich sicher auf den Füßen fühlen. Vor Allem mußte ihm daher an einer Ergebenheitserklärung der Kammer liegen. Die Ernennung der verschiedenen Commissionen, namentlich derjenigen, die man als Probirstein der Stimmung der Deputirten betrachten kann, bot dazu willkommene Gelegenheit. Herkömmlich besteht die Budgetcommission aus 36 Mitgliedern. Mit aller Macht bestand Depretis darauf, daß weder jene Abtrünnigen der Linken, welche unter Crispi, Nicotera oder Cairoli im Schmollwinkel sitzen, noch auch Radikale im engern Sinne des Wortes in dieselbe gewählt würden. Zu diesem Zwecke brachte er die Namen der ihm genehmen Persönlichkeiten zu Papier und setzte die Liste bei den Mitgliedern der Kammer in Circulation, mit dem diktatorischen Befehl: Diese und keine andern. Bei dem Deputirten Botta stieß der Vorschlag indeß auf energischen Widerstand. Um dem Präsidenten sein Projekt zu Schanden zu machen, beantragte er Vertagung der Wahl bis zur nächsten Sitzung, angeblich um den verschiedenen Parteien Zeit zu einem billigen Uebereinkommen zu gewähren, welches die Aufregung einer förmlichen Abstimmung zu vermindern hätte, in der That und Wahrheit aber, damit Crispi und Nicotera ihren Anhang verstärken und so den Fall des Präsidenten herbeiführen könnten. Alle Bemühungen, Depretis nachgiebig zu stimmen, erwiesen sich aber als vergeblich; unnachsichtig bestand er, wohl in Ahnung dessen, was sonst eintreten würde, auf der Wahl all seiner Getreuen in die Budgetcommission. Bei der Abstimmung des nächsten Tages betheiligten sich 328 Mitglieder der Kammer. Sämmtliche Candidaten des Ministerpräsidenten gingen durch, zwei ausgenommen: Sonnino-Sidney erhielt 158 und Marchiori 162 Stimmen. Nach ihnen hatten die meisten Stimmen: Seismit-Doda mit 154 und Melchiorre mit 124. Da nur bei 165 Stimmen eine Berufung in die Commission möglich war, mußte zu einer Neuwahl geschritten werden, und jetzt erst erhielten die Candidaten des Ministe-

riums, Marchiori und Sonnino-Sidney, zur Befriedigung Depretis' die nöthige Stimmenzahl.

In der Hand des Herrn Depretis ruhen mithin gegenwärtig die Geschicke Italiens. Das Panier, mit welchem er seinen Getreuen vorangeht, trägt die Devise: Unverzüglicher Ausbau der staatlichen Institutionen, Schutz der Freiheit und des Rechtes. Man staunt ob der Wandlung, die sich in dem alten Revolutionär vollzogen hat. Der nämliche Mann, den Garibaldi in der Zahl derjenigen aufführt, welche den Eid leisteten, nicht ruhen zu wollen, bis Italien einig, unabhängig und Republik sei, übernimmt jetzt das Amt des Beschützers alles dessen, was conservativ ist. Seitens aller am Ruder befindlichen Parteien fühlt man es tief, daß man auf dem betretenen Wege nur zum Ruin des Landes verharren könnte. Aber umkehren auf der schiefen Bahn ist unmöglich. Mit diabolischer Lust wurde mehr denn vierzig Jahre am Sturz der alten Ordnung gearbeitet. Erst ein Vierteljahrhundert besteht die neue Schöpfung und mit vereinten Kräften soll nunmehr das Werk des Ausbaues der Institutionen in Angriff genommen werden. Man könnte den Versicherungen des Ministers Glauben schenken, wenn nicht gewisse Gerüchte in der Luft umherschwirrten, als ob bedeutende auswärtige Staatsmänner ihrem Ekel an dem Treiben der Parteien in Italien unverholen Ausdruck verliehen hätten. Aber die wirksamste Widerlegung einer Umwandlung des Herrn Depretis zum Bessern enthält jene Stelle der Thronrede, in welcher der Entstehung des neuen Reiches feierlich ein Loblied gesungen wird. „Niemand", läßt Depretis den König sprechen, „soll vergessen, von welchem Punkte die Erhebung Italiens ihren Ausgang nahm. Zu einer Zeit, in welcher es Thorheit schien, die Macht anzurufen und zur Eroberung des Rechts der Nation auf die Waffen zu vertrauen, da hat der wunderbare Instinkt des uns voraufgegangenen Geschlechts, dessen letzte Ueberreste ich mit Verehrung erblicke, die Geschichte der nationalen Er-

lösung unter Anrufung der Wissenschaft und Liebe eröffnet. Versammlungen der Studenten, Vereinigungen der Landleute, Sparkassen, Hülfsvereine, Waisenhäuser, Armenschulen: — das sind die Waffen, welche das italienische Gewissen wieder erneuerten und zu Opfern ermuthigten, welche uns zum Siege führen." Wenn der Ministerpräsident an den Principien der hier in verblümter Weise gepriesenen Erlösung Italiens festhält, dann kann von einem Ausbau der Institutionen allemal keine Rede seyn.

Zwei Punkte, welche die Thronrede sehr scharf betont, verdienen auch hier hervorgehoben zu werden. Es ist die Lage des Schulwesens und der milden Stiftungen. Wenn die Sittenlosigkeit im modernen Italien nach Ausweis der Verbrecher- und Gefängniß-Statistiken zu ungeahnter Höhe gestiegen ist und Gerichtsbeamte sich zu dem Geständniß gedrungen fühlen, daß gerade die jüngste, in den Grundsätzen der Revolution erzogene Generation hier vorwiegend ihre zweifelhaften Lorbeeren pflückt, dann sollte man glauben, die Erhaltung des christlichen Charakters der Schule sei heilige Pflicht der Regierung. Doch nein! König Umberto und seine Minister sind ganz anderer Ansicht. Ihr Streben richtet sich auf „eine vollkommene Einrichtung des öffentlichen Unterrichts", sie wollen „die Schulen des Volkes gymnastisch, erziehlich und wirksam gestalten[1]), um der Nation Bürger und Soldaten heranzubilden." Von Christenthum, Kirche oder auch nur rein natürlicher Moral ist überall keine Rede. Da hat sich denn doch im Senat noch ein Funke von Schamgefühl geregt. Wenn auch nur scheu und mangelhaft, lieh er in der Antwort auf die Thronrede einer höhern, wenn auch noch lange nicht katholischen Anschauung über die Schule Ausdruck. „Eine nicht geringere Bedeutung werden

1) Mit Recht nannte die Civiltà cattolica Quaderno 780, 16. Dicembre 1882, pag. 653 diese Sprache „lingua ostrogotica." Aber noch weit ostgothischer ist die Logik, die sich hier kundgibt.

die Schulgesetze haben, namentlich diejenigen, welche das Volksschulwesen betreffen, wenn die neuen Bestimmungen nicht allein die Kräftigung des Körpers anstreben, sondern auch der Seele eine geistige Richtung verleihen: denn ohne civile Disciplin (senza disciplina civile) kann es unmöglich einen nützlichen Gebrauch der Freiheit geben." Wenn auch der Senat weit höhere Anforderungen an die Volksschule macht als die Krone sammt Ministerium: sein Ideal einer blos „civilen" oder humanitären „Bildung" ist noch immer himmelweit entfernt von der Auffassung des: Christianus alter Christus.

Mit dem allertiefsten Bedauern liest man denjenigen Passus der Thronrede, welcher sich mit den milden Stiftungen befaßt. Wenige christliche Länder besaßen bis auf die jüngste Zeit herab einen so immensen Reichthum aus Fundationen zur Linderung aller Formen des Elends wie Italien. Vor allen übrigen Städten der Halbinsel zeichnete sich die Hauptstadt der christlichen Welt aus. Nachdem das Patrimonium der Armen seit 1860 in Folge des gewaltsamen Umsturzes der alten Ordnung ungeheuere Verluste erlitten, vernimmt das erstaunte Italien aus königlichem Munde folgende Worte: „Neue Vorschläge bezüglich der Wohlthätigkeitsanstalten werden Ihnen zugehen, um auf Grund einer nüchternen und strengen Verwaltung die Wege zu bezeichnen, um das zur Linderung des Unglücks von unseren Vorfahren hinterlassene reiche Erbe den wahrhaft Bedürftigen zuzuwenden und an Stelle der erschlafften und bisweilen erniedrigenden Nächstenliebe eine väterliche Unterstützung treten zu lassen, welche stärkend und ermuthigend wirkt." Die katholische Nächstenliebe soll erniedrigen und würdelos machen; aber das offizielle Staatsunterstützungs-Wesen ermuthigen und stärken! Glücklicherweise haben wir diesseits der Berge für diese Auffassung der socialen Fragen kein Verständniß.

Auch hier verdient der Senat eine lobende Erwähnung.

In der Antwort auf die Thronrede wird die in Aussicht genommene Gesetzesvorlage gebilligt, jedoch mit der Maßgabe, „daß eine gerechte Verwaltung gewährleistet werde, ohne Verrath an den Intentionen der wohlverdienten Stifter.“ In der That eine Clausel, die auf den Rechtssinn der heutigen italienischen Staatsmänner scharfe Schlagschatten wirft. Denn gewiß war es nicht die „Intention“ von Päpsten und Cardinälen, daß die zu Doten für Aspirantinen des Klosterstandes bestimmten Gelder den Töchtern der Patrioten und Semiten beim Eintritt in die Ehe zugewendet würden.

So bedeutungsvoll die Thronrede ist in dem, was sie sagt: noch wichtiger erscheint sie, wenn man dasjenige in Erwägung zieht, was sie mit Stillschweigen übergeht. Wie gedenken der Monarch, die Räthe der Krone und die gesetzgebenden Körperschaften sich zum Papst zu stellen? Tiefstes Stillschweigen wird dieser Frage entgegengesetzt; auch nicht eine einzige Silbe erinnert an den heiligen Vater, das Garantiegesetz oder die Lage der Kirche in Italien. In dieser Beziehung macht sich eine auffallende Abweichung der Thronrede von der Ansprache des Ministers zu Stradella geltend. Mit hochtrabendem Pathos hatte Depretis das kühne Wort gesprochen: „Das Garantiegesetz betrachte ich als das Ultimatum der für das Papstthum und die Kirche möglichen Garantien.“ Offenbar enthielten diese Worte eine Kriegserklärung an den Papst und die Katholiken der ganzen Welt, welche in jenem Gesetz das gerade Gegentheil von allen und jeden Garantien mit Recht erblicken. König Umberto, welcher die heikle Frage vornehm übergeht, gibt damit deutlich zu erkennen, daß er das Siegesgefühl seines Ministers mit nichten theilt. Und doch kann man nicht umhin, angesichts der Stellung Italiens zu den Großmächten, dieses Schweigen des Monarchen im höchsten Grade befremdend zu finden. Thatsache ist, daß das Interesse, welches die Katholiken aller Zungen, und nicht minder selbst protestantische Staatsmänner, an der Unabhängigkeit des Papstes haben, gerade

in den letzten Monaten in eben so eclatanter, wie die italienische Regierung beunruhigender Weise sich Luft gemacht hat. Der Kaiser von Oesterreich trägt Bedenken, dem König von Italien in der eroberten Hauptstadt, in dem vermittels eines Dietrich erbrochenen Palast des Quirinal einen Gegenbesuch abzustatten. Preußen accreditirt seinen Gesandten beim Papst, anerkennt damit seine Souveränität, welche zwei italienische Gerichtshöfe und ein Huissier in Velletri sich bewogen fühlen zu leugnen; selbst Altengland überwindet das No-Popery-Gefühl und sendet unter der Hand das Parlamentsmitglied Mr. Errington nach dem Vatikan. Endlich ist es der eiserne Reichskanzler, welcher sich aus Veranlassung der durch die Competenz-Erklärung von zwei römischen Gerichtshöfen in Sachen Architekt Martinucci contra Cardinal-Staatssekretär Jacobini gefährdeten Unabhängigkeit des Papstes mit einer nicht undeutlichen Anfrage an den italienischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wendet, während der französische Ministerpräsident bei der Budgetberathung auf Beibehaltung der Gesandtschaft beim hl. Stuhl mit dem Bemerken dringt, der Papst besitze in seinen Augen die Bedeutung einer großen politischen Macht. Offenbar wollte König Umberto diesen feierlichen Manifestationen nicht öffentlich im Angesicht des Landes entgegentreten. Sie Lügen strafen wäre nicht allein gefährlich, sondern ein geradezu verwegener Schritt gewesen.

Der heilige Stuhl besitzt in letzter Zeit mehrfachen Grund zu steigender Unzufriedenheit mit dem Benehmen der italienischen Regierung. Daß das Garantiegesetz, wie Emil Ollivier jüngst schrieb, auch nicht das Blatt Papier werth ist, worauf es steht, liegt heute offen vor den Augen aller Welt. Noch auf einem andern Gebiet liefert die italienische Regierung Beweise ihrer bodenlosen Willkür, wir meinen die ganz rechtlose Handhabung des Exequatur's, dessen die Bischöfe zum Antritt ihrer Diöcesen bedürfen. Was sagen die Gesetze in dieser Beziehung? Gemäß Titel 2 Ar-

tikel 16 des Garantiegesetzes „sind Exequatur und königliches Placet sowie jede andere Form der Zustimmung der Regierung behufs Veröffentlichung und Ausführung von Akten der kirchlichen Behörden abgeschafft.“ Mit dieser Bestimmung sind die Italiener ähnlich verfahren wie Napoleon I. mit dem Concordat von 1801, welchem er vermittels der organischen Artikel ebenso viele Bandagen anlegte. Eine solche Bandage für Artikel 16 hat der Gesetzgeber in Artikel 18 der Regierung verliehen, welcher die Wirksamkeit von Artikel 16 solange aufschiebt „bis die Ordnung, Bewahrung und Verwaltung des kirchlichen Eigenthums im Reiche durch ein neues Gesetz geregelt seyn wird.“ Auf diesen rein formalen Grund hin werden Placet und Exequatur mit wahrem Muthwillen gehandhabt. Sogar nach der „Opinione“ erscheinen „die von der Regierung angeführten Gründe in den Augen des Publikums als ganz ungerechtfertigt.“ Am 3. Oktober 1882 brachte dasselbe Blatt ein kanonistisches Gutachten aus der Feder des Universitäts-Professors Cassani zu Bologna, welches die fortgesetzte Anwendung des Exequaturs gegenüber den neuernannten Bischöfen in den schärfsten Ausdrücken verwirft. Endlich hat Leo XIII. im Consistorium vom 3. Juli 1882 bittere Klage über das Verfahren der italienischen Regierung in dieser Beziehung geführt[1]). Zu welchen Unzuträglichkeiten dasselbe bereits geführt hat, beweist die Erzdiöcese Bologna. Der noch von Pius IX. zum Erzbischof ernannte Cardinal Parocchi konnte das Exequatur nicht erlangen und sah sich daher nach mehrjähriger Amtirung zur Niederlegung seiner Stelle gezwungen.

Nicht allein bezüglich des hl. Stuhles, sondern auch hinsichtlich des italienischen Klerus überhaupt hat die Thronrede ein auffallendes Stillschweigen beobachtet. Die Igno-

1) Discorsi del Sommo Pontefice Leone XIII. Roma 1882. pag. 562.

rirung des Verhaltens, welches die lombardische Geistlichkeit gegenüber dem entsetzlichen Unglück dieser Landstriche jüngst an den Tag gelegt hat, verdient geradezu den Vorwurf der Ungerechtigkeit. Den heldenmüthigen Anstrengungen der Soldaten, welche unter Gefahr des eigenen Lebens den über die unermeßlichen Ebenen unversehens sich dahinwälzenden Sturmfluthen so viele Opfer entrissen, spendet der König gebührendes Lob; der Klerus geht vollständig leer aus. Und doch steht nach dem Zeugniß der Provinzialbehörden fest, daß alle Ordnungen der Hierarchie in der rückhaltlosesten Hingabe an die Armen und Bedrängten wetteiferten. In seinem Schreiben vom 25. September an den Cardinal-Bischof von Verona, Msgr. Canossa, spricht der Präfekt Gadda von „dem heiligen Werke des Klerus, der im hochherzigen Schwung einer wahrhaft evangelischen Liebe seine Bemühungen der Unterstützung der vom Unglück Betroffenen zuwandte." In ähnlichen Worten ließ sich der Präfekt Milla von Verona vernehmen. Zu bedauern ist, daß der Senat in der Antwort auf die Thronrede diese Lücke nicht in gebührender Weise ergänzt hat. Erwähnt sei außerdem noch, daß der Papst dreißig tausend Lire den von den Fluthen bedrängten Bewohnern Norditaliens zukommen ließ. Von der Liberalität der italienischen Freimaurerei bei dem entsetzlichen Unglück weiß die Weltgeschichte nichts zu melden.

Ehe wir schließen, mögen einige hervorragende Thatsachen genannt werden, von denen die Kammer in den letzten Wochen Zeugin war. Mehr als Worte es vermöchten, charakterisiren sie den Geist der hier weht. Seines Bradlaugh kann Northampton allein sich nicht mehr rühmen. Der Deputirte für Ancona, Bosdari, ein wüthender Socialist, leistete gemäß Aufforderung des Präsidenten Farini den Eid, erbat sich aber sofort das Wort, um den Sinn seines Eides zu erläutern. Farini versagte ihm das Wort mit dem Bemerken: „Sie haben geschworen; basta." Eine sehr bequeme, aber keineswegs befriedigende Lösung der aufsteigenden Schwierig-

keit. Den 25. November leistete der Vertreter Ravenna's, Costa, den Eid auf die Verfassung. Am Abend des nämlichen Tages erschien in einer Reihe von Zeitungen eine Erklärung aus seiner Feder des Inhalts, der politische Eid sei ein Unding, einem Ehrenmann könne er unmöglich Fesseln anlegen. Die Zeitungen', welche das Schreiben brachten, unter anderen der „Capitale" vom 25. November, wurden von der Polizei confiscirt. Dem Werke setzte die Krone auf der Arzt Falleroni, Vertreter der Stadt Macerata. Dem Ersuchen des Präsidenten, den Eid zu leisten, setzte er kategorisch die Worte entgegen: „Ich schwöre nicht." Dreimalige Weigerung hatte zur Folge, daß die Quästoren Borromeo und De Riseis den renitenten Deputirten auf Befehl des Präsidenten aus dem Sitzungssaal entfernten. Die wichtigen Fragen, deren Erledigung kaum zu umgehen war, lauteten: 1) Hat die Eidverweigerung eines Deputirten die Erledigung des Mandats zur Folge? 2) Darf die Kammer, wenn ausdrückliche Bestimmungen des Gesetzes mangeln, hier ergänzend eintreten und das Mandat des nichtschwörenden Abgeordneten für erloschen erklären? Ein bezügliches Gesetz wurde sofort vorgelegt und in stürmischer Debatte durch die Kammer gepeitscht. Das Revolutions-Königreich hat also jetzt seinen ausschließenden Verfassungseid.

Eine Erscheinung ganz eigenthümlicher Art in der Deputirtenkammer ist die hünenmäßige Gestalt des Francesco Coccapieller. Jeder Italiener, welcher den Namen zum ersten Mal hört, wird unwillkürlich bemerken: È Tedesco. Und so verhält es sich in der That. Der „Checco"[1]) der politischen Vereine Roms wurde als Sohn des Schweizersoldaten Guggenbühler unter Pius VII. im Quirinal geboren, trat hernach selbst in die Schweizergarde und dann in das Corps der päpstlichen Dragoner ein. Im Jahre 1860 wurde er Garibaldianer, erschien aber erst im Laufe des Sommers 1882 auf der Bildfläche des öffentlichen Lebens.

1) Checco ist volksthümliche Abkürzung von Francesco.

In der Zeitung „Ezio II.“ trieb er die Abneigung gegen einen Theil seiner republikanischen Freunde bis in's Maßlose und erzeugte eine Spaltung, welche Depretis höchst willkommen seyn mußte, weil sie seinen Widerpart lähmte. Mit 3861 Stimmen trug die Volksgunst der Stadt Rom den Schweizersohn in das Parlament. Nachdem die Gegner des „Onorevole Coccapieller“ viel Unrühmliches ihm nachgesagt, stellte er beim Präsidenten der Kammer den Antrag, das Parlament möge über sein Vorleben eine Untersuchung anstellen. Der Antrag fiel durch, und das Publikum kam so um ein ergötzliches Schauspiel.

Die Kammer der sechszehnten Legislatur-Periode des Königreichs Italien hat unter höchst betrübenden Anzeichen ihre Thätigkeit eröffnet. Wird sie nach den in der Thronrede angedeuteten Grundsätzen ohne Rücksicht auf Gott, Religion, Papst und die wirklich conservativen Unterthanen fortfahren zu arbeiten, dann kann die Zerfahrenheit der Parteien und die Vergiftung des Volkslebens nur immer weitere Dimensionen annehmen.

XI.

Zeitläufe.

Der Anfang des Jahres 1883 in Paris, Berlin und Wien.

Den 12. Januar 1883.

Zu Anfang des vergangenen Jahres erschien der russische General Skobeleff in Paris, um mit Gambetta zu complotiren. Als der Russe in St. Petersburg seine erste Brandrede hielt, hatte der Franzose noch das Portefeuille des „großen Ministeriums“ als Präsident desselben in Händen, und es konnte Niemand seinen baldigen Sturz voraussehen.

Jetzt sind die beiden Männer todt, in der Blüthe des Mannesalters dahingerafft, und beide durch ein Ende, das ihre Freunde alle Ursache hatten zu vertuschen. Beide hatten es vermocht, sich zu Nationalhelden zu stempeln, und beide waren Wüstlinge und Schlemmer, die das Erröthen verlernt hatten. Es ist ein niederdrückender Gedanke. Was soll man von einer Zeit halten und sagen, wo solche Leute, die sich ohne Scheu im Schlamme der Unsittlichkeit wälzen, als die Träger der Zukunft ganzer großen Nationen geltend gemacht und gefeiert werden können?

Bei Nationen, in deren Schooß Solches möglich ist, kommt aber auch nicht viel darauf an, ob derlei Geister leben oder sterben. Es werden sich schon wieder Andere finden, die sich in die erledigte Stelle hinaufzuschwingen wissen. Freilich hatte Gambetta den Nimbus für sich, den er sich als oberster Commandant des grimmigen Volkskriegs gegen die siegreichen Heere der Deutschen erworben hatte. Aber zur Zeit sind die Franzosen eher kriegsscheu als kriegerisch gesinnt. Der Mann war außerdem ein Redner nach dem Herzen der Franzosen, und es ist möglich, daß die Republik der „wahren Republikaner" ihren dürftigen Vorrath an Kräften und Talenten schon zu sehr verbraucht hat, um auch nur einen rednerischen Ersatz für den verstorbenen Orator mit dem tiefen Brustton und den bezaubernden Gesten aufbringen zu können. Dafür können sich aber jetzt um so mehr mittelmäßige Phraseologen aufthun, welche zusammengenommen die Republik doch auch wieder mit hinreichender Beredsamkeit versorgen werden. Eines hat Frankreich allerdings verloren, nämlich den Mann, welcher eine starke Partei mit seiner Ueberzeugung zusammenhielt und beherrschte, daß die „große Nation" noch niemals eine anständige Rolle in der Welt gespielt hat, außer wenn an ihrer Spitze ein eiserner Wille diktatorisch die Zügel handhabte.

Hätte es Gambetta dahin bringen können, die „wahren Republikaner" unter das Joch seiner Autorität zu zwingen, dann hätte das populärste Blatt Englands mit Recht sagen

können: er sei „der größte der hervorragenden Staatsmänner Europa's gewesen, weil ihm die Zukunft gehört habe.“ So aber ist bloß ein kühner Abenteurer gestorben, von dem Niemand sagen kann, was ihm die Zukunft gebracht hätte; vielleicht eine abermalige Flucht nach San Sebastian, nicht vor einem Invasionsheere, sondern vor dem Volkszorn. Als während des für Frankreich tief beschämenden Verlaufs der ägyptischen Krisis der damalige Minister Freycinet in der Kammer sagte: „Von ihm seien keine Abenteuer zu besorgen“, da wußte Jedermann, wen er vor dem Lande denuncire. Für den Fall der Noth aber hat Frankreich nicht an dem parlamentarischen Intriganten, sondern an dem fast gleichzeitig hingeschiedenen General Chanzy, einem braven Soldaten und begabten Staatsmann, einen schweren Verlust erlitten.

In dem Schwarm der liberalen Leichenbitter treten sogar Gratulanten auf, welche das deutsche Reich beglückwünschen, daß es des Fahnenträgers der französischen Revanche nunmehr ledig sei, und die Londoner „Times“ sagen geradezu, daß durch den Tod Gambetta's das europäische Gleichgewicht gestört sei. Offenbar wohl darum, weil nun Niemand mehr dem Fürsten Bismarck die Wage halten könne. Aber die traurige Wahrheit ist die, daß nicht eine Partei, sondern alles Volk in Frankreich die Fahne der Revanche trägt, wenn auch dicht verhüllt nach dem Rathe des Erfinders der „Opportunität“ und gemäß seiner Vertröstung: „Nur Geduld, es kommt schon!“ Inzwischen unterhielt er die Nation mit einem andern Kampf: gegen die Kirche. Aber nicht ein diplomatischer Schlaukopf wird das Signal zur Revanche geben, sondern die Thatsachen werden es thun mit Sturmesgebraus; möglich sogar, daß Gambetta bis dahin durch irgendeine parlamentarische Versenkung in's alte Eisen gefallen wäre.

Als am Anfang des vergangenen Jahres das Auftreten Skobeleffs in St. Petersburg und Paris eine ähnliche Aufregung hervorrief, wie sie in vergrößertem Maßstabe am Ende des Jahres von Berlin aus wieder in Scene gesetzt

wurde, äußerten sich diese „Blätter“ wie folgt: „Die Herrscher auf ihren Thronen, die Minister an den grünen Tischen, aber auch die Mehrheiten in den Parlamenten haben allesammt von einem Ende der alten Welt bis zum andern die Leitung verloren; nicht sie haben noch die Dinge in der Hand, sondern sie werden umgekehrt wie von blinden Naturgewalten geschoben und gestoßen. Ohne Ausnahme wissen sie heute nicht, was morgen seyn wird, und auch der Gewaltigste unter ihnen vermag den Frieden nicht von elf Uhr bis Mittag zu bestimmen.“ 1)

Das Jahr ist nicht zu Ende gegangen, ohne diesen unheimlichen Zustand von Neuem zu bestätigen. Waren doch die von oben herab eröffneten Aussichten auf eine Periode ungestörten Friedens nie so zuversichtlich und rückhaltlos wie im vorhergegangenen Jahre. Am 4. Februar hatte Fürst Bismarck den preußischen Abgeordneten erklärt: „Wir haben keinen Krieg und auch, Gott sei Dank, auf lange Jahre keinen in Aussicht.“ Am 17. November äußerte Kaiser Wilhelm selbst in der Botschaft an den Reichstag: „Wenn es in den letzten zehn Jahren, im Widerspruch mit manchen Vorhersagungen und Befürchtungen, gelungen ist, Deutschland die Segnungen des Friedens zu erhalten, so haben wir noch in keinem dieser Jahre mit dem gleichen Vertrauen auf die Fortdauer dieser Wohlthat in die Zukunft geblickt wie in dem gegenwärtigen.“ So sprach das Oberhaupt des Reiches; und kaum waren zwölf Monate vergangen, so erschallte aus der Reichshauptstadt der officiöse Alarmruf: Hannibal ante portas! Rußland rüste über Hals und Kopf zum Krieg, Frankreich lauere auf den Moment, und auch — auf das Bündniß mit Oesterreich sei kein Verlaß!

Im neuen Jahre ist, in gewohnter Weise, wieder „abgewiegelt“ worden. Die Beziehungen zu Rußland sind wieder die freundlichsten, ja das Bündniß mit Oesterreich ist eigent-

---

1) Histor.-polit. Blätter. Heft vom 1. April 1882. Bd. 89. S. 545.

lich nur eine Separatvereinigung der zwei Kaiser innerhalb des weitern Rahmens, der das ältere „Verhältniß“ der drei Kaiser zu einander umspannt. Aber wozu dann der Lärm? Natürlich sagte sich das Publikum: es sei eben wieder das bekannte Spiel, durch welches jedesmal dann der „Krieg in Sicht“ gezerrt werde, wenn der unersättliche Moloch des Militärärars wieder mit neuen Mehrforderungen umgehe; weiter habe es keinen Zweck. Dießmal sollte es sich um eine bedeutende Vermehrung der Artillerie handeln, weil Frankreich und Rußland in dieser Waffe überlegen seien. Aber wenn das Alles so ist, und es wird so seyn: verräth sich nicht auch darin wieder das gesteigerte Mißtrauen in die Erhaltung des Friedens? Und kann es denn, wenn in solcher Weise immer wieder der Teufel an die Wand gemalt und mit dem Feuer gespielt wird, endlich ausbleiben, daß der Stachel der Verbitterung in den Gemüthern weiter eindringt und schließlich Jedermann den offenen Krieg einem solchen überfaulen Frieden vorzieht?

Ob Rußland wirklich einen Angriffskrieg gegen den „germanischen Westen“ vorbereitet, haben wir nicht zu untersuchen. Daß der Raçenhaß innerhalb der slavischen Welt dem Siedepunkt nahe ist, verrathen auch wieder verschiedene Symptome, die der Tod Gambetta's zu Tage gefördert hat. Daß der Zusammenstoß sozusagen naturgesetzlich erfolgen muß, und daß dann Frankreich, auch ohne Gambetta, die günstige Gelegenheit nicht verpassen wird, das bezweifelt eigentlich Niemand. Fürst Bismarck hat dieß auch gemeint, wenn er im Reichstag sagte: die Bajonette der Nachbarn hätten eine polare Richtung gegen die Brust Deutschlands. Wann und wie? darüber wird der Verlauf des türkischen Marasmus entscheiden. Das Alles konnte also einen Grund zu neuer Beunruhigung nicht abgeben. Anders aber steht es mit der Thatsache, daß schließlich auch noch die Haltbarkeit des Bündnisses mit Oesterreich, nicht von Wien, sondern von Berlin aus, in die öffentliche Discussion gezogen worden ist. Wenn die deutschen Reichsbürger in dem Glauben, daß

die Verständigung zwischen den zwei großen Monarchien Mitteleuropa's über alle Zwischenfälle hinaus feststehe, die sicherste Bürgschaft gegen die drohenden Gefahren der Zukunft zu besitzen meinten, so sollte ihnen nun auch diese Beruhigung nicht ungetrübt belassen werden.

Schält man den Kern aus dem Wust der Offenbarungen heraus, welcher sich aus der „Kölnischen Zeitung", dem ersten Ablagerungsort derselben, über die Presse verbreitet hat, so ergibt sich, daß Fürst Bismarck Annäherungen zwischen Oesterreich und Rußland befürchten zu sollen glaubte. Es ist nicht klar, inwieferne der Argwohn mit dem Besuch des russischen Ministers des Auswärtigen, Herrn von Giers, in Varzin und dessen vorhablicher Reise nach Wien zusammenhing. Genug, Rußland soll in Wien eine freundschaftliche Ausgleichung bezüglich der Balkan-Halbinsel vorgeschlagen haben, in der Weise daß Rußland unverwehrt seyn solle bis vor die Thore Constantinopels vorzurücken, wogegen Oesterreich bis Salonichi gehen könne. Es wäre ein solcher Vorschlag gerade nichts Neues gewesen. In anderer Form, nämlich in Form einer Theilung der Balkan-Halbinsel in eine „westliche und eine östliche Machtsphäre", ist er schon zweimal an Oesterreich herangetreten: einmal um die Zeit der serbischen Insurrektion; das andere Mal kam Ignatiew, in den Tagen von Plewna, mit dem Vorschlag persönlich nach Wien.

Der Vorschlag wurde hier so entschieden abgelehnt, daß der Minister Tisza im ungarischen Parlament sich vor einigen Monaten rühmen konnte: ihm sei es gelungen, einen Krieg mit Rußland zu verhindern, der jedenfalls viel mehr gekostet hätte als die bosnische Occupation. Wie man in Berlin oder Varzin jetzt dennoch zu der Befürchtung kommen konnte, daß Oesterreich sich den russischen Werbungen gegenüber schwach finden lassen dürfte, werden wir gleich nachher sehen. Richtig scheint es jedenfalls zu seyn, daß in Wien die peremptorische Erklärung abgegeben wurde, vielleicht durch den in diplomaticis reisenden Herrn Sohn: daß es ein Hauptinteresse Deutschlands sei, jede weitere Schwächung und Ver-

stümmelung der Türkei zu verhindern. Das ist freilich sehr interessant bei dem Staatsmann, der noch vor wenigen Jahren nicht die Knochen eines Brandenburgischen Musketiers an die Türkei setzen wollte. Es ist aber auch durchaus glaublich, nachdem gerade Preußen sich seit der Dulcigno-Affaire alle Mühe gegeben hat, den hinfälligen Leib des Türkenreichs wieder aufzurichten und neu zu beleben. Diese Avancen müssen ihren Zweck gehabt haben.

Bis jetzt ist das Motiv der Schwenkung nach der Türkei hin nie recht klar geworden. Nun aber hat die „Kölnische" aus der Schule geschwätzt. „Deutschland hat eingesehen," heißt es da, „daß jede Umgestaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses, die auf abermalige Schwächung und Benachtheiligung der Türkei abzielte, ein Lebensinteresse Deutschlands berührt. Mit der Vernichtung der Türkei wäre Deutschland einer russisch-österreichischen Coalition, zu der sich stets bereitwillig Frankreich gesellen würde, preisgegeben und um seine Existenz auf Leben und Tod zu kämpfen gezwungen." Also das ist es! Wenn der ewige Erisapfel zwischen Oesterreich und Rußland, nämlich die Türkei, aus dem Wege geräumt wäre, dann hätte das deutsche Reich keine gesicherte Allianz mehr. Die von dem Reichskanzler so sehr gefürchtete Coalition, deren bisherige Verhinderung er selbst als sein politisches Meisterstück geltend gemacht hat, stünde dann vor der Thüre. Der Eintritt des Lord Derby, eines in der Wolle gefärbten Russenfreundes, in das Kabinet Gladstone hat in Berlin sogar den weitern Verdacht erregt, daß selbst England fähig wäre, in einer antideutschen Coalition eine Rolle zu spielen.

Somit ist es eine Hauptaufgabe der Reichspolitik, unter allen Umständen nicht zuzulassen, daß Oesterreich und Rußland über den Kopf Deutschlands weg sich verständigen, um gemeinsam zur definitiven Lösung der Orientfrage zu schreiten. Wenn man aber in Wien des Glaubens wäre, unbeschadet des Oktober-Bundes zu einer derartigen friedlichen Ausgleichung berechtigt zu seyn', wie würde man dieß in Berlin

verhindern wollen? Antwort: man wäre im Stande, einer österreichisch-russischen Sonderverständigung dadurch zuvorzukommen, daß man selbst mit Rußland in ein näheres Separatbündniß träte. Nun, auch der Gedanke wäre nicht neu: Hand in Hand mit Rußland die großen Fragen an der „untern und der obern Donau“ gleichzeitig einem definitiven Abschluß zuzuführen. Seit 1870 hat freilich nichts mehr davon verlautet. Und in der That wäre dann die Coalition, nur in einer andern Gruppirung, wieder da, abgesehen davon, daß die Türkei, die nun übereinmal eine so wichtige Rolle in der Reichspolitik spielt, erst recht den Russen preisgegeben werden müßte. Man sollte daher lieber nicht darüber streiten, wer in dem Bund vom 15. Oktober 1879 der Schützer und wer der Beschützte sei. Jede der beiden Mächte ist gleichzeitig das Eine wie das andere, und mit Rußland wäre für jede von beiden nur ein Löwenvertrag möglich, der nach kurzer Pause einen um so gewaltigern Ansturm des Panslavismus und des Nihilismus zur Folge haben würde. Denn das Nikolai'sche Rußland existirt nicht mehr.

Wir können nichts dafür, daß die „Kölnische“ solche Dinge auf das Tapet bringen durfte, auch dafür nicht, daß man allgemein annimmt, das Blatt sei nur das Sprachrohr gewesen, durch das ein Anderer die nach Wien erlassene „Verwarnung“ dem Publikum bekannt geben wollte. Aber was, um's Himmelswillen, was hat denn derlei böse Träume hervorgerufen und es angezeigt erscheinen lassen, in so beleidigender Weise Verwarnungen an eine verbündete Macht zu richten, die noch niemals einen Basler Frieden auf ihr Gewissen genommen hat? Waren die Gründe nicht außerordentlich triftige, so dürfte ein derartiges Gehenlassen erregter Nerven in der Geschichte der Diplomatie kaum je dagewesen seyn.

Die bis jetzt aufgetauchten Erklärungen richten sich zunächst gegen den jetzigen Minister des Auswärtigen in Wien, Grafen Kalnoky. An seiner Haltung in den Delegationen bezüglich des deutschen Bündnisses läßt sich zwar nichts aus-

setzen; aber mit dem Feuer, wie es seinen Vorgängern, von Haymerle und Graf Andrassy, eigen war, scheint er doch nicht den gehorsamen Diener zu machen. Das erklärt man sich bald aus Schwäche, bald aus wirklicher Hinneigung zu Rußland. Zu schwach soll er sich nicht nur gegenüber einer angeblichen Hof- und Militärpartei stellen, die sich der traditionellen Sympathie für Rußland noch immer nicht entäußert habe, sondern auch gegenüber dem Einfluß der slavischen und klerikalen Parteien in der Regierung. Insoferne wäre auch Graf Taaffe sein Mitschuldiger, weil er es duldet, daß diese Parteien in der vom Volke gewählten Vertretung die Mehrheit haben. Es sollen aber auch wirklich in Wien russische Versuche gemacht worden seyn, eine Verständigung mit Oesterreich zu erzielen, Versuche die einem Andrassy oder Haymerle gegenüber, wie man glaubt, nicht gewagt worden wären. Aus allem Dem wird geschlossen, daß Fürst Bismarck Recht gehabt habe, der Energie zu mißtrauen, welche er im kritischen Augenblick von Oesterreich erwarten müsse.

Andere Leute aber erinnern sich vielleicht an die Vorgänge, welche vor zehn Jahren den Sturz des Ministeriums Hohenwart herbeigeführt haben. Mit diesem Kabinet hatte der Kaiser den ersten Versuch gemacht, die Versöhnung der Nationalitäten auf Grundlage der Verfassung herbeizuführen. Das war den Magyaren, welche für ihre tyrannische Hegemonie fürchteten, ein Dorn im Auge und es war Gift und Galle für die Deutschliberalen. Aber nicht vor der inneren Schwierigkeit mußte Graf Hohenwart weichen, sondern eine „Verwarnung“ aus Berlin bewirkte seine plötzliche Entlassung. Soll es jetzt wieder so ergehen, so wäre es vielleicht am einfachsten, wenn Kaiser Franz Joseph sich seine Minister von Berlin verschreiben würde, etwa wie der Fürst von Waldeck. Welchen Werth dann freilich, gerade im kritischen Augenblick, die Allianz eines Reiches haben sollte, das nichteinmal mehr in seinen inneren Angelegenheiten frei seyn dürfte, und auf Geheiß einer andern Macht der großen Mehrheit seiner Bevölkerung, hier der slavischen, Einen Schlag

in's Gesicht nach dem andern versetzen müßte: das ist eine Frage, die der ernsten Erwägung dann am meisten werth wäre, wenn es sich um das treue Zusammenhalten gegen die große slavische Vormacht handelt.

Fürst Bismarck selbst hat für die deutsch-liberalen Fraktionen in Oesterreich das wegwerfende Wort „die Herbstzeitlosen" erfunden. Jetzt rührt es sich wieder im Lager dieser ewigen Portefeuille-Jäger. Die Berliner „Verwarnung" scheint ihnen zu sagen, daß sie dort wieder zu Gnaden aufgenommen seien. Sie haben ja immer gedroht, daß mit einer Regierung, in welcher slavischer Einfluß herrsche, freundschaftliche Beziehungen zum preußisch-deutschen Reich auf die Länge unmöglich seien, früher oder später werde es für Cisleithanien heißen: biegen oder brechen. Selbstverständlich schreien sie jetzt in allen Gassen: „Haben wir's nicht gleich gesagt?" Auch die Magyaren erinnern sich wieder, daß der „slavische Einfluß" in Wien zu dem Helotenthum nicht paßt, das in Ungarn über die slavischen Staatsangehörigen verhängt ist. In welcher Weise aber die „Herbstzeitlosen" in der Meinung: „Jetzt oder nie!" die Hetze cultiviren, ist besonders interessant zu sehen. Sie glauben, daß der „slavische Einfluß" noch nicht hinreiche, um als das bekannte rothe Tuch in Berlin zu wirken.[1] Sie haben daher ein noch fürchterlicheres Schreckbild erfunden: die in katholischen, nationalen und conservativen Kreisen geheimnißvoll betriebene — „große Restauration!" Ja, sie unterschieben dem deutschen Reichskanzler geradezu, daß er hinter das Geheimniß gekommen sei; und daraus ergebe sich die richtige Erklärung der nach Wien adressirten Verwarnung[1]).

Die „große Restauration" soll herbeigeführt werden

---

1) Wir beziehen uns auf den Leitartikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 29. Dezember v. Js. aus der Feder des sonst so geistvollen Circumflex-Correspondenten dieses Blattes. Der Artikel ist überschrieben: „Die große Restauration." Es wäre Schade, wenn nicht alle unsere Preßorgane denselben — „niedriger hängen" würden.

wollen durch eine Coalition, in der Oesterreich mit Rußland und Frankreich auf einer Seite, Deutschland und Italien auf der andern Seite sich gegenüberstehen würden. Vorbedingung wäre natürlich die Herstellung der legitimen Monarchie in Frankreich. Die Herren Erfinder machen sich den Plan für gewisse Gemüther voller Argwohn und Voreingenommenheit sehr plausibel: das muß man gestehen. „Oesterreich", sagen sie, „kann, den Anschauungen der Klerikalen und Conservativen entsprechend, nichts Anderes wünschen, als daß es aus der Umarmung mit Deutschland loskomme, da es Gefahr läuft, früher oder später in derselben zu ersticken; es muß überdieß auch wünschen, jenes unruhigen und lüsternen italienischen Nachbars los zu werden, der es stets im Rücken bedroht. Um diesen doppelten Preis kann es schon Concessionen an Rußland im Orient machen, besonders wenn für Oesterreich sich auch noch die Aussicht auf Erwerbung süddeutscher Gebiete eröffnet. Oesterreich soll den Klerikalen nach ein deutscher Staat bleiben, und zwar speciell ein katholischer deutscher Staat; die Politik des Fürsten Bismarck will es aber zu einem slavischen Staate machen, drängt es südwärts an das Aegäische Meer und treibt es dadurch in eine Rivalität mit Rußland, bei der es so viele seiner Kräfte im Südosten einsetzen muß, daß ihm schließlich keine Kräfte übrig bleiben dürften, um seine deutschen Provinzen sich zu bewahren. Es soll aber nicht das evangelische Kaiserthum über alle deutschen Gebiete herrschen, was unausbleiblich erfolgen würde, wenn Oesterreich seinen Schwerpunkt ganz nach dem Osten verlegt und dort mit Rußland zusammenstößt." Die Denunciation schließt mit den Worten: „In Frankreich soll der erste Akt spielen. In Berlin jedoch hat man bereits Anstalten getroffen, die Aufführung zu verbieten."

Ist es noch nöthig hinzuzufügen, daß dieses finstere Treiben sein Centrum „im Jesuitismus hat, der seine oberste Leitung im Vatikan besitzt?" Das gehört ja nothwendig zu dem rothen Tuch, welches in Berlin seine Wirkung thun soll. Der Erfolg steht dahin.

Immerhin mag indeß Fürst Bismarck thatsächlich und wirklich hinter etwas Geheimnißvolles gekommen seyn. Aber nicht hinter die beginnende Erhebung Frankreichs aus seinem republikanischen Marasmus zur Allianzfähigkeit; auch nicht hinter eine Neigung Oesterreichs zum Vertragsbruch: sondern hinter die neuen Umtriebe des bösen Geistes in der Türkei, auf der ganzen Strecke von Montenegro bis Armenien. Diese sind allerdings kein Hirngespinnst und an sich schon bedenklich genug, als daß es noch weiterer und eingebildeter Schrecknisse bedürfte.

XII.

Nochmals zur Inquisitionsfrage.

Meine, wie ich glaubte, objektiv, an der Hand historischer Belege in diesen Blättern (Bd. 90 S. 325 ff.) geführte Untersuchung über den Charakter der spanischen Inquisition hat von Seite des Herrn Grisar in Innsbruck eine Entgegnung[1]) gefunden, die mich zu kurzer Erwiderung nöthigt. In der seit Decennien viel und eingehend ventilirten Streitfrage über den Charakter der spanischen Inquisition wollte ich einmal die einander entgegenstehenden Ansichten auf Grund der mir zugänglichen Hilfsmittel nach ihrem historischen Untergrund des genaueren prüfen. Die Resultate der Untersuchung legte ich in diesen Blättern nieder, und glaubte mir damit nur ein Jedem zugestandenes Recht zu vindiciren: in einer wissenschaftlichen Streitfrage die nach genauer Prüfung gewonnene Ueberzeugung offen auszusprechen.

---

1) Zeitschrift für katholische Theologie VI. Jahrgang IV. Heft 1882. S. 756.

Ueber unsere Frage äußerte sich H. Grisar noch 1879 [1]) folgendermaßen: „Wir tadeln Niemand und beanspruchen kein entscheidendes Wort in dieser Discussion." Und: „bezüglich des speciellen Charakters der spanischen Inquisition wird von Anderen zu erörtern seyn, ob Orti und Rodrigo die vielfach eingebürgerte Meinung, jene Anstalt sei eine reine Staatssache gewesen, mit Erfolg bekämpfen oder nicht." Es mag daher wohl auffallen, wenn mich Herr Grisar, weil meine Untersuchungen im Sinne letzterer Alternative ausgefallen, ohne weiteres als „seinen geehrten Gegner" behandelt.

Auf Grund meiner Untersuchung ergaben sich mir folgende Thesen: 1) Die rein kirchliche Inquisition ist ein integrirender Bestandtheil der von Christus gestifteten Kirche, ihr dieselbe absprechen, heißt ihre Existenzberechtigung verneinen.

2) Diese Inquisition verlangt nach Ursprung und Wesen nicht die Vernichtung des physischen Lebens eines Irrgläubigen.

3) Die Anwendung von körperlichen Strafen ist erst Folge der Fortentwicklung des heidnischen zum christlichen Staate.

4) Für den wahrhaft christlichen Staat muß es ein Gebiet geben, auf dem dieser die christliche Religion betreffende Bestimmungen erlassen kann, ohne daß diese Usurpationen oder kirchliche Concessionen wären.

5) Dieser Art war die spanische Inquisition in ihrem Ursprung; sie war nichts anderes als ein reiner Akt der Nothwehr des christlichen Staates.

6) Die Autorität, in deren Namen die Inquisition ihre Gerechtsame ausübte, war die königliche nach klaren nicht mißzuverstehenden Aussprüchen der spanischen Herrscher sowohl, als der Inquisitionstribunale selbst.

7) Die königlicherseits erbetene päpstliche Concurrenz war nicht Jurisdiktion verleihend im eigentlichen Sinn, sondern sollte nur dazu dienen, dem königlichen Gerichte ein größeres Ansehen und eine Art internationalen Gepräges zu geben.

8) Die Prädicirung eines gemischten Gerichtshofes beruht auf einer Fiktion; sie ist eine absichtliche oder unabsichtliche Vermischung von kirchlicher Befähigung und kirchlicher Befugniß.

---

1) Zeitschrift für katholische Theologie. S. 549.

Gegen diese Ausführungen bringt Herr Grisar folgende Entgegnung vor: „Zu Gunsten des Charakters der spanischen Inquisition als einer staatlichen Anstalt glaubte sich neuestens Herr Lycealprofessor Dr. Knöpfler in Passau aussprechen zu müssen.

a[1]) „Die deutsche Wissenschaft[2]), sagt er, stehe in dieser Frage mit ruhiger Ueberlegenheit dem romanischen Feuer gegenüber."

b) „Seine Gründe haben mich wirklich nicht davon überzeugen können, daß Rodrigo's dreibändige Historia verdadera de la Inquisicion in Hinsicht obiger Frage eine verfehlte Arbeit zu nennen sei."

c) „Es bleiben mir sowohl von historischer Seite als noch mehr in kirchenrechtlicher Beziehung gegen den Artikel manche Bedenken übrig."

d) „In eine Controverse einzutreten habe ich weder Zeit noch Lust."

e) „Ich glaube, daß in dem langen Referate (Zeitschrift 1879 S. 548 ff.) selbst schon die Antworten enthalten sind".

f) „Der Herr Verfasser hätte besser gethan, Rodrigo's wichtiges Werk eingehend zu consultiren und sich mit seinen weitausholenden Gründen bekannt zu machen."

g) „Nicht unerwähnt darf ich den Irrthum H. K.'s bezüglich eines Citates aus Carena lassen. Der verehrte Gegner hebt hervor, selbst Carena sage ja nur ut mihi videtur bezüglich der Absetzbarkeit der Großinquisitoren durch den Papst. Allein das ut mihi videtur hat er in der Form certum mihi videtur, non posse dubitari, und zwar nicht bezüglich des päpstlichen Absetzungsrechtes (von der praktischen Ausführbarkeit redet er übrigens nicht) (sic!), sondern bei der Folgerung, die er aus der Einsetzung der Großinquisitoren durch päpstliches Breve zieht."

Wie der Wortlaut zeigt ist in der ganzen Entgegnung nicht einmal der Versuch gemacht, auch nur eine einzige meiner obigen Thesen zu widerlegen. Herr Grisar hält sich der Mühe für enthoben mit den Worten: „ich habe weder Zeit noch Lust" (d). Und doch will er in Entscheidung der obschwebenden Frage eine

1) Der Kürze und Beleuchtung wegen habe ich die einzelnen Sätze ausgehoben und numerirt.

2) Von Herrn Grisar in Sperrdruck gegeben.

autoritative Stimme haben. Gewöhnlicher Erfahrung zufolge erfordert jede etwas verwickelte historische Frage Zeit und Lust zu eingehender und oft mühevoller Untersuchung. Auch hat sich Herr Grisar thatsächlich durch die, die Inquisition ausschließlich behandelnden Werke von Orti y Lara und Rodrigo von zusammen rund 2000 Seiten hindurchgearbeitet, eine Aufgabe, die ihm nach eigenem Geständniß oft „das Gefühl des Lästigen überwiegen machte[1])." Wenn Herr Grisar ferner glaubt, in seinem „langen Referate" seien meine Gründe bereits widerlegt (e), so muß ich zu meinem Bedauern bemerken, daß er seine Arbeit überschätzt. Denn in Wahrheit ist nicht ein Punkt widerlegt.

Sehr verbunden wäre ich Herrn Grisar gewesen, wenn er vor allem seine historischen Bedenken (c) zur Kenntniß gegeben hätte. Ich bin nicht der Ansicht, meine Ausführungen wären unwiderleglich, nur die bisan vorgebrachten Gründe halte ich für unzureichend, die herrschende Ansicht vom staatlichen Charakter besagten Institutes umzustoßen. Bei Entscheidung der Frage werden aber in erster Linie nur historische Gründe von durchschlagender Beweiskraft Berücksichtigung finden können, nicht etwa diese oder jene subjektiven Utilitätsrücksichten, wogegen sich Herr Grisar noch 1879 selber feierlich verwahrte[2]).

Den weiteren Punkt, die genauere Consultation des dreibändigen Werkes von Rodrigo, die mir Herr Grisar anräth (f), anlangend, so gestehe ich, dieses zusammen 1600 Seiten umfassende Elaborat nicht in der Weise durchgegangen zu haben, wie Herr Grisar dieß für nöthig erachtet, um über die Frage befinden zu können. Grund dessen war nicht der immense Umfang für eine Monographie, sondern die feste Ueberzeugung, lediglich nichts Neues zu entdecken; eine Ueberzeugung, die sich aus dem eingehenden, 30 Seiten umfassenden Referate Grisars von selbst bildet. Unverkennbar neigt genannter Herr auf Seite des kirchlichen Charakters der spanischen Inquisition, und so wird anzunehmen seyn, daß er das geringste, dieser Ansicht günstige Moment sorglich wird ausgehoben haben. Nun findet sich aber darin keine einzige neue geschichtliche Notiz von Belang, sondern nur mehr oder weniger subjektive Ausführungen. Außer=

1) Zeitschrift 1879 S. 557. 2) Zeitschrift 1879 S. 578.

dem versicherte mir ein anderer in der Frage wohl bewanderter, und auch von Herrn Grisar geschätzter Kirchenhistoriker, daß das Werk lediglich nichts Neues biete. Zum Ueberfluß kann Herr Grisar selbst nicht umhin, die übermäßige Breite, ermüdende Weitschweifigkeit und nichtssagenden Wiederholungen zu tadeln[1]).

Ueber den thatsächlichen Werth der spanischen Werke habe ich also geurtheilt: „Etwas Neues von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Frage, wodurch die Ausführungen von Hefele und Gams irgendwie abgeschwächt würden, konnten wir bei keinem der beiden Spanier entdecken.“ Herr Grisar läßt mich aber ohne weiteres sagen, daß Rodrigo's dreibändige Historia verdadera „eine verfehlte Arbeit“ zu nennen sei (b).

Um auf den Irrthum zu kommen, dessen mich Herr Grisar im Besondern überführen zu können glaubt (g), so habe ich nebenher in einer Anmerkung Carena's Anschauung für falsch erklärt. Derselbe behauptet nämlich, die Großinquisitoren wären ad nutum Pontificis amovibel gewesen, und folgert dieß aus einer weiteren Fiktion, sie seien specialiter delegati des Papstes gewesen. Diese Behauptung Carenas habe ich für durchaus falsch und unrichtig erklärt. Das ist das Wesentliche meiner Behauptung. Ich fügte dann noch bei, daß Carena's Anschauung übrigens mehr nur als subjektiv erscheine, da er sage: ut mihi videtur. Natürlich wollte ich nur die Worte anführen, welche die Ansicht als subjektiv erscheinen lassen, und dazu dürfte mihi videtur genügen. Die anderen Worte ließ ich der Kürze halber weg, und nun behauptet Herr Grisar, ich hätte das unmittelbar vorangehende certum und das ebenso unmittelbar folgende non posse dubitari nicht gesehen! Ich habe die Bemerkung nebenbei in einer Note angefügt, weil es nach meiner Ansicht für die eigentliche Frage völlig irrelevant ist, welche subjektive Anschauung dieser oder jener Schriftsteller des 17. Jahrhunderts hatte, gegenüber der bis jetzt unbestrittenen Thatsache, daß von 44 Großinquisitoren 12 staatlich entsetzt und sofort von staatswegen wieder ersetzt wurden, ohne daß der

---

1) Zeitschrift 1879 S. 557.

Papst irgendwelche Einsprache erhoben. Auf Grund dieser Thatsache erklärte ich Carena's „Anschauung" für „falsch".

Rücksichtlich der spanischen Polemik, hatte ich bemerkt: „die Frage hätte in neuester Zeit wohl wieder einen animoseren Ton angenommen, wäre nicht die deutsche Wissenschaft dem romanischen Feuer in ruhiger Ueberlegenheit gegenüber gestanden."

Als ich diese Worte schrieb, hatte ich die taktlosen und unartigen Ausfälle des Spaniers Orti y Lara[1]) gegen Alzog und Bischof Hefele im Auge.

Letzteren weithin geschätzten und hochgeehrten Gelehrten und Bischof hat der spanische Autor 1877 als „Doktor Hefele[2])" und liberalen katholischen Publicisten abgewandelt, weil er es gewagt, das Santo Officio als Staatsinstitution anzusehen. Auf die Unarten des Spaniers erwiderte der H. H. Bischof: „Dr. Gams hält die These (von der spanischen Staatsinquisition) fest, obgleich jüngstens ein spanischer Gelehrter heftig dagegen auftrat und die bezüglichen Partien in der Schrift des Unterzeichneten über Cardinal Ximenes zu bekämpfen für gut fand.... Mit Recht legt Gams den Auslassungen des Herrn Orti y Lara kein großes Gewicht bei, denn sie sind weit mehr Behauptungen als Beweise[3])". Das ist „das romanische Feuer und die ruhige Ueberlegenheit der deutschen Wissenschaft", über die sich Herr Grisar so ärgerte, daß er sie mit Sperrdruck an den Kopf seiner mir zugedachten Abwandlung setzt (a).

Unter den freundlichen Zuschriften, die ich infolge oben genannten Artikels erhielt, weist eine darauf hin, daß auch Balmes (Protestantismus und Katholicismus Bd. I cp. 36 u. 37) meine Ausführungen über die Inquisition bestätige; also wohl eine Rodrigo und Orti y Lara gleichwerthige spanische Autorität. Die geehrte Zuschrift bemerkt dann weiter: „Indessen

---

1) cfr. sein Werk La Inquisicion. Madrid 1877. p. 64 ff. u. 81 ff.

2) Von 1869 bis 1877 vermochte die Kunde von der Erhebung des „Doktor Hefele" zum Bischof von Rottenburg nicht bis nach Madrid zu den Ohren des spanischen Geschichtsforschers zu gelangen.

3) Tübinger Theologische Q.-Schr. 1880. S. 306.

haben weder Balmes noch Sie den schwer wiegenden Einwurf gelöst: Warum haben die summi Pontifices bei den notorischen Ausschreitungen der Inquisition und der Rücksichtslosigkeit der spanischen Monarchen auf päpstliche Bullen nicht dem Welt- und Ordensklerus verboten, Richterstellen zu bekleiden?" Die Antwort hierauf ist leicht und schwer, am schwersten jedenfalls bei Annahme des kirchlichen Charakters des Institutes. In diesem Falle mußten die Päpste um jeden Preis alles Ernstes vorgehen, wollten sie nicht ihr Ansehen und die ganze kirchliche Disciplin darangeben. Möglichste Nachsicht dagegen konnte und mußte man walten lassen dem Staate gegenüber. Hätte man in Rom wirklich einmal an obige Maßregel gedacht, so konnte man sich den wahrscheinlichen Folgen nicht verschließen.

Entweder hätten sich die Geistlichen dem päpstlichen Gebote sämmtlich gefügt, oder sie hätten sich nicht gefügt. Im ersteren Falle wäre die gefährliche Waffe sofort völlig in Laienhände gekommen zum allergrößten Nachtheil des Klerus selbst, der sich damit nicht nur alles Einflusses auf das überaus mächtige Gericht begeben, sondern sich auch demselben fast wehrlos überliefert hätte. Das Gefährliche solcher Eventualität sah Ximenes recht wohl voraus, weßhalb er mit aller Energie dem Laieneinfluß in dem Tribunal entgegentrat. Durften die Päpste den spanischen Klerus und die spanische Kirche in diese äußerst bedenkliche Lage hineinzwingen? Hätten sich aber die Geistlichen dem päpstlichen Gebote nicht gefügt, oder wären sie staatlicherseits zur Renitenz gezwungen worden, so wären namenlose Verwirrungen und höchst wahrscheinlich ein trauriges Schisma die nothwendige Folge gewesen. Die Schrecken eines solchen aber waren noch zu fühlbar, als daß man in Rom die Dinge zu solchem Ausgang hätte treiben wollen. Zu was man sich bei den spanischen Herrschern versehen konnte und mußte, zeigte greifbar genug der Brief Ferdinands des „Katholischen" vom 22. Mai 1508 an den Vicekönig von Neapel[1]), worin dieser offen die Absicht aussprach, falls Julius II. sein Breve nicht sofort widerrufe, seine sämmtlichen Reiche von Rom loszureißen.

1) Cfr. R. Baumstark, Franc. de Quevedo. Freiburg 1871. S. 105 ff.

Die spanische Kirchengeschichte bietet uns noch weit auffallendere und viel schwerer zu lösende Räthsel, als das Nichterlassen eines Verbotes in obigem Sinn. Um der Kürze halber hier nur Ein Beispiel anzuführen: Warum hat der Papst den Prozeß des am 21. August 1559 auf Befehl Philipps II. völlig ungerecht auf Häresie angeklagten und gefangen gesetzten Erzbischofs Carranza von Toledo nicht vor sein Tribunal zu ziehen vermocht, obwohl die Väter von Trient ihn dringend darum angingen? Warum wurde seinem Katechismus, der anfänglich zu Trient approbirt worden, diese Approbation wieder entzogen und derselbe auf den Index gesetzt, der Verfasser aber, als er endlich nach achtjähriger spanischer Gefangenschaft nach Rom gesandt wurde, obwohl völlig orthodox in der Engelsburg gefangen gehalten? Man wollte einen Bruch mit dem gewaltigen und mächtigen Herrscher wenn immer thunlich vermeiden und brachte deßhalb selbst die größten Opfer.

Obige Frage läßt übrigens auch eine kirchenrechtliche Lösung zu; aber auch auf diesem Wege kommen wir nur bei der spanischen Staatsinquisition an. Kann, so fragt es sich, der Papst den Gläubigen, näherhin den Priestern verbieten, einem Staate oder Herrscher staatliche Dienste zu leisten, weil dieser berechtigten Grund zu Klagen bietet? Wir glauben kaum, daß die Canonisten die Frage bejahen dürften. Dann aber lautet die Antwort auf obige Frage: die summi Pontifices haben dem Welt- und Ordensklerus die Annahme von Richterstellen bei dem Inquisitionstribunal nicht verboten oder nicht verbieten können, weil dieses ein Staatsinstitut war.

Passau. Dr. Knöpfler.

XIII.

Dionysius der Areopagite und sein Brief an den Apostel Johannes auf Patmos.

Nachstehende Untersuchung will sich eigentlich nur mit dem in der Ueberschrift genannten Briefe befassen, weil er in der Frage über die Unächtheit der unter dem Namen des Dionysius Areopagita bekannten Schriften die größte Instanz für die Authenticität dieser bildet, und weil die Schwierigkeit, die er in dieser Richtung bietet, die einzige ist, die noch nicht völlig unsers Erachtens gelöst ist. Die Natur der Frage nöthigt uns aber, die Untersuchung etwas weiter auszudehnen und auch andere Punkte in die Besprechung zu ziehen, da nur auf diese Weise eine allseitige Einsicht und Beurtheilung der ganzen Sachlage ermöglicht wird. Wir thun dieß so kurz als möglich.

I.

Unter dem Namen des Dionysius Areopagita besitzen wir noch vier zusammenhängende, darunter drei größere Schriften und zehn Briefe. Die übrigen, sehr zahlreichen Schriften dieses tiefsinnigen und hochgebildeten Autors sind verloren gegangen[1]). Diese vier Schriften sind:

1) Mehrerer dieser seiner Schriften, die aber gänzlich unbekannt geblieben sind, erwähnt Dionysius selbst. Nach seinen Angaben lauteten ihre Titel: 1) Theologische Grundlinien (θεολογικαὶ ὑποτυπώσεις); 2) symbolische Theologie; 3) über die Seele; 4) über Sinnlichkeit und Geist; 5) über das gerechte Gericht Gottes; 6) göttliche

1. Von der himmlischen Hierarchie (*περὶ τῆς οὐρανίας ἱεραρχίας* — de coelesti hierarchia) oder von den Namen, Ordnungen und Diensten der Engel in 15 Kapiteln. Die Grundgedanken der Schrift sind folgende: Die Engel bilden neun Chöre und drei Hierarchien. Die oberste Hierarchie faßt die Seraphim, Cherubim und Throne in sich. Die Seraphim betrachten unaufhörlich das göttliche Wesen, das ganz Licht und Liebe ist, und sind selbst von der glühendsten Liebe ganz entzündet. Die Cherubim versenken sich im Anblicke Gottes in seine Rathschlüsse, die Throne in die Betrachtung seiner geheimnißvollen, preiswürdigen Gerichte. Die mittlere Hierarchie begreift in sich die Herrschaften, welche das anordnen, was nach Gottes Willen zu geschehen hat, dann die Kräfte, welche das Beschlossene ins Werk setzen, und die Gewalten, welche dieses in seinem Fortbestande leiten. Die dritte Hierarchie befaßt sich mit dem Menschen, indem die Mächte das allgemeine Wohl der ganzen Menschheit wahrnehmen, die Erzengel die einzelnen Völker zum Heile lenken und die Engel der persönlichen Heilsführung der einzelnen Menschen sich annehmen. Die oberste Hierarchie dient somit ausschließlich Gott und seiner Verherrlichung, die mittere der ganzen Schöpfung, die unterste den irdischen Vorgängen, den einzelnen Völkern und Menschen. Die Thätigkeiten dieser drei Hierarchien entsprechen den drei Stufen des mystischen Lebens, Einigung, Erleuchtung und Reinigung. Das reinigende, erleuchtende und einigende göttliche Gnadenlicht strömt von den höheren Ordnungen auf die niederen über.

Hymnen; dazu 7) nach einigen Andeutungen ein Buch über die Hierarchie des Gesetzes, d. i. über die alttestamentliche Hierarchie. — Diese sieben Schriften bilden, mit den uns noch erhaltenen vier größeren Werken zusammen, ein vollständiges, organisch zusammengehöriges System der gesammten theologischen Dogmatik.

2. **Von der kirchlichen Hierarchie** (περὶ τῆς ἐκκλησιαστικῆς ἱεραρχίας — de ecclesiastica hierarchia) in 7 Kapiteln. Die kirchliche Hierarchie stellt das Abbild der himmlischen Hierarchie dar, umfaßt daher ebenfalls neun Stufen in drei Ordnungen: Die erste Ordnung bilden die heiligen Mysterien zur Mittheilung des göttlichen Gnadenlebens: Taufe, Eucharistie (Synaxis) und die Weihe des Oeles (Chrisma, Ordination). Die zweite Ordnung machen die geweihten Organe aus, durch welche die Mysterien verwaltet und gespendet, das Gnadenleben vermittelt wird. Diese sind der Hierarch (Bischof), der Hiereus (Priester) und der Liturge (Diakon und die niederen Kirchendiener). Der Liturge stellt die reinigende, der Hiereus die erleuchtende und der Hierarch die einigende Stufe dar. Die dritte Ordnung setzt sich aus denjenigen zusammen, welche durch die eben genannten hierarchischen Organe in das göttliche Gnadenleben eingeweiht werden. Diese sind wieder: die auf dem Wege der Reinigung Befindlichen — die Katechumenen, Energumenen und Pönitenten; die auf dem Wege der Erleuchtung Wandelnden: das christliche Volk, und die nach der vollkommenen Einigung Strebenden: die Therapeuten oder Einsiedler und Mönche. Zugleich mit diesen Darlegungen werden die Ceremonien und Symbole der Einweihungen, d. i. der Taufe, der eucharistischen Meßfeier und der Ordination des Priesters und Diakons und der speciellen Einweihung des Therapeuten vorgeführt und mystisch gedeutet, und so eine ziemlich vollständige Liturgie und ihre mystische Erklärung gegeben.

Die himmlische Hierarchie ist rein geistig; die kirchliche, entsprechend der sinnlich geistigen Natur des Menschen, symbolisch, d. i. die Gnadeneinweihungen in das mystische, göttliche Leben werden unter sichtbaren Zeichen vollzogen. Beide Hierarchien, die himmlische und kirchliche, bezwecken die Vergöttlichung oder die vollkommenste Gottähnlichmachung und Einigung der Engel und Menschen mit Gott.

3. Von den göttlichen Namen (περὶ θείων ὀνομάτων — de divinis nominibus) in 13 Kapiteln. Die an sich ganz unerfaßbare, weil unendliche Wesenheit Gottes, bemerkt der Verfasser einleitend, ist nur aus dem erkennbar, was Gott selbst über sich in der hl. Schrift geoffenbart und zwar in den Namen, die er sich gegeben hat, da er zugleich namenlos und allnamig ist. Daher werden hier die in der Schrift vorkommenden Namen und Bezeichnungen und damit das Wesen und die Eigenschaften Gottes in sehr eingehender, tief- und scharfsinniger Weise erläutert. Außerdem kommt Dionysius auf das Böse, dessen Ursprung und Wesen, auf die Trinität und Erlösung zu sprechen. Diese Schrift ist sein Hauptwerk und enthält seine theologischen Grundanschauungen.

4. Von der mystischen Theologie (περὶ τῆς μυστικῆς θεολογίας — de mystica theologia), eine kurze Betrachtung über das göttliche Wesen, das, an sich unerfaßbar, unergründlich, unaussprechlich, weder mit bejahenden noch verneinenden Prädikaten erschöpfend und adäquat bezeichnet werden kann.

Diese vier Schriften sind dem „Mitpresbyter" Timotheus gewidmet.

5. Was die 10 Briefe betrifft, so sind die ersten vier, an den Therapeuten Cajus gerichtet, sehr kurze Excurse über verschiedene theologische Lehrsätze, über die Unwissenheit in Bezug auf Gott, das Urprincip der Gottheit, über die Menschwerdung Gottes. Der fünfte an den Liturgen Dorotheus erklärt in einigen Sätzen die göttliche Finsterniß, von welcher in der „mystischen Theologie" die Rede ist; der ebenso kurze sechste an den Presbyter Sosipater mahnt diesen, nicht so sehr polemisch gegen die falsche Lehre aufzutreten als ihr vielmehr eifrig, kräftig und lichtvoll die Wahrheit entgegen zu stellen. Der siebente an den Hierarchen Polykarp führt die nämliche Mahnung etwas weiter aus. Der achte an den Therapeuten Demophilus ist eine

längere theologische Abhandlung über des Menschen Wirken und Gottes Gnade, tadelt auch dessen strenge Behandlung der Büßenden. Im neunten an den Hierarchen Titus bespricht der Autor die Eintheilung der Theologie in die mystische und demonstrative und erläutert auf seine Bitten einige biblischen Symbole. Der zehnte, „an den Theologen Johannes, den Apostel und Evangelisten, in seiner Verbannung auf der Insel Patmos," bezeugt diesem die besondere Liebe und Verehrung des Verfassers und kündigt ihm die baldige Befreiung und Rückkehr nach Kleinasien an.

Diese Schriften sind von sehr großer Wichtigkeit, einmal wegen des tiefsinnigen, mystischen Inhaltes derselben, dann besonders darum, weil sie viele Jahrhunderte lang für ächte Schriften des apostolischen Areopagiten gehalten worden sind, und endlich weil sie auf die Entwicklung der mystischen Theologie des Mittelalters einen großen Einfluß ausgeübt haben.

Es frägt sich: wer ist als wirklicher Verfasser dieser Schriften anzusehen? Wie eben angedeutet wurde, hielt man bald nach ihrem Bekanntwerden und das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit Dionysius den Areopagiten (Apg. 17, 34), welcher auf die erste Predigt des Weltapostels im Areopag zu Athen den christlichen Glauben angenommen hat, erster Bischof von Athen geworden und wahrscheinlich als Martyrer gestorben ist[1]), unzweifelhaft für denselben. Zwar gibt sich der Verfasser Dionysius nirgends geradezu für den Areopagiten selbst aus; man sah ihn aber als denselben an, weil man glaubte:

a) er nenne sich einen Schüler des Paulus; b) es seien Timotheus, dem er die vier Schriften widmete, dann der Therapeut Cajus, die Hierarchen Titus und Polykarp, ferner

1) **Eusebius**, hist. eccl. III. 4. Manche hielten ihn auch für den ersten Apostel Galliens und ersten Bischof von Paris, für den Gründer von St. Denis, und noch hat diese Meinung Vertreter.

Sosipater und Dorotheus, an welche er Briefe richtete, die bekannten Apostelschüler mit diesen Namen; c) er berichte, daß er mit Petrus und Jakobus „den lebendigmachenden und gottaufnehmenden Leib," d. i. die heilige Jungfrau Maria besucht und gesehen habe; d) es sei von ihm zugleich mit dem heidnischen Philosophen Apollophanes die Finsterniß, welche bei dem Tode des Herrn eingetreten, zu Heliopolis beobachtet worden. Dazu kommt dann e) der Brief an den Apostel und Evangelisten Johannes auf Patmos, woraus, wie es den Anschein hat, unzweifelhaft erhelle, daß der Verfasser ein Zeitgenosse dieses Apostels gewesen sei und unter Kaiser Domitian gelebt und geschrieben habe.

Von diesen Meinungen geleitet, hielt man unbedenklich den apostolischen Dionysius und Areopagiten für den Autor, eine Meinung, welche den Schriften selbst großes Ansehen verlieh. Dessen erfreuten sie sich denn auch unbestritten das ganze Mittelalter hindurch in der morgenländischen und abendländischen Kirche; in dieser seit der griechische Kaiser Michael Balbus ein Exemplar derselben Ludwig dem Frommen zum Geschenke gemacht (827), und Scotus Erigena es dann ins Lateinische übersetzt hatte[1]). Berühmte griechische Gottesgelehrte, wie Johannes Scythopolis, Maximus der Bekenner, Andreas, Erzbischof von Kreta, und die angesehensten scholastischen Theologen, ein Hugo von St. Victor, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Dionysius der Carthäuser († 1471) schrieben Commentare zu einzelnen dieser Schriften.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst und mit dem Erwachen der Kritik erhoben sich indeß bald Bedenken gegen deren Aechtheit. Zuerst that dieß Baratier, dann Laurentius Valla, Erasmus von Rotterdam, Morinus,

1) Vor Scotus Erigena hatte der Abt Hilduin von St. Denys eine lateinische Uebersetzung gefertigt.

Sirmond, Dalläus u. A. Le Nourry erhob die Unächtheit zur Gewißheit; seitdem steht sie fest[1]).

Es sprechen gegen die Authenticität in der That viele und entscheidende Gründe: 1. Waren diese Schriften bis ins 6. Jahrhundert ganz unbekannt, ein Umstand, der absolut unerklärlich ist, wenn sie von dem Areopagiten herstammen. 2. Beriefen sich die Monophysiten auf dem Concil zu Constantinopel im Jahre 532 unter Kaiser Justinian zum ersten Male auf sie, obgleich mit Unrecht. 3. Wurden sie sogleich als unächt und den Vätern gänzlich unbekannt von den anwesenden katholischen Bischöfen zurückgewiesen.

Diese äußeren Gegengründe werden dann noch durch ebenso gewichtige innere verstärkt. a. Kommt darin der Ausdruck „Hypostase“ (ὑπόστασις) constant in der Bedeutung „Person“ vor, während er in den ersten drei Jahrhunderten gleichbedeutend mit „Substanz“ genommen wurde. b. Werden die Termini „unvermischt“, „unverwandelt“, „unverändert“ bezüglich der Vereinigung der beiden Naturen in Christus im Sinne der späteren Theologie gebraucht. c. Wird vom Mönchthum wie von einer seit langer Zeit bestehenden und vollständig ausgebildeten Institution und ebenso von einem bis ins Einzelnste ausgebildeten kirchlichen Cultus gesprochen. Endlich d. hat auch die eigenartige Schreibart mit ihren neuern Wortformen, hyperbolischen Ausdrücken und langen künstlichen Sätzen nichts mit der Einfachheit der Schriften der Apostel und apostolischen Väter gemein.

Aber selbst abgesehen von diesen Gründen, welche allein schon beweisen, daß der Verfasser unmöglich der apostolischen Zeit angehört haben könne, beruht die Meinung, derselbe gebe sich für den Areopagiten aus oder bezeichne sich als einen Apostelschüler, überhaupt auf einer irrigen Auffassung

1) Le Nourry, apparatus ad bibliothec. max. Dissertatio de operib. s. Dionysii. c. 1—22. Migne, cursus Patrol. ser. graec. T. 3. p. 9—56.

und Deutung der fraglichen Stellen. Denn nichtszusagen davon, daß er sich nirgends den Areopagiten nennt oder nur insinuirt, er wolle für denselben gehalten werden, sagt er auch: a. mit keiner Silbe, daß er ein Schüler des Paulus sei, d. i. seinen persönlichen, mündlichen Unterricht genossen habe. Er nennt vielmehr einen gewissen Hierotheus seinen hochverehrten Lehrer, welchem, wie ihm selbst, „der selige Paulus eine gemeinsame Sonne gewesen sei"[1]), durch dessen Schriften sie beide also mit der Kenntniß der göttlichen Dinge erfüllt worden seien. b. Ueberdieß beruft er sich für seine Lehre von der Kindertaufe auf dasjenige, was „die gottgestaltigen Lehrer, durch alte Ueberlieferung belehrt, auf ihn fortgepflanzt haben[2])". Mithin gehörten nicht einmal seine Lehrer, geschweige denn er selbst, der apostolischen Zeit an, da ja diese schon durch eine alte Ueberlieferung über die Erlaubtheit und Giltigkeit der Kindertaufe belehrt worden sind. c. Läßt sich nicht beweisen, daß mit den fraglichen Namen die betreffenden Apostel und Apostelschüler gemeint seien; ja es ergibt sich im Gegentheil aus den Schriften selbst mit vollständiger Sicherheit, daß z. B. Timotheus, dem sie gewidmet sind, unmöglich der Paulusschüler seyn könne. Denn der Verfasser nennt ihn wiederholt seinen Mitpresbyter, sogar seinen Sohn[3]) und ertheilt ihm Belehrungen, wie einem Schüler, was nimmermehr auf den berühmten Apostelschüler und Bischof von Ephesus sich beziehen kann, auch wenn Dionysius älter war als er[4]). d. Ferner wird darin die Stelle aus dem Briefe

---

1) De div. nominib. c. 7. §. 1; c. 3. §. 2.

2) De eccl. hierarchia, c. 7. n. 3. §. 11.

3) L. c. c. 1. §. 1. c. 3. §. 1. etc.

4) So ermahnt er ihn einmal: „Aber hüte dich, das Allerheiligste auszuplaudern, sondern achte und ehre die Geheimnisse des verborgenen Gottes." Ja, Timotheus kennt nicht einmal den Sinn und die Gnadenkräfte der liturgischen Weihegebete und muß sie

des Ignatius von Antiochien an die Christen in Rom (c. 7): „Meine Liebe ist gekreuzigt", citirt[1]), also aus einem Briefe, der erst im Jahre 107 geschrieben wurde, wo Timotheus, der Paulusschüler, schon lange nicht mehr am Leben war. Und was den Polykarp betrifft, so paßt der belehrende Inhalt des Briefes ebenso wenig auf den Johannesjünger, wozu noch kommt, daß der fragliche Brief in einer Florentiner Handschrift die Ueberschrift hat: „an den Presbyter Polykarp", was den Hierarchen, das ist den Bischof von Smyrna, unbedingt ausschließt.

Dieses Ergebniß ist nun auch von Wichtigkeit für die übrigen erwähnten Namen, da es andeutet, daß auch bei diesen an die Apostelschüler nicht zu denken sei.

e. Auch die Meinung, Dionysius berichte, er habe die Mutter des Herrn gesehen, entstand aus einem ähnlichen Mißverständnisse; denn die betreffende Stelle handelt nicht von einem Besuche des Grabes Maria's oder eines Besuches bei ihr während ihrer Lebenszeit, sondern von einem großen Wallfahrtszug nach Jerusalem zum Grabe des Erlösers, an dessen Spitze mehrere Bischöfe, Theologen und Geistliche standen, indem sie von den Rednern und ihren Reden spricht, die bei dieser Gelegenheit daselbst zur Verherrlichung des Grabes des Herrn und des Kreuzes, als des Zeichens des Lebens, gehalten wurden. Seine Worte sind in genauer Uebersetzung diese: „Selbst neben unsern gottbegeisterten Hierarchen — als, wie du weißt, sowohl wir als auch er" (nämlich des Dionysius Lehrer Hierotheus), „als viele unserer heiligen Brüder zur Schau des lebendigmachenden und gottaufnehmenden Leibes zusammenkamen[2]) — es war aber auch Gottes Bruder Jakobus dabei und Petrus, die hervorragendste und älteste

---

erst von Dionysius „nach der heiligen Ueberlieferung" kennen lernen. L. c. c. 1. §. 1. c. 7. n. 3. §. 3. 10. 11.

1) De div. nom. c. 4. §. 12.

2) De div. nom. c. 3. §. 2.

Spitze der Theologen — da wurde nach beendeter Schau beschlossen, daß die gesammten Hierarchen jeder nach seiner Fähigkeit die unbegrenzt mächtige Güte der urgöttlichen Schwachheit preisen sollten —, selbst neben unsern gottbegeisterten Hierarchen also übertraf er" (Hierotheus) „doch, nach den Theologen, alle andern heiligen Lehrer, ganz aus sich herausgehend, ganz sich entrückt, die Vereinigung mit dem Gepriesenen" (Christus) „leidend, weßhalb er auch von Allen, die ihn sahen und hörten, sowohl Bekannten als Unbekannten, für einen gottbegeisterten Mann und für einen göttlichen Redner gehalten wurde." Dionysius erwähnt dieses Wallfahrtszuges nur nebenher, um seinen Lehrer als einen alle übertreffenden gottbegeisterten Mann zu preisen. Aus seinen Worten geht aber klar genug hervor, daß hier von einem Besuche bei der Mutter des Herrn nicht die Rede ist. Der lebendigmachende Leib, der Gott aufgenommen hat, ist das Kreuz, an dem der Sohn Gottes gehangen und von dem Leben stammt; „die Schau" desselben ist gleich einer „Heiligthumsfahrt" und der dabei an Ort und Stelle stattgefundenen gottesdienstlichen Feier. Nach derselben fanden diese begeisterten Reden statt zur Lobpreisung „der unbegrenzt mächtigen Güte der urgöttlichen Schwachheit", das ist, des Mensch gewordenen Sohnes Gottes, der in seiner unbegrenzten Güte, obgleich der Allmächtige,. in gänzlicher Selbstentäußerung und scheinbarer Ohnmacht und Schwachheit sich in den gewaltthätigen Tod am Kreuze hingegeben hat. Somit spricht hier Dionysius von einem großen Wallfahrtszuge nach Jerusalem, wie bekanntlich solche zum Grabe des Erlösers und zur Verehrung des unter Kaiser Constantin von seiner Mutter Helena aufgefundenen Kreuzes sehr zahlreich waren. Und erklärlich ist es, daß an Ort und Stelle Lobreden gleichsam im Wettstreite von den Bischöfen und Geistlichen zur Verherrlichung des Kreuzestodes des Gottmenschen und des heilbringenden Kreuzes gehalten werden mochten, wie dieß Dionysius berichtet.

f. Endlich liegt auch in Bezug auf die angebliche Sonnenfinsterniß, die Dionysius beobachtet hat, wohl ein ähnliches Mißverständniß vor; denn die Worte: „Was sagst du von der in dem heilbringenden Kreuze erfolgten Sonnenfinsterniß?“ [1]) reden keineswegs ausdrücklich von der beim Tode des Herrn eingetretenen Finsterniß, sondern überhaupt von einer außergewöhnlichen Sonnen-Eklipsis, bei welcher das Zeichen des Kreuzes am Himmel erschien, wie ein solches Kaiser Constantin auf seinem Zuge gegen Maxentius beobachtete, wie Cyrill von Jerusalem über eine ähnliche Erscheinung an den Kaiser Constantius berichtete, und wie dergleichen Phänomene auch bei dem Versuche des Wiederaufbaues des Tempels zu Jerusalem unter Kaiser Julian und sonst noch öfter geschaut wurden. Wir werden später darauf zu reden kommen, welche Erscheinung des Kreuzes etwa damit gemeint seyn könne. Hier sei nur bemerkt, daß sie mit dem eben besprochenen Wallfahrtszuge zeitlich im chronologischen Zusammenhange gestanden haben müsse, da sie, wie dieser, in der Lebenszeit des Dionysius statt gehabt hatte.

Es ergibt sich somit aus diesem kurzen Nachweise mit großer Sicherheit, daß alle diese Momente, welche man für den apostolischen Areopagiten verwerthet hat, auf eine viel spätere Zeit hinweisen, und daß somit dieser als Verfasser der bekannten Schriften nicht angesehen werden könne[2]).

Eine Instanz für ihn bildet nur noch sein Brief an den Apostel Johannes auf Patmos. Sie ist freilich eine sehr starke; denn es scheint sich aus demselben unzweifelhaft zu ergeben, daß der Verfasser ein Zeitgenosse des genannten

1) *Τί λέγεις περὶ τῆς ἐν τῷ σωτηρίῳ σταυρῷ γεγονυίας ἐκλείψεως*; Ep. ad Polyc. §. 2.

2) Ausführlich hat diesen Nachweis geliefert Dr. Fr. Hipler in seiner mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit verfaßten Schrift: „Dionysius der Areopagite. Untersuchungen über Inhalt und Glaubwürdigkeit der unter diesem Namen vorhandenen Schriften.“ Regensburg, 1861.

Apostels, also wirklich der apostolische Dionysius gewesen sei. Daß diese Instanz eine große, zeigen auch die Versuche, die man gemacht hat, sie zu beseitigen. Es wurde dieß auf zwei Wegen versucht; man leugnete entweder geradezu die Aechtheit dieses Briefes, oder behauptete, Dionysius habe denselben zwar geschrieben, aber als eine Fiktion, indem er in einer müßigen Stunde zum Zeitvertreibe denselben concipirt und sich dabei in die Situation gedacht habe, als würde er ihn wirklich an den verbannten Apostel richten; und so sei der Brief entstanden, wie so manche andere apokryphische Schriften. So meinte Hipler.

Allein wer wird glauben, daß auf die eine und andere Weise die klar vorliegende Schwierigkeit wirklich gelöst ist? Denn wenn die neun andern Briefe für ächt zu halten sind, warum soll gerade der zehnte unächt seyn? Und wenn jene nicht fingirt, sondern an die genannten Persönlichkeiten wirklich gerichtet worden sind, wie soll gerade dieser eine Ausnahme machen und eine müßige Fiktion seyn? Dieser Annahme widerspricht unzweifelhaft auch der fromme und ernste Sinn des Dionysius. Es wird daher schwerlich zu viel behauptet, wenn man sagt, daß mit diesen beiden Lösungsversuchen die Schwierigkeit eigentlich mehr umgangen als wirklich gehoben ist. Ich wenigstens vermag darin eine befriedigende Lösung nicht zu finden, und erlaube mir daher, im Folgenden eine andere in Vorschlag zu bringen.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

XIV.

Bilder aus den Alpenländern.

III. Kirche und Bildung in Tyrol.

Es ist schwer, irgend etwas über die politischen, socialen und Culturzustände Tyrol's zu lesen, sei es ein vollwichtiges Buch oder ein fliegendes Blatt oder Zeitungsartikel, ohne auf die Frage der Glaubenseinheit zu stoßen. In vielen literarischen Erzeugnissen Jungtyrols bildet sie ein stehendes Thema, und man hat nicht Worte genug, dieses den finstersten Jahrhunderten entstammende Statut als eine Ausgeburt roher Intoleranz, pfäffischer Bornirtheit und Herrschsucht und als die Ursache alles Verderbens in Tyrol vor der gebildeten Welt Deutschlands anzuklagen. Wenn man die Schriften der ältesten Apologeten, besonders auch des Orosius und Augustin's Werk „De civitate Dei" liest, so wird man unwillkürlich an die Anklagen der Jungtyroler erinnert, denen zufolge gerade wie die heidnischen Römer zu jener Zeit dem Christenthume alles Unglück, Krieg, Ueberschwemmung, Mißwachs, Erdbeben, Mäusefraß und Verarmung zuschrieben, die Gegenreformation die Quelle alles Unheils für Tyrol geworden ist. „Commovere servulis dei invidiam de Caesare" war nach des Ambrosius Klage die Strategik der Häretiker seiner Zeit; wer müßte auch nicht der Kirche zürnen, wenn sie wirklich so wäre, wie sie hier dargestellt wird, die mater ferax malorum wäre? „Sire! geben Sie Gedankenfreiheit!" — diese Worte des Marquis Posa bilden daher den stehenden Refrain in allen derartigen Lucubrationen.

Ich bin nicht gewillt, in dieser Frage, die nichts weniger als in einigen kurzen Aufsätzen sich besprechen läßt, mich auf das Gebiet staatsrechtlicher und historischer Untersuchungen zu begeben, wenn gleich es sonnenklar bewiesen ist, daß jedem Volke doch das Recht zustehen muß, in seinem eigenen Hause nach seinen Bedürfnissen sich einzurichten, und jeder Fürst die unbestrittene und heilige Verpflichtung hat, verbriefte Rechte zu wahren und Verträge nicht einseitig aufzuheben. Auch will ich nicht auf die zur Stunde noch zu Recht bestehenden Gesetze in so manchen protestantischen Ländern hinweisen, die sich um so weniger rechtfertigen lassen, als sie nicht den seit unvordenklichen Zeiten von der gesammten Bevölkerung bekannten und geübten, mit dem gesammten Volksleben innigst verwachsenen Glauben schützen und hegen, sondern im Dienste eines neuen, durch List und Gewalt eingeführten Religionswesens, und wahrlich nicht mit Zustimmung eines freien Volkes gegeben worden sind. Aus Buckle's „Geschichte der Civilisation", einem sicherlich von Ultramontanismus freien Buche, mag sich Jeder, der weitere Belehrung über protestantische Toleranz sucht, hinreichend unterrichten.

Auf einen Segen will ich jedoch hinweisen, den die „Glaubenseinheit" für Tyrol gebracht hat; hätte sie keine andere Folge gehabt, als daß sie, abgesehen von Bürgerkriegen, dieses Land von den jüdischen Parasiten bewahrte, so wäre diese Wohlthat groß genug, um so manche Härten des Gesetzes auszugleichen. Denn das kann doch wohl kein Verständiger mehr läugnen, daß das Ueberwuchern des jüdischen Elementes eine höchst bedenkliche sociale Krisis hervorrufen muß.

Hätte Professor Dr. Egger und wer ihm zustimmt, bei Land und Leuten, in Deutschland und anderswo sich umgesehen, er würde anders urtheilen. Sein Buch ist nicht ohne Geschick gemacht, und Fleiß kann man dem Verfasser auch nicht absprechen. Aber es thut Einem in der Seele leid, wenn so eine im Grund gewiß ehrliche Tyrolernatur nach

Zuständen verlangt, wie wir sie in so vielen Gegenden Deutschlands beklagen, und wie ein verwöhntes Kind das Brod, welches das eigene Haus ihm bietet, wegwirft, um fremdes zu betteln. Daß der Verfasser sein Leben lang aus den Bergen seiner Heimath nicht weit hinausgekommen und sein Liberalismus ein importirter, von zweiter Hand überkommener ist, sieht man dem Buche beim ersten Blicke an. Unser Einem, der sich in der Welt etwas umgesehen und die von dem Tyroler so sehr beneideten Culturfortschritte auf ihren ächten Gehalt zu prüfen hinlänglich Gelegenheit hatte — auch E. v. Hartmann hat bekanntlich eine Charakteristik unserer Culturperiode, namentlich jener in der Metropole deutscher Intelligenz gegeben, vor der uns abwechselnd ekelt und graut — kann diese kindliche Unkenntniß der thatsächlichen Zustände nur Bedauern und Befremden erregen. Gäbe Gott uns in der Pfalz, in Thüringen, in Franken, in Sachsen, im badischen Lande und in einem großen Theile von Preußen Zustände, wie sie Tyrol noch hat. Wenn einmal in der schönen lebhaften Maria-Theresienstraße zu Innsbruck Straße auf Straße ab die schönsten Häuser den Juden gehören, wenn die reich gewordenen oberen Tausend dieses Volkes aus der Bel-etage der Wohnungen in der vornehmen Museumsstraße heraussehen und von den zu Innsbruck angesessenen Kaufleuten Einer nach dem Andern fällt, von der jüdischen Schlauheit und Concurrenz eingeschnürt und umgarnt, wenn es heißt: Haec mea sunt, veteres migrate coloni! — dann freilich, aber zu spät, dürfte mancher Jungtyroler einsehen, daß die landläufigen Phrasen von Intelligenz, Toleranz, freier Entfaltung aller Kräfte u. s. f. doch noch einen andern Sinn haben im Munde Anderer — die Möglichkeit nämlich, ein gesetzliches Raubsystem zur Anwendung zu bringen.

Weh! weh! Sie ist zerstört die schöne Welt;
Sie stürzt, sie zerfällt,
Der Zeitgeist hat sie zerschlagen,
Und was wir von Weisheit sagen,
Wir werden zu Grabe getragen.

Der erschreckende Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung namentlich in Franken, am Rhein, in Preußen, im Elsaß, in dem einst so gesegneten Südbayern hat nicht zum geringsten Theil seinen Grund in dem Ueberwuchern jüdischer Unterhändler, welche ihr Netz über ganze Länder geworfen haben. Kann doch in Franken keine Kuh mehr vom Bauer gekauft oder verkauft werden, ohne daß der jüdische „Schmuser“ den Handel abschließt. Und man sage nicht, das ist der Bauern eigene Schuld; sie sollen sich von diesem Einflusse des Judenthums emancipiren. Das vermag er so wenig auf dem Gebiete des Viehhandels jetzt mehr als die französische Bank im verflossenen Jahre gegen Rothschild den Kampf auf die Dauer zu führen vermochte. Der jüdische Ring umschließt ihn immer enger und erwürgt ihn, wenn er zu widerstreben wagt.

Und nun vollends in Oesterreich, wo das gesammte geistige und wirthschaftliche Leben dem Judenthume zu verfallen droht, dürfte es doch hoch an der Zeit seyn, statt der Klagen über Ultramontanismus, womit die liberale Presse die denkfaule Menge einlullt, einmal zu der Erkenntniß zu erwachen, welche unermeßliche Gefahr bevorsteht. Ist ja doch die Wiener Börse ganz in jüdischen Händen; unter den 370 Personen, welche in Niederösterreich als Schriftsteller in die amtlichen Verzeichnisse eingetragen sind, befinden sich nur 45 Nichtjuden, unter 2140 Advokaten sind 1024 Juden, unter 2488 Besuchern der höheren Schulen Wiens 1038. Die Benediktiner am Schottengymnasium mußten bekannt machen, daß sie keine Juden mehr aufnehmen können, da die Hälfte ihrer Schüler schon Juden waren. Unter 60,000 Zwischenhändlern sind 30,000 Juden. Auf dem Journalistentag in Dresden waren von 43 Zeitungsvertretern 29 Juden. Man sage nicht, diese ungesunden Zustände seien Folgen der früheren Unfreiheit; in Elsaß sind die Juden seit fast einem Jahrhundert, in Deutschland seit einem Menschenalter emancipirt; das Uebel ist unter der Aera der Emancipation nur noch rascher gewachsen, und ist namentlich das

liche Urtheil über Recht und Unrecht im höchsten Grade getrübt worden, bis endlich die Gesetzgebung sich aufraffte, um über die verschiedenen Arten zu „verdienen“ ihr Urtheil zu sprechen. Uebrigens weiß jeder Kenner der Geschichte, daß schon längst vor Christus und dem Drucke, mit dem das Christenthum auf den Juden gelastet haben soll, der Schacher ihre liebste Beschäftigung, und darum das Volk nach dem Zeugnisse des Horatius, Cicero, Juvenal, Tacitus dem noch rechtlich denkenden Römer verhaßt war.

Nach den Ergebnissen der Statistik nimmt allerdings die jüdische Bevölkerung auf dem flachen Lande ab; dagegen hat sie in den größeren Städten in unverhältnißmäßiger Weise zugenommen. Das Landvolk ist eben großentheils ausgesogen; in den Städten dagegen ist noch reiche Beute zu hoffen.

Nehmen wir die nachgewiesene höhere Fruchtbarkeit des jüdischen Stammes hinzu, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in nicht mehr langer Zeit die jüdische Bevölkerung den größten Theil des Nationalvermögens an sich gezogen haben wird. Wie die Wasser nach abwärts fließen, wie der Magnet das Eisen anzieht, so folgt das Gold physikalischen Gesetzen. Die Mahnung: Help you self! findet hier keine Anwendung, da der Einzelne einer durch Blut, Sitte, Religion, Gewohnheit eng verbundenen Gesellschaft gegenüber, die durch mehr als zweitausendjährige Uebung Jedem überlegen ist, nothwendig ohnmächtig bleiben muß. „Kann ich die volle Summe nicht gleich schaffen, nun was thut's? Tubal, ein wohlbegüterter Hebräer, hilft mir schon aus“, haben schon gar Viele mit Shylock gesprochen. Auch fällt es vielen Deutschen noch schwer, „zu lächeln und immer zu lächeln, und doch ein Schurke zu seyn.“

Es ist vollkommen richtig, daß durch das erwähnte Gesetz es dem Ausländer nicht so leicht gemacht ist, in Tyrol Boden zu gewinnen, und es bildet darum in gewisser Beziehung einen Hemmschuh für die aufblühende Industrie. Wer die Schweizer-Kantone Zürich, St. Gallen, Aargau mit Tyrol

vergleicht, mag letzteres bedauern, daß es nicht mit rauchenden Schlöten, schnurrenden Spindeln und dem ermüdenden Einerlei der Fabriken gesegnet ist; die Schweiz ist darum im Ganzen ein reiches Land und Tyrol im Ganzen ein armes Land. Doch möchten wir ihm um gleichen Preis nicht Reichthum wünschen. „Nicht Reichthümer und Aufklärung", sagt einmal der Reichsfreiherr von Stein, „sondern tapfere, reine und fromme Völker sichern die Zukunft der Staaten"; und es ist ein prophetisches Wort, das immer uns das Horoskop zu stellen vermag:

Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem,
Nullum crimen abest, facinusque libidinis, ex quo
Paupertas Romana perit.

Auch hat Tyrol noch nicht seine Heerden von Fabriksklaven, die, wie die Arbeiter in den englischen Kohlenbergwerken und die Heloten in den Spinnereien, bleich, verkrüppelt und verkümmert und dabei vielfach sittlich verderbt mit keinem Zuge mehr an ihre Ahnen erinnern. Gottlob! sagte mir vor Jahren ein Freund, mit dem ich von der Schweiz herüber nach Tyrol kam, da begegnen uns doch wieder gesunde, kräftige, schöne Menschen. Eine Fabrikbevölkerung wird früh oder spät physisch und moralisch entnervt; aus dem Walde, von den Alpen herab, vom Pfluge hinweg sind die Männer gekommen, die wie Arnold von Winkelried in alter, der „Senseler" zu Spinges in neuerer Zeit ihre Brust dem Feinde boten, und für Vaterland und Freiheit gefallen sind. Aus dem Kohlenstaub und der Fabrikatmosphäre gehen keine Andreas Hofer hervor. Was für ein Mannesstolz spricht nicht aus dem Spingeser Liede, diesem Trutzliede der Bauern[1]),

---

1) Nur bruchstückweise, mit eigenthümlicher Melodie hatte sich das „Spingeser Schlachtlied" im Volksmund erhalten. Als man damit umging, die Strophen zu sammeln und durch Druck zu verbreiten, wurde ein Exemplar des Urtextes aus den neunziger Jahren, vielleicht das letzte, gefunden. Durch dasselbe erwiesen sich die mündlich überlieferten Strophen, im Ganzen zehn, als ächt.

welche in der Schlacht zu Spinges am 2. April 1797 „mit Gott für Kaiser und Vaterland“ kämpften und ganz Tyrol von seinen Drängern befreiten!

1.

Jatz wöll'n mar gien 'n Franzosen z'gögn gien,
Was hobn sie denn bei ins herinnan z'thien?
Es hat sie einar b'langt
Mir hob'n sie nit verlangt,
So kam aniader Nor
Fraß ins mit Haut und Hoor
Dös geaht nit, eija: woll:
In Tyrol.

5.

Au Mander! schaugt's Wötter kimmt woltan grob,
Es steigt schon dahear awar blitz blow:
Voarun die Reiterei,
Die Sabel glitzen frei
Lost nur es schnöllen schoan
Die Birn groß und kloan:
Gragg, grigg, gragg, pum: pum:
Um und um.

8.

Der Damper ob'n der rotzige Bua
Er schlöt ihnen frei in Wirbl vorzua:
Bua du bist miar nit z'hoach
Dös ist bei löschter Stroach
Schaug wia die Drummel kracht
Ear Burzigagl macht:
Holla Damperl ist dir: z'hoaß:
Glück auf d' Roas.

9.

Beim Saggara, da trefft jo schoan mear
A nuiar Hauf'n um's Oggal dohear;
Geah Josel Hanns und Veit
Reibt Enk auf die oane Seit
Greifts die Löttar rücklings un,
Daß koaner fliach'n kun:
Und geat ihnen reasch auf d': Har:
Mit der Prar.

Damit möge man die Gassenhauer vergleichen, wie sie im Jahre 1849 von dem radikalen Gesindel in Baden und der Pfalz gebrüllt wurden.

Unbegreiflich ist es uns, daß Professor Dr. Egger die Verarmung des Landes Tyrol zum Theil dem Klerus zur Last legt. Wie dieß? Leben die Geistlichen vielleicht besonders üppig, verprassen sie den Schweiß des Volkes an wohlbesetzten Tafeln? Die einfache, ja ärmliche Lebensweise der Tyroler Curaten ist männiglich bekannt, und auch Dr. Egger hat dessen kein Hehl; sie haben in der Regel kaum den dritten Theil der Einkünfte, wie sie in Deutschland eine protestantische Durchschnittspfarrei ihrem Inhaber bietet. Jeder andere Stand in Oesterreich ist weit besser besoldet, seit neuester Zeit auch das Schmerzenskind des aufgeklärten Philisters, der Schullehrer, namentlich wenn er „Schulleiter" ist, wie man in Oesterreich den Oberlehrer nennt. Auf einer Reise durch das Salzkammergut traf ich in den letzten Jahren einen Curaten in der dritten Wagenklasse; sein Lehrer dagegen fuhr in der zweiten.

Deßwegen, sagt man uns, mehren die Geistlichen die Armuth, weil sie den Bauern verleiten, schöne Kirchen zu bauen, und unermüdet für den Schmuck des Gotteshauses sorgen. Das erinnert ja unwillkürlich an die Pharisäer, welche Maria Magdalena anklagten wegen Verschwendung, als sie die Füße des Herrn mit kostbaren Narden salbte. Wen dieß ärgert, der gehe einmal nach Thüringen oder anderswohin, so recht in das Herz des Protestantismus; da wird er den Pfarrer in schönem Hause mit wohlgepflegtem Garten wohnen sehen, während das Haus Gottes ein Muster von Geschmacklosigkeit ist, häufig verwahrlost und voll Schmutz. Das ist nun freilich, wie noch gar manches Andere, nicht evangelisch, wiewohl sie sich die Evangelischen nennen. Und wer die Briefe des hl. Hieronymus nachlesen wollte, der würde finden, daß man es schon damals, gerade so wie noch heute in Tyrol, als die schönste Aufgabe des Geistlichen be-

trachtete, seine Kirche zu lieben und zu schmücken wie seine Braut. Die tieferen Gründe hiefür habe ich hier nicht zu erörtern; sie liegen im Wesen des katholischen Glaubens und sind in der Liturgie hinreichend klar angedeutet.

Aber selbst vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet sind diese schönen Tyroler Gotteshäuser von höchster Bedeutung und ihr Einfluß auf ächte Volksbildung ungleich größer als jener der Schulpaläste, an deren Erbauung auch in Tyrol die Gemeinden sich verbluten müssen. „L'église", sagt einmal Guizot, „c'est la grande école du respect" — Ehrfurcht, Demuth, Liebe, Pietät, das ist es ja, was unserem Geschlechte vor Allem noth thut, und wo anders wird es so oft, so eindringlich, so feierlich, so unter dem überwältigenden Eindrucke göttlicher Sanktion verkündet als eben hier im Gotteshause? In der Schule gewiß nicht; denn da wird nach Systemen gelesen, die heute officiell vorgeschrieben sind und morgen zu den Todten geworfen werden. Was der Professor an der Universität vorträgt, hat er etwa aus Kant oder Hegel oder Herbart geschöpft; die Professoren an den Pädagogien und Gymnasien haben es so von ihm gelernt, weil sie darin geprüft werden, und die Lehrer an den Elementarschulen wiederholen getreu, was diese ihnen als unfehlbare Wahrheit beigebracht haben. Nach einem Jahre oder Jahrzehnt kommt ein anderer Professor und mit ihm ein anderes System.

Da ist es doch mit dem Lehramt der Kirche ganz anders bestellt, cujus rex veritas, cujus lex caritas, cujus modus aeternitas, wie Augustinus sagt. Gönnt dem armen Manne in seinem engen Thale, mit seinen trüben kurzen Wintertagen, dem die Last des Lebens schwer auf die Schultern drückt, gönnt ihm doch seine schöne Kirche. Sie läßt ihn vergessen seine schwere Arbeit, seine dürftige Nahrung, sein hartes Loos in Noth und Entbehrung bis zum Tode; sie gibt seinem ganzen Wesen einen idealen Schwung, stellt ihn in die Strömung des Ewigen und verleiht ihm so ein menschenwürdiges

Daseyn, um dieses so viel mißbrauchte Wort auch einmal am rechten Orte zu gebrauchen. Nein, tausendmal nein, wer dem armen Volke seine schöne Kirche rauben möchte, wer die Wittwe tadelt, die ihr Schärflein in den Opferkasten wirft, um auch ihren Theil beizutragen und Gott ein Haus zu bauen, wer nicht vielmehr wünscht, überallhin sie zu bauen, wenn es möglich wäre, der hat kein Herz für sein Volk. Von jeder schönen Kirche, wie deren so viele in Tyrol stehen, selbst an kleinen Orten, wie Steinach, Sterzing, Bruneck, St. Pauls im Eppan, Jenesien, Terlan, Proveis u. s. f. gilt Schiller's Wort:

Wie wurde mir, als ich in's Inn're nun
Der Kirche trat, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte.
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung . . .
O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!

Einen Mißton empfindet nun allerdings der Fremde in diesen schönen Tyroler Kirchen. Nur selten, wie z. B. in der heimlichen Wallfahrtskirche auf dem Georgenberge durch P. Placidus, hört er verständlich, würdig, erbaulich den Priester vorbeten, namentlich beim Rosenkranzgebet; viel häufiger dagegen so hastig, so unverständlich, so wenig erhebend, daß der Eine sich daran ärgert, der Andere darüber spottet; daß das Volk es nun gerade so macht, ist die nothwendige Folge. Der schönste Schmuck des Gotteshauses ist denn doch die Stimme des Gebetes; nicht lauteres Gold, nicht kostbare Perlen, nicht glänzender Marmor loben Gott so, wie der Menschengeist, der vor ihm anbetend sich beugt, zu ihm ruft und verlangt, vor ihm seine Armuth und seine Schuld bekennt im Worte des Gebetes. All' jenes ist Ma-

terie; hier ist Geist; und alle Herrlichkeit der Schöpfung verschwindet vor den Gedanken im Menschengeiste, dem nächsten Bilde Gottes. Der Maler verläßt sein Bild nicht, er hätte denn den letzten Strich gethan, der es vollendet; die schönsten duftigsten Blumen aus ihrem Garten opfert die Jungfrau auf dem Altare; der Mann des Gebetes das Beste, was er hat, sein Wort, in dem das innerste Leben seiner Seele Form und Gestalt gewonnen hat. Und das ist denn in der schönen ideenreichen Kirche das Schönste und Idealste.

Sollte Jemand diese Bemerkung weniger angenehm berühren, der erwäge Bernhards Wort: Habet vera amicitia nonnunquam objurgationem, adulationem nunquam. Die hl. Schrift hat bekanntlich ein sehr ernstes Wort über den, qui facit opus dei negligenter. In ihrer schönen Kirche hat die Gemeinde ein Gotteshaus sich gebaut, aber auch eine Stätte der Kunst, die bildend und veredelnd auf das gesammte Leben zurückwirken muß. Man weist uns auf die Museen und Kunstsammlungen hin, deren Besuch den ästhetischen Sinn fördern soll. Daß diese nicht leisten, was man von ihnen erwartet, ist eine bekannte Thatsache. Nicht einmal dem Städter bieten sie, was sie sollen, und noch viel weniger den Landbewohnern, denen der Besuch nur äußerst selten gestattet ist. Der Eintritt kostet in der Regel Geld; der Bauer ist aber gewöhnt, seine Kreuzer zu Rathe zu halten; und selbst an den Tagen, an denen der Eintritt frei ist, muß er doch zahlen. Man nimmt ihm eben seinen Regenschirm und Stock und was er sonst noch in der Stadt eingekauft und mit sich trägt, ab, und gibt es ihm nur gegen ein Trinkgeld wieder. Da geht nun der Mann aus dem Burggrafenamt oder dem Sarnthale oder dem Vintschgau oder dem Pusterthale in den Sälen des Ferdinandeums umher, läßt sich an Tagen, die freien Eintritt gestatten, drängen und schieben, um alle die Siebensachen in Augenschein zu nehmen, die da aufgestappelt sind. Die Hellebarden, Streitäxte und Büchsen älterer und neuerer Construktion werden

ihn am meisten interessiren, vielleicht auch die Kleidungen, Matten und Pfeile der Wilden; bald aber fängt er an schwindelig zu werden. Neben einem Christusbild sieht er nackte Gypsfiguren, die nichts weniger als wie die Mutter Gottes oder die heilige Nothburg aussehen. Er schämt sich bei diesem Anblick, besonders wenn er „Weiberleut" oder gar seine Tochter Burgel bei sich hat; die intelligente Welt sagt, diese Schamröthe komme aus Mangel an gründlicher ästhetischer Bildung, in Wirklichkeit aber ist es das natürliche und christliche Schamgefühl, welches durch diese Darstellungen verletzt wird.

Der Mann hat auch vollkommen Recht; denn wir sind Deutsche und keine Griechen, die durch die Athletenkämpfe an den Anblick nackter Männer gewöhnt waren. Aber selbst die hellenische Kunst in ihrer besten Periode war keusch; und erst mit dem Verfall, als die Plastik in den Dienst spätgriechischer und römischer Lüsternheit getreten war, und die Göttin vor dem Weibe zurück trat, wagte es Praxiteles, seine Venus, nach dem Modell der Phryne gebildet, nackt darzustellen; wie Plinius meldet, war es selbst für seine Zeit noch ein Wagniß. Und auch Cicero würde unserm Tyroler Bauern den gebildeten Herren und Damen gegenüber Recht geben, da er die Schamhaftigkeit, welche verhüllt, als ein officium naturae bezeichnete.

Weiter sieht der Besucher verschiedene Gemälde von berühmten Tyroler Meistern, ausgegrabene antike Geräthschaften, deren Bedeutung er nicht kennt. Vielleicht erholt er sich wieder beim Anblicke von Hofers „Amulet"; doch als guter katholischer Christ begreift er nicht, warum man dieses Bildchen, welches die allerseligste Jungfrau mit dem Kinde, und an ihrer Seite St. Andreas, Hofer's Patron und den hl. Franziskus darstellt, ein Amulet heißt. Er nimmt sich ein Herz, und fragt einen nebenstehenden Herrn mit Zwicker, Backenbart und einem dicken rothen Buche in der Hand. Der schüttelt den Kopf und gibt keine Antwort; es ist ein

Engländer. Er fragt einen Zweiten, der recht freundlich aussieht und ein Innsbrucker Bürger zu seyn scheint. „Ein Amulet?“ antwortet dieser langsam und sich besinnend, „ein Amulet, ja schauen's, da bin ich ganz überfragt.“ Da sieht er einen Dritten mit großem Bart und goldener Brille; die Leute heißen ihn Hr. Professor; der muß es wissen, denkt der Bauer und wendet sich an ihn. „Ein Amulet“, belehrt ihn dieser, „ist ein Fetisch oder Götzenbild, das die Wilden zum Schutze gegen Zauberei am Halse tragen.“ Und mit einem „habe die Ehre“, das er zu seinem Nachbar spricht, empfiehlt er sich. Nun weiß unser Tyroler Bauer erst recht nichts. Der Sandwirth, denkt er sich, war doch kein Wilder; und die hl. Muttergottes ist auch kein Götzenbild. Nachdem er herausgekommen, ist ihm von alldem so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum.

Und es geht nicht blöß ihm so; auch den oben erwähnten Herrn und Damen, von denen jene Vorlesungen über Kunstgeschichte an der Universität besucht von den Indern, Babyloniern und Aegyptern an bis auf Makart, und diese „populärwissenschaftliche“ Vorträge gehört haben über Apollo von Belvedere, Laokoon, den goldenen Schnitt und das Schönheitsideal der Alten, sieht man es an, wie sie herzlich froh sind, ihr Pensum hinter sich zu haben; fordert es doch die Bildung, in allen Städten die Galerien zu besuchen, pflichtgemäß zu bewundern, mit Kennermiene hie und da zu tadeln und vor dem Torso des Hercules im Vatican, den man von allen Seiten mit Zwickern und Operngucken bald näher, bald ferner stehend anschaut, in Entzücken zu gerathen.

Im christlichen Gotteshause dagegen wirkt die Kunst mit ihrem vollen erhebenden Zauber auf das Gemüth. „Alle Religionen nähren die Kunst“, schrieb Canova an Napoleon I., „aber keine in solchem Maße wie die katholische.“ Es sind die höchsten, erhabensten Ideen, die hier zur Darstellung kommen — Gott, Himmel, Sünde und Erlösung, Zeit und Ewigkeit, das Leben des Heilandes, seiner göttlichen Mutter

und aller Heiligen mit ihren Kämpfen und Siegen, ihren Schmerzen und Freuden; in dem Vesperbild, das man in Deutschland vornehmer Pietà nennt, erscheint eine Tragik, tiefer und gewaltiger als in Niobe; Christus am Kreuze und Laokoon — wer möchte sie auch nur in Parallele stellen? Es ist ein dem Beschauer geläufiger Ideenkreis, der hier in Farbe und Stein Gestalt gewonnen hat; so ist er auch im Stande sich ganz in diese Bilder hineinzuleben, sie recht unmittelbar in ihrer überwältigenden Macht auf sich wirken zu lassen. Und die Kunst hat das erreicht, was sie seyn will und soll, eine Sache für Alle, populär im edelsten Sinne des Wortes; außerdem wird sie nur noch, aber wahrlich nicht immer zu ihrem Heile, in den Hallen der Fürstenpaläste und allenfalls im Salon des Börsenbarons eine Heimath finden, der für sie, um mit E. von Hartmann zu sprechen, ein Interesse hat wie der Berliner Großhändler für die Posse, die ihn für einen Abend amüsiren muß.

So bildet die Kirche durch die Predigt den Verstand des Volkes, indem sie ihm die großen Probleme vorlegt welche den menschlichen Geist von jeher beschäftigt haben, oder eine Lösung gibt, zu der schließlich, wie J. H. Fichte bekennt, „alle Philosophie zurück muß", soll sie nicht in Materialismus und Pessimismus untersinken. Das Gesetz des Evangeliums ordnet sein Leben und legt mit den unwandelbaren Sätzen der Moral zugleich die dauernden Fundamente für Staat und Gesellschaft, für bürgerliches Wohlseyn und Gedeihen. „Chose étrange", hat bekanntlich Montesquieu gesagt, „la religion chrétienne, qui ne semble d'avoir d'objet que la félicité de l'autre vie, fait encore notre bonheur dans celle-ci." Beim Anblicke dieser idealen Welt, wie sie in den Bildwerken des Gotteshauses uns entgegentritt, fühlt die Seele sich frei und weit und emporgehoben aus den trüben Gründen dieses Erdenthales in den reinen Aether großer, weihevoller Gedanken; da vergißt auch der Niedrigste seine Niedrigkeit und der Aermste seine Armuth; denn an

dem Allen darf er ja seinen vollen Antheil nehmen, Tag für Tag. Und da feiert er Feste, hehrer und herrlicher als der König an seinem Hofe. Man muß das Volk sehen, wenn es an einem besonders feierlichen Tage aus seiner Kirche kommt; diese Freude, diese Erhebung hat das Fest ihnen gebracht, das sie im Gotteshause wie ein Familienfest in ihres Vaters Hause gefeiert haben. Und die Erinnerung daran begleitet den Armen auf seinem Heimwege in die enge Hütte, und beleuchtet wie ein Sonnenblick die trüben Tage seines Lebens.

Indem der Blick Tag für Tag auf diesen Gestalten ruht, wird das Gefühl für das Schöne, Edle, Maßvolle geweckt und entwickelt; das Auge, das diese Bilder immer vor sich sieht, bereichert die Phantasie mit idealen Anschauungen; der Sinn für Form und Maß wird Allem, bis zum einsamen Kreuz am Wege, ein edles Gepräge verleihen.

So ist in Wahrheit manche Dorfkirche ein Kunsttempel geworden; und so mag es sich auch erklären, warum Tyrol in neuerer Zeit so viele hervorragende Maler und Bildhauer hervorgebracht hat — ein Koch, Knabl, Defregger, Plattner, Mader, Hellweger, Stolz, Flatz, Obwexer haben in ihrer Umgebung die erste Anregung empfangen, wie sie es denn wieder waren, denen Tyrol so viel Schönes verdankt.

Auch klage man nicht, daß die Tyroler Kunst eine einseitig religiöse sei. Denn es ist nicht einmal so, und wenn es auch so wäre, so sollte man Gott danken, daß in einem so realistischen Zeitalter, das durch bestechendes Colorit und das Modell die Ideenarmuth und innere Leerheit zu decken sucht, wenigstens in einem Winkel der Erde die heilige Kunst noch Verständniß und liebende Pflege findet. Makart und seine Schule, der Schiller's Recept nur zur Hälfte anwendet, da er zwar die Wollust malt, aber nicht „den Teufel dazu", findet Bewunderer und Nachahmer genug; sollte die Kunst nicht mehr ihres erhabenen Amtes walten dürfen, auf dem Wege des Schönen Führerin zu Gott zu seyn, den Winckelmann Ursprung und Quelle aller Schönheit genannt hat?

Soll sie denn überall erniedrigt werden zur Hetäre im Dienste flüchtigen Sinnenreizes, oder im besten Falle über das Genre sich nicht erheben dürfen? Hat doch die Münchener Ausstellung vom Jahre 1876 in geradezu erschreckender Weise den Verfall der Malerei vor aller Welt kund gethan. Und selbst da, wo Einer oder der Andere in der religiösen Malerei sich versucht, liefert er doch nicht selten nur ein ungesundes Produkt, seine Arbeit ist gemacht, seelenlos, manierirt, weil ohne tieferes Verständniß und wahre Empfindung, und kann dann nur dazu dienen, die Kunst der „Nazarener", wie sie gescholten wird, nicht ohne Grund in Mißachtung zu bringen.

Weil noch wahrhaft religiöse Künstler, hat Tyrol auch noch ächte religiöse Malerei. Flatz hat in seinem Studio viel gebetet, wie einst Fra Angelico; darum muthen uns seine Muttergottesbilder so fromm an. Plattner hat sich mit Liebe in die katholische Liturgie versenkt; darum sind seine Bilder auf dem Friedhofe zu Innsbruck, und besonders seine letzte Arbeit, das Te Deum laudamus zu Jenesien so gedankenvoll und tiefsinnig componirt, ausgeführt mit Berücksichtigung aller Fortschritte der modernen Technik, ohne doch durch Farbenglanz bestechen zu wollen, kirchlich aufgefaßt, aber frei von archaistischer Manier. Als ich einmal einen Tyroler Künstler in eine bayerische Kirche führte, welche nach ihren architektonischen Verhältnissen nicht unschön, selbst originell ist, aber mit gelber Kirchenfarbe im Innern angestrichen nichts das Gemüth Erhebendes bot, sagte mir dieser: „In eine solche Kirche wird kein Tyroler gehen." Was aber aus einem Volke wird, das der Kirche entfremdet ist, beweist die Erfahrung.

Denn die Schule kann die Kirche nimmermehr ersetzen. Wirft man einen Blick auf die Thätigkeit der liberalen Aera in Sachen der Schule, so wird man unwillkürlich an jenen italienischen Bauern erinnert, der des süßen Weines etwas zu viel genossen hatte. Als er sein Thier besteigen wollte, um nach Hause zu reiten, fiel er immer wieder herab; ein

vorübergehender Kapuzinerbruder sah dieß und rieth ihm, zum hl. Antonius zu beten. Das that denn der Bauer, kam dießmal auch glücklich hinauf, fiel aber gleich auf der anderen Seite wieder hinunter. È troppo, San Antonio! soll er da vorwurfsvoll ausgerufen haben. Ich bin nun durchaus nicht gewillt, den früheren österreichischen Unterrichtsminister mit einem betrunkenen Bauern zu vergleichen, auch bin ich nicht der Meinung, daß derselbe besonders viel zum hl. Antonius gebetet hat. Aber doch gilt der Vorwurf: è troppo, San Antonio! Es mag seyn, daß in früherer Zeit dem Volksunterricht weniger, als gut war, Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet wurde; jetzt aber ist man, wie auch in anderen Dingen in Oesterreich, in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Die Schulgesetze, wie sie im letzten Decennium in Oesterreich publicirt worden sind, haben nicht bloß den Widerspruch der Gemeinden hervorgerufen, sondern sind auch allen Männern von Einsicht und Erfahrung nicht unbedenklich erschienen. Handelt es sich doch wahrhaftig in Schulfragen nicht um experimenta in anima vili, sondern um des Volkes Zukunft, der Seelen Gesundheit und Heil. Die Symptome von Größenwahn, gepaart mit unbeschreiblicher Begriffsverwirrung, wie sie in den letzten Lehrerversammlungen an den Tag getreten sind, haben auch den minder scharf Blickenden die Augen geöffnet. Doch die schwerste Krisis der Schulkrankheit in Oesterreich ist überstanden, die Bewegung beginnt bereits eine rückläufige zu werden.

Wer in Oesterreich reist, begegnet da nicht selten Frauenzimmern, von denen er nicht weiß, zu welcher Kategorie er sie zählen soll. Ist es eine Kellnerin höheren Ranges, fragt er sich, die eben aus ihrem Dienst in der Sommerfrische zurückkehrt, oder eine Putzmamsell, die nur für die Wintersaison eine Stelle sucht, oder eine Ladnerin aus einem feinen Geschäft? Endlich findet sich die Lösung: es sind Lehrerinen, an den Pädagogien von „Professoren“ gebildet, die hinaus-

gehen, um Aufklärung unter das Landvolk zu bringen. Vollgepfropft mit allem möglichen Wissenskram, das sie ohne Verständniß, nur halb und oberflächlich aufgenommen, schickt man diese armen Geschöpfe hinaus, wo sie einsam stehend, oft ohne Kenntniß des Allernothwendigsten, was zur Führung eines Haushaltes gehört, vielfach enttäuscht bald sich unglücklich fühlen müssen. Da denke ich denn oft an eine Lehrerin in einem kleinen Orte Nordtyrols, die ich kennen lernte; sie war eine kräftige Person in den mittleren Jahren, gesund und frisch an Leib und Seele. Als Lohn für das ganze Jahr empfängt sie dreißig Gulden, und ist nebenbei mit Handarbeit beschäftigt. Der Curat lobte sie außerordentlich; im Katechismus, erzählte er, seien die Kinder vortrefflich unterrichtet; Lesen, Schreiben und Rechnen verstehe sie auch ihnen gut beizubringen. Wer noch mehr lernen wolle, bemerkte er, habe Gelegenheit, im benachbarten Städtchen höhere Kenntnisse sich zu erwerben; künftigen Studenten gebe der Cooperator bereitwillig Unterricht in der lateinischen Grammatik. Ein ächtes, praktisches Christenthum, setzte er hinzu, sei die Hauptsache in der Erziehung. Naturkunde, Himmelskunde und der übrige Firlefanz passe nicht für das schwache Weibergehirn; es sei ohnehin nichts Rechts, was sie lernen, und bei der Arbeit im Felde, auf der Weide, im Walde, im Kuhstall gewännen sie mehr praktische Kenntnisse in der Kräuter- und Thierkunde als aus ihren Büchern. Ich konnte dem kleinen lebhaften Männchen nicht ganz unrecht geben; er wird das aus Erfahrung wohl am besten wissen. Je breiter der Strom der Bildung, desto seichter wird er; und halbe Bildung ist nicht bloß ein widerwärtiges, sondern ein höchst gefährliches Ding. Nur wenige beurtheilen sich eben wie Sokrates, den darum das Orakel für den Weisesten unter den Griechen erklärte, weil er wußte, daß er nichts wußte. „Thoren und gescheidte Leute", sagt einmal Göthe, „sind beide unschädlich, aber Halbthoren und Halbweise sind die gefährlichsten."

Uebrigens geschieht für höhere Bildung nirgends soviel als in Tyrol. Ganz Bayern, mit über fünf Millionen Einwohnern, hat nur drei und dreißig humanistische Gymnasien; Tyrol, das mit Wälschtyrol noch keine Million zählt, hat deren zehn. Die meisten derselben sind von Priestern und Ordensleuten geleitet, wie denn dem Klerus Tyrol großentheils seine Bildung verdankt. Jungtyrol klagt ihn an, als habe er dazu beigetragen, wälsche Sprache und Bildung nach Tyrol zu bringen, und so den Rückgang des Deutschthums befördert. Von der gegenwärtigen Generation wird sich dieß nicht wohl behaupten lassen. Als die kirchlich-sociale Revolution im sechzehnten Jahrhundert auch über Tyrol hinstürmte und das Land in seinen Grundvesten erschütterte, waren es allerdings italienische Mönche und Ordensfrauen, deren lebendiger Glaube, fromme Begeisterung, selbstloser Eifer und werkthätige Liebe für Tyrol ein neues Element der Ordnung und des Bestandes bot. Aber gerade der Kampf gegen den Protestantismus war es ja auch, welcher das Oberinnthal und Vintschgau von dem reformirten Graubündten für immer schied, so daß das romanische Idiom, welches die Brücke des Verständnisses mit den Bündtnern bildete, hier vollständig erloschen ist und die deutsche Sprache eingebürgert wurde. Das Ueberwuchern der wälschen — italienischen und später französischen — Sprache im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert zeigt sich nicht bloß in Tyrol, sondern machte sich überall in Europa, selbst an den protestantischen Fürstenhöfen geltend. Auch in Frankreich bildete noch zur Zeit der Frau von Sevigné die italienische Sprache und Literatur einen nothwendigen Bestandtheil edlerer Frauenbildung, bis später das Französische an dessen Stelle auch für das Ausland trat.

Es war eben der anfänglich geradezu überwältigende Eindruck der Renaissance, dem in Literatur und Kunst zuerst Italien, dann Frankreich und Deutschland huldigten mit Darangabe fast aller Traditionen der Vorzeit. Wenn

Bembo nicht gerne die Vulgata las, und Erasmus nie mit dem Volke in dessen Sprache redete, um seinen lateinischen Stil nicht zu verderben, wenn überall auch an protestantischen Höfen französische Sprache, Sitten, Bauten, Gärten gepflegt wurden, italienische Baumeister im Herzen von Deutschland ihre Thätigkeit entfalteten zu einer Zeit, als die Reformationsperiode längst abgelaufen war, und selbst die Paulskirche zu London im Renaissancestil, das Theater zu Bayreuth, dieses Kabinetstück des Rococo, von dem Italiener Bibiena im vorigen Jahrhundert gebaut wurde, so beweist dieß, daß eben der in der Renaissance zur Geltung gekommene Gedanke, ob mit Recht oder Unrecht, untersuchen wir nicht, einen unwiderstehlichen Reiz für diese Jahrhunderte hatte, der in Politik, Literatur, der bildenden Kunst und im gesellschaftlichen Leben seine mächtigen Wirkungen äußerte, für Deutschland nicht ohne Schädigung seiner Sprache, volksthümlichen Kunst und Sitte. Auf Jahrhunderte hinaus hat sie die Anschauung der Völker bestimmt, und es war das Werk langer Zeit, vieler Kämpfe und großer Männer, bis für deutsche Kunst in Bild und Schrift wieder ein Verständniß gewonnen ward. Wenn darum der Tyroler Klerus durch eine falsche Geschmacksrichtung vor Zeiten gesündigt hat, so klage man nicht ihn allein an, alle Stände, alle Länder sind in gleicher Schuld, und damals gerade jene, die das Monopol des guten Geschmackes zu besitzen wähnten.

Sollte Einer daher den Tyroler Klerus als bildungsfeindlich anklagen, dann werde ich als Gegenbeweis hindeuten auf die Geschichte der Bildungsanstalten und Literatur Tyrols. Man zeige uns anderswo ein Gymnasium, an dem zu gleicher Zeit drei Männer wirkten vom Rufe eines Albert Jäger, Beda Weber und Pius Zingerle. Und auch in der Gegenwart sind Männer wie der jüngst verstorbene P. Max Hollaus in Hall, k. k. Schulrath, P. Flavian eben daselbst, P. Cölestin Stampfer zu Meran, P. Vincenz Gredler, Anzoletti, P. Marcus zu Bozen, Direktor Mitterrutzner zu

Brixen als Lehrer und Schriftsteller in weiten Kreisen gekannt und hochgeachtet. In Brixen wirkten an der theologischen Lehranstalt vor noch nicht langer Zeit Stapf, dessen Moralhandbuch eine weite Verbreitung hatte, der geistvolle, leider zu früh verstorbene Alois Meßmer, Gasser, der Mann der Wissenschaft und der That, der unvergessene Bischof, und Feßler, dessen Patrologie einen staunenswerthen Wissensschatz enthielt und eine Fundgrube bildet, aus der alle späteren Arbeiten auf diesem Gebiete geschöpft haben. Die früheren Professoren zu Trient J. Zingerle und Wieser, der auch daselbst wirkende Professor de Lana, Egger und Zobl[1]) in Brixen und Regens Aigner daselbst, dessen Kirchenrecht verdientermaßen bei allen Fachmännern auch in Deutschland hohes Ansehen genießt, sind Namen von gutem Klange, freilich Jenen unbekannt, bei denen das Wort eintrifft: Latina sunt, non leguntur. Auch an der theologischen Fakultät zu Innsbruck entfalten die geborenen Tyroler, wie P. Wieser auf dem Gebiete der Philosophie, Katschthaler auf dem der Dogmatik eine rege literarische Thätigkeit, denen wir auch den Cardinal Franzelin zuzählen dürfen, wenn er auch nicht dieser Anstalt seine Lehrthätigkeit gewidmet hat.

Diese wenigen Namen — andere hat Dr. Egger selbst in seinem Buche angeführt — mögen genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Tyroler Klerus auch für das Gebiet der Wissenschaft wie für jenes der Kunst Sinn und Verständniß hat. Und dabei sehen wir gerade bei den Besten nicht selten die liebenswürdigste Bescheidenheit, wie sie besonders bei Pius Zingerle in rührender Weise erschien. Es ist wahr, das Literaturbild Beda Weber's zeigt manche Mängel; große Berge werfen eben auch große Schatten. Seine reiche Phantasie hat ihm gleich einem neckischen Kobold manchen Streich gespielt, der dem Historiker besonders schwer

1) Von Canonicus J. Zobl ist neuestens eine vortreffliche Biographie des Fürstbischofs Vincenz Gasser erschienen (Brixen 1883), die zugleich die beste Lobrede auf den Tyroler Klerus ist. A. d. R.

angerechnet wird; sein Stil ist geistreich und gedankenvoll, in volltönendem Pathos dahinwogend wie ein gewaltiger Bergstrom, aber nicht immer einfach und klar genug; nicht selten fehlt ihm gerade das, was den Meister ankündet, das Maß, weßwegen die Lektüre seiner Werke auf die Dauer ermüdend wirkt. Aber ein paar Blätter aus denselben dürften vollständig hinreichen, um so manche breite Bettelsuppe der Epigonen zu würzen und kräftiger zu machen. Selbst „bäuerische Sitten" hat man ihm angedichtet. Beda war ein häufiger und gerne gesehener Gast auf den Schlössern des Adels und in den gebildetsten Patricierfamilien Frankfurts; manche einsame Stunde habe ich mit ihm unter vier Augen zugebracht, und in ihm nicht bloß einen überzeugungstreuen Priester, sondern auch einen vielseitig und auch gesellschaftlich gebildeten Mann verehren gelernt. Allerdings sprach er nicht den Berliner Jargon, den jetzt die jungen Privatdocenten und Lieutenants nachäffen, noch hatte er die Wiener Eleganz; es war eine offene, biedere Tyrolernatur, welche die Sehnsucht nach der Heimath nie verwinden konnte.

Nun hat unser Leser hinreichendes Material, um folgenden Satz Eggers beurtheilen zu können: „Die Gegenreformation verminderte Einsicht und Thatkraft, Selbstvertrauen und Neuerungslust, stärkte den Wunderglauben, bevölkerte die Klöster und vermehrte die Zahl der Feiertage."

Was den Mangel an Thatkraft betrifft, so dürfte dieser Tadel Tyrol am wenigsten treffen; ganz Deutschland lag zu den Füßen des corsischen Imperators, nur Tyrol und die ultramontanen Spanier kämpften mit Heldenmuth, ohne auch nur zu fragen nach der Zahl ihrer Gegner. Daß das Kloster nichts weniger als ein Krebsschaden für die Gesellschaft ist, sollte Egger hinlänglich bekannt seyn, da man protestantischer Seits alles aufbietet, um religiöse Genossenschaften, in Deutschland für Frauen, in England auch für Männer wieder zu begründen; hätte er Deutschland mit aufmerksamem Auge bereist, so hätte er fast in jeder größeren Stadt protestan-

tische Nonnen sehen können. Selbst der protestantische Bischof von Seeland, Martensen, gesteht, daß die Klosteraufhebung ein Schritt zum Socialismus war und die Herrschaft des Capitals befestigte. Was aber die Neuerungslust betrifft, welche die Gegenreformation ertödtet haben soll, so erinnert dieser Tadel an einen Vorwurf, den einmal Strauß dem Evangelium macht, daß es nur die Armuth predige, nicht aber auf die Pflicht hinweise, den Nationalreichthum zu mehren; als ob nicht der Mensch von Haus aus hinlänglich genug aufgelegt wäre das Geld zu nehmen, wo er es findet, und das ihm lästige Alte mit scheinbar besserem Neuem, das ihm dienen soll, zu vertauschen! Nicht bloß die Feiertage, auch die Sonntage sind schon lange Jenen zu viel, welche für die religiös-sociale und sanitäre Bedeutung und Nothwendigkeit des kirchlich geweihten Ruhetages kein Verständniß haben; ihr Ideal bilden die Chinesen, die weder Sonn- noch Feiertage kennen, außer einmal am Schlusse des Jahres; das Resultat sothaner Lebensordnung ist aber auch das Chinesenthum. Der Arbeiter ist aber auch ein Mensch, und keine bloße „Arbeitskraft“, die das Capital „ausnützt“ und dann wegwirft. Uebrigens haben seit mehr als hundert Jahren die Päpste die Feiertage verringert, und sind in Rom selbst weniger als in Tyrol. Wunderglaube endlich ist kein Aberglaube; den kann Egger bei dem protestantischen Landvolk in der crassesten Weise eher finden. —

Es sind nun gerade fünfundzwanzig Jahre, als ich mich spät am Abend auf dem Götheplatz zu Frankfurt von Beda Weber verabschiedete. Den Todeskeim trug er schon, ohne es zu ahnen, in seiner Brust. „Ihr in Mitteldeutschland“, dieß waren seine letzten Worte, „habt den Kampf durchgekämpft, die Lage beginnt bereits sich zu klären. Aber mein Tyrol muß noch hindurch, schwere Stürme stehen ihm bevor; die ererbte Frömmigkeit und Sitte muß hindurch durch das Feuer der Kritik und sich bewähren. Es wird ein harter Kampf seyn, Gott schütze Tyrol!“

Este, precor, memores, qua sitis stirpe creati!
Es ist ein schönes Wort von Rückert:

Das Volk ist glücklich, deß Mannsalter ist durchdrungen
Von unverwelklichen Jugenderinnerungen,
Das immer werdend nie Gewordenes verliert,
Und sich aus eig'nem Grund stets höher umgebiert.

Gott schütze Tyrol!

XV.

Zur Maria-Stuart-Frage.

Die Geschichte der unglücklichen Königin Maria Stuart von Schottland hat, Dank der eifrigen Erforschung der Archive und gewissenhaften Prüfung der aufgefundenen Dokumente, in unseren Tagen eine ganz neue Auffassung gefunden. Die nämliche Frau, in welcher man früher die Mörderin ihres Gatten, die verbuhlte Ehebrecherin und Geliebte des Grafen James Bothwell, ihres nachmaligen sogenannten dritten Gemahls, erblickte, erscheint uns nunmehr als das Opfer jenes gewaltthätigen Adels, den nur die eiserne Faust eines Mannes, nicht die zarte Hand eines schwachen Weibes zu zügeln im Stande war. Indem wir uns anschicken, die Leser dieser Zeitschrift über den gegenwärtigen Stand der Maria-Stuart-Forschung in Kürze zu orientiren, kann es unsere Absicht nicht seyn, in minutiöses Detail einzutreten. Nur in allgemeinen Zügen läßt sich hierorts das in Rede stehende Bild entwerfen, zu welchem Zwecke wenige geschichtliche Ro-

tizen vorab anzuführen sind, welche über die Stellung der Königin und die Lage ihres Reiches orientiren.

Geboren am 8. Dezember 1542 im Palast zu Linlithgow als Tochter Jakobs V. von Schottland und der französischen Prinzessin Maria von Guise, verlor die eben fünf Tage alte Maria Stuart ihren Vater, welchem nagender Gram über die durch die Hartnäckigkeit des Adels herbeigeführte vollständige Niederlage der schottischen Armee bei Solway Moß das Herz brach. Im Alter von sechs Jahren (7. August 1548) ließ die Königin-Wittwe ihre Tochter an den französischen Hof bringen, wo sie eine glänzende Erziehung erhielt. Dichter und Schriftsteller wetteiferten in dem Lobpreis ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge. Am 24. April 1558 mit dem Thronerben Franz zu Paris vermählt, war sie etwa anderthalb Jahr Dauphine von Frankreich, und trug dann ebensolange die französische Krone. Im Monat Dezember 1560 sank ihr schwächlicher Gemahl in's Grab. Am französischen Hofe war ihres Bleibens nicht mehr; hier schwang die auf die Schottenkönigin eifersüchtige Caterina de' Medici das Scepter. Maria, welche theils auf französischen Schlössern, theils bei ihrer Tante, der Äbtissin zu Rheims, die ersten Monate ihres Witwenstandes zugebracht, nahm im August 1561 Abschied vom „charmant pays de France“, entging glücklich den auf Befehl Königin Elisabeths von England gegen sie ausgesandten Kreuzern und landete am 19. August zu Leith, dem Hafen der Hauptstadt Edinburg. Obwohl auf das zuvorkommendste empfangen, sah die neunzehnjährige Regentin sich von den größten Schwierigkeiten umlagert. Seit Jahrhunderten war in Edinburg kein Parlament mehr zusammengetreten von solcher Bedeutung wie die Versammlung vom Monat August 1560. Parlament verdient sie nicht genannt zu werden. Ohne Genehmigung der Königin, ja gegen ihren Willen einberufen, hatte sie eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche mit einer tausendjährigen Vergangenheit brachen und eine total neue Ordnung der Dinge aufrichteten. Ab-

schaffung der Messe, Unterdrückung der päpstlichen und bischöflichen Jurisdiktion, sowie Verbot des katholischen Cultus, und das alles unter Androhung der schwersten Strafen, war das Werk weniger Wochen. Auffallend gnädig bewies sich die Versammlung gegen den Klerus der alten Kirche, insoweit der fernere Genuß kirchlicher Pfründen in Betracht kam. Viele Geistliche wurden in demselben belassen; aber der bei weitem größte Theil des Kirchen- und Klostergutes fiel als gute Beute dem raubgierigen Adel in den Schooß.

Jener wollte nicht allein sich bereichern und genießen, sondern auch herrschen. Zwar verliefen die ersten Jahre der Regierung Königin Maria Stuart's verhältnißmäßig ruhig, da sie denjenigen Mann, welcher die Seele der Opposition bildete, ihren Bastardbruder Lord James Stuart, nicht allein an die Spitze der Verwaltung berief, sondern auch mit der dem Earl Huntly entzogenen Grafschaft Murray belehnte. Je mehr indeß der Gedanke einer zweiten Vermählung in der Königin heranreifte, um so lebhafter gestaltete sich Murray's und seiner Anhänger Antagonismus gegen die Regentin. Anfangs Juli 1565 ihrem Vetter Lord Darnley, Sohn des mit Maria's Tante vermählten Grafen Lennox, zuerst im Geheimen, dann nach Erlangung der päpstlichen Dispense vom 29. Juli 1565 öffentlich angetraut, war die Königin unvorsichtig genug, ihrem Gemahl den Königstitel zu verleihen. Der protestantische Adel hielt seine Macht für gebrochen und griff zu den Waffen. Graf Murray unterlag und ging nach England, um in Gemeinschaft mit Elisabeth, die ihn feierlich empfing, weitere Plane gegen seine Schwester zu schmieden. Hätte Darnley sich manneswürdig benommen: der Königin würde er eine feste Stütze in jener verhängnißvollen Periode geworden seyn. Indeß seine Einbildung und Eitelkeit, verbunden mit ebensogroßem Wankelmuth, warfen ihn der Opposition in die Arme, mit welcher er den Mord derjenigen Persönlichkeit beschloß, welcher man den weitgehendsten Einfluß bei Maria beimaß. Am 9. März

1566 erlag David Riccio in Gegenwart der ebenfalls bedrohten Königin im Palast zu Holyrood dem Dolche der Verschwörer. Die letzteren wurden verbannt, während der König öffentlich seine Betheiligung an dem Complott ableugnete. Von da war auch sein Leben verwirkt. Im Juli 1566 schenkte die Königin dem Reiche einen Prinzen, den nachmaligen Jakob VI. Zeitweilig getrübt, gestaltete sich das Verhältniß zwischen den königlichen Gatten im Laufe des Sommers 1566 wieder inniger, muß aber im Spätherbst wieder erkaltet gewesen seyn. Denn als die Königin im Monat Dezember 1566 auf dem Schloß Craigmillar weilte, wurde ihr von den Grafen Bothwell, Huntly, Argyll und Maitland der Vorschlag einer richterlichen Scheidung von ihrem Gemahl angesonnen. Mit Entschiedenheit wies sie das Ansinnen ab. Eine Scheidung ganz anderer Art planten dagegen an dem nämlichen Orte die Verschwörer. In einem von dem ebenso geriebenen wie gewissenlosen Juristen Sir James Balfour verfaßten, und von ihm sammt Bothwell, Huntly, Argyll und dem Staatssekretär Maitland unterzeichneten Bond wurde Darnleys Ermordung beschlossen. Graf Murray unterschrieb nicht, beobachtete vielmehr ein ebenso bedeutungsvolles Stillschweigen. Die am 23. Dezember 1566 der Königin abgerungene Begnadigung des Grafen Morton, der beim Ricciomord zunächst betheiligt war, brachte Darnleys Unwillen zum Ausbruch. Obwohl auf Schloß Stirling befindlich, hatte er sich dennoch von der am 16. Dezember dort durch den Erzbischof John Hamilton feierlich vollzogenen Taufe des Prinzen Jakob ferngehalten; jetzt brach er plötzlich gen Glasgow auf, wo sein Vater Graf Lennox residirte.

Im Monat Januar 1567 zog sich das Netz der Verschwörung um den königlichen Gemahl immer enger zusammen. Auf Schloß Wittingham fand zwischen dem Grafen Bothwell, dem eben aus der Verbannung heimgekehrten Grafen Morton, dem Hauptanstifter der Ermordung Riccio's,

und dem Staatssekretär Maitland jene Conferenz statt, als deren letztes Ergebniß die Ermordung Darnleys angesehen werden muß. Am Dienstag den 21. Januar 1567 begab Maria sich nach Glasgow zum Besuche ihres an den Blattern erkrankten Gemahls, mit welchem sie am Montag den 27. Januar über Callendar und Linlithgow nach der Hauptstadt zurückkehrte. König Darnley selbst kam jedoch nicht dahin, sondern nahm in der Propstei zu Kirk of Field unweit Edinburgs bis zu vollständiger Genesung seinen Aufenthalt. Hier besuchte Maria ihren Gemahl Tag für Tag, ein Zeichen, daß jede Störung des ehelichen Friedens geschwunden; zum letzten Male erschien sie auf Kirk of Field am Abend des 9. Februar 1567. In der nämlichen Nacht wird Edinburg durch den Knall einer Explosion aufgeschreckt: Darnley's Haus fliegt in die Luft, den König selbst findet man Tags darauf im Garten ohne jede Spur einer Vergewaltigung. Gerichtliche Untersuchungen bleiben resultatlos; derjenige Mann, den ein anonymes öffentliches Plakat als Urheber des Mordes bezeichnet, der Graf James Bothwell, wird am 12. April feierlich von der Anklage des Mordes durch das Gericht losgesprochen. Jetzt tritt Bothwell offen mit seinen Planen hervor und entwickeln sich die Dinge mit rasender Schnelligkeit. Nachdem der verschworene Adel ihm beim Souper im Hotel Ainslie in Edinburg am 19. April die Zusicherung ertheilt, seiner Vermählung mit der Königin nicht entgegen seyn zu wollen, nimmt er Maria auf der Rückkehr von einem Besuche bei ihrem Sohne zu Schloß Stirling gefangen, entführt sie nach Dunbar und erpreßt ihre Einwilligung in die Ehe mit ihm. Bothwells katholische Gemahlin, Lady Jane Gordon, läßt sich beim protestantischen Consistorium wegen Ehebruchs von dem Entführer scheiden, Bothwell selbst, obwohl dem reformirten Bekenntniß angehörend, strengte die Ehescheidungsklage beim Erzbischof Hamilton an. Den 27. April wurde sie angenommen, am 7. Mai erfolgte bereits das auflösende Urtheil. Nachdem Maria und

Bothwell am 14. Mai ihren Ehecontrakt einregistrirt, fand am 15. Mai zu Holyrood die Tragödie der Vermählung nach protestantischem Ritus durch den protestantischen Bischof der Orkaden Adam Bothwell statt. Etwa einen Monat befand die Königin sich in Bothwells Gewalt. Der verschworene Adel, welcher Riccio und Darnley gestürzt, rüstet sich nunmehr gegen den zu übermäßiger Macht gelangten Bothwell, um ihm und der Königin zugleich den Untergang zu bereiten. Am Carberry-Hill stießen die Heere aufeinander. Bothwell — hier treten uns die letzten Ziele des verschworenen Adels in ihrer abschreckenden Nacktheit entgegen — erhält freien Abzug, Maria dagegen wird als Gefangene nach Edinburg gebracht und dann in dem auf der Insel eines Sees gelegenen festen Schloß Lochleven eingeschlossen, von wo sie am 2. Mai 1568 glücklich entweicht. Doch die Tage ihrer Freiheit waren gezählt. Der unglückliche Ausgang der Schlacht von Langside am 13. Mai 1568, in welcher sie dem Bastardbruder Grafen von Murray erlag, trieb sie ihrem Verhängniß entgegen. Auf englischen Boden geflüchtet, wird sie alsbald Gefangene und bleibt Gefangene, bis Henkershand in der großen Halle von Fotheringay am 18. Februar 1587 sie vom Elend ihres irdischen Daseyns erlöste. Ein schwacher Hoffnungsstrahl belebte sie noch beim Beginne der im Oktober 1568 begonnenen, dann im folgenden Dezember und Januar 1569 zu Westminster und Hampton Court fortgesetzten Conferenzen. Während der Bastard und Regent Murray, der hier die in den Cassettenbriefen und anderen gefälschten Schriftstücken ebenso ungeheuerlichen wie unbegründeten Anklagen in die Welt schleudern durfte, mit einem Geschenk von 5000 Pfund Sterling nach Schottland ziehen durfte, um hier die Regentschaft zu führen, wird Maria, an welcher die englische Jurisprudenz kein Makel zu finden vermochte, als Gefangene zurückbehalten.

Dennoch hat bis in die jüngste Zeit hinein das Urtheil

der Geschichtsschreiber sich gegen die unglückliche Schottenkönigin gekehrt. Noch Ranke nahm die Cassettenbriefe als „in der Hauptsache unzweifelhaft echt“ an. In England und Frankreich trat dann eine ganze Reihe von Forschern auf, welche auf Grund neu aufgefundener Dokumente die Fälschung derselben fast bis zur Evidenz nachwiesen, während die neueste deutsche Forschung sich in zwei Reihen theilt. Gaedeke, Professor der Geschichte in Heidelberg, behauptet die „Echtheit der Cassettenbriefe“, verurtheilt demnach die Königin als Gehülfin beim Tod ihres Gemahles sowie wegen ehebrecherischen Umgangs mit dem Grafen Bothwell. Ihm gegenüber sprechen Opitz und Bekker die Königin von beiden Verbrechen frei, indem sie die Cassettenbriefe für Fälschungen halten, welche auf den Bastardbruder Grafen Murray, seinen Sekretär Wood und ihre ebenso grausamen und gewissenlosen wie abgefeimten Helfershelfer zurückzuführen seien. Eine Mittelstellung nimmt Professor Harry Breßlau in Berlin ein. Ihm ist der Glasgowbericht eine offenbare Fälschung, die sieben anderen Berichte hält er dagegen für echt. Katholischerseits wurde die Maria-Stuart-Frage mit Bezug auf die Cassettenbriefe von Marcour in den von Domkapitular Dr. Haffner herausgegebenen Frankfurter Broschüren in populärer Darstellung, mit Aufwendung großen Scharfsinnes und nach den Grundsätzen historischer Methode und mit Herbeiziehung eines reichen wissenschaftlichen Apparates von Cardauns in zwei Aufsätzen des historischen Jahrbuches der Görresgesellschaft behandelt. Beide verwerfen sämmtliche Cassettenbriefe als unecht. Ihnen schließt sich endlich Bernhard Sepp in seiner Schrift „Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthalts zu Glasgow vom 23. bis 27. Januar 1567“ in der Weise an, daß er sämmtliche Briefe ihrer ursprünglichen Fassung nach als eine Art Tagebuch der Königin auffaßt, welches aber nur in den letzten Januartagen des Jahres 1567 zu Glasgow entstanden seyn soll.

Bevor dem Leser die genannten Arbeiten vorgeführt werden, sei kurz angemerkt, was man unter Cassettenbriefen versteht. Während die verschworenen Lords die Königin in Lochleven einkerkerten, sandte Bothwell seinen Diener Dalgleish nach Edinburg, um im dortigen Schloß eine ihm zugehörende silberne Cassette mit Marias Briefen abzuholen. Durch den Grafen Morton wurde Dalgleish arretirt, und so kam die Cassette in Murrays Besitz. Dieser legte das mit dem Buchstaben „F" (Franz II., Marias erster Gemahl) verzierte Kästchen am 7. Dezember 1568 in Westminster vor mit dem Bemerken, in ihm habe man unter anderen auf Maria Stuart bezüglichen Papieren noch acht Briefe gefunden welche sie theils von Glasgow im Monat Januar 1567, theils von Stirling im April des nämlichen Jahres an Bothwell geschrieben habe. Das Alles wurde von dem Bastard Murray behauptet, aber nicht bewiesen. Dagegen steht fest, daß in dem sechs Tage nach Auffindung der Cassette mit Dalgleish vorgenommenen Verhör von der letzteren selbst keine Rede war, daß ferner die nämlichen Cassettenbriefe, deren angebliches schottisches Original man in York vorlegte, zu Westminster als Originale in französischer Sprache erscheinen, und die schottischen Commissäre bereit waren ihre Originalität eidlich zu bekräftigen. Daneben enthielt die Cassette zwei Heirathsverträge und mehrere Sonette an Bothwell. Den echten Heirathsvertrag theilt Hosack mit, von den Briefen hat Breßlau einen diplomatisch genauen Abdruck geliefert, und Sepp die Briefe sammt deutscher Uebersetzung seiner Schrift eingefügt.

1. Was das Buch von Gaedeke anlangt[1]), so hat die wissenschaftliche Welt dasselbe schon jetzt gerichtet. Der Verfasser mag vorläufig in der Hoffnung auf jene „vielleicht

1) Maria Stuart von Arnold Gaedeke, a. o. Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg. Mit einem Porträt Maria Stuarts nach Donaldson. Heidelberg, Winter. 1879.

mathematische Sicherheit" (Vorwort X) schwelgen, mit welcher aus annoch zu entdeckenden Urkunden die Blutschuld Marias sich ergeben wird. Bis dahin neigt sich die wissenschaftliche Untersuchung zu Gunsten der Königin. Schon seine Auffassung des Charakters des Grafen Murray läßt uns Gaedeke's Werk in höchst bedenklichem Lichte erscheinen. Wer an dem Grafen besonders die „Religiosität" preist (34), der muß Maria von vornherein verurtheilen. Und doch ist dieser nämliche Halbbruder der Königin jener Mann, der seine Schwester schon bald nach dem Tode ihres Gemahls an Elisabeth verrieth, kurz vor ihrer Vermählung eine Rebellion anzettelt, im Schloß Lochleven die Unglückliche mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, ihre Juwelen Elisabeth überläßt, und endlich auf den Conferenzen von York und Westminster dem Werk seine Krone aufsetzt, indem er vor aller Welt seiner Schwester durch Dokumente von zweifelhaftester Natur ihren guten Ruf nimmt, sich von Elisabeth empfangen läßt, während seiner königlichen Schwester Audienz versagt wird, und dann goldbeladen nach der Heimath abzieht. Ob die Erklärung der Grafen von Huntly und Argyll über Murray's Betheiligung an der zur Vernichtung Darnley's auf dem Schloß Craigmillar im Dezember 1566 geplanten Verschwörung[1]) auf Wahrheit beruhe, daran soll hier ganz Absehen genommen werden. Jedenfalls gehörte Murray zu den entschiedensten Gegnern Darnleys. Beruhte die von Murray wider Huntly und Argyll erlassene Gegenerklärung indeß auch auf Wahrheit, so liegen Thatsachen in Hülle und Fülle vor, welche ihn mit nichten als „fleckenlos" erscheinen lassen. Im Gegentheil, er ist der böse Dämon der Königin. Unehelicher Verbindung entsprossen, verfolgt er instinktmäßig, bis die Kugel des Mörders in den Straßen von Linlithgow am 23. Januar 1570 ihn vom Pferde streckte, die legitime Inhaberin der Krone.

---

1) **Hosack, Mary Queen of Scots and her Accusers II. Edit. I. 569.**

Als ein interessantes Beispiel der Beweisführung Gaedeke's sei hier die Behandlung angezogen, welche er der berüchtigten Zeugenaussage des Thomas Crawford zu Theil werden läßt. Als Königin Maria Stuart sich am 23. Januar[1]) 1567 der Stadt Glasgow nähert, um ihren Gemahl Darnley zu besuchen, kommt ihr Thomas Crawford, ein Cavalier aus dem Gefolge vom Grafen Lennox, Darnley's Vater, zur Begrüßung entgegen. Fast zwei Jahre später, im Dezember 1568 tritt Crawford als Zeuge bei den Conferenzen gegen die Königin auf. Hier erzählt er sowohl das mit Maria vor Glasgow gehabte Gespräch, wie auch die ihm von Darnley in Glasgow über dessen Unterredungen mit Maria ebendaselbst gemachten Mittheilungen. Vergleicht man Crawford's Depositionen mit dem die Königin am meisten belastenden Schriftstück, dem sogenannten großen Glasgowbrief, so ergibt sich sofort ihre theilweise Identität[2]). Darüber herrscht allerseits nur eine Stimme. Hier ist nur eines von beiden möglich: entweder hat Crawford aus dem 1568 bereits bestehenden großen Glasgowbrief geschöpft, oder aber der Glasgowbrief basirt auf Crawford's Aussage. Das Letztere darf aus dem Umstande geschlossen werden, daß Graf Lennox und Wood, der Sekretär Murray's, im Laufe des Sommers 1568 den nämlichen Thomas Crawford aufforderten, ihnen mehr Beweismaterial gegen die Königin zugehen zu lassen, namentlich aber über den Tag ihrer Ankunft in Glasgow zu berichten. Gaedeke verwirft die zweite Alternative, nimmt vielmehr eine Abhängigkeit der Crawford'schen Deposition vom Glasgowbrief an, begründet aber diese Lage der

1) Mit Hosack I, 183 folge ich der betreffenden Stelle des sogenannten Artikelbuches, d. h. der in Westminster durch Murray gegen seine Schwester eingereichten Anklageschrift. Die betreffende Stelle steht im Auszug bei Hosack I, 555.

2) Zu genauerer Vergleichung hat Sepp (56—57) Crawford's Deposition an der betreffenden Stelle unter den Text des Glasgowbriefes drucken lassen.

Dinge mit keinem einzigen Argument. Ganz im Gegentheil: die Richter haben den Glasgowbrief vor sich, Crawford sagt das Nämliche mit denselben Worten aus und das „mußte einen gewaltigen Eindruck hervorrufen“ (201). Leider enthalten die Akten über diesen Eindruck kein einziges Wort. Im Gegentheil beweist der Ausgang des Processes, daß man Maria's angebliche Schuld nicht für erwiesen erachtete. Ein Schuldig wurde nicht über sie ausgesprochen. Dagegen weiß der schlaue Commissär der Königin Elisabeth, Graf Sussex, in seinem berühmten Schreiben an Minister Cecil[1]), datirt York den 22. Oktober 1568, von einem ganz andern Eindruck zu berichten. Nach ihm besitzt Elisabeth „keine gerechte Ursache, sie (Maria) ferner zu detiniren“. Wenn Herr Gaedeke diesen berühmten Brief mit dem Bemerken abzuthun sucht, er beweise aus dem Grunde nichts wider die Echtheit der Cassettenbriefe, weil die englischen Commissare dieselben noch nicht gesehen, so hat er das Datum des Briefes offenbar außer Acht gelassen. Die Cassettenbriefe wurden am 11. Oktober vorgelegt, Sussex's Brief am 22. Oktober geschrieben. Weitere Verstöße Gaedeke's aufzudecken, ist nicht dieses Ortes. Seine Arbeit ist weit überholt worden von dem angehenden Gießener Geschichtsforscher Dr. Ernst Bekker[2]).

2. Dr. Bekker, mit großem Scharfsinn und ausgebreiteten geschichtlichen Kenntnissen begabt, stellt sich auf einen höheren Standpunkt. Er verfolgt die Politik des schottischen Adels von dem Antritt der Regierung durch die Königin bis zu den Conferenzen von York und Westminster. Eine Bande von Verschwörern, jener im Besitz usurpirter Kirchengüter schwelgende und auf dessen Erhaltung eifersüchtige Adel, macht der Königin die Führung des Staatsruders unmöglich. Riccio wird durch Darnley, Darnley durch Bothwell, der

1) Abgedruckt bei Hosack I, 518.

2) Maria Stuart, Darnley, Bothwell. Von Dr. Ernst Bekker. Durch ein Vorwort eingeführt von W. Oncken (Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte I). Gießen. 1881.

letztere sammt seiner entführten Gemahlin durch seine Mitverschworenen gestürzt. Ein von langer Hand zur Depossedirung der Königin angelegter Plan, zu welchem die Rächung der Königsmörder und die Befreiung Maria's nur einen willkommenen Vorwand bildeten — das ist der rothe Faden, den Bekker durch eine Geschichte von neun Jahren verfolgt. Sehr gut führt er aus, daß unmittelbar nach der Gefangennehmung der Königin bei Carberry Hill am 15. Juni 1567 von Beweismaterial gegen Maria keine Rede ist. Nur Murray berichtet im Juli 1567 auf der Rückkehr aus Frankreich dem spanischen Gesandten de Silva in London über das Auffinden eines Briefes seiner königlichen Schwester, welcher auf ihre Theilnahme am Mord Darnley's schließen lasse[1]). Allerdings wurden weiterhin im schottischen Parlament vom Dezember 1567 angeblich von Maria's Hand herrührende Briefe gezeigt, wobei man indeß sich jeder nähern Mittheilung über dieselben sorgfältig enthielt. Die Entstehung des gefälschten Beweismaterials gehört dem Sommer und Herbst 1568 an, jener Zeit, wo man auf Erörterung der vielberufenen Fragen vor einer englisch-schottischen Commission Aussicht hatte. Was aber Königin Elisabeth anbelangt, so treibt sie nach Bekker (S. 274) „mit Maria ganz dasselbe Spiel wie die schottischen Rebellen, indem sie durch angebliche Beweise verbürgte Verleumdungen zum Werkzeug ihrer Politik macht. Ihr Benehmen ist von Anfang bis zu Ende durch eine Ekel erregende Heuchelei bezeichnet." In solcher Weise hat der Verfasser sich den Weg zur Prüfung der ausschlaggebenden Frage geöffnet, wie es um die Echtheit der Cassettenbriefe stehe. Bekker verwirft sie als Lügengewebe elendester Art. Eine politische Partei, welche, wie Maria's Feinde, ihre Gegnerin mit der ausgesuchtesten Perfidie behandelten — für sie war die Herstellung, beziehungsweise Fälschung der Cassettenbriefe eine Kleinigkeit. In der

1) Hosack I, 214.

That: „das Lügengewebe", bemerkt Bekker (S. 377), „ist so durchsichtig, daß nur eine parteiische und oberflächliche Geschichtschreibung davon getäuscht werden kann. Denn diesen Briefen fehlt Alles. Nicht einmal ausgestattet mit Datum, Anrede und Unterschrift, sind sie auch sachlich schlechthin sinnlos und unmöglich. Die Briefe rechtfertigen sich weder durch ihren Inhalt, noch kann ihnen eine vernünftige Begründung ihres Zweckes untergelegt werden, selbst dann nicht, wenn ein Liebesverhältniß existirt hätte."

Bekker's Schrift, eine treffliche Leistung, hat in Deutschland großes Aufsehen erregt. Zumeist aus dem Grunde, weil er, nach eigenem Geständniß, mit dem Bewußtseyn der Schuld Maria's an die Arbeit ging, während er vollkommen enttäuscht und im Bewußtseyn der Schuldlosigkeit Maria's sein Werk vollendete. Nur bis zu einem gewissen Maße vermag ich diese Bewunderung des Bekker'schen Buches zu theilen. Wiederholte Lektüre des Hosack'schen Werkes über Maria Stuart ließ mir Bekker als durchgehends auf den Schultern eines Mannes stehend erscheinen, welcher bis zur Stunde in unserer Frage unerreicht geblieben ist.

3. Aus dem rührigen katholischen Verlag B. Herder's in Freiburg ging das Buch eines protestantischen Autors hervor[1]). Bald nach Erscheinen des ersten Bandes habe ich gelegentlich einer kurzen literarischen Anzeige in der „Kölnischen Volkszeitung" auf den höchst auffallenden Mangel an Quellenangaben hingewiesen. Wer mit den Zeitverhältnissen und der verwickelten Lage Schottland's im Reformationszeitalter nicht näher bekannt ist, hat nicht wenig Mühe dem Verfasser zu folgen. Im zweiten Bande hat Opitz diesem Mangel nach Kräften abgeholfen. Man darf ihm das Zeugniß geben, daß er redlich bemüht war, seiner Heldin gerecht zu werden. Wenn eine protestantische Feder uns ein solches

1) Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von Theodor Opitz. Freiburg. Band 1. 1879. Band 2. 1882.

Bild von Maria Stuart entwirft, wie es hier geboten wird, dann ist kein deutscher Protestant mehr berechtigt, die Königin als Verfolgerin des sogenannten reinen Evangeliums anzuklagen. Um so eher wird der Katholik zu einem Buch greifen müssen, welches auf Grund der neuesten Forschungen das Leben der vielgeschmähten Königin schildert. Dem schönen Buche des Hrn. Opitz wünschen wir im katholischen und protestantischen Deutschland zahlreiche Leser, bitten aber den Verfasser bei Gelegenheit der zweiten Auflage, welche vor dem dreihundertjährigen Gedenktage des 8. Februar 1887 hoffentlich als nothwendig sich ergeben wird, die seitherigen kritischen Arbeiten über die Cassettenbriefe verwenden und diesen Abschnitt seiner Schrift umarbeiten zu wollen.

4. Parallel mit Opitz lauft die Frankfurter Broschüre von Marcour[1]), welcher ein juristisches Gepräge aufgedrückt ist. Auf wenigen Seiten wird ein außerordentlich klares Bild von dem geschichtlichen Thatbestande geliefert, dann zur Formulirung der Anklage geschritten und die einzelnen Punkte der letztern gründlich widerlegt. So wie übrigens gegenwärtig die Akten liegen, möchte ich die S. 11 aufgestellte Behauptung über den Tag des 15. Mai 1567 als „häßlichen Fleck" im Leben Maria's nicht unbedingt theilen. Der von Hosack mitgetheilte echte — ein unechter befand sich bei den Cassettenbriefen — Ehecontrakt zwischen Maria und Bothwell ist unter anderen vom Erzbischof Hamilton und von dem berühmten Bischof von Roß Dr. John Leslie unterzeichnet[2]). Auf Hamilton, von welchem weiter unten Rede seyn wird, will ich gar kein Gewicht legen. Daß aber der Bischof von Roß, derjenige Mann, welcher Maria's Ehe am wärmsten und standhaftesten, durch Wort und Schrift vertheidigte,

---

1) War Maria Stuart Gattenmörderin? Von Dr. Eduard Marcour. 1882. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, herausg. von Dr. Paul Haffner. Bd. III. 7.)

2) Hosack I, 558—562. Johnne Bishop of Ross.

einem Akte seiner Unterschrift beigefügt habe, durch den Maria ihrerseits sich eine Makel anheftete, ist mir unerfindlich.

5. Eine mit großer Gelehrsamkeit ausgearbeitete Abhandlung über die Cassettenbriefe hat Professor Harry Breßlau zu Berlin im Laufe des Jahres 1882 erscheinen lassen[1]). Bekker gegenüber schränkt er das Gebiet seiner Untersuchung enge ein, indem die berüchtigten Briefe ohne Berücksichtigung der geschichtlichen Ereignisse und namentlich des Charakters der leitenden Persönlichkeiten jener Kreise, denen sie entstammen, lediglich mit kritisch-philologischer Sonde untersucht werden. Als Resultat ergab sich: Der große Glasgowbrief ist eine Fälschung, die sieben übrigen Briefe, welche die Königin theils von Glasgow, theils von Schloß Stirling an Bothwell gerichtet haben soll, sind echt. Das Hauptargument des Verfassers liegt in der Thatsache, daß die genannten sieben Briefe eine Menge von Wendungen enthalten, welche sich auch in anerkannt echten Briefen der Königin befinden. All right — dieser Schluß würde dann Beweiskraft besitzen, wenn der Nachweis geliefert werden könnte, daß diese Wendungen sich nur in Briefen Maria's finden, sonst aber nirgendwo. Dr. Cardauns hat demgegenüber gezeigt[2]), daß die betonten Stellen in solchen sprachlichen Wendungen erscheinen, die Gemeingut der französischen Epistolographie jener Zeit sind. Demgemäß darf Breßlau sich nur eines bedeutenden Resultates rühmen: Der große Glasgowbrief ist unecht. Unbegreiflich bleibt dem gegenüber, wie derselbe Gelehrte an der Echtheit der sieben

1) Die Cassettenbriefe der Königin Maria Stuart. Eine historisch-diplomatische Untersuchung. Im historischen Taschenbuch (v. Raumer) fortgesetzt von Wilhelm Maurenbrecher. 6. Folge. Erster Jahrgang. Leipzig 1882. S. 3—92.

2) Deutsche Untersuchungen über Maria Stuart. Von Dr. H. Cardauns. Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1882. S. 445—483.

übrigen Briefe, welche mit jenem stehen und fallen, festhalten kann. Indeß schon die eine Thatsache der Preisgebung des großen Glasgowbriefes seitens eines bedeutenden protestantischen Geschichtsforschers soll hoch von uns angeschlagen werden. Den Gegnern der Königin ist damit der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

6. Weiter erwähnen wir die soeben ans Licht getretene Schrift von Bernhard Sepp[1]). Der mit der einschlägigen Literatur wohl vertraute Verfasser, gegenwärtig Studienlehrer in Eichstätt, geht von dem Grundsatze aus: Gebt den Dingen ihren Namen wieder. Mit Bekker betont er die wichtige Thatsache, daß wir es mit Cassetten-Briefen gar nicht zu thun haben. Nach ihm wurde von der Königin während des Aufenthaltes zu Glasgow ein Tagebuch geführt; in schamloser Weise haben die Fälscher und Verleumder diese kurzen zusammenhangslosen Notizen Maria's zu ihren schrecklichen Zwecken verwendet. Auf Grund dessen unternimmt der Verfasser es dann, diejenigen Stellen der einzelnen Briefe durch Cursivschrift anzudeuten, welche seiner Meinung nach Eigenthum des Fälschers, nicht der Königin sind.

Daß das Tagebuch ganz in Glasgow entstanden ist, wird angenommen, aber nicht bewiesen; es dürfte überhaupt unmöglich seyn, soweit ausdrückliche Angaben in den Briefen selbst mangeln (was nicht der Fall ist beim zweiten Glasgowbrief), den Ort der Abfassung genau zu bestimmen. Auch im Einzelnen möchten wir der Auffassung des Autors nicht immer beistimmen. Namentlich scheint uns der dritte Brief (S. 62) weit eher im Munde einer Frau, die ja im Manne ihr Haupt besitzt, als in dem eines Mannes zu passen. Noch weniger scheint uns Sepp's Annahme probabel, dieser Brief sei ein Auszug aus dem Gespräche Darnley's. Gegen

1) Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthaltes zu Glasgow vom 23—27. Jan. 1567. Herausgegeben von Dr. Bernhard Sepp. München 1882.

die Form des Dialogs streitet der ganze Tenor des Briefes und die dem Boten Paris an den Adressaten gegebenen Aufträge. Mit vollem Recht hebt Hosack den himmelweiten Unterschied in Ton und Sprache zwischen diesem Brief und den beiden Glasgowbriefen hervor. Jene schnauben Mord und Wollust, dieser läßt uns das Bild eines seinem Gemahl aufrichtig ergebenen Eheweibes erkennen. Hosack glaubt einen echten Brief Maria's vor sich zu haben, den die Königin in der Zeit zwischen der geheimen und öffentlichen Vermählung mit Darnley an den letztern gerichtet habe. (I. 225.)

Doch genug. An diesem einen Beispiele sollte gezeigt werden, wie weit die Resultate der Maria-Stuart-Forscher noch bis zur Stunde auseinandergehen. Nur eines steht fest: Niemand, der auf den Namen eines gewissenhaften Forschers Anspruch erhebt, wird sich zum Vertheidiger des chronologisch, psychologisch und inhaltlich gleich unhaltbaren großen Glasgowbriefes hergeben können. Doch was redet man überhaupt von Cassettenbriefen? Schriftstücke sine die et consule, ohne jedwede Unterschrift, sollten in die Kategorie von Briefen gesetzt werden können, und zwar in einem Falle, in welchem es sich um eine königliche Frau handelt, welche nach neunzehnjähriger harter Gefangenschaft das Opfer eines Justizmordes wurde? Wer wissen will, wie Maria Stuart Briefe schrieb, der nehme die vom russischen Fürsten Labanoff veranstaltete siebenbändige Sammlung ihrer echten Briefe zur Hand. Maria war nicht allein treffliche Briefschreiberin, sie gehört zu den feinsten Epistolographinen des sechszehnten Jahrhunderts. Mit der Bildung einer solchen Frau mag man es nicht für unvereinbar erachten, wenn sie ihren Gefühlen auch in tändelnden Liebesbriefen Ausdruck leiht. Daß sie aber zur Abfassung der Glasgowbriefe fähig gewesen, ist allerdings nicht metaphysisch, aber wenigstens moralisch unmöglich.

Darf die Frage des großen Glasgowbriefes — aller-

dings die bei weitem bedeutendste — als erledigt angesehen werden, dann bleibt der geschichtlichen Forschung doch noch eine Menge anderer Maria-Stuart-Fragen zu lösen übrig. Eine derselben soll hier erwähnt werden.

Durch das berüchtigte Rumpfparlament vom Monat August 1560 war die katholische Religion unterdrückt, den Bischöfen der alten Kirche ihre Jurisdiktion genommen und der Protestantismus nicht allein „freigestellt," sondern zur alleinherrschenden Macht erhoben worden. Zeitweilig entstand vielfache Verwirrung, da die in Angelegenheiten gemischter Natur vormals von den Bischöfen ausgeübten Befugnisse nunmehr ruhten. Namentlich machte sich dieser Mangel auf dem Gebiete der Testamente geltend. Es liegen aus den Jahren 1560 bis Februar 1564 einzelne Beispiele der Ausübung geistlicher Gewalt wie Pfründeverleihungen durch Erzbischof Hamilton vor[1]), denn ein mit dem ganzen Leben der Nation so eng verbundenes Institut, wie die katholische Kirche es war, läßt sich nur allmählig vernichten. Indeß bildeten solche Akte nur eine Ausnahme. Um Abhülfe zu schaffen, ernannte Maria am 8. Februar 1564 ein Consistorium zu Edinburg, welches sie mit den Funktionen der vormaligen bischöflichen Officialate betraute. Der vom Katholicismus abgefallene Priester Sir James Balfour, der nachmalige saubere Verfasser des berüchtigten Craigmillar-Bonds, erhielt die Stelle eines Präsidenten. Die Commission tritt zusammen, entfaltet mehr denn zwei Jahre unangefochten ihre Thätigkeit. Da erscheint plötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Luft, am 23. Dezember 1566 ein Brief von König und Königin, durch welchen „unserem lieben und getreuen Rath Johannes Erzbischof von St. Andrews, Primas und Legat von Schottland, alle und jede Jurisdiktion

1) Josephus Robertson: Concilia Scotiae. Ecclesiae Scoticanae statuta tam provincialia quam synodalia quae supersunt MCCXXV–MDLIX. Edinburgi MDCCCLXVI. Preface 174.

nördlich und südlich vom Forth in der Diöcese St. Andrews" wiedergegeben wird. Die Befugnisse der andern Commissare sollen quiesciren. Als Zweck der Verfügung bezeichnet das königliche Schreiben die Bestätigung der Testamente, Verleihung von Beneficien und Ausübung der seinen Amtsvorgängern zugestandenen Privilegien. Man beachte: um die nämliche Zeit wurde auf Schloß Stirling über Begnadigung der Riccio-Mörder verhandelt, ja am Tage nach Vollziehung des angezogenen Erlasses an Erzbischof Hamilton unterzeichnete Maria die Urkunde, welche dem Grafen Morton straffreie Rückkehr gewährte. Begnadigung Mortons war gleichbedeutend mit Tödtung Darnley's.

Nothwendigerweise erhebt sich hier die Frage: Wer veranlaßte die Königin zu dem genannten Schreiben an Hamilton? Hosack (I. 177) deutet auf den Staatssekretär Maitland, ohne aber einen genügenden Beweis für seine Annahme beizubringen. Das Auffallende an der Sache wird erhöht, wenn man erwägt, daß Maria, welche keine Schritte that, um dem von Pius V. als Nuntius nach Schottland entbotenen Bischof von Mondovi, nachmaligen Cardinal Laurea, den Eintritt in ihr Reich zu ermöglichen, so daß dieser nur bis Paris gelangte, welche am 3. Oktober, sowie am 20. und 21. Dezember 1566 Verfügungen zur Erhöhung der Gehälter der reformirten Prediger erließ, zur nämlichen Zeit dem Primas die Jurisdiktion wiederherstellte. Und weßhalb denn ihm allein und nicht auch den übrigen Prälaten, die sich noch im Reiche befanden? Mit einem Gefolge von hundert Reitern erschien Erzbischof Hamilton in Edinburg, um sein Gericht zu eröffnen, konnte aber gegenüber dem von der General-Assembly am 27. Dezember 1566 heraufbeschworenen Sturm nicht durchdringen. Die Eröffnung des Gerichtes unterblieb, während Sir James Balfour mit seinen Räthen zu amtiren fortfuhr[1]).

---

1) Robertson, Concilia. Preface. 171—179.

Obwohl in dem Schreiben der Königin an Erzbischof Hamilton der Erledigung von Eheprocessen ausdrücklich keine Erwähnung geschah, so handelte es sich doch in dem einzigen Fall, in welchem Hamilton von seiner Jurisdiktion Gebrauch machte, gerade um eine Ehescheidung. Es war die Auflösung der Verbindung des Grafen James Bothwell mit der Lady Jane Gordon, der Schwester des Grafen Huntly. Während die Lady am 29. April 1567 ihren Gemahl beim protestantischen Consistorium wegen Ehebruchs anklagte und am 3. Mai die Scheidung erlangte, brachte der protestantische Graf Bothwell den Antrag auf Ehescheidung bei Erzbischof Hamilton ein. Am Sonntag den 27. April ernannte der Erzbischof eine Commission von delegirten Richtern. Unter ihnen befanden sich zwei Bischöfe, Robert Crichton von Dunkeld und der von der Königin vielfach zu Ambassaden verwandte William Chisholm von Dunblane, außerdem drei Domkapitulare und George Cook, Kanzler von Dunkeld. Am Samstag den 3. Mai präsentirte Thomas Hepburn, Vertreter des Klägers, das erzbischöfliche Commissorium den beiden delegirten Richtern Domkapitularen Crawford und Manderston. Daß die übrigen genannten Commissare an den Verhandlungen Theil genommen, wird nicht gemeldet. Alsbald fordern Crawford und Manderston die Gräfin auf, sammt ihren Schutzzeugen am 5. Mai in der Kirche St. Giles zu Edinburgh sich zu stellen. Montag den 5. Mai eröffnet Manderston die Verhandlungen, vernimmt die Zeugen und Procuratoren von Kläger und Beklagten und erkärt am Dienstag den 7. Mai Bothwell's Ehe mit Lady Gordon von Anfang an für ungültig, weil sie in verbotenen Graden mit einander verwandt waren.

Allerdings waltete zwischen den beiden Contrahenten das trennende Ehehinderniß des vierten Grades der Blutsverwandtschaft ob. Indessen besitzen wir nicht allein die der Ertheilung der Dispense vorausgegangene Untersuchung über den Stammbaum und die Nähe der Verwandtschaft,

sondern auch die vom Erzbischof Hamilton in seiner Eigenschaft als Legat am 17. Februar 1566 dem Grafen Bothwell und dessen Braut Jane Gordon über genanntes Hinderniß ertheilte Dispense. Der Archivar Dr. John Stuart hat dasselbe vor wenigen Jahren im Original aufgefunden[1]). Erzbischof Hamilton wenigstens konnte diese Thatsache nicht unbekannt seyn, mochte auch der delegirte Richter sich darüber in Unkenntniß befinden. So wie die Akten gegenwärtig liegen, fehlen mir Worte, um das Verfahren des Erzbischofs zu charakterisiren. Nur in einem Falle könnte man dasselbe erklären, wenn sich nämlich erweisen ließe, daß das Dispensinstrument aus irgend einem Grunde nichtig, also eine Wegräumung des Hindernisses der Blutsverwandtschaft nicht stattgefunden hätte. Bothwell und Jane Gordon erscheinen in der ganzen Angelegenheit als ein ebenso gewissenloses wie raffinirtes Paar. Zum Dank für die von ihr besorgte Einleitung der Scheidungsklage wirft der Graf ihr eine bedeutende Leibzucht aus, welche die treue Gemahlin bestens acceptirt. Aber das Weib ist schlau genug, um sich für alle Fälle zu sichern. Zu ihrer Legitimation den Erben Bothwell's gegenüber, aber auch zu ihrer eigenen Schande, nimmt sie das vom Erzbischof Hamilton ausgestellte Dispensationsinstrument, welches sie als rechtmäßige Gemahlin Bothwell's documentirt, mit sich, und nun wird das letztere nach fast drei Jahrhunderten im Archiv ihres zweiten Mannes, des Grafen von Sutherland, zu Dunrobin aufgefunden.

Aber die Königin? Hatte sie Kenntniß von diesen Thatsachen? Bis zur Stunde ist das nicht erwiesen. Angesichts der aufrichtigen Treue, mit welcher Maria der katholischen Religion zeitlebens ergeben war, muß, so lange der Beweis vom Gegentheil nicht erbracht ist, angenommen werden, daß man ihr den wahren Sachverhalt verheimlichte, oder aber ihn gänzlich entstellte und sie täuschte. In einer Instruktion

1) Hosack. II. Preface V.

an ihren Gesandten am französischen Hofe, Erzbischof Beaton von Glasgow, begegnet sie dem Einwurf der Unrechtmäßigkeit ihrer neuen Verbindung mit dem Bemerken, „der frühere Contrakt, oder Band, sei aus rechtmäßigem Grunde der Consanguinität und andern erheblichen Ursachen aufgelöst und der Eheproceß ordnungsmäßig geführt worden“ [1]). Man glaubt den Erzbischof Hamilton oder Bothwell aus dieser Instruktion reden zu hören.

7. In letzter Linie sei hier noch der „Bonner Dissertation von Hermann Forst über Buchanan's Darstellung der Geschichte Maria Stuart's“ gedacht. So tief der Verfasser auch in den Stoff eingedrungen, möchten wir doch seine Urtheile über die Erzbischöfe Beaton und Hamilton beanstanden. Wenn jener (S. 5) ein „verrätherischer Cardinal“ genannt wird, so muß man fragen, woran er Verrath geübt habe. Am Vaterland? Das hat noch kein schottischer Patriot behauptet, im Gegentheil steht der Cardinal da als treue, unwegsame Stütze der Unabhängigkeit Schottland's gegenüber den Raubgelüsten des achten Heinrich von England. An der Kirche? Auch das nicht, im Gegentheil hat er sie mit Anwendung von Mitteln vertheidigt, über deren Klugheit sich streiten ließe. Daß er den Englands Interessen dienenden Grafen Lennox bekämpfte, gereicht ihm zum Lob.

Was Hamilton anlangt, so soll der Erzbischof nach Buchanan an Darnley's Ermordung direkt betheiligt gewesen seyn. (Horst 54). Horst glaubte die betreffenden Stellen in Buchanan, zwischen denen nach Hosack ein Widerspruch obwaltet, mit einander aussöhnen zu können, woraus sich die Blutschuld Hamiltons ergäbe. Dem gegenüber erlaube ich mir darauf hinzuweisen, daß die Annahme wenig begründet ist, Buchanan, ein entschiedener Gegner Hamilton's, habe sich in Buch 18 der Schottengeschichte soviel Rücksichten gegen den Erzbischof auferlegt, daß er ihn nicht namentlich unter den

1) Robertson, Concilia. Preface 181.

Verschworenen aufführte, wenn er wirklich zu ihnen gehört hätte. Hätte er damals eine so sichere Kunde von dessen Betheiligung an der schwarzen That gehabt, wie er sie mit Detailangaben in Buch 20 mittheilt, so ist über allen Zweifel erhaben, daß er den Namen des Prälaten genannt haben würde. Leider sind authentische Nachrichten über den nach Gefangennehmung des Erzbischofs gegen ihn angestrengten Proceß nicht auf uns gekommen. Aus ihm würden wir ersehen haben, ob man ihn auch mit Theilnahme an Darnley's Ermordung belastet habe. Sicher ist nur, daß man seinem Ersuchen, ihm Zeit für seine Vertheidigung zu gewähren, nicht entsprach. Gefangennehmung des Prälaten im Schloß Dumbarton (2. April 1571), Versetzung in den Anklagezustand, Verurtheilung und Ausführung der Sentenz vermittels Hinrichtung durch den Strang (am 5. April) war das Werk von drei Tagen. In ruhigen Zeiten würde der Proceß, wie Tytler meint, mit Freisprechung des Angeklagten geendet haben[1]).

Möchte es der geschichtlichen Forschung bis zum 8. Februar 1887 gelingen, das jene trübe Periode der unglücklichen Schottenkönigin annoch umschwebende Dunkel vollständig zu lichten. *α. β.*

---

1) Tytler, History of Scotland (Edinburgh 1879) III, 337.

XVI.

Der Anarchisten-Proceß und die republikanische Partei.

Sowohl die Gerichtsverhandlungen in Riom als auch die an ihrem Abschluß angekommene Sitzung des Zuchtpolizei-Tribunals in Lyon wurden von der republikanischen Presse mit vornehmer Blasirtheit behandelt. Die geringe Anzahl derjenigen Angeklagten, welche wirklich der Zugehörigkeit eines Geheimbundes mit dem Zweck die bestehenden Staatseinrichtungen zu zerstören, überwiesen werden konnten, scheint die Bourgeoisie in Sicherheit gewiegt zu haben. Der „Temps", welcher sonst die Bewegung mit aufmerksamen Augen verfolgte und sie ernst zu nehmen pflegte, schreibt jetzt: „Der Proceß in Lyon hat keine beunruhigenden Thatsachen enthüllt. Alles was er zu Tage gefördert hat, war schon vorher allgemein bekannt. Diese ganzen Vorgänge in Montceau, Creuzot und Lyon haben überhaupt keine politische Bedeutung. Der Anarchismus, welcher eine Bedrohung und eine Gefahr seyn möchte, wird in Frankreich niemals etwas Anderes seyn, als eine psychologische Merkwürdigkeit."

In ähnlicher Weise gehen die anderen liberalen Blätter über die Vorgänge hinweg, und die radikalen beschuldigen sogar die Sicherheitsbehörden des übertriebenen Pflichteifers und die Regierung der Absicht, die Umtriebe zu politischen Zwecken auszubeuten. Das Publikum ist mit anarchistischem Stoff übersättigt. Es war enttäuscht, daß nicht pikante und neue Ungeheuerlichkeiten zum Vorschein kamen. Das Phan-

tom der rothen Internationale ist im Laufe der Zeiten schon zu so verschiedenen Zwecken aufgeputzt worden, daß es an Interesse verloren hat. Für das heutige Frankreich ist ein Börsenkrach von intensiverer Bedeutung als eine sogenannte sociale Revolution, welche letztere nur so weit in Berechnung gezogen wird, als sie die Kreise des „Geschäfts" stören könnte.

Dieser Optimismus und diese Leichtlebigkeit ist wahrhaft bewunderungswürdig bei einem Volke, das während der letzten hundert Jahre kaum eine Friedensperiode von 15 Jahren durchleben konnte, ohne von Revolutionen oder inneren Bewegungen erschüttert zu werden, welche alle einen mehr oder weniger socialistischen Charakter trugen. Erklärt kann diese Erscheinung nur dadurch werden, daß man die Ueberzeugung gewonnen hat, alle gewaltsamen Umwälzungen in Frankreich haben bis jetzt in ihrem letzten Ziele immer nur zur Befestigung und Vermehrung des Capitalismus gedient, und auch in nächster Zukunft werde in allen politischen Phasen, welche die sociale Entwicklung noch durchmachen sollte, die Macht des Geldes ihre Herrscherstellung behalten. Damit ist aber zugleich der Bestand der Bourgeoisie garantirt, und die Börse fürchtet eben so wenig den Umsturz der Gesellschaft als den des Staates, weil sie weiß, daß damit keine psychologische Veränderung der Menschen verknüpft sein würde, und daß unter jedem System die Menschen durch ihre inneren Triebe der Begehrlichkeit in dem Abhängigkeitsverhältnisse zu der Geldmacht erhalten bleiben werden. Jede Revolution hat ferner dazu gedient, den Einfluß der Gegengewichte gegenüber der reinen Plutokratie, nämlich der Kirche und der traditionellen Sitte, zu beschränken, und das ist vielleicht die Veranlassung, daß gerade unmittelbar vor den Jahren 1830 und 1848 ein gewisser Zusammenhang der hohen Finanz mit den geheimen Verbindungen aller Länder, namentlich aber Italiens und Frankreichs stattfand.

Ein letzter Grund dafür, daß das rothe Gespenst jetzt nicht mehr zu fürchten sei, ist wohl auch in dem Umstande

zu suchen, daß der Anarchismus salonfähiger geworden ist. Seitdem Grachus Babeuf und Bounarotti den rohen Communismus in der „Gesellschaft der Gleichen“ lehrten und dessen praktische Uebertragung durch weitverzweigte Verschwörungen vorbereiteten; seidem Proudhon im Jahre 1848 sein Schlagwort: „Eigenthum ist Diebstahl,“ gesprochen; seitdem die Saint-Simonisten, Phalanstériens, Icariens, Humanitairen, Mutuellisten, religiösen Positivisten und die Anhänger des belgischen Philosophen Colins ihre ephemeren communistischen Experimente in Bildung von Schulen, Orden oder Gemeinschaften gemacht haben: hat sich in der Theorie des sogenannten Communismus manche Wandlung vollzogen und eine gewisse Klärung der Systeme ist eingetreten, welche einen Einblick in die sittliche und praktische Qualität derselben gestattet.

Wir sehen hier ab von allen denjenigen Richtungen und Schulen, welche, hauptsächlich in Arbeiterkreisen vertreten, sociale Reformen oder selbst eine gewisse Umgestaltung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf gesetzmäßigem Wege oder höchstens auf dem einer politischen Pression erstreben, und wollen versuchen, die mit den Processen in Riom und Lyon in Verbindung stehenden revolutionär-socialistischen, anarchistischen oder collektivistischen Gruppen näher zu kennzeichnen, um beurtheilen zu können, ob die republikanische Auffassung von der Ungefährlichkeit derselben eine berechtigte ist.

Ein deutscher Jude und ein russischer Bojar haben sich das Verdienst erworben, den französischen Communismus in zwei streng gesonderte Systeme zu theilen und ihn wissenschaftlich zu organisiren. Das Wort Communismus ist in der früheren Sinnbedeutung kaum noch am Platze. Die Gemeinschaft wird nur in Ansehung der Arbeitsmittel verlangt, nicht aber beim individuellen Besitz. Das ist ein Fortschritt in der Auffassung, der diese Theorien wenigstens diskutirbar macht. Karl Marx, dessen Schule den größeren

Theil der Anarchisten umfaßt, lehrt in seinen Hauptsätzen die Organisation der Arbeit, das Collektiveigenthum der Produktionsmittel, die Vertheilung des Reingewinnes auf das Arbeitsquantum mit Berücksichtigung ungleich schaffender Arbeiter und eine Staatsverfassung, in welcher die Repräsentanten des arbeitenden Volkes die unbestrittene Autorität ausüben. Das allgemeine Stimmrecht wird aufgehoben, weil sich dieses als Handhabe der Bourgeoisie und des Cäsarismus erwiesen habe, auch weil es der Corruption die Thüre öffne. Da die Anhänger dieser Gruppe also den Staat beibehalten wollen, nennen sie sich Etatisten, oder in den Untergruppen, in welche sie sich spalten: Marxisten, Possibilisten, autoritäre oder liberale Anarchisten. Ihr politisches Kampfesmittel ist die Gewalt. Sie predigen offen die Revolution und die Vernichtung der Bourgeoisie, ziehen aber den Straßenkampf mit Barrikaden und den Sturmschritt der Arbeiterbataillone dem Dynamit vor.

Noch weiter vorgeschritten und radikaler als diese revolutionäre Partei der Etatisten ist die an Anhängerzahl sehr geringe Gruppe der eigentlichen Anarchisten. Diese bestehen mit Ausnahme der catilinarischen Existenzen, welche sich in alle derartigen verzweifelten Gemeinschaften drängen, fast nur aus fanatischen Schwärmern. Ihre Aspirationen würden dem gesunden Menschenverstand unerklärbar bleiben, wenn sie nicht auf psychologische Ursachen zurückgeführt werden könnten. Das wirthschaftliche System dieser Partei ist nebensächlich und nimmt ihre geistige Schaffungskraft wenig in Anspruch. Ihr ganzes Streben und Denken ist allein auf die Zerstörung des Bestehenden gerichtet. Michael Bakunin, der Stifter dieser Schule, hatte den russischen Nihilismus auf den durch Revolutionen gut vorbereiteten Boden Italiens und Frankreichs verpflanzt. Nicht nur das augenblicklich Bestehende, Staat und Gesellschaft, zu zerstören, damit sich aus den Trümmern desselben eine neue Welt erhebe, lehrt diese Schule; nein, auch wenn in der Zukunft sich irgendwo

eine neue Organisation, eine Autorität, ein Rechtsbegriff, ein Anknüpfen an die Ueberlieferung oder eine Familienbildung zeigen sollte, auch dann sollen diese Regungen immer wieder von neuem im Keime erstickt werden. Es ist eine principielle Leugnung der Thätigkeit des Geistes und die Vernichtung seiner Reproduktionen auf das gesellschaftliche Leben. Dieses sociale System, wenn anders die Ausgeburt einer schrankenlosen Einbildungskraft, die das Gleichgewicht der Logik verloren hat, noch einen solchen Namen verdient, ist eigentlich weiter nichts, als die metaphysische Weiterführung der Grundlehren des Naturalismus, beeinflußt durch mystische Anklänge an indische Welt- und Religionsauffassungen. —

Der Nihilismus ist nur erklärbar durch die Gewalt, welche eine fatalistische Glaubensrichtung auf Gemüther ausübt, die vermöge ihrer ethnischen Eigenthümlichkeit für Schwärmerei und Fanatismus von Hause aus prädisponirt sind. Ein verwandter Zug zeigte sich schon unter den Schreckensmännern der ersten Revolution. Wenn wir den Brief lesen, den Babeuf am Vorabende seiner Hinrichtung an seine Gattin schrieb, so finden wir darin Stellen, welche unwillkürlich an die Lehren des Buddha erinnern. Er spricht von der Seligkeit der Vernichtung, von dem Glücke des unbewußten Zustandes der Seele, welche im Schooße der ewig wirkenden Natur schlafen werde, von ihrer ungestörten Ruhe, der sie vermöge der Tugend nach dem Tode theilhaftig werde. Man hat gemeint, falsch verstandene Lehren Buddha's hätten die Gedanken Babeuf's verwirrt; aber es ist erwiesen, daß seine Vorbildung derartig war, daß sie nicht auf indische Götterlehren oder Philosopheme zurückgegriffen hat. In ähnlichen Phantasien finden wir andere Männer der verschiedenen Revolutionsepochen befangen, welchen der zersetzende Zug und die hochgehenden Wogen des Zeitalters ihre Religion geraubt hatten.

Es besteht also ein gewisser geistiger Zusammenhang

zwischen den russischen Nihilisten und den französischen Anarchisten. Hier wie dort wird das Uebersinnliche geleugnet und nur diejenigen Naturgesetze, welche aus sogenannter innerer Nothwendigkeit fungiren, anerkannt. An die Stelle des Glaubens und Wissens sind mystische Spekulationen getreten. Die Ueberzeugung, daß mit diesem Leben Alles vorüber ist, geht Hand in Hand mit der fatalistischen Gleichgültigkeit gegen den Tod. Aber auch das praktische Ziel, die Zerstörung der Gesellschaft, ist beiden Richtungen gemeinsam, und die Verhandlungen in Lyon haben auf's neue bewiesen, daß eine geheime Verbindung unter den Umsturzmännern aller Länder besteht, und daß eine einheitliche Oberleitung in der Lage ist, Attentate und Aufstände hervorzurufen. Welchen Zweck man mit der Veranstaltung der letzteren im gegebenen Falle im Auge gehabt hat, das entzieht sich jetzt noch der Beurtheilung. Das neuerdings erfolgte Vorgehen des Prinzen Napoleon beweist, daß etwas in der Luft lag, und es ist wohl anzunehmen, daß die leitenden Männer jener Bewegung gut orientirt waren. Sie wollen sich die Schwierigkeiten zu Nutze machen, welche in der nächsten Zeit durch die Aktion der Faktionen und Prätendenten dem republikanischen Gouvernement erwachsen werden.

Fürst Krapotkin hat seine Thätigkeit zur Bekämpfung des herrschenden Systems eingestanden, wenngleich er schon aus Rücksicht für seine Genossen die Organisation des Geheimbundes leugnen mußte. Gautier geht als Franzose noch weiter; er rühmt sich seiner anarchistischen Bestrebungen und spricht seinen republikanischen Landsleuten jedes Recht ab, darüber Gericht zu halten. „Wie kommt ein Gouvernement, das selbst auf dem Boden der Revolution steht, dazu, revolutionäre Bestrebungen im Volke, die es im Princip als berechtigt anerkennen muß, zu verfolgen? Ragt nicht in Paris eine Säule zum Himmel empor, welche zu Ehren eines geglückten Aufstandes aufgerichtet wurde? Feiert Ihr nicht Euer Nationalfest aus gleichem Anlaß? Ihr seid selbst

Rebellen, seid durch Rebellion zur Herrschaft gekommen und wollt doch dem Volke das Recht der Rebellion, das Ihr theoretisch verherrlicht, in der Praxis verkürzen?"

Wenn man diese und ähnliche Stellen aus den Verhören der Angeklagten vor dem Zuchtpolizei-Tribunal in Lyon liest, dann kann man sich die Verlegenheit der republikanischen Partei erklären. Ihre Presse findet sich damit ab, indem sie möglichst die Vorgänge todtschweigt. Die Hintermänner der fortschrittlichen Republikaner werden aber nicht müde werden, ihre reif gewordene Erbschaft zu beanspruchen; denn die Anarchisten sind die natürlichen Todtengräber des Radikalismus.

Ph. v. W.

XVII.

Zeitläufe.

Was liegt in der Luft?

Den 24. Januar 1883.

Es liege Etwas in der Luft: so berichten übereinstimmend die Zeitungen aus Paris, Constantinopel und folgerichtig aus Wien. „Folgerichtig aus Wien"; denn es ist nicht die Meinung, daß es sich in Oesterreich um eine Krisis des eigenen Staatswesens handle. Dieses steht vielmehr, Dank der Stärke des unzerreißbaren dynastischen Bandes und des katholischen Bekenntnisses der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung, auf festerer Basis als jedes andere Reich auf dem europäischen Continent. Aber die Habsburgische Monarchie ist auch das europäische Schicksalsreich; sie hat lange Jahre den Schlußstein am völkerrechtlichen Aufbau

des Welttheils gebildet. Seitdem dieser Schlußstein ausgebrochen ist und Preußen die Lücke auszufüllen versuchte, ist die Ruhe und der Friede aus dem Welttheil verschwunden; der Continent starrt von Waffen, jede große Krisis aber reißt Oesterreich unwiderruflich in ihre Wirbel hinein.

Das neue Deutsche Reich ist die erste Militärmacht der Welt. Aber es ist ein Ding für sich, und trägt seine erdrückende Rüstung nur, um seine eigenen Erwerbungen zu schützen. Darum konnte der große Kanzler dereinst mit dürren Worten erklären: was kümmert uns der Orient und der dortige Kampf zwischen dem Wolf und dem Wallfisch? Es krystallisirt sich nichts um dieses Reich. Das Schicksal Oesterreichs hingegen wird das Schicksal des ganzen Welttheils seyn. Diese richtige Erkenntniß hat den deutschen Kanzler vor vier Jahren zu der plötzlichen Reise nach Wien veranlaßt; und wenn um die Zeit des Jahreswechsels das Verhältniß zu Oesterreich so auffallende Blasen in der von Berlin aus inspirirten Presse aufgeworfen hat, so lag dem wohl eine bestimmte Ahnung zu Grunde, daß die große Entscheidung mit raschen Schritten nahe, vor Allem die Entscheidung für Oesterreich.

Was liegt denn also in der Luft? Man wollte zunächst in Frankreich bemerken, daß sich eine Veränderung in der politischen Atmosphäre eingestellt habe: eine Art Leichengeruch für die Nasen der „wahren Republikaner“, Morgenluft dagegen für ihre Gegner. Der Sarg Gambetta's soll weder an dem Einen Geruch die alleinige Schuld tragen, noch die frische Brise seinem Verschwinden allein zu verdanken seyn. Es ist die allgemeine Ansicht, daß der „rothe Prinz“ mit seinem Manifest, gegen dessen kritischen Theil sich allerdings nichts Triftiges einwenden läßt, einen tollen Streich der Uebereilung begangen habe. Aber man gesteht sich doch auch zu, daß er den Moment im Allgemeinen nicht unrichtig aufgefaßt habe. Denn über die erschöpfte Republik breche sichtlich die Nacht herein, in der Niemand mehr wirken kann,

und es sei kein Zweifel, daß ihre monarchischen Gegner neuen Muth gewinnen. In der That hat die Republik mit allen ihren kleinen Leuten angefangen sich zu fürchten; sie glaubt, sich ihrer Haut wehren zu müssen und braucht Gewalt. Das ist in der Regel der Anfang vom Ende.

Aus Constantinopel ist nur Eine Stimme: es liege Etwas in der Luft. Man sieht die Ulema's neuerdings das „heilige Gesetz“ über die Regeln der Thronfolge studiren. Jeder Tag kann die Nachricht bringen, daß der Sultan das Geschick seines Oheims Abdul-Aziz oder seines Bruders Murat erfahren habe. Er verkriecht sich in seinem Palast aus zitternder Attentatsfurcht; er traut seiner eigenen Leibwache, ja seinen Haremsdamen, nicht mehr und sieht überall Verschwörer. Derlei Erscheinungen bei Fürsten und Ministern sind nun freilich auch im civilisirten Europa, und selbst außerhalb Rußlands, nichts Ungewöhnliches mehr; wird ja sogar der erste Minister der Königin von England von der Geheimpolizei auf Schritt und Tritt bewacht. Auch wären die furchtbaren Demüthigungen, welche der Sultan für sein Reich und seine Autorität hinnehmen mußte, geeignet, selbst einen geistig gesunden Mann um den Verstand zu bringen. Aber es lastet offenbar der Bann der Geistesumnachtung auf dem decrepid gewordenen Haus Osman. Abdul-Hamids letzter Bruder ist Cretin von Haus aus, und es käme ein minderjähriger Prinz auf den Sultansthron.

Der stärkste Beweis, wie weit es mit dem Sultanat gekommen ist, liegt in der Thatsache, daß die augenblicklich amtirenden Minister dem Großherrn wiederholt zumuthen durften, die Regierung einem verantwortlichen Ministerium zu überlassen und sich selbst in seinen Harem zurückzuziehen. Der Sultan dagegen hat das richtige Gefühl gehabt, daß die Türkei damit ihren Charakter gänzlich ausziehen würde. Er wollte im Gegentheile die wirkliche Selbstregierung des Sultanats und Chalifats wieder herstellen; er warf sich mit Feuereifer auf die Geschäfte, und wäre es nach ihm ge-

gangen, so hätte er wohl die „seidene Schnur" wieder zum Regulator der türkischen Ministerverantwortlichkeit gemacht. Aber die Minister weisen bedeutsam auf die Augen Europa's, welche überall durch die Fenster der Türkei hineinschauen. Also beständiger Krieg zwischen der „Pforte", wie dort das Gesammtstaatsministerium genannt wird, und den Cliquen im Palast. Innerhalb anderthalb Tagen wird ein Ministerium entlassen, ein neues berufen, dieses wieder ab- und das alte wieder eingesetzt. Zettelt die Pforte, weil sich die Parteien unter den Ministern selbst gleichfalls in den Haaren liegen, keine Verschwörungen an, so werden solche von den Palastcliquen erdichtet. Das Ende ist der ewige Schrecken und der Wahnsinn im Palast, die absolute Regierungslosigkeit im Lande. Es läßt sich nicht mehr verhehlen: so können die Dinge nicht lange fortgehen.

In dieser Lage haben die jüngst besprochenen Berliner Veröffentlichungen, die man jetzt, wie es scheint, lieber wieder ungeschehen machen möchte, ein helles Licht auf die Stellung des Deutschen Reiches geworfen. Erfreulich ist die Beleuchtung nicht. Bei näherer Erwägung der fraglichen Indiskretionen in der Presse macht man auch die eigenthümliche Bemerkung, daß es allerdings seinen guten Grund hat, wenn die auswärtige Politik im deutschen Reichstag strenge ausgeschlossen ist, und jeder Versuch dieselbe zur parlamentarischen Besprechung zu bringen, als unpatriotisch gilt, auch von den Parteien im Hause selbst sozusagen als unerlaubt angesehen wird. Selbstverständlich hat sich denn auch die Reichsregierung bisher wohl gehütet, und wird sich allem Anschein nach auch ferner hüten, durch Vorlage diplomatischer Aktenstücke eine derartige Tagesordnung herbeizuführen. In keinem mit einer Volksvertretung ausgestatteten Reiche der Welt ist eine solche Abstinenz jemals verlangt oder gewährt worden. Im Deutschen Reich muß sie demnach ihren guten Grund haben, und so ist es. Denn es läßt sich doch nicht gut über die Bedingungen des Friedens und der Sicherheit des Reichs

debattiren, wenn diese darin bestehen, daß einerseits in Frankreich die republikanische Ohnmacht erhalten bleibe, daß andererseits nicht eine endgültige Bachauskehr in der Türkei durch eine Ausgleichung zwischen Rußland und Oesterreich ermöglicht werde. Denn wenn jene Bedingung hinfällig würde und dieser Fall einträte, so wäre, wie wir gehört haben, die gefürchtete „Coalition" als eine Frage des nächsten Tages anzusehen.

Was das Publikum von diesen beiden Bedingungen weiß, gründet sich einerseits auf eine vor acht Jahren geschehene Veröffentlichung, andererseits auf die neuesten Enthüllungen in der Presse. Von den letzteren kann man sich allerdings wieder wegleugnen, aber es fehlt dann überall der Glaube. Die erstere Enthüllung aber brachte der Proceß Arnim zur allgemeinen Kenntniß, indem eine Reihe von Depeschen des Reichskanzlers an den Grafen Arnim als Deutschen Botschafter in Paris vor Gericht zur Verlesung kamen. Wir haben dieselben vor Jahren ausführlich besprochen[1]), und es widert uns an, auf dieses peinliche Thema jetzt, Angesichts der schwankenden Lage in Frankreich, mehr als auszugsweise zurückzukommen. Kurz gesagt: der Reichskanzler verwies dem Grafen seine Meinung, daß die unausbleibliche Entwicklung Frankreichs zur rothen Republik eine europäische Gefahr sei, in wiederholten scharfen Lektionen. Er seinerseits sah in der französischen Republik, wie immer sie sich entwickeln werde, eine Garantie für die Sicherheit Deutschlands, die wirkliche Gefahr aber in der Wiederherstellung der Monarchie, insbesondere der legitimen; denn die Republik werde nicht allianzfähig seyn noch werden, was die Erfahrung allerdings vollkommen bestätigt hat; die Monarchie dagegen, insbesondere die legitime, welche deßhalb noch mehr zu fürchten wäre als eine napoleonische Restauration, würde Allianzen finden und namentlich die Sympathien des gesammten

1) Jahrgang 1875. Band 75. S. 307 f.

Katholicismus oder „Ultramontanismus" für sich haben. Man hat sich oft gewundert, unsern monarchischen Liberalismus so unverholen für die Republik in Frankreich und für Gambetta als ihren Propheten schwärmen zu sehen; hier hat man, wenigstens von der Einen Seite, die Lösung des Räthsels.

In genauer Parallele zu dem Verhältniß, in welches sich der Reichskanzler gegenüber den inneren Angelegenheiten Frankreichs versetzt sah, haben sich die neuesten Veröffentlichungen in der Presse über die Bedingungen geäußert, welche Deutschland von Oesterreich als seinem Bundesgenossen fordern müsse. Oesterreich und Rußland müssen auseinander gehalten werden; darum muß die türkische Frage in der Schwebe bleiben. In Wien darf kein Minister die auswärtigen Angelegenheiten leiten, welcher dem Gedanken an einen friedlichen Ausgleich mit Rußland Raum zu geben im Stande wäre, und es wäre eine Gefahr für das Zusammenhalten mit Deutschland, wenn in der Volksvertretung das slavische Element überwiegenden Einfluß erlangte. Der publicistische Krieg, welcher durch die fraglichen Veröffentlichungen officiös entzündet worden ist, wird nun von den Freischärlern fortgeführt, und in ihrer Taktik spielen auch die „dunklen Mächte" wieder eine Rolle: die Legitimisten, welche den französischen Lilienthron wieder aufrichten wollen, und die „Klerikalen", welche dem Papst wieder eine weltliche Herrschaft verschaffen möchten. Dann wäre die Coalition der drei legitimen Monarchien gegen — Deutschland und Italien fertig!

Es dürfte nicht gut seyn, über dieses publicistische Treiben stillschweigend hinwegzugehen. Denn wo Rauch ist, da ist Feuer. Die Mittheilungen, welche wir meinen, werden zur Zeit in einem großen süddeutschen Blatte abgelagert, das immerhin ernst genommen werden will[1]). Man begnügt

1) Man vergleiche die zwei Leitartikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 17. und 18. Januar ds. Js.: „Das deutsch-österreichische Bündniß zum andern Mal" und „Oesterreich und

sich da nicht, zu constatiren, daß da und dort Etwas in der Luft liege, sondern man behauptet bestimmt, daß in Oesterreich eine combinirte Partei-Bewegung, mit Diplomaten, Hofherren und hochgestellten Militärs an der Spitze, thatsächlich bestehe, welche dahin strebe, eine Verständigung mit Rußland vermittelst eines nord-südlichen Striches durch die Balkan-Halbinsel herbeizuführen. Rußland erhielte den Osten, Oesterreich den Westen von Illyrikum — „bis Salonichi", das schon Fürst Felix Schwarzenberg dereinst als die östliche Grenze für Oesterreich bezeichnet haben soll.

Wie kann und soll sich nun Oesterreich von dem Verdachte reinigen, daß es jemals solchen Tendenzen entgegenkommen könnte? Antwort: es muß deren Träger von jedem Einfluß verbannen und seine innere Politik nach den Wünschen aus Berlin einrichten. Die Herren kennen das Exorbitante eines solchen Verlangens, aber es heiße eben: Biegen oder Brechen. Die Eine der erwähnten Mittheilungen macht sich selber die erwähnte Einwendung, fährt dann aber fort: „Man sage, was man will, und schleppe so viele Usancen der alten völkerrechtlichen Tradition herbei, als man zu finden vermag: die innere Politik eines Staates ist nicht von der auswärtigen zu trennen. Und wenn kein Staat das Recht hat, sich um die internen Tendenzen eines gouvernement régulier zu kümmern und hineinzureden: der Bundesgenosse wird sich unweigerlich dieses Recht wahren, weil er sich unter Umständen sagen muß: tua res agitur."

Vielleicht könnte dieser Ausspruch noch ganz wesentlich durch Anführung der Thatsache unterstützt werden, daß der deutsche Reichskanzler nicht bloß gegenüber Oesterreich von der Usance der alten völkerrechtlichen Tradition abweiche,

---

Rußland". Die erste Auslassung über das deutsch-österreichische Bündniß, welche unter dem Titel: „Die große Restauration" in demselben Blatte erschienen ist, findet sich bereits im vorigen Hefte der „Blätter" S. 163 f. markirt.

sondern daß er zu der Zeit, als die preußische Freundschaft mit Rußland noch „thurmhoch" war, der Czaren-Politik ein gleiches Ansinnen gestellt habe. Die Erinnerung an diese Thatsache dürfte gerade jetzt um so mehr am Platze seyn, als die Ansicht viel für sich hat, daß der Verdacht gegen Oesterreich noch besonders durch einen Umstand aufgestachelt worden sei, welcher sich auf Rußland und die katholische Kirche bezieht. Eben damals war nämlich nach jahrelangen Verhandlungen und wiederholten Wechselfällen eine Vereinbarung Rußlands mit Rom zu Stande gekommen, von der man in Berlin mehr wissen wird, als bei uns, und die nach Allem, was vorgegangen war, dort allerdings peinlich berühren mußte. Die russische Presse hat denn auch nicht verfehlt, zu erinnern, daß Fürst Bismarck im Jahre 1873 wiederholt und dringend die Aufforderung an Rußland habe ergehen lassen, sich dem preußischen Culturkampf anzuschließen. Die „Moskowskije Wjedomosti" Kattkoffs bedauern, daß dieß nicht geschehen sei, und fahren dann fort: „Wir dürfen nicht vergessen, daß der sogenannte Culturkampf gerade zu der Zeit in Deutschland mit besonderer Kraft geführt wurde, als wir unsere Kräfte zum großen Kampfe im Oriente sammelten, welcher unser theuerstes Interesse ist und, man kann sagen, die eigentliche Existenzbedingung Rußlands bildet. Wir hätten uns damals von allen Seiten sichern, und am meisten mit dem mit uns damals verbündeten Deutschland in's Einvernehmen setzen sollen. Und damals hat Deutschland so sehr das gewünscht, Fürst Bismarck hat so sehr darauf gedrungen" [1]).

Es ist nicht unsere Meinung, daß derlei Zumuthungen, durch welche alle völkerrechtliche Tradition durchbrochen ist, aus persönlicher Leidenschaftlichkeit entspringen. Sie erwachsen vielmehr aus dem Drang der Umstände, nachdem durch die territorialen Umwälzungen der zwanzig Jahre von 1859 bis

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. Januar d. Js.

1878 der ganze Continent aus dem Gleichgewicht gerissen worden ist, und überdieß die folgereichste dieser Umwälzungen erst noch vor der Thüre steht. Wenn jenes Verhältniß, das man einst als „natürliche Allianzen" bezeichnet hat, überhaupt zwischen irgend welchen Reichen oder Nationen heute noch bestünde, so wäre es doch jedenfalls für Preußen-Deutschland nicht vorhanden. Die Einmischungsversuche in die inneren Angelegenheiten fremder Reiche sind im Grunde nichts Anderes als das Bemühen, „natürliche Allianzen" auf künstlichem Wege herzustellen. Aber sie sind eine gewagte Sache, umsomehr als sie gegen das krankhaft gereizte Nationalitäts-Gefühl noch heftiger als gegen die Staatswürde verstoßen; und nach den bisherigen Erfahrungen dürften sie das neue Deutsche Reich eher dem Ziele näher bringen, zum odium generis humani zu werden.

Wenn Oesterreich sich seine Lage und die Wahrscheinlichkeiten einer nahen Zukunft ernstlicher als je überlegt, so hat es dazu alle Ursache. Man ist der großen Entscheidung im Jahre 1854 ausgewichen; man hat die günstigste Gelegenheit versäumt, und kaum ein Jahr nach der Pariser Abmachung von 1856 mußte man sich überall gestehen, daß dieselbe nichts weiter sei als eine verderbliche Halbheit. Man ist der Entscheidung zwanzig Jahre später abermals ausgewichen, dießmal nach Vorschrift der „gebundenen Marschroute". Zum zweiten Male fügte man sich der Abmachung eines europäischen Congresses, bei dem Andere die ersten Violinen spielten. Vier Jahre sind seit dem seinerzeit viel gerühmten Berliner Vertrag von 1878 verflossen, und jetzt heißt er ein fadenscheiniges Compromiß, von dem es undenkbar und unmöglich sei, daß es länger vorhalten werde, als Rußland sich darein fügen möge. Zum dritten Male wird es nun für Oesterreich kein Ausweichen mehr geben; es wird gelten Entweder- Oder: mit Rußland sich vergleichen oder kämpfen auf Leben und Tod.

Will der deutsche Reichskanzler die erstere Alternative

schlechthin nicht zulassen, weil diese friedliche Verständigung mit Rußland der gefürchteten Coalition gegen Deutschland die Wege ebnen würde, dann brauchte er nur die wahre Lage Oesterreichs unbefangen in's Auge zu fassen. Er würde bald erkennen, daß eine ganz andere Vorkehrung, als die tendenziöse Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Monarchie, gegen eine Abwendung Oesterreichs von der „gebundenen Marschroute" erforderlich sei. Der „Pesther Lloyd" ist, wenn wir nicht irren, ein der ungarischen Regierung nahe stehendes, jedenfalls ein ernsthaftes Blatt: hören wir, wie dieses Blatt über die der Habsburgischen Monarchie bereitete Lage sich ausläßt:

„Muß oder darf Oesterreich-Ungarn solange Gewehr bei Fuß stehen, bis es dem Nachbar gefällt, den casus belli zu formuliren? Müssen oder dürfen wir es dulden, daß Rußland sich den günstigen Augenblick für seine Offensive wähle? Müssen oder dürfen wir es zulassen, daß die panslavistische Propaganda rings um unsere Monarchie einen Feuergürtel ziehe, dessen Flammen zu schlimmer Stunde in unser Gebiet herüberschlagen? Müssen oder dürfen wir es dulden, daß sich Rußland mit der ganzen internationalen Revolution in Europa wider uns verbündet; daß es der Begehrlichkeit der kleinen Balkanstaaten Anweisungen auf österreichisch-ungarischen Besitz ausstellt; daß es den Wahnwitz der italienischen Irredenta und den Unverstand einzelner italienischen Regierungsmänner in seine Dienste nimmt; daß es selbst in die Wälle unserer Allianzen Bresche zu legen sucht und unsere solidesten Beziehungen vergiftet; daß es endlich sogar am hellen Tage Conspirationen unterhält mit den vaterlandslosen Elementen unserer eigenen Monarchie? Ja, müssen wir so lange an die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens mit Rußland glauben, bis Kosakenschwärme von den Karpathen-Pässen erscheinen?"

Was wäre denn also erforderlich, damit das Deutsche Reich für alle Zeit der österreichischen Rückendeckung sicher sei. Antwort: man müßte dort zuerst selbst der Achselträgerei für Rußland ein Ende machen, ehe man das von Anderen fordert;

man müßte entschlossen seyn, in dieser Richtung selbst blutigen Ernst zu beweisen. Das Deutsche Reich würde eben so gut sich selber wie dem österreichischen Kaiserstaat aus der Klemme helfen, wenn Rußland von der deutschen, österreichischen und europäisch-türkischen Grenze ab- und dahin zurückgedrängt würde, wo es hingehört. Was ein bekannter Führer der preußischen Conservativen in einem Hauptorgan dieser Partei und in einer eigenen Broschüre mit Spendung seines Namens sagen durfte[1]), das zu sagen, wird auch uns Großdeutschen von ehedem erlaubt seyn müssen. Warum nehmen aber die für das deutsch-österreichische Bündniß so zärtlich besorgten Artikelschreiber gerade von dem Auskunftsmittel keine Notiz, dessen Wirkung die zweifelloseste wäre?

XVIII.

Umschau auf dem Gebiete der schweizerischen Geschichtsforschung.

Die kritische Geschichtschreibung, welche sich mit den Erzählungen der Chroniken nicht begnügt, sondern Urkundenakten als Beweismittel verlangt, hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts auch in der Schweiz Bahn gebrochen und die histor.-politischen Blätter haben unlängst anläßlich der „Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfall des hl. römischen Reiches" nachgewiesen, was Professor Kopp und seine Nachfolger auf diesem Gebiete geleistet.

1) Ueber die russisch-polnische Frage s. „Histor.-pol. Blätter". 1882. Band 90 S. 693 f.

Eine unerläßliche Bedingung für die kritische Geschichtsschreibung besteht darin, daß die Archive geöffnet und deren Akten untersucht, erörtert und im Wortlaut oder in getreuen Regesten durch den Druck bekannt und verwerthbar gemacht werden. In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts waren allerdings die schweizerischen Staats-, Städte-, Stifts-, Kloster-Archive &c. noch geschlossen und die Herrn Staatsrath Lüthy und Dr. Scherer, welche zuerst die Veröffentlichung mittelalterlicher Urkunden im „Solothurner Wochenblatt" bewerkstelligten, konnten nur unter Schwierigkeiten und Förmlichkeiten zur Abschrift archivalischer Akten gelangen; heutzutage sind die Archive in der Schweiz nicht nur für Jedermann zugänglich, sondern die Behörden begünstigen die Veröffentlichung und es haben sich hiefür nahezu in allen Kantonen historische Vereine gebildet. Ein Ueberblick über das daherige Wirken scheint in diesen Blättern angezeigt, zumal dasselbe nicht nur für die schweizerische, sondern auch für die allgemeine Geschichtsforschung größeres Interesse bietet.

Die Bundesbehörde selbst begann in den 1830ger Jahren die Veröffentlichung der „Eidgenössischen Abschiede". Diese amtliche Sammlung hat zur Aufgabe die Verhandlungen der Tagsatzungen seit dem Ursprung der Eidgenossenschaft bis auf die Neuzeit mitzutheilen. Die Direktion führt der eidgenössische Archivar, die Redaktion ist nach Zeiträumen an Geschichtsforscher vertheilt, die Bearbeitung erfolgt gemäß dem amtlichen Programm und die Kosten werden von der Bundeskasse getragen. Bereits sind 14 große Quartbände erschienen, aus folgenden Zeiträumen und von folgenden Redaktionen:

I. Band, aus dem Zeitraum von 1245—1420 von J. E. Kopp in erster Auflage Ao. 1839 und von Dr. A. Ph. Segesser in zweiter Auflage 1874. (S. 486).

II. Band, von 1421—1477 von Dr. A. Ph. Segesser (972 S.) Ao. 1863.

III. Band, I. Abtheilung, von 1478—1499 von Dr. A. Ph. Segesser (764 S.) 1858.

III. Band, II. Abtheilung, von 1500—1520 von Dr. A. Ph. Segesser (1428 S.) 1869.

IV. Band, I. Abtheilung, A. von 1521 — 1528 von J. Strickler. (1525 S.) 1873.

IV. Band, I. Abtheilung, B. von 1528 — 1532 von J. Strickler (1609 S.) 1876.

IV. Band, II. Abtheilung, A. von 1556—1586 von Dr. J. K. Krüttli (1608 S.) 1861.

V. Band, I. Abtheilung, von 1587 — 1617 von Dr. J. K. Krüttli (1988 S.) in zwei Lieferungen. 1872.

VI. Band, I. Abtheilung, von 1649—1680 von J. A. Pupikofer (1844 S.) in zwei Lieferungen. 1867.

VII. Band, I. Abtheilung, von 1712—1743 von D. A. Fechter (1410 S.) 1860.

VII. Band, II. Abtheilung, von 1744 — 1777 von D. A. Fechter (1343 S.) 1867.

VIII. Band, von 1778 — 1798 von G. Meyer von Knonau (728 S.) 1856.

Es stehen noch aus die Abschiede von 83 Jahren, nämlich a) aus dem Zeitraume von 1533—1556, b) aus dem Zeitraume von 1618 — 1648, c) aus dem Zeitraume von 1681 bis 1711.

Dagegen sind erstellt die Repertorien der Abschiede aus der Neuzeit und zwar: I. Band, von 1814 — 1848. §§ 1 — 75 (1182 S.) 1874. II. Band, von 1814 bis 1848. §§ 76—178 (1092 S.) Ao. 1876, beide Bände von W. Fetscherin.

In diesen Abschieden wurden nicht nur die Verhandlungen der Tagsatzungen aufgenommen, sondern es wurden auch sachbezügliche in= und ausländische Correspondenzen &c. mitgetheilt und alle Bände mit handlichen Registern abgeschlossen. Die Eidgenossenschaft hat dadurch eine Geschichtsquelle ersten Ranges erstellt.

An dieselbe reihen sich die Quellenwerke der historischen Vereine.

Die „historischen Gesellschaften“ sind in der Schweiz von der Staatsgewalt unabhängig. Jede gibt sich selbst ihre Statuten, wählt ihre Mitglieder, bezeichnet ihren Vorstand und bestimmt ihren Wirkungskreis. Jede Gesellschaft hält ein Organ zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten und vereinigt sich alljährlich

in einer Generalversammlung; einige halten auch während des Jahres Sitzungen. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag und ist nach Umständen und Verhältnissen für die Gesellschaftszwecke thätig. Die Vereine umfassen theils alle, theils mehrere Kantone oder beschränken sich auf das Gebiet eines einzigen Kantons; alle arbeiten selbständig und stehen unter sich in keiner Unterordnung, wohl aber in freundschaftlichem Verkehr; die meisten gründen auch Antiquitäten- und Bücher-Sammlungen.

1. Die „Allgemeine geschichtforschende Gesellschaft“ wurde im Jahre 1840 in der Meinung organisirt, daß sie nicht nur selbst als Verein geschichtforschen, sondern daß sie zugleich das „gemeinsame Band“ aller übrigen schweizerischen historischen Gesellschaften bilden solle. Deßwegen wurde in den Statuten festgesetzt, daß jedes Mitglied einer kantonalen Gesellschaft von Rechtswegen Mitglied der Allgemeinen sein solle, sofern es ihr seinen Beitritt anzeige und den Jahresbeitrag leiste. Ebenso wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die Kantonal-Gesellschaften der Allgemeinen alljährlich einen Bericht über ihr Wirken mittheilen möchten. Allein die Erfahrung lehrte, daß diese Gesellschaften wohl neben und mit einander, aber nicht über einander bestehen können. Wie jeder Kanton seine eigene Geschichte hat, so wünscht er auch seine eigene geschichtforschende Gesellschaft zu besitzen und es gibt allerdings kantonale Gesellschaften, welche der Allgemeinen an Mitgliederzahl und wissenschaftlichen Leistungen nicht nachstehen.

Die Allgemeine Gesellschaft zählt dermalen 221 Mitglieder und steht unter der Leitung des Herrn G. von Wyß, Professor in Zürich, welcher seit 28 Jahren in gewandter Weise das Präsidium führt. Dieselbe gab vom Jahre 1856—1876 in 20 Bänden das „Archiv für schweizerische Geschichte“ heraus, welches a) Vereinsangelegenheiten, b) Abhandlungen, c) Urkunden und Regesten, d) Chroniken und Denkwürdigkeiten und e) Literatur enthält und im J. 1875 mit einem Inhaltsverzeichniß über die 20 Bände abgeschlossen wurde. — Von da an traten an die Stelle des Archivs einestheils das „Jahrbuch für schweizerische Geschichte“ und anderntheils die „Quellen zur Schweizer Geschichte;“ dem erstern wurden die Vereinsverhandlungen und Abhandlungen, dem zweiten die

Urkunden und Denkwürdigkeiten zugewiesen. Nebenbei gibt die Gesellschaft seit dem Jahre 1870 den „Anzeiger" (jährlich 5—6 Nummern) als Correspondenzblatt für laufende Nachrichten heraus. Dermalen redigirt Herr Prof. G. Meyer von Knonau das „Jahrbuch," Herr Dr. Wartmann die „Quellen" und Herr Dompropst Fiala den „Anzeiger".

Den Inhalt dieser Vereinsschriften einläßlich vorzuführen, würde hier zu weit gehen, wir müssen uns auf eine gedrängte Blumenlese aus dem allgemein Interessanten beschränken.

Aus dem Archiv heben wir zunächst hervor a) Urkunden und Regesten: Gesetze des Bischofs Remigius von Chur aus dem Anfang des 9. Jahrh. (von G. von Wyß); Verzeichniß päpstlicher Briefe schweizerische Bisthümer betreffend, aus dem vatikanischen Archiv (von P. Gall Morel); Königliche und Kaiserliche Urkunden an Zürich, dessen Städte, Klöster und Edle von 852—1400 (von G. Meyer von Knonau); Aktenstücke zum Sempacherkrieg (von Th. v. Liebenau); Documents concernant l'histoire du Vallais von 1260—1455 (von de Gingins-La-Sarraz); Regesten des Stadtarchivs Baden (von E. v. Reding und Th. v. Mohr); Chronik Tschudi's (von J. J. Blumer und Dr. Mattelet); Chronicon Johannis Vitodurani (von G. v. Wyß); Aktenstücke aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges (v. Schinz); l'histoire Suisse étudiée dans les rapports des ambassadeurs de France avec leur cour; Beiträge zur Schweizergeschichte aus englischen Manuskripten.

b) Abhandlungen über: Römisch-Helvetien (von G. v. Wyß); Burgund (de Gingins-La-Sarraz); Königliche Freibriefe für Ury, Schwyz, Unterwalden 1231—1316 (von Dr. Wartmann); über Savoyen und dessen Macht in westlich-Helvetien (v. Vuilliemin und Gaullieur); politische Verhältnisse zur Zeit der Sempacherschlacht (v. Hagen); Eidgenossenschaft und deutsches Reich 1486—1499 (v. Tr. Propst); die Exemtion der Eidgenossenschaft vom Reiche im westfälischen Friedensakte, ein Werk der evangelischen Kantone (v. Dr. Fechter); Beziehungen zwischen der Schweiz und England und Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik 1517—1521 (von Dr. Gisi); Neuenburg zur Schweiz und zu Preußen (von Hottinger); Schweizer Kriegsgeschichte im Ausland (von

R. v. Steiger); Schweizer Münzen (von G. Meyer von Knonau) &c.

Aus den Jahrbüchern sodann (I—VII. Band): Etterlins Chronik (v. Dr. Bernoulli); Mittelalterliche Geldwucherer aus Frankreich und der Lombardei in der Schweiz (v. J. J. Amieth); der angebliche Bund von Bazerol in Bünden (v. Prof. Bott); die reformirte Schweiz in ihren Beziehungen zu Karl I. von England &c. (von Prof. Stern); Alpenpässe im Mittelalter (v. Oehlmann); Waldmann'sche Concordat (v. Prof. Rohrer); Etudes sur les relations de Charles VII. et Louis XI. avec les Cantons Suisses (von B. de Mandrot); Bischof Burchard von Basel (v. Dr. Burkhard); Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht (v. G. Meyer von Knonau); Ursachen des Zürichkrieges (von Chorherr Aebi); Kloster Pfävers (v. Wartmann); Ludwig XIV. und die schweizerischen Kaufleute (v. D. Schweizer) &c.

Aus den Quellen endlich (I—V. Band): Berner und Freiburger Chroniken-Material (von Prof. Studer und Rädle); Les dépèches de J. B. Padavino, Secrétaire du Conseil de Dix, Envoyé de la République de Venise, à Zurich (v. Cérésole); Urkunden der Stifte zu Allerheiligen, Rheinau, Muri (v. Dr. Baumann); Correspondenz der französischen Gesandtschaft in der Schweiz Ao. 1664—1671 (v. P. Schweizer); Méry de Vic et Padavino, quelques pages de l'histoire diplomatique des Ligues Suisses et Grisons au XVII. siècle (v. E. Rott).

Ein Hauptverdienst hat die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft sich durch die Erstellung eines Urkunden-Registers erworben. Unter der Direktion des Herrn Professor Hidber in Bern wurden die Archive sowohl des In- als des Auslands jahrelang untersucht, die auf die Schweiz bezüglichen Urkunden von den ältesten Zeiten bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts regestirt und in dem „Urkunden-Register" zusammengestellt. Das Ergebniß liegt in 2 Bänden vor mit 2874 Nummern.

Ueberdies hat die Gesellschaft einige Drucklegungen veranstaltet, z. B. der Cronica Matthiae Neoburgensis (durch Prof. Studer); der Chronik Fründ's über den alten Zürcherkrieg (durch Archivar Kind von Chur).

2. Der Fünfortige historische Verein wurde auf Anregung des Herrn Prof. Kopp Ao. 1843 zu Luzern für die fünf Orte: Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden und Zug gegründet. Laut den im J. 1843 aufgestellten, 1864 und 1879 erneuerten Statuten bezweckt derselbe die Geschichts- und Alterthumskunde zunächst der 5 Orte. Es hat derselbe „seine Forschungen auf das kirchliche, politische und culturgeschichtliche Gebiet dieser fünf Kantone zu richten; speziell soll er jedoch das Bisthum Constanz nicht nur innerhalb der fünf Orte, sondern auch in den übrigen Kantonen, selbst wenn sie durch die Glaubensänderung von diesem Bisthum getrennt wurden, sowie den Verband mit dem Metropolitan, der Nunziatur und dem hl. Stuhl in sein Bereich ziehen. Bezüglich der Alterthumskunde hat derselbe sich mit Auffindung, Sammlung und Erhaltung historischer Denkmäler sowohl aus der vorchristlichen als der christlichen Zeit zu befassen."

Der Verein der fünf Orte zählt dermalen 372 Mitglieder, welche in den einzelnen Kantonen sich in Sektionen vereinigen und jährlich eine Generalversammlung halten. Das Präsidium führte 1843 Herr Prof. Kopp, von 1844—1876 Herr Archivar Schneller, von 1877—1879 Herr Prof. Lütolf, von da Herr Prof. Rohrer und nach dessen im Jahre 1882 erfolgten Tode Herr Prof. Brandstetter.

Das Vereinsorgan „Der Geschichtsfreund" umfaßt bereits 37 Bände. Ueber die Bände 1—20 wurde im Jahre 1865 und über die Bände 21—30 im Jahre 1877 je ein Registerband (verfaßt von Herrn Prof. Brandstetter) herausgegeben. Das Register theilt sich in Inhaltsverzeichniß, chronologisches Urkunden- und Regestenverzeichniß, allgemeines Namen- und Personenverzeichniß in alphabetischer Ordnung, spezielle Namen- und Personenverzeichnisse, endlich Orts-, Wort- und Sachverzeichniß und empfiehlt sich durch seine praktische Einrichtung. Bezüglich der Reichhaltigkeit des im „Geschichtsfreund" niedergelegten und bearbeiteten Stoffes sowie der Thätigkeit und Strebsamkeit des 5ortigen Vereins genügt es zu bemerken, daß die 30 ersten Bände 3800 Urkunden und Regesten enthalten, und daß das Personalregister derselben gegen 30000 Namen aufweiset. Viele dieser Urkunden und Akten

beziehen sich auf Päpste und deren Legaten, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Welt- und Ordensgeistliche, Ritterorden; auf römische Könige und Kaiser und deren Kanzler, Reichs- und österreichische Landvögte und Landrichter, Gesandtschaften, Schultheiße, Landammänner, Beamte rc. und bilden einen wichtigen Beitrag auch zur allgemeinen Kirchen- und Reichsgeschichte. In den zahlreichen Abhandlungen werden aus den 5 Orten vorgeführt und erörtert u. A.: Pfahlbauten, römische und allemannische Alterthümer, Urbare und Pfandrodel (namentlich habsburgische und österreichische), Jahrzeitbücher, älteste Bünde und Kriege der Eidgenossen, Burgunderkrieg, Schwabenkrieg, Schwedenkrieg, Reformationskrieg, Münzgeschichte, Literaturgeschichte, Glockeninschriften rc.

Als die thätigsten Mitarbeiter und Forscher sind nebst den bereits gemeldeten 5 Präsidenten zu nennen: die Ordensgeistlichen P. Gall Morel, P. Riem, P. Landolt, P. Adalbert Vogel, P. Schmid, P. Anselm Schubiger; die Chorherrn Aebi, Stoker, Bölsterli, Estermann; die Herren Staatsarchivare Bell und von Liebenau; Kothing, Käli, Deschwanden, Bibliothekar Schiffmann, Schwylzer, Müller, Herzog; die Herrn Professoren Wikart, Segesser, Bannwart, Staub, Amberg; Ostertag, Boßard rc., und unter allen konnte der vieljährige Präsident Herr Schneller mit Grund sagen: „pars magna fui.“

3. Antiquarische Gesellschaft in Zürich. Unter dem Vorsitze des Herrn Ferdinand Keller, welcher als Alterthumsforscher auch außerhalb der Grenzen der Schweiz in hohem, wohlbegründeten Ansehen steht, trat dieser Verein im Jahre 1832 in das Leben, zunächst zum Zwecke „die in der Schweiz und besonders die im Kanton Zürich vorhandenen Alterthümer an's Licht zu fördern, zu sammeln und durch Aufbewahrung dem Untergange und der Vergessenheit zu entreißen.“ Zur Alterthumskunde gesellte sich Geschichtforschung.

Die Gesellschaft begann ihre Thätigkeit mit der Anlage eines Notizenbuchs über alle ihr zugekommenen antiquarischen Nachrichten und Nachweisungen; eines Zeichnungsbuchs zur Abbildung der mitgetheilten Gegenstände; einer Karte zur Eintragung der Fundorte; einer Sammlung keltischer, römischer und deutscher Antiquitäten; einer Bibliothek und eines Münzkabinets.

Unter dem Titel „Mittheilnngen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich" veröffentlicht dieselbe die Ergebnisse ihrer Forschungen sowohl auf dem Gebiete der Alterthumskunde als der Geschichtschreibung.

Bereits sind 21 Bände mit zahlreichen Illustrationen erschienen. Inhaltlich nennen wir hier nur: Pfahlbauten (von Keller); römische Ansiedlungen (v. Keller); Vindonissa (von Jahn); Aventicum (v. Dr. Burisau); Inscriptiones helvet. latinae (v. Mommsen); Alemannisches (von G. Meyer von Knonau); Gallische Münzen (v. H. Meyer); Helvetische Denkmale (v. Keller); Abtei von Zürich (v. Dr. G. von Wyß); Mittelalterliche Kirchen des Cisterzienserordens in der Schweiz (v. Rahn); Kloster Rüti (v. Vögelin); Nekrologium des Stifts Rheinau; Großmünster in Zürich, dessen Geschichte (v. Vögelin) und Architektur (v. Keller); hl. Notker in St. Gallen (von G. Meyer von Knonau); Zürich's Münzgeschichte im Mittelalter (v. H. Meyer); Schweizerische Städte- und Landessigille (v. Schultheß und Wartmann); Edelbach's Chronik (v. Usteri), Schloß Wuflens (von Dr. Burckhardt); Waldmann (von Dändliker) 2c.

Ferner gab die Gesellschaft den „Anzeiger" heraus und zwar von 1855 bis 1867 für „Geschichte und Alterthum" (13 Jahrgänge) und von 1868 bis 1879 nur für „Alterthum" (3 Bände).

Das Jahr 1882 ist das halbhundertjährige Jubeljahr der antiquarischen Gesellschaft Zürichs, sie darf mit gerechtem Stolz auf ihre Arbeiten zurückblicken.

4. Der „Historische Verein des Kantons Bern" bildete sich im Jahre 1846 als „Vereinigungspunkt der Freunde vaterländischer Geschichte und Alterthumskunde, besonders des Kantons Bern" und erklärte sich „als Bernische Kantonal-Abtheilung der Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz." Außer geschichtlichen Abhandlungen bezeichnete er „die systematische Abfassung von Regesten aus den Bernischen Archiven und die Verwerthung handschriftlicher Sammlungen und Quellen" als sein Ziel.

Sein Organ führt den Titel „Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern." Bis jetzt sind zehn

Bände (der Band zu 4 Heften) erschienen. Besonderes Interesse bieten die von M. von Stürler mitgetheilten „Quellen zur Kirchenreform in Bern" und Professor G. Studer's Studien über „Justingers Chronik." Die Herren Lauterburg, Dr. Stanz (Wappenkunde) Dr. von Gonzenbach, Egbert F. von Mülinen und von Mülinen-Gurowsky, Ed. von Wattenwyl, Dr. Hidber zählen zu den bekannteren Mitarbeitern und mehrere dieser Herren führten abwechselnd das Präsidium des Vereins, welches für je zwei Jahre überbunden wird. Im Jahre 1879 hatte die Gesellschaft 100 Mitglieder.

Unter die Drucklegungen des Vereins ist „Valerius Anshelm's Chronik" hervorzuheben. Auch sind unter seiner Mitwirkung die „Fontes Rerum Bernensium" von M. von Stürler in drei starken Bänden erschienen, die Zeitgeschichts-Quellen Berns von der Gründung bis zum Jahre 1300 umfassend[1]).

(Forts. folgt.)

1) Anläßlich erinnern wir hier an das „Urkunden-Buch der Stadt Bern und ihres frühesten Gebietes" (761—1301) von Zeerleder in 4 Quartbänden mit Orts-, Personen- und Sachregistern. (Bern 1853—1855).

XIX.

Dionysius der Areopagite und sein Brief an den Apostel Johannes auf Patmos.

II.

Ehe wir unsern Versuch selbst darlegen, erscheint es als zweckdienlich, dasjenige vorauszuschicken, was wir von dem Leben des Dionysius wissen, da es uns allein einiges Licht in der Frage zu bieten vermag. Leider ist dieses sehr wenig, da die alten Schriftsteller von ihm schweigen, und er selbst fast nichts von sich berichtet; denn so sehr er seinen Lehrer Hierotheus preist, so schweigsam ist er in Bezug auf sich selbst. Ein paar kleine Notizen sind Alles, was er uns bietet. Mehr zu sagen, scheint ihm seine Demuth nicht gestattet zu haben.

Seine Schriften nämlich zeigen ihn uns als einen ebenso hoch begabten, geistvollen und tiefsinnig speculativen als demüthigen und frommen Denker, der nicht nur selbst auf dem Wege der Ascese, des Gebetes und der betrachtenden Versenkung in das Göttliche die Einigung mit Gott angestrebt hat, sondern der durch die Erfahrung und Erleuchtung, die ihm geworden und die er in seinen Schriften kund gegeben hat, vielen Andern zum Lehrer und Führer auf diesem geheimnißvollen, mystischen Wege geworden ist[1]).

---

1) Mit diesem unsern Urtheile contrastiren freilich stark die Namen „Fälscher“ und „Betrüger“, mit denen man ihn beehrt hat. Niemand verdiente sie aber weniger als er. Er wollte Niemanden

Diese paar Notizen betreffen seine öffentliche Stellung und die Motive, welche ihn zur Abfassung seiner Schriften bewogen haben. In ersterer Beziehung sagt er, daß „er ein Lehrer jugendlicher Seelen sei“, wie Andere mit ihm. Etwas umständlicher erklärt er sich über den andern Punkt. Nach seinen Aeußerungen schrieb er seine Werke auf die Bitten des Timotheus, dem er sie widmete, und Anderer, und zwar um „die theologischen Grundzüge oder Grundlinien“ (*αἱ θεολογικαὶ στοιχειώσεις*) seines von ihm viel bewunderten und als heilig verehrten Lehrers Hierotheus in angemessener, leichter verständlicher Weise zu entwickeln und zu erläutern. Hierotheus hatte nämlich, wie Dionysius bemerkt, in diesen seinen, erst im Greisenalter verfaßten „theologischen Grundzügen“ die göttliche Lehre in kurzen, viel zusammenfassenden Sätzen, aber eben deßhalb für Manche schwer verständlicher Weise gegeben. Zu diesen beiden Notizen kam dann noch ein drittes: der Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, die ihm diese Arbeit auftrugen[1]). Fügen wir noch bei, daß er in Heliopolis die erwähnte Sonnenfinsterniß beobachtet hat, so ist Alles gesagt, was er uns über sich mitgetheilt hat.

Indem er äußert, er sei mit Andern ein Lehrer jugendlicher Seelen, kann man versucht seyn zu meinen, er sei ein Lehrer an der berühmten Katechetenschule zu Alexandrien gewesen. Auf Aegypten, als seine Heimat, weist auch sein Aufenthalt in Heliopolis. In der That werden wir sehen,

---

betrügen. Auch „Pseudo-Dionysius“ darf er nicht genannt werden. Dionysius war sein eigentlicher Name (ep. 7. §. 3.). Selbst „Pseudo-Areopagita“ dürfte kaum zulässig seyn, da „Areopagita“ wahrscheinlich sein Beiname war.

1) *Ἀλλ' ἐπειδὴ τῷ ὄντι τὰ θεῖα πρεσβυτικῶς ὑφηγούμενος ἐκεῖνος, συνοπτικοὺς ἡμῖν ὅρους ἐξέθετο, καὶ ἐν ἑνὶ πολλὰ περιειληφότας, ὡς οἷον ἡμῖν, καὶ ὅσοι καθ' ἡμᾶς διδάσκαλοι τῶν νεοτελῶν ψυχῶν ἐγκελευόμενος ἀναπτύξαι καὶ διακρῖναι τῷ ἡμῖν συμμέτρῳ λόγῳ.* De div. nom. c. 3. §. 2.

daß er in Alexandrien gelebt hat. Die Hinweisung auf seine Vorgesetzten und ihren Auftrag könnte vielleicht auf seinen Mönchsstand schließen lassen, wie man denn bisher in ihm einen ägyptischen Mönch vermuthet hat. Doch reicht dieses zu einer bestimmten Annahme seines Mönchsstandes nicht hin. Sicher scheint nur, daß ihn die Priesterwürde schmückte, weil er den Timotheus seinen „Mitpresbyter“ nennt, und weil hier Presbyter wohl in dem gewöhnlichen Sinne von „Priester“ und nicht in dem seltenen Sinne von „Lehrer“ zu verstehen ist. Demgemäß sehen wir in Dionysius einen hoch angesehenen Priester und Lehrer der Theologie, der wahrscheinlich in Alexandrien jugendliche Seelen in der theologischen Wissenschaft unterrichtet hat.

Bemerkenswerth erscheint weiter, was er über die Bestimmung seiner Schriften sagt. Man hat nämlich behauptet, sie seien als eine Apologie des Christenthums Außenstehenden gegenüber anzusehen. Dem widerspricht aber nicht nur ihr Inhalt, sondern auch Dionysius selbst. Er sagt nämlich, daß sie „für Weihende und Geweihte bestimmt“ seien[1]), also dazu, die Bischöfe, Priester, Liturgen und Therapeuten tiefer in die Geheimnisse der theologischen, mystischen Wissenschaft, in das mystische Verständniß des kirchlichen Cultus und seiner heiligen Handlungen und Symbole einzuführen. Seine Schriften waren also, weit entfernt Apologien zu seyn, vielmehr, wie die mystagogischen Katechesen des Cyrillus von Jerusalem, Geheimnißschriften und daher direkt selbst nicht für das christliche Volk, sondern zunächst für die Geistlichen und die Mönche bestimmt. Dieß ergibt sich deutlich genug daraus, daß deren Inhalt nicht allgemein bekannt gemacht werden soll. Sehr strenge und wiederholt wird ja die Geheimhaltung der darin gegebenen mystischen Erläuterungen

1) Τὴν δὲ τῶν εἰς τοῦτο φερόντων λόγων ἐπιστήμην καὶ ἐκμάθησιν τοῖς ὑφειμένοις καθιερωταῖς καὶ ἱερωμένοις ἁρμόζειν. L. c.

dem Timotheus und in ihm allen Presbytern, überhaupt allen Lesern eingeschärft. Es ist dieß ein sehr wichtiger Umstand; denn aus dieser strengen Verpflichtung zur Geheimhaltung dürfte sich im Zusammenhalte mit dem tiefen, schwerverständlichen, speculativ mystischen Inhalte die sonst auffallende Thatsache genügend erklären, wie diese Schriften erst so spät in weiteren Kreisen bekannt worden sind. Dann bietet er einen willkommenen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Zeit, in welcher sie entstanden.

Wann mögen sie geschrieben worden seyn? Offenbar nicht vor dem Kaiser Constantin; denn unter den heidnischen Kaisern war ein Wallfahrtszug nach Jerusalem, wie der geschilderte, eine Unmöglichkeit. Aber auch nicht unter Kaiser Justinian, wohin ihr Ursprung gewöhnlich verlegt wird, da sie dort zuerst an das Licht getreten sind; denn in dieser Zeit hatte die wiederholte Einschärfung der Geheimhaltung der vorgetragenen Lehren keinen Sinn mehr, weil damals die **disciplina arcani** gar nicht mehr bestand. Zwischen diese zwei Zeitpunkte muß demnach die Abfassung fallen. Eine etwas nähere Zeitbestimmung erhalten wir durch Gregor von Nazianz und Hieronymus. Jener beruft sich für seine Hinweisung auf die Trinität und auf das Allerheiligste, welches auch den Seraphim verhüllt sei und durch das Dreimalheilig verherrlicht werde, auf einen früheren griechischen Schriftsteller, „welcher sehr schön und erhaben darüber gehandelt hat[1].“ Le Nourry hat dargethan, daß mit dieser Hinweisung unser Dionysius gemeint seyn könne, keineswegs aber Athanasius, wie Manche vermuthet haben, da Gregor diesen von ihm hochgeehrten Erzbischof von Alexandrien stets mit Namen nenne und nie im Allgemeinen bloß bezeichne[2]. An Gregor schließt sich dann auch Hieronymus an in seiner Abhandlung über die Seraphim, die er nach seiner eigenen

---

1) Oratio in Theophaniam, c. 8.

2) Le Nourry, l. c. c. 19. Migne, l. c. p. 46 sqq.

Aussage unter den Augen desselben Gregor von Nazianz und unter seinem Einflusse' im Jahre 381 in Constantinopel als einen Brief an den Papst Damasus geschrieben hat, und worin er sagt, daß Einer der Griechen in sehr gelehrter Weise auseinandergesetzt hat, daß die Seraphim gewisse himmlische Kräfte seien [1]).

Demnach kannten diese beiden gelehrten Kirchenlehrer im Jahre 380 die Schrift des Dionysius über die „himmlische Hierarchie", und wir dürfen hieraus schließen, daß Dionysius in den Jahren von 350—370 seine Schriften verfaßt habe.

Mit diesem Zeitpunkte stimmt auch Alles überein, was in seinen Schriften vorkommt. Es besteht noch die disciplina arcani in ganzer Strenge; es ist der kirchliche Cultus vollkommen entwickelt, wie die mystagogischen Katechesen des Cyrill von Jerusalem und andere Dokumente beweisen; das Mönchs- und Klosterwesen hat sich vollkommen ausgestaltet. Hatte ja Antonius d. Gr., der Vater der Mönche, schon 356, ja Pachomius, der erste Gründer von eigentlichen Klöstern und Oberabt der nach ihm genannten Congregation, schon im Jahre 348 seine irdische Laufbahn vollendet, und dieser bereits 3000 Mönche, welche nach seiner Regel lebten, hinterlassen. Mit diesem Zeitpunkte harmonirt auch die von Dionysius zu Heliopolis beobachtete Sonnenfinsterniß, sei es daß man dabei an die von Cyrill v. Jerusalem in seinem Briefe an Constantius berichtete, am 7. Mai 351 stattgehabte Erscheinung eines hellglänzenden Kreuzes denken will, das über dem Calvarienberge stehend und bis zum Oelberg hinüberreichend, Allen sichtbar, den Glanz der Sonne verdunkelte,

---

1) Quidam Graecorum in scripturis apprime eruditus, Seraphim virtutes quasdam in coelis esse exposuit, quae ante tribunal Dei assistentes laudent eum, et in diversa ministeria mittantur, maximeque ad eos, qui purgatione indigent. Hieron. epist. 18. (al. 142 u. 143) ad Damasum c. 9.

oder an die Kreuze am Himmel, welche beim Versuche des Tempelbaues unter Kaiser Julian (361/3) erschienen sind.

Und dasselbe gilt auch von dem von Dionysius geschilderten großen Wallfahrtszuge nach Jerusalem. Er hatte wahrscheinlich stattgefunden bald nach der eben angedeuteten wunderbaren Vereitelung des von Julian versuchten Wiederaufbaues des Tempels. Die außerordentlichen Begebenheiten, welche die Einstellung des ganzen Unternehmens bewirkten, mußten vereint mit dem bald darauf erfolgten Tode des Apostaten im ganzen Morgenlande die größte Sensation erwecken und unter den Christen einen großen Enthusiasmus ob dieses Sieges des Gekreuzigten über den mächtigen, übermüthigen Gegner hervorrufen und große Wallfahrtszüge nach Jerusalem veranlassen, um daselbst die Wunderthaten Gottes, die geborstenen Mauern des Tempels, den gespaltenen Tempelberg u. s. w. zu schauen und den Herrn und das Kreuz zu preisen. So ging denn auch von Aegypten aus ein solcher Zug, geführt von Bischöfen, Theologen und Mönchen dahin, welche sodann an Ort und Stelle in enthusiastischem Wetteifer das Kreuz, das den Leib des Herrn aufgenommen hat und der Welt das Leben gibt, gepriesen haben.

Diese Zeit gestattet uns endlich eine, wie ich glaube, gegründete Vermuthung, wer denn der Apostel Johannes auf Patmos, an welchen Dionysius seinen Brief gerichtet hat, gewesen sei. Wir sind damit bei unserm eigentlichen Thema angelangt.

Ich bemerke zunächst: es muß jedem Leser der Dionysischen Schriften und Briefe auffallen, in denselben fast lauter apostolischen Namen zu begegnen. So sind die Briefe, wie schon angegeben, an Cajus, Dorotheus, Sosipater, Demophilus, Titus, Polykarp, an den Apostel Johannes gerichtet, sind die vier andern Schriften dem Timotheus gewidmet. Und außer diesen treffen wir noch als Freunde des Dionysius Carpus, Justus, Bartholomäus, Jakobus den Gottesbruder, Clemens u. A. Dazu Dionysius selbst. Man glaubt sich

wirklich durch diese Namen in die apostolische Zeit versetzt. Es ist aber bereits erwiesen, daß dieß unmöglich ist. Wie erklärt sich nun diese räthselhafte Erscheinung?

Ich glaube, daß alle diese Namen fingirte oder aber mystische sind; daß in den Kreisen der Vertrauten unseres Dionysius eine Sitte bestanden habe, wie am Hofe Karls des Großen.

Für diese Meinung sei an die Thatsache erinnert, daß in den Klöstern des Pachomius jeder Mönch einen geheimen, mystischen Namen hatte, d. i. daß die Mönche mit Buchstaben des Alphabetes bezeichnet wurden, welche nur den Klosterobern bekannt waren; daß ferner diese Klosterobern in ihren Correspondenzen mit einander sich dieser mystischen, geheimen Namen bedienten. Diese Thatsache bezeugen uns Sozomenus und Gennadius, und verbürgen uns die noch vorhandenen Briefe des Orsiesius, des Oberabtes der Congregation von Tabenna, und des Pachomius selbst, die mit diesen Zeichen geschrieben sind[1]).

Statt der Buchstaben werden nun manche Klosterobern,

1) Mit diesen Zeichen sind der 1. 2. und 6. Brief des Pachomius geschrieben. Hieronymus übersetzte sie ins Lateinische. So beginnt der zweite Brief an den Abt Syrus mit den Worten: Memento, quae scripserim tibi Y, in epistola propter Tau scriptum, et recordare et scribe Ni propter Simma, quod scriptum est. Numquid Xi non est Y, quod in Kappa convertitur? Im sechsten Briefe gibt Pachomius einige Weisungen darüber: Scribite Moe super Heta et Theta, et scribite Zeta super Xi: et Moe et Lambda et Jota. Quomodo legentes has literas compleveritis, scribite vobis, ut intelligatis mysteria literarum. Opera s. Hieronymi, ed. Migne, ser. lat. T. 23 p. 87—100. Orsiesius, der erste Nachfolger des Pachomius in der Würde als Oberabt, schreibt an die Vorsteher der einzelnen Klöster: Quapropter, o duces et praepositi monasteriorum et domorum, et apud quos inveniuntur T, sive J, sive E, sive A. Doctrina et institut. monachi, n. 7. Migne, s. gr. T. 40. p. 872.

Bischöfe und Geistliche in den Kreisen ihrer Vertrauten geheime, mystische Namen und zwar von Aposteln und Apostelschülern gehabt und unter diesen Namen miteinander correspondirt haben, wie dieß am Hofe des großen Karl der Fall war, wo dieser selbst bekanntlich David, Alcuin Flaccus, Eginhard Beseleel und Angilbert Homer hieß. War nun dieß unter den Vertrauten unseres Mystikers ohnehin Sitte, so entsprach es um so mehr seiner mystischen Theologie und Redeweise, seine Freunde mit diesen mystischen Namen zu begrüßen[1]). Er nennt ja auch die Bischöfe, Priester und Diakonen und meistens auch die Mönche nicht mit diesen, sondern mit den mystischen Namen Hierarch, Hiereus, Liturge, Therapeute. Auch der Name seines Lehrers Hierotheus ist offenbar ein fingirter.

So dürfte es sich erklären, wie uns bei ihm so viele Namen aus der apostolischen Zeit begegnen für Persönlichkeiten, die einem viel späteren Jahrhundert angehören.

Demnach halte ich dafür, daß auch „der Apostel und Evangelist Johannes auf Patmos" ein mystischer Name ist. Und es frägt sich nur, wer damit bezeichnet worden seyn mochte. Soviel ist von selbst klar, daß dieß nur eine Persönlichkeit seyn konnte, welche in ihrer Stellung und Thätigkeit und in ihrem Schicksale zur Zeit, als der Brief an sie gerichtet wurde, mit dem Lieblingsjünger des Herrn und seinem Exil auf Patmos Aehnlichkeit hatte und Vergleichungspunkte darbot; also offenbar ein hochangesehener Hierarch in Aegypten, der, wie Johannes, der letzte der Apostel, ein leuchtender Zeuge für die Gottheit des Logos, „eine Sonne des Evangeliums", und gleichfalls verbannt war, der zugleich, wie Hierotheus, des Dionysius Vorbild und Lehrer war.

1) Hatte Dionysius selbst, wie daran nicht zu zweifeln ist, einen solchen mystischen Beinamen, so hieß er ohne Zweifel „der Areopagite".

Denn er schreibt im Briefe an ihn: „Uns wird Niemand des allleuchtenden Strahles des Johannes berauben; jetzt zwar nur im Besitze der Erinnerung und Wiedererneuerung der wahrhaften Theologie“ (deines Unterrichtes in derselben), „bald aber (denn ich sag es, obgleich kühn) mit dir selbst vereint[1])“.

Alles dieses scheint mir auf das große Licht der Kirche in Aegypten in dunkler Zeit, auf Athanasius den Großen, „den Vater der Orthodoxie“, den Erzbischof von Alexandrien, zu deuten. Er war in der That ein Zeuge für die Gottheit des Logos, wie der Evangelist Johannes; denn wie dieser am Ausgange der apostolischen Zeit gegen Cerinthus und die übrigen Christusleugner durch seine Person, sein Wort und sein Evangelium „wie eine hellleuchtende Sonne des Evangeliums“ überall hin das Licht seines Glaubens und seines Bekenntnisses ausgesandt hatte: so stand auch Athanasius wie eine lichte Säule in den düsteren Stürmen des Arianismus da. Und wie eine lichte Wolke waren auch seine Schriften, die fast alle zur Bezeugung und Vertheidigung der Gottheit des Logos geschrieben sind. Es war also gewiß aller Anlaß, den großen Bekenner im Kreise der vertrauten Freunde mit dem Namen des Apostels und Evangelisten Johannes zu ehren.

Aber wie konnte er ein Johannes auf Patmos genannt werden? Nun, wer erinnert sich nicht seines fünfmaligen Exiles? Als er unter Kaiser Julian aus Alexandrien vertrieben, 363 in der Oberthebais auf der Nilinsel Tabenna im Centralkloster des Pachomius bei dem Oberabte Theodor als Exilirter weilte, konnte er in der That ein Johannes auf Patmos genannt werden. Dazu kommt, daß Dionysius einen speciellen Grund hatte, seinen Brief unter diesem mystischen Namen an ihn zu richten. Es hatte ja Julian einen Preis auf den Kopf des Verbannten gesetzt.

1) Ep. 10.

und drohte diesem die Todesstrafe, wenn er entdeckt wurde. Es war also die äußerste Vorsicht auch in der Adresse geboten.

Ich halte also dafür, daß unter Johannes auf Patmos niemand anderer als Athanasius im Kloster des Pachomius auf der Nilinsel Tabenna gemeint sei.

Der Brief an ihn ist also im Jahre 363 geschrieben und hatte den Zweck, dem verehrten Oberhirten das bevorstehende Ende des Exils und die Rückkehr nach Kleinasien, d. i. Alexandrien, anzukündigen. Es ergibt sich hieraus, daß der Brief von Dionysius in Alexandrien geschrieben worden, diese Stadt also sein Aufenthaltsort zur Zeit der Abfassung des Briefes gewesen ist. Die Mittheilung machte er wahrscheinlich in Folge einer besonderen Offenbarung und Aufforderung von oben. Die Worte, mit denen er die frohe Botschaft einleitet und bekräftigt: „und ich bin gewiß glaubwürdig", sind nur ein bescheidener Ausdruck für eine ihm von oben gewordene Mittheilung. Es ist das keine bloße Vermuthung.

Der baldige Untergang des apostasirten Kaisers und erklärten Christenfeindes wurde mehreren frommen Männern von oben voraus verkündigt und, als er erfolgte, kundgegeben. So dem eben genannten Abte Theodor, der denselben in der nämlichen Stunde, als die Katastrophe im fernen Persien erfolgte, im Vereine mit einem andern Abte dem Athanasius meldete; dann einem sehr gottesfürchtigen, ausgezeichneten Pädagogen in Antiochien, ferner einem Mönche Sabbas oder Julianus mit Namen[1]); endlich auch dem Didymus, dem Blinden, dem damaligen berühmten Vorsteher der alexandrinischen Katechetenschule, der sogar den Auftrag erhielt, die Kunde dem Athanasius bekannt zu geben.

Didymus sieht nämlich in der Ekstase zwei Reiter auf weißem Pferde und hört sie verkünden: „Saget es dem Didymus: Heute in der siebenten Stunde ist Julian gestorben.

---

1) Theodoret, hist. eccl. III. 18. 19; hist. religiosa c. 2.

Stehe auf also und iß" — er hatte in großem Kummer über die Gefahr für die Christen, wenn der Kaiser aus dem Feldzuge siegreich zurückkehren würde, lange gefastet — „und überschicke die Kunde dem Bischof Athanasius in das Haus, damit auch er davon Kenntniß erhalte[1])". Dieselbe Kunde und derselbe Auftrag wurde wahrscheinlich auch unserem frommen, gotterleuchteten Dionysius. So erklärt sich der Anlaß des Briefes ganz einfach; wie auch die Zeit der Abfassung mit seinem Inhalte und den oben gegebenen Daten schön übereinstimmt[2]).

Man hat endlich auch noch die Frage gestellt, wer denn des Dionysius Lehrer Hierotheus gewesen sei, und darüber verschiedene Hypothesen aufgestellt. Somit möge es auch hier gestattet seyn, am Schlusse der Abhandlung eine Vermuthung auszusprechen. Ich sage, eine Vermuthung; denn positive Aufschlüsse über ihn gibt uns Dionysius nicht; er läßt auch seinen Lehrer, wie sich selbst, in einem mystischen Dunkel.

Er sagt bloß, daß Hierotheus ein unübertroffenes Muster von Vollkommenheit in jeder Beziehung gewesen ist; daß er die theologischen Grundzüge im hohen Alter zusammengestellt; daß er, als Dionysius sein Werk de divinis nominibus, eine seiner letzten Schriften, verfaßte, nicht mehr am Leben war. Sicher dürfte seyn, daß der Name Hierotheus ein fingirter, mystischer ist, wie die übrigen von Dionysius gebrauchten. Wenn also eine Vermuthung und neue Hypothese gestattet ist, so sage ich, daß Hierotheus wohl niemand anderer als der große Oberabt von Tabenna Theodor gewesen ist.

Dafür spricht vor Allem die Zeit. Blühte nämlich Dionysius um 360, so war damals Theodor bereits ein Greis; denn er starb hochbetagt im Jahre 368; und unser

1) **Palladius**, hist. Lausiaca c. 4. **Sozom.** hist. eccl. VI. 2. **Migne**, cursus Patrologiae, s. gr. T. 34. p. 1015.

2) Der als Theilnehmer am großen Wallfahrtszuge genannte Petrus, die Spitze der Theologen, ist wahrscheinlich Petrus, der Nachfolger des Athanasius als Erzbischof von Alexandrien.

Mystiker konnte längere Zeit sein Schüler seyn. Die Abfassung der Schrift de divinis nominibus fällt somit nicht lange nach 368. Dann trifft auch das außerordentlich hohe Ansehen bei ihm zu. Wir haben ja gesehen, daß Hierotheus als gottbegeisterter Redner alle übertraf. Aber auch sonst war er ein unerreichtes Muster. Dionysius schreibt von ihm, nachdem er ihn als Redner geschildert, weiter: „Wie weit übertraf er die gewöhnlichen Lehrer des Heiligen in Anwendung der Zeit, an Reinheit des Geistes, an Schärfe der Beweise und in allem anderen zur heiligen Lehre Gehörigen, so daß wir nie unternahmen, in eine solche Sonne zu blicken[1])".

Dieses Lob verdiente Theodor vollkommen. Pries ihn doch selbst Athanasius als „einen großen Mann Gottes", und legte Orsiesius, der von Pachomius eine weithin leuchtende Lampe im Hause des Herrn genannt und nach dessen Tod (348) Generalabt seiner ganzen Klostercongregation wurde, seine Würde nieder und überließ sie dem, obgleich an Jahren jüngeren, an Heiligkeit und in der Gabe erleuchteter Seelenführung ihn bereits übertreffenden Theodor. Wie gotterfüllt mußte Theodor gegen das Ende seiner Lebenstage, nach einer der Betrachtung, der Ascese und heiligen Seelenführung geweihten langen Thätigkeit gewesen seyn, wenn er schon in jüngeren Jahren einen Mann übertraf, cujus sermonum vis et robur in fratrum consolationem perpetuo videbatur accrescere[2]). Theodor war auch mit der Gabe der Prophetie begnadigt und verkündete dem Athanasius, wie wir gesehen haben, in derselben Stunde den Tod des Julian, in welcher er erfolgte. Auch der Umstand trifft bei ihm zu, daß Hierotheus von Dionysius weder Hierarch noch Hiereus, weder Bischof noch Priester genannt wird; denn Theodor war weder das Eine noch das Andere, sondern nur Oberabt von Tabenna, dem Centralkloster der Pachomischen Congregation.

---

1) De div. nom. c. 3. §. 3.
2) Migne, s. gr. T. 40. p. 868.

Weil Dionysius nicht Bischof und Hierotheus nicht Priester war, so ergibt sich hieraus allein schon, daß er weder mit Dionysius d. Gr., dem Bischof von Alexandrien, noch mit Athanasius selbst zu identificiren ist. Auch Didymus, der damalige Vorsteher der Katechetenschule, kann nicht in Betracht kommen. Es läßt die ganz verschiedene Denk- und Redeweise des Hierotheus dieß nicht zu. Wir lernen diese kennen aus einer Stelle, welche Dionysius aus den theologischen Grundlehren des Hierotheus in seine Schrift de divinis nominibus aufgenommen hat. Diese Stelle über die Unbegreiflichkeit der Gottheit Christi und seine Menschheit lautet:

„Die Ursache von Allem und die Alles erfüllt, ist die Gottheit Jesu, welche die Theile mit dem Ganzen in Uebereinstimmung erhält. Sie ist aber selbst weder Theil noch Ganzes, und doch Ganzes und Theil, indem sie All und Theil und Ganzes in sich zusammenfaßt und über sie erhaben ist und vor ihnen da (*ὑπερέχουσα καὶ προέχουσα*). Sie ist vollkommen in dem Unvollkommenen als der Urgrund (das Princip) der Vollkommenheit, unvollkommen aber in dem Vollkommenen als übervollkommen (*ὑπερτελής*) und vorvollkommen (*προτέλειος*); formgebende Form (*εἶδος εἰδοποιόν*) in dem Formlosen als Princip der Form (Urform, *εἰδεάρχις*); formlos in den Formen als über der Form. Substanz, aller Substanz makellos inhärirend, und übersubstantiell, über jegliche Substanz hinausreichend; die gesammten Principien und Ordnungen bestimmend, und doch über jegliches Princip und jegliche Ordnung erhaben. Sie ist das Maß des Seienden, Zeit und über der Zeit und vor der Zeit (*ὑπὲρ αἰῶνα καὶ πρὸ αἰῶνος*); Fülle in den Mangel Habenden; Ueberfülle in den Vollen, unaussprechlich, unbeschreiblich, über Geist, über Leben, über Wesenheit (*ὑπὲρ νοῦν, ὑπὲρ ζωὴν, ὑπὲρ οὐσίαν*). In übernatürlicher Weise besitzt sie das Uebernatürliche, in übersubstantieller Weise (*ὑπερουσίως*) das Uebersubstantielle. Daher, weil

Er bis zur Natur" — zur geschaffenen menschlichen Natur — „aus Liebe zu den Menschen herabgekommen und wahrhaft unsere Wesenheit geworden ist, der Uebergott (ὁ ὑπέρθεος) als ein Mann (ἀνήρ) öffentlich gewirkt hat — über Geist und Wort ist aber diese soeben lobgepriesene Erbarmung gegen uns —: hat er auch in diesem das Uebernatürliche und Uebersubstantielle bewiesen, nicht nur darin, daß er unverändert und unvermischt in Gemeinschaft mit uns getreten ist, ohne daß er eine Einbuße erlitten hat in seiner Ueberfülle von Seite der unaussprechlichen Leerheit" (der menschlichen Natur); „sondern daß er auch, was von allem Neuen" (Unerhörten) „das Neueste ist, in unserem Natürlichen übernatürlich war, in unserem Substantiellen übersubstantiell, indem er alles Unserige von uns über uns in überschwenglichem Grade hatte[1])".

Die Stelle beweist, daß diese Hypotyposen des Hierotheus in der That für Viele unerfaßbar waren und einer Erläuterung durch seinen Schüler Dionysius bedurften. Sie zeigt aber auch, daß die Meinung Skworzow's[2]), unser Dionysius sei Dionysius d. Gr. von Alexandrien, sein Lehrer Hierotheus mit Origenes und die eben genannten ὑποτυπώσεις mit dessen Werke περὶ ἀρχῶν identisch, gänzlich unzutreffend sei. Denn der Unterschied zwischen der Lehr- und Redeweise des Hierotheus und Adamantius könnte kaum größer seyn, nichts zu sagen davon, daß Origenes das περὶ ἀρχῶν keineswegs in hohem Alter, sondern in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, wenn nicht um zehn Jahre früher, geschrieben hat. Und derselbe Gegensatz in Bezug auf Inhalt und Diktion herrscht auch zwischen den Schriften unseres Mystikers und denen des gleichnamigen großen alexandrinischen Bischofs und des Didymus. Nirschl.

1) Πάντα τὰ ἡμῶν ἐξ ἡμῶν ὑπὲρ ἡμᾶς ὑπερέχων. De div. nominib. c. 2. §. 10.

2) Skworzow, „Patrologische Untersuchungen". Leipzig 1875.

XX.

Zur Rechtfertigung der Philosophie der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft.

II. Die realen Probleme der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Was der Staat und sein Recht nicht vermag, unmittelbar auf die Gesinnung einzuwirken, und die Geister durch eine gemeinsame Ueberzeugung zu einen, das scheint die Religion zu bewirken, und so könnte man sagen, wäre sie es, welche die ganze Menschheit zu einem geistigen Organism mit einem gemeinsamen Bewußtseyn verbinden und jenes Ideal der Geschichte ermöglichen würde. Und in der That, nichts vermag ein Volk so sehr nach Innen und Außen zu bestimmen, als eine religiöse Idee. Die Religionen waren es auch, welche, wie wir ausführlich zeigen werden, die Völkercharaktere zu besonderen bestimmten, die jedem Volke die belebende Seele einhauchten, welche sie vor jener Verwilderung bewahrte, in welche die Stämme ihrer ermangelnd gestürzt, während die Religion den Völkern ebenso auch alle Gaben der Cultur ermöglichte.

Aber gerade über Ursprung, Aufgabe und Bedeutung der Religion in der Weltgeschichte weiß, trotz ihrer ungeheuern Wirkungen, unsere Geschichtschreibung fast nichts zu sagen; sie ist ihr bisher nur so eine accidentelle Thatsache, die nur nebenbei berührt wird und oft gerade nicht in freundlicher Absicht, was freilich wenig dem offnen Sinn für die Wirk-

lichkeit entspricht, der vom Historiker zu erwarten wäre. Allerdings haben neuestens die Culturhistoriker auf dieselbe mehr Rücksicht genommen, allein auch dieß geschah bisher nur äußerlich, ohne auf das Wesen der Religion überhaupt einzugehen, ja ohne nur eine Ahnung davon zu haben, daß dasselbe auf einem realen Verhältniß zu Gott beruht, oder als solches wenigstens von allen Religionen betrachtet und bethätiget wird. Die Religion wird in der Regel nur als ein subjektives Erzeugniß des menschlichen Fühlens und Ahnens des Göttlichen betrachtet, nur als eine Form, wie die Menschen und Völker das Göttliche sich vorstellen, oder wie Max Müller meint, „sie ist nur eine Anlage im Menschen, das Unendliche unter den verschiedensten Namen in den wechselndsten Formen zu erfassen.“ Wurden früher die Religionen der Völker völlig nur als Sage oder Fabelei bei Seite gelassen, oder höchstens erwähnt — was noch bei dem sehr mangelhaften Material zu entschuldigen — so hat man in neuerer Zeit in Folge der großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde und besonders der Sprachwissenschaft allerdings auch den Völker-Religionen, der Mythologie größere Berücksichtigung geschenkt. Allein man hatte hiebei das Wesen der Mythologien als Religionen so gut als völlig verkannt, andererseits aber konnte es, da besonders die vergleichende Sprachwissenschaft zu diesen Studien vielfach geführt hat, nicht fehlen, daß man von einer Einseitigkeit in die andere fiel und selbst von den wunderlichsten Annahmen und Voraussetzungen nicht zurücktritt. So entstand z. B. nach Max Müller die Mythologie „durch eine Krankheit der Sprache“, ja sie ist ihm „eine inhärente Nothwendigkeit derselben.“ Indem die Naturerscheinungen wie Abstracta substantivisch bezeichnet wurden, geschah es, daß sie als thätige angeschaut und so persönlich aufgefaßt werden konnten. So entstanden die Mythen und Vergötterungen der Naturerscheinungen. Nach den einen der Erklärer sollen es solare, nach den andern meteorologische gewesen seyn. Ob damit sich

das Entstehen der religiösen Vorstellungen, der Götterglaube wie ihr Cultus, worin faktisch die Religion besteht, erklären lasse, dürfte denn schon von vornherein fraglich seyn.

Die meisten Erklärungen gehen von der Voraussetzung aus, daß die Menschen und Völker ursprünglich in einem dumpfen thierähnlichen Zustande gelebt hätten und daher auch mit dumpfen Vorstellungen von höheren gewaltigeren Mächten begannen. Andere stellen allerdings den Urmenschen nicht so tief, sie lassen ihn seine Entwicklung bereits als Menschen beginnen, ausgerüstet wenigstens mit der Anlage, das Göttliche zu erfassen, in Folge der er unmittelbar wenigstens es ahnt; allein indem sie ihn völlig isolirt sich aus sich selbst entwickeln lassen, und die Religion nur in den Vorstellungen des Göttlichen erblicken, die aus diesem Ahnen desselben entstehen, kommen auch diese über eine Entstehung der Religion aus der Entwickelung der bloß psychischen Anlagen nicht hinaus. Man erblickte zunächst in den Erscheinungen der Natur höhere Mächte; allmälig habe man dann von der äußeren Erscheinung das Innere als ein Seelisches gesondert, bis man zuletzt dieses selbst zu geistigen und persönlichen Wesen gestaltet habe.

Wir können uns an dieser Stelle nicht auf die verschiedenen Hypothesen einlassen, allein es dürfte doch schwer ja unmöglich seyn, aus einem solchen harmlosen, ja kindischen Ursprung der mythologischen Religion ihren tiefeingreifenden Einfluß auf das Völkerleben zu erklären. Ja! die launenhaften Ceremonien des Fetischismus und die Reste religiösen Dienstes bei den niedersten Stämmen und Horden ließen sich noch begreifen, nimmer aber der den ganzen Volkscharakter, ihr Wesen, ihre Weltanschauung, ihre Sitten bestimmende Einfluß der Völkerreligionen, auf deren Antrieb die Völker selbst vor den schwersten Opfern nicht zurückscheuten. Es läßt sich bei einem solch harmlosen Entstehen nicht erklären der tiefgreifende Unterschied der Völker selbst, von denen jedes nur durch seine Weltanschauung das geworden, was es ist, und wodurch es

sich von jedem Anderen unterscheidet. Wenn die Göttervorstellungen nur einfach psychologisch dadurch entstanden sind, daß das Göttliche zuerst in und mit dem Sichtbaren selbst erblickt ward, dann allmälig ein Inneres, Beseelendes in der Erscheinung unterschieden, endlich es geistig und persönlich erfaßt ward, so könnten die Unterschiede nicht so groß, die Götter müßten gleichartiger seyn. Allerdings hat diese Annahme eine gewisse Berechtigung, indem die ältesten Göttervorstellungen mehr mit der Natur und ihrer Erscheinung zusammenfielen, später sie geistiger und als persönliche Wesen gefaßt wurden: allein dieß ist eben die Thatsache, wie sie für den ersten Anblick sich bietet, die aber dadurch nicht schon erklärt ist, daß man sie bloß psychologisch erklärt durch eine anfänglich mehr sinnliche, dann seelische, dann geistige Auffassung. Die Unterschiede wären dann viel geringer, ja sie verschwänden fast, wenigstens bei den Göttern der verschiedenen Völker, die auf gleicher geistiger Stufe standen.

Ich will nur als Beispiel den vedischen Indra und den griechischen Zeus erwähnen. Bekanntlich war der gemeinsame Gott der Indogermanen Dyaus, welcher als leuchtender Himmelsgott den Ausgang und die erste Stufe bildete. Bei beiden Völkern entwickelte sich nach dieser Annahme der erste Gott, der noch ganz im Himmel geschaut ward, durch Zwischenstufen zu einem höchsten, geistigen und persönlichen Gott. Bei den Griechen war dieß Zeus, der etymologisch mit Dyaus identisch ist und bei dem sich die verschiedenen Stufen verfolgen lassen. Bei den Indern ward der höchste Gott Indra, der ebenso persönlich gedacht wird wie Zeus und wie dieser den Donnerkeil führt. Aber welch ein Unterschied ist nicht zwischen Zeus „dem Berather" und seinen olympischen Göttern einerseits und dem vedischen Indra und den Vasudevas! Bei den Griechen ist er wie völlig vergeistigt und als der Eine höchste Gott im Bewußtseyn gesetzt; bei den Indern ist er wohl auch vergeistigt und völlig persönlich gefaßt, aber er erfüllt das Bewußtseyn nicht in gleicher Weise;

er blieb nur äußerlich und mußte vor einheitlichen geistigen Göttern z. B. einem Brahma, Çiva, Vishnu zurücktreten. Welch ein Unterschied ist aber überdieß zwischen beiden Völkern selbst trotz des persönlich und geistig gefaßten höchsten Gottes! Es müssen also bei der Entstehung der Götterwelt ganz andere Ursachen gewirkt haben als das bloße Fortschreiten von sinnlicher zu seelischer und dann zu geistiger Auffassung der Dinge. Jedenfalls müßte aber dieß Fortschreiten selbst erst erklärt werden, und dann würde es sich erst fragen, ob nicht beides, dieser Fortschritt in der Auffassung des Göttlichen und die psychisch fortschreitende Entwicklung auf gemeinsamen Ursachen beruhen? Sind die mythologischen Vorstellungen allerdings nur Vorstellungen in der Anschauung des religiösen Bewußtseyns der menschlichen Seele, so sind sie doch nicht bloße Erzeugnisse einer natürlichen psychischen Entwicklung.

Auch der Unterschied der Völker selbst ist noch hervorzuheben. Die zur Cultur fortgeschrittensten derselben müßten mit ihren geistig erfaßten Göttern sich selbst viel näher stehen, die Weltanschauungen müßten gleichartiger seyn, die Unterschiede wären mehr äußere und zufällige; und doch wie tiefgreifend bis ins Innerste sind sie nicht, und gerade je höher sie stehen! Die Medoperser und Inder haben am längsten zusammengewohnt, sind ganz stammverwandt, bei beiden eine geistige Auffassung Gottes; der Ahuramazda der Perser ist fast ein völlig monotheistisch gefaßter Gott — und welche Gegensätze walten nicht im Volkscharakter zwischen dem Inder, der gerade in Folge seiner Religion immer mehr zur Contemplation und Weltentsagung geführt ward, während der Medoperser zu stetem Kampfe gegen Ahriman und seine Geschöpfe sich aufgefordert fand, auch thatkräftig in die Geschichte eingegriffen hat. Welch ein Unterschied ferner zwischen dem Medoperser trotz seiner geistigeren Auffassung Gottes gegenüber den Hellenen mit ihrem Zeus und wieder dieser gegenüber den Indern, wie fern stehen dann wieder diese gegenüber den Aegyptern!

Allein auch von den Stämmen und Horden könnten die Culturvölker mit ihren geistiger und persönlicher gefaßten Göttern nicht so scharf sich abheben, als es der Fall ist, wenn diesen selbst nur die Vorstellungen der Ersteren zu Grunde lägen. Abgesehen davon, daß es sich nicht wohl erklären ließe, wie gerade an die Götter der Culturvölker der Fortschritt zum Ackerbau, zur Cultur sich knüpfte, so könnten die Gegensätze nicht so groß seyn zwischen dem Idol eines Wilden und den Götter-Vorstellungen eines Aegypters mit seinem Thierdienst und eines Griechen. Zuletzt müßte man ja den Wilden, bei dem die Vorstellung eines „Himmelsgottes“ oder Himmelsgeistes sich findet, selbst wenn er nebenbei auch Fetische verehrte, höher stellen, als den Aegypter mit seinem Thierdienst. Und doch steht bei tieferem Eingehen die ägyptische Religion ungleich höher und ist geistiger als die eines solchen Wilden. Allein auch der Cultus, in welchem die Uebung der Religion besteht, spricht entschieden dagegen. Wenn die Horden und Stämme nicht zu einer geistigeren Auffassung der Götter gekommen sind, ließe sich unter obiger Voraussetzung dieß nur insofern denken, daß man annimmt, dieselben hätten mit größerer Hartnäckigkeit an den alten sinnlich dumpfen Vorstellungen festgehalten. Dann aber müßten sie auch religiöser geblieben seyn und einen eifriger geübten Cultus haben. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Der Cultus tritt bei ihnen, zumal der gemeinsame, fast völlig und oft auch ganz zurück und ist im Fetischdienste, der auch oft nur nach Laune geübt wird, aufgegangen. Die Folge davon war, daß diese Stämme, trotz ihres Himmelsgottes, es nicht einmal zu einem einheitlichen Volksbewußtseyn, weil zu keinem religiösen, gebracht haben.

Dagegen könnte man schließen, daß bei den fortgeschritteneren Culturvölkern in Folge der geistiger erfaßten Naturgötter der Cultus, wenn nicht zurückgetreten, so doch einfacher und auch geistiger sich gestaltet habe. Aber auch hier sehen wir gerade das Gegentheil: die reichste Ausbildung des ge-

meinsamen Cultus in Opfern, Ceremonien und Festen; und gerade dieser Cultus mit seinen Festen und Opfern war für sie das stärkste Band der Einheit wie der Ausdruck ihres gemeinsamen religiösen Bewußtseyns und so der Sammelpunkt des socialen, ja selbst des politischen Lebens. Daraus schon folgt, daß dem Entstehen und der Entwicklung der Mythologie mit ihrem Polytheismus ganz andere Ursachen zu Grunde liegen müssen, als ein bloßer psychischer Fortschritt von dumpfen zu geistigen Vorstellungen des Göttlichen.

Allein diese Auffassung, an sich schon flach, geht nicht einmal an die eigentliche Thatsache des Polytheismus. Nach obiger Auffassung wären die vielen Götter ursprünglich entweder dadurch entstanden, daß die erste Menschheit die äußere Welt mit ihren Erscheinungen, namentlich den Himmel, als die Eine höhere Macht betrachtet habe, die sie dann verschieden benannte; oder sie müßte — und dieß wäre gemäß dieser Theorie das Wahrscheinlichere — gleich die vielen Naturdinge und Erscheinungen als andere lebendige Mächte außer sich genommen haben. In beiden Fällen würden eben viele Götter entstehen, aber dieser Polytheismus wäre nur ein simultaner. Wenn wir nun auch bei jedem zum Polytheismus fortgeschrittenen Volke eine simultane Vielheit der Götter finden, so finden wir eben so auch eine successive, d. h. wir finden eine Folge von Götterherrschaften. Diesen successiven Polytheismus hat in neuer Zeit, seitdem man sich mit der Mythologie beschäftigt, schon Görres[1]) geahnt, namentlich aber Schelling als die eigentliche Thatsache des Polytheismus nachgewiesen. Jedes polytheistische Volk hat mehr oder weniger eine Götterfolge, eine Göttergeschichte und gerade die jüngeren Völker eine viel entwickeltere als die älteren, bei denen noch immer die Einheit vorherrscht.

1) Görres: „Religion in der Geschichte“ in Daub und Creuzer's „Studien“, Bd. III. 355—62. Ebenso in seiner „Mythengeschichte der asiatischen Welt.“

Jedes Volk hat ferners einen Grundmythus, um den sich die übrigen Götter geschichtlich gruppiren. Nun ist es eben eine bestimmte Göttergeschichte, welche die Mythologien der bestimmten Völker wesentlich unterscheidet. Das Entscheidende hiebei dürfte aber folgende Erwägung bieten. Wenn nämlich die Mythologien der Völker mit ihren Göttervorstellungen nur durch Personifikationen von Naturerscheinungen entstanden wären, deren dann bewußt oder unbewußt die dichtende Phantasie sich bemächtigt und in Folge etwa von sprachlichen Mißverständnissen diese ursprünglichen Vorstellungen in Geschichte umgedichtet habe, so müßten diese religiösen Grundmythen ein Kunterbunt, ein zufälliges Durcheinander bieten. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Schon in den einzelnen Völkerreligionen bilden die religiösen Mythen eine geschichtliche Entwicklung, einen realen Vorgang, nicht bloß einen hinterher erst gemachten, sondern einen solchen, der sich objektiv von Moment zu Moment verfolgen läßt. Aber nicht bloß dieß, auch die Grundmythen der einzelnen Völker selbst hängen trotz der großen Unterschiede unter sich zusammen, so zwar, daß sie unter sich selbst wieder eine Succession bilden. Dieß kann dann aber doch nicht mehr eine Folge der so oder anders dichtenden Phantasie seyn, vielmehr setzt dieß einen allgemeinen realen Entwicklungsgang des religiösen Bewußtseyns der Völker selbst voraus.

Um nur auf Bekannteres hinzuweisen, so handelt es sich z. B. bei dem Grundmythus der Phönizier um das Verhältniß des Baal-Moloch, der Astarte und des Melkart, bei den Aegyptern ist es die Osiris-Mythe, bei den Griechen die Entthronung des Kronos durch Zeus. Allein diese Grundmythen bilden nun unter sich selbst eine Succession, eine Geschichte in der Art, daß die jüngeren Völker wohl Götter der älteren Völker besitzen, diese aber für sie selbst in die Vergangenheit zurückgetreten sind und nicht mehr herrschen. So sahen die Griechen im herrschenden Gott der Phönizier, im Baal-Moloch ihren Kronos, ebenso bezeichneten die

Aegypter diesen Moloch mit dem Namen ihres Typhon und nannten ihn Sutech. Aber bei den Phöniziern ist der Kronos-Moloch, wie gesagt, der herrschende und höchste Gott, während der Typhon, mit dessen Namen die Aegypter auch den Moloch bezeichnen, nicht mehr der herrschende und höchste Gott ist, sondern der, welcher „stets und immerwährend besiegt wird." Bei den vedischen Indern sehen wir dieselbe Gestalt in Ahi Vritra; aber obwohl auch ihm früher göttliche Ehre gebührte, ist er bereits völlig „vernichtet" und seiner früheren Gottheit beraubt. Der griechische Kronos dagegen, zwar auch seiner Herrschaft beraubt und in die Vergangenheit zurückgetreten, ist schließlich doch als ein Gott auf die Inseln der Seligen und so in die Vergangenheit versetzt, genießt aber immer noch Verehrung. [1])

Ist auch hier nicht der Ort näher darauf einzugehen — wird ja die Entwicklung des Polytheismus uns ausführlich beschäftigen — so ergibt sich aus obigem nur beiläufigen Hinweis auf eine, man sollte glauben, doch offen daliegende Thatsache, daß es sich hier nicht mehr um völlig isolirte zufällige Erscheinungen, nicht um zufällige Umdichtungen von Naturmythen handelt, sondern um einen menschheitlichen realen successiven Vorgang, nicht um zufällige Ausbildungen mehr oder weniger gleichartiger Grundvorstellungen, sondern um eine allgemeine innerlich zusammenhängende Entwicklung des religiösen Bewußtseyns der Völker, in welcher diese Völker mit ihren Mythologien selbst die Stufen derselben bilden.

Damit werden aber die Religionen der Völker, wird die Mythologie selbst zu einer allgemeinen die Geschichte der Menschheit in gewissem Sinn und unter gewissen thatsächlichen Voraussetzungen bedingenden weltgeschichtlichen Thatsache, zumal wenn wir noch die Erscheinung betrachten, daß jedes Volk erst seine Geschichte begonnen und also selbsthan-

1) Siehe Näheres in Strobl's Schrift: „Uranos, Okeanos und Kronos". S. 45 ff. München 1876.

delnd in die Geschichte eingetreten ist, nachdem es innerlich seine Göttergeschichte durchlebt hatte, wie denn gerade nur die Völker mit einer Göttergeschichte geschichtliche Völker geworden sind. Umgekehrt müssen die Stämme sich der religiösen Entwicklung entzogen haben. Indem sie ihrem individuellen Freiheitstrieb folgten, sind sie ohne gemeinsames religiöses Bewußtseyn geblieben und ohne Götter, ohne gemeinsamen Cultus konnten sie auch nie zur Cultur und zur geschichtlichen That sich erheben.[1])

Doch all dieß sei nur nebenbei gesagt, theils um zu zeigen, welch ungelöste Aufgaben die wirkliche Geschichte noch der Geschichtswissenschaft biete, dann aber auch um darauf hinzuweisen, daß in dieser bisher noch wenig berücksichtigten Thatsache des Heidenthums Ursachen walten, die weil allgemeiner Natur und insofern den allgemeinen Entwicklungsgang der Menschheit bedingen, doch somit auf eine Nothwendigkeit hinweisen, welche auch die religiöse Entwicklung der sich selbst überlassenen Menschheit bedingt, die Gott suchte, ob sie ihn tasten und finden möchte.

Wie bisher die Religionen der Völker, das Heidenthum, in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ignorirt wurde, so auch das Christenthum, das schon äußerlich betrachtet, als die Ueberwindung desselben erscheint.

Wir sagten oben, daß der Staat, weil er nicht auf einer innern Einheit des Bewußtseyns ruht, da er nur eine

---

1) Uebrigens möchte ich noch auf eine andere Thatsache hinweisen, daß auch auf jeder Stufe, auf welcher die Culturvölker entstanden sind, sich zurückgebliebene Stämme und Völkerschaften finden, die, wenn auch gleicher Abstammung, anstatt in den höheren Proceß einzugehen, gleichsam als Residuum wie die Mutterlauge bei der Krystallbildung sich ausgeschieden, bei denen daher irgend wie Reste der mythologischen Entwicklung sich finden. Siehe Strobl: „Die Entstehung der Völker." Schaffhausen 1868. S. 79—80.

äußere anstrebt, auch deßhalb nicht etwa als Universalstaat das Ziel der Geschichte seyn könne. Dagegen sei die Religion das stärkste Band der Einheit eines Volkes und somit auch der Menschheit. Dem könnte man nun entgegenhalten, gerade deßhalb, weil die verschiedenen Religionen jedes Volk für sich am stärksten binden, stehen sie am meisten einer inneren Gesammteinheit der Völker entgegen. Der Satz Cicero's: „Jedes Volk habe seine Religion"[1]), gelte nicht bloß von den Völkern des Alterthums, sondern auch von den christlichen Völkern, bei denen ja gleichfalls die Verschiedenartigkeit religiöser Anschauung vielfach die politischen wie die Bande der Natur zerrissen habe. Insoferne nun die Religionen die Völker unter sich am meisten differenziren, könne die Religion auch nicht das Band innerer Einheit für die Eine Menschheit seyn. So hat Steinthal den Satz aufgestellt: „Jedes Volk hat seine Religion, die Katholicität ist und war unmöglich. Man rede also weniger vom Christenthum als von christlichen Völkern und zwar von jedem derselben besonders."[2])

Eine solche Auffassung ist mindestens oberflächlich. Haben auch die verschiedenen Religionen die Völker am meisten innerlich differenzirt, während der Staat sie äußerlich geeint, so gilt dieß doch nur für die polytheistischen Völker mit ihren vielen Göttern, dagegen hat das Christenthum sich zur Aufgabe gestellt, durch die Verkündung des Einen Gottes und Vaters Aller die vielen Völker zu Einer Gemeinschaft, zur Katholicität zu verbinden, ihre Gegensätze also aufzuheben und sie zu Einer Völkerfamilie zu erheben. Das Christenthum mit seinem Monotheismus ist also das die vielen Völker zur Einen Menschheit sammelnde Princip.

Man halte uns nicht das Judenthum mit seinem Monotheismus entgegen. Dasselbe war ja von dem gleichen

---

1) Cicero pro Flacco 28.

2) Steinthal und Lazarus „Zeitschrift für Völkerpsych. I. 48.

Hang zum Polytheismus, von derselben Krankheit des Bewußtseyns ergriffen wie die übrigen Völker, daher mußte ihr Monotheismus selbst erst grundgelegt, fortwährend gepflegt und gehütet und darum es selbst gegen die übrigen Völker streng abgesperrt werden, damit es dem Polytheismus nicht erliege. Aber es ward erhalten, damit, wenn die Fülle der Zeit gekommen, von ihm aus der Glaube an den Einen Gott und an den Einen Erlöser, der auch die Erwartung der Heiden war, allen Völkern verkündet werde, sie alle zur Einen Gemeinschaft unter sich mit dem Einen Gott geeiniget werden.

Wenn nun die Universalmonarchien der alten Welt die Völkergeister und ihr concretes Bewußtseyn zersetzten, so diente dieß gerade dazu, dem Christenthum den Weg zu bahnen und sie für eine höhere innere Einheit empfänglich zu machen, nachdem jedes Volk für sich seine besondere verloren hatte.

Hatten nun die Völker des Alterthums keine Ahnung von der Einheit des Menschengeschlechtes, geschweige von dem Einen Beruf derselben zu Einem Ziele — so hat gerade das Christenthum diese Idee in die Welt gebracht, indem es den Völkern den Einen Gott verkündete, alle berufen zu Einem Ziele und so durch den Einen Glauben und den Einen Christus, durch die Eine Taufe und die Eine Kirche zu Einer Gemeinschaft im innersten Bewußtseyn sie zu verbinden gesucht. Damit hat die Kirche ihre Sendung begonnen und fortgesetzt bis zur Stunde. Die Idee der Katholicität in der Menschheit durchzuführen ist ihr Beruf. Und nicht subjektive Ideen, nicht eine bloße Doktrin ist es, wodurch sie diesem nachzukommen sucht, sondern es sind höchst reale Potenzen geistiger Natur, durch welche sie die Völker zur Einheit bindet. Mögen auch die christlichen Völker politisch und social einander gegenüberstehen, als christliche Völker sind sie nicht getrennt und isolirt, sondern sie bilden die Eine christliche Gottesfamilie, die Eine katho=

lische Menschheit. Wenn es nun auch der Kirche faktisch noch nicht vollends gelungen, dieses Ziel zu erreichen, wenn auch ihr gegenüber die Völker in der Welt vielfach wieder ihre eigenen Wege gehen, ja den Einen Glauben verlassen und sich auch religiös getrennt, so ist dieß eine Folge davon, daß das Christenthum und die Kirche schlechthin an die Freiheit gewiesen sind und die Einheit weder durch eine innerlich wirkende Naturnothwendigkeit entstehen noch durch äußeren Zwang hergestellt werden, sondern eine solche seyn soll, die auf freier Ueberzeugung weil auf freier Unterwerfung ruht. Wenn also nichts destoweniger einzelne Menschen und selbst christliche Völker von dieser Einheit sich trennen, so gehören allerdings sie nicht mehr dieser Einheit und Gemeinschaft an, aber deßhalb ist nicht die Katholicität als Aufgabe und Beruf der Menschheit unmöglich oder aus der Welt geschafft.

Mag man nun von dem Christenthum halten was man will, mag es selbst seyn was immer, es bleibt so doch als unentwegte weltgeschichtliche Thatsache stehen, daß es in die vielen innerlich getheilten Völker die Idee der Einheit der Menschheit, die Idee des Einen Berufes für Alle zu Einem Ziele in die Welt gebracht und, auch nur äußerlich betrachtet, dieselbe mit allen geistigen und sittlichen Mitteln seit seinem Ursprung trotz aller feindlichen Mächte herzustellen angestrebt hat und noch anstrebt.[1])

---

1) Was übrigens „christliche Völker" im Gegensatz zum Christenthum seyn sollen, ist wohl unfindlich. Werden die christlichen Völker mit den heidnischen in gleiche Linie gestellt, also daß auch von den christlichen Völker jedes seine eigene Religion haben soll wie die heidnischen, so ist dieß baarer Nonsens, da jedes christliche Volk den Einen Gott und den Einen Christus bekennt, während die alten Völker wohl von vielen Göttern, nichts aber von dem Einen Gott wußten. Wird aber von einem Vergleich mit den polytheistischen Völkern abgesehen, obwohl der Satz wie er steht, hiezu kaum berechtigt, und wird das Gewicht auf die Unterschiede der Confessionen gelegt, so ist zwar von den getrenn-

Selbst jene Idee der Humanität, zu der die Menschheit berufen seyn soll, und welche diejenigen, die das Christenthum nicht anerkennen, anstreben, ist nur ein Schatten jener Idee der Katholicität des Christenthums. Die Menschheit soll demnach nicht eine Gottesfamilie, sondern nur eine Menschenfamilie seyn. Dieser Schatten einer Katholicität selbst aber ruht auf der Voraussetzung, daß alle Religion nur das subjektive Erzeugniß der Menschheit oder der Völker selbst sei und deßhalb müßten die besondern Glaubensformen mit dem Fortschritt der Erkenntniß und damit zugleich alle Zwiestigkeiten und Gegensätze schwinden.

Es ist die sogenannte Weltbildung, welche mit Hülfe der fortschreitenden Wissenschaft eine eigene Weltanschauung erzeugt, die nun an die Stelle des Christenthums treten soll, welches zwar gleichfalls Universalität aber nur in einseitiger weil religiöser Form anstrebte. Für diese Anschauung tritt auch wirklich eine Gesellschaft oder ein Bund ein, der aus allen Klassen der Gesellschaft sich zusammensetzt und in allen Welttheilen seine Anhänger zählt. Einer tiefer gehenden Wissenschaft bietet aber diese Art Weltbildung keine Seite, da dieselbe vielmehr nur auf flache Geister berechnet jedes tiefere Eingehen verschmäht und auf völliger Unkenntniß der Geschichte beruht: abgesehen davon, so kann eine solche Weltbildung überhaupt nicht daran denken, alle Völker und Nationen zu umschließen, — bei der Verschiedenartigkeit der Talente und Lebensformen kann sie ja nicht einmal Ein Volk durchbringen. Um die geschichtliche Aufgabe im Princip zu lösen, müßte diese Weltbildung die Menschheit nicht bloß intellektuell, sondern auch *sittlich* heben. Allein bisher hat die Erfahrung gezeigt, daß nämlich

---

ten Confessionen die Einheit und Katholicität faktisch aufgegeben, aber abgesehen selbst von dem Bekenntniß des Einen Gottes und des Einen Erlösers nehmen doch alle wieder den Beruf der Katholicität für sich in Anspruch.

mit dem Fortschreiten der intellektuellen Bildung der sittliche Fortschritt nicht gleichen Schritt hält, ja daß der letztere nur zu oft im umgekehrten Verhältniß zur ersteren steht. Die intellektuelle Bildung kann ja doch nur Mittel für das sittliche Handeln seyn, indem sie dazu anregt und die Wege zur sittlichen Vervollkommnung zeigt. Aber diese ist nicht Folge des Erkennens, sondern der inneren Gesinnung und des derselben gemäßen Thuns und hängt somit von der Freiheit ab. Aber selbst anregen kann die intellektuelle Bildung nur dann, wenn sie eine volle und wahre ist, nicht eine seichte, einseitige oder schiefe. Die Erfahrung des sittlichen Rückschrittes trotz des intellektuellen Fortschrittes der Zeit dürfte aber diesen selbst mehr als fraglich machen. Doch nicht darauf kommt es hier zunächst an.

Hängt alles Fortschreiten des geschichtlichen Lebens von der sittlichen Aufgabe ab, sobald die Geschichte in erster Linie nur ein Erzeugniß des Thuns und Handelns ist, so fragt es sich nicht bloß, woher die Weltbildung die Macht hat, den Menschen auch sittlich zu heben, sondern auch darum, ob sie den Einzelnen wie die Gesammtheit auch einem letzten Ziel entgegenzuführen, ihn auch glücklich zu machen vermag? Sie müßte die Religion und vor Allem das Christenthum als Religion ersetzen, mit seinem transcendentalen Ursprung, seiner den Menschen über sich und diese Welt erhebenden Macht, mit seinem transcendentalen Ziele. Wie alle Religionen den Menschen mit einer andern göttlichen Region verbinden wollen, so ist es namentlich das Christenthum, welches geradezu aussagt, daß es den Menschen einem überweltlichen göttlichen Berufe entgegenzuführen die Bestimmung habe. Wie es daher einerseits der bloß äußeren Einheit des Universalstaates die Idee einer inneren, auf Gemeinsamkeit Einer Ueberzeugung, weil durch Einen Glauben geeinten Menschheit entgegenstellt, so will es anderseits jener Leere und Oede entgegenkommen und das Gefühl des Abgrundes ausfüllen, dem die Seele dann verfällt, wenn sie vom Dieß-

seits gesättigt, sich von ihm abwendet und ein Etwas sucht, das ihr diese Welt nicht geben kann, wie dieß bei allen Culturvölkern des Alterthums wie auch der Gegenwart zu Tage getreten. Indem das Christenthum von sich aussagt, daß es die Aufgabe habe, das Reich Gottes in der Menschheit und aus ihr herzustellen, Alle zu Einer Lebensgemeinschaft mit Gott selbst zu verbinden, kommt es jenem Sehnen und Verlangen der Menschheit nach Etwas, was über ihr ist, entgegen, und wie es selbst überweltlichen Ursprung beansprucht und eine überweltliche Aufgabe der Menschheit als Ziel setzt, so gibt es sich selbst nicht als eine bloß ideale Richtung, sondern als überweltliche göttliche That, die in die äußere Geschichte hereinragt. So beansprucht das Christenthum eine transcendentale Aufgabe; aber trotz dieser Transcendenz ist es somit doch in der Welt und in dieser Geschichte eine Thatsache, die in alle Verhältnisse und Bewegungen hineingreift und, wo man es wohl am wenigsten erwartete, mitten in dem Strom der Ereignisse auch des äußeren, des dießseitigen Lebens so plastisch wirkt, als eine eminent historische Thatsache es nur vermag.

Hat nun das Christenthum als solche Thatsache in die Menschheit und ihre Geschichte eine überweltliche Richtung gebracht, die auch heiligend und erhebend ihr dießseitiges Leben durchdringt, so kann die Geschichtswissenschaft nicht umhin, dasselbe auch nach dieser Seite in Betracht zu ziehen und Stellung zu nehmen, zumal durch dasselbe ja gerade Aufgabe und Ziel der Geschichte bestimmt wäre. Mit Verneinen und Ignoriren ist es einer solchen weltgeschichtlichen Wirkung gegenüber nicht gethan. Der Geschichtschreiber als solcher kann allerdings die hiebei sich bietenden Fragen nicht selbst verfolgen, er muß eine die Geschichte speciell leitende Vorsehung und damit einen persönlich eingreifenden Gott anerkennen und den Zusammenhang des Christenthums mit der Geschichte nachzuweisen, oder er muß die Räthsel der Geschichte in anderer Weise zu lösen suchen.

Die alte Welt wußte von dem Einen absolut freien, persönlichen Gott nichts, aber sie fühlte und erkannte, wie durch das ganze menschliche und Völkerleben der Widerstreit zwischen menschlicher Freiheit, Willkür und Zufälligkeit menschlicher Handlungen einerseits und der Nothwendigkeit anderseits hindurch geht, welch letztere sei es als blindes Schicksal, oder als eine allwaltende höhere Gerechtigkeit — Dike — dem Bewußtseyn sich aufdrängte. Dieß Gefühl durchdrang auch den frommen Herodot, der darin das Princip einer übersinnlichen Harmonie fand. Er erkannte oder setzte vielmehr in seinem gläubigen Sinne jene allwaltende göttliche Macht voraus, welche die ewigen Naturgesetze handhabt, über die Grenzen wacht, die zwischen dem Menschlichen und Göttlichen gesetzt sind, und welche verwaltet das sittliche Maß der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit.[1]) Allein da die Götter, ja selbst Zeus nur gewordene Götter waren, nicht ein höchster Gott als absolut freie Persönlichkeit über und vor allem Zufälligen im Bewußtseyn stand, waren auch die Götter nicht über sondern vielmehr unter jene mehr unpersönliche Macht gestellt, unter der alles Seiende als Zufälliges beschlossen war, so waltet diese Macht selbst vielmehr als unpersönliches Schicksal, das dem Menschen abzuwenden unmöglich und das auch den Schuldlosen ins Verderben führt. Das ist eben der Widerspruch der immer wiederkehrt, sobald der menschliche Geist unmittelbar die Geschicke der Menschheit betrachtet, daß nicht bloß der Böse und Schuldbeladene der Rache der höheren Gerechtigkeit früh oder spät verfällt, sondern daß auch der Schuldlose heimgesucht wird mit Leiden, Trübsal und Unglück aller Art, ja daß während der Gottlose lange in der Fülle des Gückes lebt, der Fromme nur zu oft mit Mühsal und Leiden heimgesucht wird. Daß aber die Menschen nicht immer glücklich seyn können, ist das allgemeine Loos, ja ein Gesetz, denn es würde das Maß überschreiten,

1) Creuzer l. c. 116—24.

das dem Menschen gesetzt ist, da immer glücklich zu seyn nur den Göttern gebührt. Darum ist es der göttliche Neid, der auch den Unschuldigen ins Verderben führt.[1]) Eben weil jenes Höchste nicht als absolut freie Persönlichkeit erkannt ist, die auch Herr des sittlichen Gesetzes und in Freiheit und darum auch in Liebe die ewige Gerechtigkeit handhaben könnte, und die daher auch zuwartend und entgegenkommend in Liebe dem Frevler gegenüber Nachsicht übt, über den Guten aber Leiden zur Prüfung, Läuterung zur Entwicklung seines höheren sittlichen und geistigen Lebens verhängen kann, um ihn zu erproben wie Gold im Feuer, wird die ewige Gerechtigkeit vielfach zum Verhängniß, dem Niemand entfliehen kann. Das Alterthum hatte zwar die Idee einer allwaltenden Gerechtigkeit, aber in der Anwendung konnte es den in den Erscheinungen hervortretenden Widerstreit mit seinen selbst unter der Macht des Schicksals stehenden Göttern nicht lösen. Anders freilich im Buche Hiob, in welchem jener Widerstreit für das Alterthum am tiefsten erfaßt und gelöst erscheint. Aber auch da ist nur mehr die Ahnung und Aussicht, als die volle Lösung gegeben. Auch hier ist es der Widerspruch und Gegensatz im menschlichen Leben zwischen Glück und Unglück, zwischen Gerechten und Gottlosen. Daß der Böse, der Gottlose der Rache der Gerechtigkeit verfällt, das halten vor Allen die Freunde Hiobs fest, sie erkennen den Zusammenhang zwischen den Leiden der Creatur und dem moralisch Bösen an, allein sie suchen den Zusammenhang immer nur aus nächsten endlichen Ursachen der persönlichen Schuld abzuleiten. Verkennen sie auch nicht die ewige göttliche Gerechtigkeit, so fassen sie dieselbe nur als ein abstraktes Gesetz, und indem sie den göttlichen Rathschluß, der auch des Leidens sich bedient, um die Liebe und die

1) Herodot I 9; III 240. Tiefer blickte freilich Platon, wenn er im Timäus sagt, daß „in Gott, dem Bildner des Alls, in keinerlei Weise Neid oder Mißgunst seyn könne, da er gut war.“ Tim. 29. E.

Treue zu erproben, zumal ja in dieser Welt die Sünde und Ungerechtigkeit nicht schlechthin bloß eine persönliche seyn muß, sondern allgemein auf diesem Daseyn lastet, mißkennen, verurtheilen sie den frommen Dulder als einen Frevler. Hiob dagegen vertheidigt sich, diesen Pragmatikern gegenüber, seiner Unschuld sich bewußt, ohne deßhalb Gott einer Ungerechtigkeit zu zeihen; er tritt vielmehr ein für Gottes Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit, und ist es auch ihm ein Räthsel, daß auch der Gerechte leide, erblickt er doch in dem göttlichen Rathschluß die Ursache und hofft ob dieses Geheimnisses schuldlosen Leidens auf Gott, „denn er weiß, daß sein Erlöser lebt." Es ist der ahnende Glaube, der ihn hält auch mitten in seiner Trübsal, wenn es auch nicht der kindlich freudige ist, der selbst nach Leiden durstet! Dagegen gelangen die Freunde mit ihrer starren bloß äußern Erklärung des Zusammenhangs der Schuld und des Leidens nicht einmal zur Ahnung der Wahrheit, die allerdings erst nur die Zukunft zur Erkenntniß bringen sollte. Auch das Dazwischentreten Gottes hat zwar die Gründe der Freunde Hiobs zurückgewiesen und den Dulder gerechtfertigt, aber die letzte Enthüllung noch nicht gegeben, denn sie blieb nur stehen bei der Erhabenheit und Unerforschlichkeit des Rathschlusses Gottes, in dessen Hand die unbedingte Herrschaft des Weltalls ruht. Hatte Hiob auch gewankt zwischen seinem Vertrauen auf den Höchsten und zwischen bangen Zweifeln, so zeigt ihm Gott die Hilfsbedürftigkeit des Menschen, dessen Glaube und Vertrauen erprobt werden muß. Er zeigt, daß er die Macht habe auch das Widerstrebendste und Bösartigste zu überwinden und eben dadurch sich als Retter zu zeigen. Konnten auch die Gläubigen der alten Welt die Lösung des Räthsels nur ersehnen und erhoffen; in der Wirklichkeit bedurfte es hiezu einer welthistorischen That!

Als diese That, als unmittelbares göttliches Eingreifen in die Geschichte und ihre Gegensätze nimmt sich das Christenthum und in Folge dessen macht es von sich geltend, daß es

auf besonderem Rathschluß Gottes ruhe und vorgesehen sei in der Geschichte vor Grundlegung der Welt. Damit ist aber durch es ein göttliches Thaten und somit eine göttliche Geschichte in der Geschichte gegeben. Nicht bloß im Allgemeinen regirt die Vorsehung die Welt, sondern Gott als absolut freie über allen Gegensätzen stehende Persönlichkeit geht selbst persönlich in die Geschichte und ihre Gegensätze der Freiheit und des allgemeinen Gesetzes des Daseyns ein, und so eingreifend schützt und rettet er menschliche Freiheit und menschliches Leben selbst gegenüber dem eigenen Gesetze ewiger Gerechtigkeit. Das sind die Ideen, die durch das Christenthum in die Geschichte gekommen und die es faktisch zu realisiren sucht. Deßhalb betrachtet es sich auch als den Mittelpunkt, als den schlagenden Herzpunkt der Geschichte, und wie sein Inhalt selbst geschichtlich ist, so wirkt es auch auf die äußere Geschichte bestimmend in der Art ein, daß auch die Probleme, die sonst als historische betrachtet werden, wie z. B. die Cultur, geistige Erkenntniß, sittlicher Fortschritt, nur in ihm ihre wahre und letzte Lösung finden sollen. Insoferne sind die Ideen des Christenthums selbst Potenzen und Principien der Geschichte geworden und müssen daher als historische Ideen, d. h. als solche die einmal in der Geschichte sich geltend machen, anerkannt werden. Man nehme aus der Geschichte nur das Christenthum hinweg mit seinen Ideen und Wirkungen — diese selbst nur äußerlich betrachtet — und was bleibt noch übrig? Man ignorire die religiöse Entwicklung der Menschheit überhaupt, und was ist der Inhalt der Weltgeschichte? Man antwortet immer wieder: die Cultur, der Staat, das politische, sociale und geistige intellektuelle Leben der Völker. Ja wenn sich dieß nur so ohne die Religion entwickelt hätte, wenn diese Entwicklung selbst nur so begreiflich wäre ohne das Christenthum, wenn der Staat nur so einfach hätte entstehen und bestehen können ohne Einfluß der Religion überhaupt und ohne den des Christenthums insbesondere! —

Was würde aus der Menschheit und der Geschichte werden, wenn der Staat etwa mit seiner Weltbildung an die Stelle des Christenthums träte! Das Imperatorenthum und die Zustände des römischen Reiches geben ein Bild! Er wäre das Grab aller Freiheit, dessen sittliche Fäulniß wie den inneren Krieg der Selbstsucht Aller gegen Alle nur vergeblich eine sogenannte Civilisation verhüllen könnte. Die Cultur wäre, da ihr der sittliche Gehalt mangelte, unmöglich. Die Wissenschaft würde alle Ideen und Principien verläugnend im Materialismus untergehen, die Kunst zur Buhldirne der Aphrodite Pandemus werden, jener Ruf der Menschheit aber nach Erlösung und Befreiung von dem Drucke dieser Welt zum gellen Schrei der Verzweiflung! Man mache Geschichte, man stelle die mächtigsten Strebungen ihrer Entwicklung, die Jahrhunderte erfüllt, als Capricen hin, man vergöttere den Staat als Himmelreich auf Erden, man rühme die eigene Herrlichkeit über dem Elend der Zeiten, man werfe Religion und Christenthum als Krücken des Aberglaubens früherer Jahrtausende hinter sich, aber man wähne nicht, die Geschichte in ihrem großen Gange begriffen zu haben, oder etwa das Loos der künftigen Geschlechter ohne selbes fördern zu können.

(Schluß folgt.)

Corrigenda: Heft II S. 98 N. 1 Zl. 4 v. o. l. Schnurrer statt Scheurer.

XXI.

Die deutschen Bollandisten.

Nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit ist endlich das Schlußheft des fünfbändigen Heiligenlexikons [1]) erschienen. Dasselbe wurde im Jahre 1857 von dem inzwischen verstorbenen Domdekan Dr. Stadler und dem gegenwärtigen Domkapitular und Generalvikar Heim zu Augsburg begonnen, erschien heftweise und stellte die Geduld seiner Abnehmer durch sehr langsames Erscheinen der einzelnen Lieferungen sehr auf die Probe. Auf dem Titelblatte des zweiten Bandes ist Heim's Name bereits verschwunden und arbeitet Stadler „unter Mitwirkung mehrerer Diöcesanpriester", von denen der gegenwärtige Domvikar C. Raffler und der bereits verstorbene Domprediger G. Baur zu Augsburg sowie J. N. Ginal, damals Pfarrer in Starnberg, in der Vorrede namentlich genannt sind. Den dritten Band, welcher 1869 complet

1) Vollständiges Heiligenlexikon oder Lebensgeschichten aller Heiligen, Seligen ꝛc. ꝛc. aller Orte und Jahrhunderte, deren Andenken in der katholischen Kirche gefeiert oder sonst geehrt wird, unter Bezugnahme auf das damit in Verbindung stehende Kritische, Alterthümliche, Liturgische und Symbolische in alphabetischer Ordnung, mit zwei Beilagen die Attribute und den Kalender der Heiligen enthaltend (— diese fehlen —), begonnen von Dr. Joh. Evang. Stadler, Domdekan zu Augsburg fortgesetzt und beendet von J. N. Ginal, Pfarrer zu Zusmarshausen. Augsburg bei Schmid. 5 Bände: X, 824; IV, 828; X, 976; IV, 1016 u. V, 1000 S. (M. 41,30.)

war, vollendete Stadler nicht mehr, da er bereits am 30. Dezember 1868 starb, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß hatte Ginal die Fortsetzung übernommen. Als Mitarbeiter des dritten Bandes sind außer ihm Direktor F. Haas, Prof. Mair zu Augsburg und Pfarrer Dr. Zill in Schongau genannt. Den vierten und fünften Band hat Ginal, der inzwischen Pfarrer zu Zusmarshausen geworden ist, vollständig allein bearbeitet, abgesehen von den Zusendungen und Notizen, welche ihm Freunde des Heiligenlexikons machten. Für den vierten Band hat derselbe volle sechs, für den fünften sogar volle sieben Jahre gebraucht. Man kann also nicht sagen, daß er die Arbeit überstürzt hat. Ginal hat neben seiner großen Pfarrei auch das Amt eines Distriktschulinspektors und wohnt außerdem, da Zusmarshausen keine Bahnverbindung hat, etwas sehr abseits, so daß ihm bei seinen Amtsgeschäften und der Unzugänglichkeit der Bibliotheken ein rasches Arbeiten kaum möglich war. Daß er unter solchen Verhältnissen dennoch die Fortsetzung von Stadler's Arbeit auf sich nahm und zu Ende führte, gereicht ihm zu besonderem Lobe, und es ist gewiß in weiteren Kreisen angenehm empfunden, daß ihm sein Diöcesanbischof in Anerkennung dieses seines Verdienstes den Rang eines geistlichen Rathes verliehen hat. Stadler war acht Jahre lang Docent und Professor an der Münchener Hochschule, war also Gelehrter von Fach, und daher ist das Heiligenlexikon auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, wenngleich es kein wissenschaftliches Werk im strengsten Sinne seyn sollte. Das Streben ging vielmehr dahin „Wissenschaftlichkeit mit Popularität zu vereinigen, so daß nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien, denen die Kirche mit ihren Heiligen am Herzen liegt, großen Nutzen aus unserem Werke schöpfen können, welches gleichsam die Quintessenz der von allen Gelehrten und vielen Päpsten anerkannten Bollandistischen Forschungen enthält, die doch sonst nur wenigen zugänglich sind und deren Schätze Gefahr laufen würden, im Staube

der Bibliotheken zu vermodern. Dabei haben wir nicht ermangelt, die neueren Untersuchungen, die uns zu Gebote standen, geeignet zu berücksichtigen." (Vorrede zum 1. Bande S. VI). Ginal ist auf Stadler's Bahnen geblieben, er hat mit derselben wissenschaftlichen Grundlage das Bollandistenwerk in populärem Gewande dem größeren Publikum zugänglich gemacht. „Was die Behandlung im Einzelnen betrifft, so gedenkt Unterzeichneter auf dem bisher betretenen und erprobten Wege zu bleiben. Das Werk soll weder ausschließlich Heiligen=Legende noch ausschließlich Heiligengeschichte seyn, sondern die Vorzüge beider möglichst in sich aufnehmen. Daher ist selbst die Aufnahme des bloß Sagenhaften geboten, jedoch so, daß auch die Geschichte ihr Gebiet beherrscht und der Leser in den Stand gesetzt wird, sich genau zu orientiren, wo die Geschichte aufhört und die bloße Legende anfängt. Wo beide Strömungen so ineinanderfließen, daß sie an der Färbung der Oberfläche kaum zu unterscheiden sind, wird es Sache der Kritik seyn, die Ausscheidung wenigstens zu versuchen." (Ginal's Vorrede zu Band III). Damit habe ich den Standpunkt der Verfasser genügend gekenntzeichnet. Stadler und Ginal sind keine Historiker von Fach, was sich einigemale allerdings fühlbar macht; im Allgemeinen aber darf das, was sie bieten, der Kritik Stand halten.

Das Stadler=Ginal'sche Werk will also zunächst nur ein Auszug der Bollandisten seyn, und darum habe ich dasselbe als „die deutschen Bollandisten" bezeichnet. Die Hypothesen derselben haben sie daher auch meistens zu den ihrigen gemacht und wie genau sie an die Bollandisten sich angeschlossen, zeigt die scherzhafte Redewendung Stadler's, daß dieselben für sein Werk der Papst seien. Darin liegt auch der Hauptwerth des Heiligenlexikons. Vom 2. Bande an ist bei jedem Heiligenartikel zum Schlusse auch angegeben, in welchem Bande und auf welcher Seite des Bollandistenwerkes der betreffende Heilige zu finden ist. Ist aber der Artikel einem anderen Autor entnommen, so wird dieses an=

gemerkt und dadurch der Leser aufmerksam gemacht, daß die Bollandisten nichts über den Heiligen bieten. So kann man das Heiligenlexikon auch zugleich als ein ausführliches Register und schätzbares Hilfsmittel zu den Bollandisten ansehen. Die Citate sind nach der Antwerpener Originalausgabe gemacht; von welcher der Venetianische Nachdruck meistens um einige Seiten differirt.

Das Heiligenlexikon ist aber nicht bloß eine „Quintessenz", sondern auch eine Fortsetzung der Bollandisten zu nennen, und zwar nach vier Seiten hin. Erstens reichen diese bloß bis Ende Oktober, die Heiligen der Monate November und Dezember, welche noch behandelt werden sollen, theilt der beigefügte „Elenchus" mit. Stadler-Ginal umfassen aber die Heiligen aller Monate. Zweitens sind seit der Vollendung der verschiedenen Bände der Acta Sanctorum manche im Rufe der Heiligkeit verstorbene Personen vom apostolischen Stuhle ehrwürdig, selig oder heilig gesprochen, die unser Heiligenlexikon ebenfalls aufgenommen hat. Drittens sind über manche bedeutendere Heilige seit den Bollandisten neue Specialstudien gemacht, welche Stadler-Ginal größtentheils herangezogen haben. Endlich viertens sind manche Selige, namentlich aus Deutschland, welche bloß eine lokale Verehrung hatten oder noch haben, den Bollandisten bei allem Suchen entgangen. Unser Heiligenlexikon liefert nach dieser Seite hin eine ganz schätzenswerthe Ergänzung. Von allen Seiten Deutschlands sind über solche lokale Heilige Beiträge gekommen, welche theilweise bereits in den betreffenden Ländern an ihrer Stelle eingereiht, theilweise aber im Schlußheft als Anhang beigegeben sind. Diese Nachträge umfassen an letzterer Stelle fast hundert Seiten. Vielleicht wäre es auch gut gewesen, wenigstens Einiges über die sogenannten getauften Heiligen im Heiligenlexikon zu sagen. In Süddeutschland namentlich findet man in vielen Kirchen Heiligenleiber in Gold „gefaßt" unter oder auch auf den Altären sichtbar daliegen. Diese Reliquien

stammen größtentheils von unbekannten Märtyrern, denen allgemeine auf ihr siegreiches Ende bezügliche Namen, wie Felix, Viktor, Fidelis, Innocenz u. a. gegeben sind. Gewiß hätten sich über diese Heiligen auch manche interessante Daten sammeln lassen, wofür die Besitzer des Heiligenlexikons sehr dankbar seyn würden.

Nicht bloß die, welche von der Kirche officiell für Heilige, Selige und Ehrwürdige erklärt sind, behandeln Stadler=Ginal, sondern auch jene Personen, die zwar eines kirchlichen Cultes niemals sich erfreut, wohl aber von Schriftstellern als solche gefeiert und ihrer Tugenden wegen gerühmt werden. Bei den Bollandisten findet man viele derselben unter den „Uebergangenen“ kurz erwähnt. Welche Fülle von Namen danach unser Heiligenlexikon bietet, wird klar seyn, möge aber durch einige Proben noch mehr illustrirt werden. Alexander sind im Ganzen 128, Andreas 100, Donatus 122, Fortunatus 87, Franziskus 192, Johannes 994, Jakobus 239, Laurentius 87, Ludwig 140, Maria 482, Martin 106, Nikolaus 123, Paulus 248, Petrus 556, Silvanus 68, Stephanus 150, Theresia 55, Thomas 170 behandelt. Man wird also wohl selten eine heiligmäßige Person in unserem Lexikon vergeblich suchen, so daß es das Prädikat „vollständiges“, welches sich auf dem Titelblatte gibt, wohl in Anspruch nehmen darf. In der oben aufgeführten Uebersicht sind auffallend viele Johannes, fast ein ganzes Tausend. Dieses hat unter anderen seinen Grund darin, daß im ganzen Mittelalter der Name Johannes beim männlichen Geschlechte einer der allergebräuchlichsten war. In der Reihe der Päpste treffen wir bekanntlich 23 Johannes. In den Klöstern gab es oft gleichzeitig 4 bis 6 Johannes. Die Schriftsteller haben uns oft Curiositäten in dieser Beziehung mitgetheilt. So lesen wir, daß bei der Consecration eines Weihbischofes in Münster der Consecrator, der Consecrandus und die beiden Assistenten alle Johannes hießen. In Lüttich traf es sich, daß an

einem Weihnachtsfeste drei Pontifikalämter von drei Johannes gehalten wurden. An diese Angaben möchte ich die Bemerkung knüpfen, daß es eine verdienstliche Arbeit gewesen wäre, wenn unser Heiligenlexikon auch einiges über die Taufnamen im Mittelalter zusammengestellt hätte. Bei uns in Deutschland treffen wir fast durchgehends alte deutsche Namen, selbst der Name der Gottesmutter ist bis zum 12. und 13. Jahrhundert fast unbekannt. Unter den 42 heiligen Maria unseres Lexikons ist keine einzige deutsche, unter den 15 seligen und 22 ehrwürdigen ebenfalls nicht, erst unter den übrigen, von denen viele der Neuzeit angehören, finden sich mehrere. In der Gegenwart lieben es die den sogenannten besseren Ständen Angehörigen oft, ihren Kindern etwas absonderliche Namen zu geben; ihre Kinder ebenso zu nennen, wie auch die der Taglöhner und Handwerker heißen, geht für sie nicht an. Nun, wer schöne Heiligennamen, die echt deutsch sind, wählen will, findet sie in Fülle im Heiligenlexikon. — Die vielen Heiligen und Ehrwürdigen desselben Namens sind nach folgenden Kategorien geordnet. Zuerst kommen die von der Kirche officiell als Heilige, dann die als Selige, an dritter Stelle die als Ehrwürdige anerkannt werden, den Schluß bilden dann die bloß heiligmäßigen Personen. Jede dieser Kategorien ist nach dem Monatsdatum ihrer Fest- oder Todestage geordnet. Weiß man also dieses Datum nicht, so hat man die ganze Reihe Namen durchzusehen, was z. B. bei den 994 Johannes nicht so schnell geht. Deßhalb haben die Laacher Stimmen in einer Besprechung des Heiligenlexikons mit Recht darauf hingewiesen, daß solche Heilige, welche Familiennamen führen, besser unter diesen aufgeführt wären. Damit wäre das Aufsuchen allerdings wesentlich erleichert. Einige Beispiele mögen dieses zeigen. Canisius kennt so ziemlich jeder, an seinen Vornamen Petrus denkt man nicht sofort und doch hat man ihn im Heiligenlexikon unter diesen zu suchen. Deßgleichen werden viele nicht wissen, daß der selige Bischof Wittmann mit Vornamen Michael hieß. Für

diese ist das Auffinden desselben im Heiligenlexikon zunächst unmöglich. Aehnlich ist es mit Tritenheim und Mabillon welche man unter Johannes suchen muß. Warum die ehrwürdigen Klosterfrauen, welche neben ihren Klosternamen, noch, wie es ja heute bei vielen Orden allgemein Sitte ist, den Beinamen Maria führten, unter diesem angeführt sind, ist eigentlich räthselhaft. Dieß hat auch bewirkt, daß einige derselben doppelt im Heiligenlexikon stehen.

Die Länge der einzelnen Artikel ist wesentlich verschieden. Stadler hat namentlich im ersten Bande für gewöhnlich die einzelnen Heiligen ziemlich kurz behandelt. Ginal ist im Allgemeinen ausführlicher und eingehender. Manche Heilige z. B. Franz v. Assisi, Franz Borgias, Franz Xaver, Gregor der Große, Hieronymus, Ignatius von Loyola, Ludger, die allerseligste Jungfrau, Mauritius, Norbert, Otto von Bamberg, die Apostel Paulus und Petrus, Philippus Neri und Ulrich haben 12 bis 30 Spalten erhalten, eine Menge aber muß sich mit drei oder vier Linien begnügen. Die Länge der einzelnen Artikel ist nicht nach bestimmten Regeln bemessen, sondern hängt in vielen Fällen vom Zufall ab. Wenn man auch im allgemeinen über die bedeutenderen Heiligen genügend sich im Heiligenlexikon Auskunft verschaffen kann, namentlich in den von Ginal bearbeiteten Bänden, so sind doch mehrere namentlich im ersten Bande zu spärlich bedacht. Artikel wie: „Nikolaus, Mönch und Bekenner aus dem Cisterzienserorden in Belgien, findet sich bei Bucelin als selig“ und ähnliche heißen nichts und wären besser fortgeblieben. Ginal hat den deutschen Heiligen regelmäßig eine größere Skizze gewidmet, was gewiß mit Rücksicht auf den Zweck des Lexikons am Platze war. Bei den meisten Heiligen erfahren wir auch, wie sie in der Kunst dargestellt werden und wie weit ihre Verehrung verbreitet ist. Bei der allerseligsten Jungfrau sind ihre einzelnen Feste und Wallfahrtsörter in Deutschland, bei Laurentius seine Kirchen in Rom angegeben. Auch der schriftstellerischen

Leistungen der Heiligen wird die für ein Sammelwerk zulässige Berücksichtigung gewidmet.

Des Guten etwas zu viel ist nach meinem Ermessen darin gethan, daß die Heiligen unter allen Schreibweisen, unter denen ihr Name irgendwo einmal vorkommt, aufgenommen sind. So ist z. B. der hl. Meinolf zweimal aufgeführt als Meinolphus und Meinulphus, Othwin zweimal als Otwin und Othwin u. a. m. Ebenso sind Heilige, deren Namen eine längere und kürzere Form hat, wie z. B. Meginhard, Meinhard, Meinrad u. ä. jedesmal unter jeder Form aufgeführt. Hier war es jedenfalls correkt, sich durchgehends für eine Form des Namens zu entscheiden und in der Vorrede die Grundsätze kurz anzugeben, nach denen verfahren wurde, um so auch Laien das Aufsuchen zu ermöglichen. Dadurch wäre mancher Raum gespart und manche Bemerkung unterblieben, welche gar zu sehr nach Dilettantismus schmeckt. Daß die mittelalterlichen Kosenamen auf o nur Abkürzungen sind, scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu seyn. Eppo ist z. B. die Abkürzung für Eberhard, Wippo für Wigbert, Benno für Bernhard, Hetilo für Heinrich, Bucko für Burchard u. s. w. Mehrmals sind daher aus einem Manne zwei gemacht. Manche Bemerkungen kommen im Heiligenlexikon vor, welche man lieber nicht zu sehen wünscht. So ist III, 13 eine Anmerkung über die Bedeutung der drei Buchstaben ihs, welche sich oft auf dem Bilde des hl. Ignatius finden. Jeder, der einige paläographische Kenntniß hat, weiß daß sie die ganz gewöhnliche Abkürzung für Jesus sind. Die weitläufigen Untersuchungen, welche Ginal an besagter Stelle zum Besten gibt, sind überflüssig. III, 340 ist bei Johann Nider gesagt: „Nach Pierer gelten die ersten Ausgaben seiner Schriften als Incunabeln." Wer nun weiß, was Incunabeln sind, wird solchen Satz wohl nicht schreiben können. Ich könnte noch mehr ähnliche Beispiele anführen, welche es wahrnehmbar machen, daß Ginal kein Historiker vom Fach ist. Daß auch historische Unrich-

tigkeiten und Ungenauigkeiten im ganzen Werke sich finden, darf uns nicht auffallen. Wir dürfen nicht vergessen, daß am Heiligenlexikon schließlich nur einer arbeitete, und einer kann nicht alles. An den sieben Heften des Kirchenlexikons hatten schon **140** Männer mitgearbeitet, an der Allgemeinen deutschen Biographie arbeiten ebenfalls viele und aus allen Theilen Deutschlands. Daß bei solcher Menge von Arbeitskräften etwas anderes geleistet werden muß, als wenn einer allein arbeitet, ist klar und die kleinen Aussetzungen, welche ich am Heiligenlexikon gemacht habe, verschwinden bei dieser Berücksichtigung fast vollständig.

Sollte eine zweite Auflage desselben nothwendig werden und die Herausgeber Mitarbeiter finden, so wäre es jedenfalls besser, die Artikel nicht mechanisch wie dießmal nach Buchstaben, sondern systematisch nach Ländern und Zeiten zu vertheilen.

Band I und II geben interessante Einleitungen über die Sammlungen der Heiligengeschichten, besonders der Bollandisten, und über das Canonisationsverfahren.

Das Heiligenlexikon wird zunächst dem Seelsorger treffliche Dienste leisten. Jede Heiligenlegende bietet ihm nur eine Auswahl aus der Zahl der Heiligen, in unserem Werke findet er alle. Und mag er in eine Pfarrei kommen, wohin er immer will, und da alle möglichen Taufnamen finden, das Heiligenlexikon wird ihn stets in den Stand setzen, Kindern und Erwachsenen wenigstens Einiges über ihren Namenspatron sagen zu können. Und soll er über ganz wunderbare Heilige predigen, eine kurze Lebensskizze bietet ihm Ginal stets, so daß er dem Volke vom Heiligen doch etwas zu sagen weiß. Sodann aber leistet das Heiligenlexikon auch dem Historiker seine guten Dienste. Wie oft muß man bei Urkunden und bei wichtigen Stellen in Chroniken den Tag und die Lebenszeit eines Heiligen wissen! Grotefend, Weidenbach und wie die Hilfsbücher alle heißen, lassen uns dabei aber oft im Stich, Ginal dagegen niemals. Möge

daher das Heiligenlexikon die verdiente Verbreitung und Beachtung finden, um so mehr, da der Preis für alle fünf Bände nur **41 M** und **30 ₰** beträgt. Wir wollen noch zur Empfehlung Hülskamp's treffendes Urtheil (Literar. Handweiser **1882** nro. **23** Sp. **744**) anführen: „Im großen Ganzen ist das mühsame Werk als eine ebenso handliche wie höchst ergiebige Fundgrube hagiologischer Belehrung zu verzeichnen, wie sie in ähnlicher Knappheit und Vollständigkeit und zugleich auf so guter wissenschaftlicher Basis unseres Wissens auch heute noch in keiner anderen Sprache vorhanden ist."

München. Dr. K. Grube.

XXII.

Socialwissenschaftliche Literatur.

(Lilienfeld. Bärenbach. Cathrein.)

Nahezu ein Jahrhundert lang bewegte sich die volkswirthschaftliche Literatur in dem engen Gedankenkreise der Werththeorie; man betrachtete die ökonomische Entwicklung vom engherzigen und kleinlichen Standpunkte des Kaufmanns aus, welcher Werthe gewinnen wollte und als einziges Endziel eine bestimmte Summe von Werthen, den Reichthum, kannte. Bezeichnend ging das grundlegende Werk des Vaters der Volkswirthschaft von der „Entstehung des Reichthums" aus. Das Streben des Einzelnen nach Reichthum war das Objekt, womit die ökonomischen Untersuchungen seit Adam

Smith sich beschäftigten. Die Nothwendigkeit einer Organisation aller produktiven Kräfte wurde nicht gefühlt, im Gegentheile, man erachtete in jeder Form ökonomischer Vereinigung eine Beeinträchtigung der individuellen Freiheit im Erwerbsleben.

Heute ist ein gründlicher Umschwung eingetreten. Beschränkte sich früher die volkswirthschaftliche Untersuchung auf Werth und Tausch, auf Erwerb und Vermehrung von Reichthum, so erweitert sich gegenwärtig jedes ökonomische Studium sofort zu nationalen und allgemein menschlichen Gesichtspunkten. Die Volkswirthschaft geht in der Socialwissenschaft auf. War früher der Gesichtskreis zu enge gezogen, so glaubt man heute den Standpunkt nicht hoch genug wählen zu können. Die Socialwissenschaft fühlt sich als Wissenschaft der Wissenschaften, als Summe und Inbegriff der Naturwissenschaft, der Oekonomik und der Rechtswissenschaft, der Philosophie und der Theologie. Die Untersuchungen gehen in's Endlose und die Resultate werden nebelhaft. Auch dem größten Gelehrten ist es unmöglich, auf allen Gebieten die Meisterschaft zu erlangen; dem fleißigsten Forscher und dem umfassendsten Geiste wird es nicht gelingen, die so weit abliegenden Gebiete der verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen vollständig zu beherrschen. Die Versuche, eine Socialwissenschaft zu construiren, sind denn auch durchaus mißglückt; sie qualificiren sich entweder als Dilettantismus oder als Uebertreibungen, indem individuelle Ansichten als wissenschaftliche Resultate ausgegeben, einzelne Lieblingsmeinungen zum Systeme erhoben, analoge Erscheinungen als Wirkungen von Naturgesetzen dargestellt wurden. Die Socialwissenschaft trat von jeher, von Plato bis Thomas Morus, von Campanella bis Fourier als Utopie auf, und diese Eigenschaft haftet ihr heute noch an. Es ist nicht gelungen, die Socialwissenschaft auf eine feste Basis zu stellen. Diese Grundlage ist in den Lehren des Heilandes gegeben; aber die Männer der Wissenschaft jagen lieber den Wolken nach,

che sie sich vor den einfachen Wahrheiten des Christenthumes beugen.

Neuestens glaubt die Socialwissenschaft in der Naturwissenschaft den festen Boden gefunden zu haben, um ihr Gebäude darauf errichten zu können. Der Darwinismus gilt als sicherer Anker, als der Punkt, von welchem aus die Welt aus den Angeln gehoben, untersucht, probirt und neu construirt werden kann. An den Leisten des Darwinismus muß sich das göttliche und menschliche Leben anpassen. Volkswirthschaft und Rechtswissenschaft, Philosophie und Theologie müssen sich in das System zwängen lassen, welches Darwin für die Naturwissenschaft entdeckt haben will. Man braucht nur wenige Formeln und Phrasen vom Kampfe ums Daseyn und Zuchtwahl, Vererbung und Anpassung, um über alle bisherigen Leistungen absprechen, über alle Ideen und Gefühle zu Gerichte sitzen und alle wissenschaftlichen Disciplinen von Grund auf neu construiren zu können.

Seit Herbert Spencer tauchen ähnliche socialwissenschaftliche Arbeiten in großer Anzahl auf und alle geben sich als unfehlbar wirkende Versuche und Mittel aus, um der kranken Gesellschaft das Heil zu bringen. H. Spencer's Arbeiten zeichnen sich durch eine gründliche philosophische Bildung, durch interessante Gruppirung fleißig gesammelten Materials und durch bestechende Darstellung aus. Dadurch gelang es ihm, trotzdem alle seine Resultate sehr anfechtbar sind, dennoch auf die socialwissenschaftlichen Studien einen überwältigenden Einfluß auszuüben, ähnlich wie Darwin auf die Naturwissenschaften. Die deutschen Arbeiten über Socialwissenschaft können in keiner Weise, weder nach Inhalt noch Form, an die Leistungen Spencer's ebenbürtig sich anreihen. Das Material, welches die deutschen Socialschriftsteller bieten, hat so wenig Beweiskraft wie Spencer's Untersuchungen; aber auch die Form stößt ab, so daß diese Literatur dem größeren Publikum gänzlich fremd bleibt, was übrigens nur vortheilhaft für unser Volk ist.

Paul von Lilienfeld[1]) bietet uns in nicht weniger als fünf Bänden „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft", und stellt noch eine Reihe von Bänden in Aussicht. Im ersten Bande sucht der Verfasser den Beweis zu erbringen für eine Annahme, welche sein ganzes Denken beherrscht, daß nämlich „die menschliche Gesellschaft ein realer Organismus" sei. Die menschliche Gesellschaft als solche, nicht etwa in den Einzelnpersönlichkeiten, ist ihm ein reales Wesen, von welchem die einzelnen Individuen nur Ausgestaltungen sind. Dieses reale Wesen erscheint Herrn von Lilienfeld als Fortsetzung der Natur, ist ihm nur ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, welche allen Naturorganismen und allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen. Die menschliche Gesellschaft ist dem Verfasser ein realer Organismus in demselben Sinne, wie das Individuum, nur daß die Gesellschaft eine höhere Formation darstellt, einen socialen Körper, wie das Individuum einen biologischen Organismus. Die Naturgesetze, die biologischen und socialen Gesetze sind im Grunde und Wesen identisch, nur in den Erscheinungsformen verschieden. Der Feststellung der socialen Gesetze ist der zweite Band gewidmet. Der dritte Band beschäftigt sich mit der socialen Psychophysik, der vierte mit der socialen Physiologie, der fünfte Band endlich bietet uns den „Versuch einer natürlichen Theologie". Weitere Bände über sociale Politik und Rechtslehre sind in Aussicht gestellt. Durch alle fünf vorliegende Bände zieht sich wie ein rother Faden die Annahme hin, daß die Gesellschaft ein realer Organismus sei; alle Thatsachen müssen dieser Idee sich anpassen, alle Erscheinungen diesem Systeme dienstbar werden. Was der Verfasser in der bisherigen Literatur hiefür verwerthen zu können glaubt, wird kunstlos zusammengestellt und gelobt, die übrigen Arbeiten werden entweder

---

1) Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. Bd I—V. Mitau, 1873—81.

getadelt oder, was meistens der Fall ist, gänzlich ignorirt. Man hat es hier mit rein individualistischen Anschauungen zu thun, von denen indeß der Verfasser nicht bloß die Lösung aller „praktisch socialen“ Fragen erhofft, sondern auch überzeugt ist, daß auf seiner Methode „das ganze Gebäude der socialen Wissenschaft einzig und allein dauerhaft aufgeführt werden kann.“ Das ist regelmäßig die Ueberzeugung aller derjenigen, welche sich als „Entdecker“ neuer Wahrheiten auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft fühlen. Von der Gegenwart erhofft der Verfasser nicht mehr die allgemeine Anerkennung, er bietet deßhalb seine Arbeiten an als „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.“ Die Gerechtigkeit muß man dem Verfasser lassen, daß er wirklich Gedanken hat und daß in seinem Kopfe die ganze Welt ganz eigenthümlich sich spiegelt, so daß die Lektüre auch für denjenigen anregend ist, welcher abweichenden Meinungen huldigt. Es sind aber auch bloße „Gedanken“. Es fehlt ihnen die wissenschaftliche Durchbringung und es mangelt ihnen die künstlerische Darstellung. Die ganze Anlage ist viel zu breit, es sind Sachen herangezogen, welche in den Rahmen der Socialwissenschaft gar nicht gehören. Das Material ist einfach zusammengestellt und aufgespeichert, es fehlt die gehörige Sichtung und Ordnung; die Literatur ist überwiegend aus zweiter Quelle benützt: formelle Mängel, welche den wissenschaftlichen Werth wesentlich beeinträchtigen würden, selbst wenn der Inhalt weniger einseitig wäre, als er es thatsächlich ist. Für Herrn von Lilienfeld ist der Mensch das Produkt der Zuchtwahl, der Anpassung und Vererbung und zwar ein Produkt des realen Organismus der Gesellschaft. Er ist der Ansicht, daß der Mensch, bevor er seine gegenwärtige Ausbildungsstufe erreichte, zahlreiche und sehr lange Perioden des socialen Lebens durchlief, und „daß im Verlaufe dieser Perioden sich successive im Menschen die höheren Nervenorgane auf völlig demselben Wege ausbildeten und entwickelten, auf welchem unter dem Einflusse verschiedener

geologischer Epochen inmitten der umgebenden physischen Außenwelt die niederen Organe der Pflanzen und Thiere entstanden, und auf welchem jede einzelne Zelle des Organismus sich entwickelte, zu welchem sie gehört."

Neu sind diese Ansichten nicht, originell daran ist nur, daß sie nach Lilienfeld mit dem Christenthume nicht bloß vereinbar sind, sondern das eigentliche und echte Christenthum darstellen. Die Art und Weise, wie der Verfasser im fünften Bande — „die natürliche Theologie" — den Beweis hiefür zu erbringen sucht, ist namentlich für Theologen interessant. Wir wünschten diesem Theile des Werkes eine entsprechende Würdigung von der Seite eines bewährten Theologen. Hr. v. Lilienfeld, obwohl exclusiver Protestant, rühmt sich mehrfach der Uebereinstimmung mit Thomas von Aquin und Papst Leo XIII. Diese Uebereinstimmung schien uns freilich mehr in den Worten, als in der inhaltlichen Auffassung zu liegen. Immerhin kann es für die Vertiefung der Theologie nur von Vortheil seyn, auch solche Stimmen zu hören und das Brauchbare mit dem Fleiße der Bienen zu sammeln und zu verwerthen. Haben doch auch die Kirchenväter Alles zu benützen verstanden, was die heidnische Wissenschaft irgend Brauchbares zu bieten vermochte.

Friedrich von Bärenbach[1]) steht insoferne auf demselben Standpunkte, wie Hr. v. Lilienfeld, als er, gleich diesem, in der darwinistischen Zuchtwahl, Auslese und Vererbung die Grundlage für die Socialwissenschaft erblickt. Nur ist H. v. Bärenbach der Ansicht, daß diese Grundlage nicht erst in der Zukunft zu erwarten sei, sondern schon dauernd errichtet erscheine in den Werken, welche bis jetzt erschienen sind. Unter dem Titel: „Die Socialwissenschaften" will er einen Beitrag „zur Orientirung in den socialwissenschaftlichen Schulen und Systemen der Gegenwart" geben. Dieser Ankündigung entspricht indeß der Inhalt nicht, indem

1) „Die Socialwissenschaften", Leipzig 1882. 300 S.

ausschließlich nur jene Schulen und Systeme Berücksichtigung und Besprechung finden, welche auf darwinistischer Grundlage ruhen. Wahrscheinlich gebührt nach der bekannten norddeutschen Schätzung anderen Richtungen das Epitheton „wissenschaftlich" nicht. Bezeichnend ist die Kriecherei vor den Tagesgrößen. Der Verfasser findet, daß „der Schlüssel, der die Lebensfrage der modernen Gesellschaft löst, dort gesucht werden muß, wo ihn Fürst Bismarck's staatsmännischer Blick gefunden hat". Neben dem Darwinismus findet der Staatssocialismus die überschwänglichste Beweihräucherung, so zwar, daß dem Staatssocialismus selbst Familie und Eigenthum geopfert werden; der Staat ist ihm das Bleibende, Familie und Eigenthum das Veränderliche (63). „Das ist," so ruft Bärenbach aus, „der Kern des echten Staatssocialismus, das der Kern des großen Gedankens der Reform von Oben, welche die Autorität des Gesetzes, die Ordnung und den Frieden auf ihrer Seite hat." Nur zu auf diesem Wege der „Reform von Oben", sie endet sicherlich mit dem Umsturz von Unten. Die Consequenz dieses Staatssocialismus ist der Communismus.

Neben dem Lobe des Bismarck'schen Staatssocialismus macht sich im Buche eine höchst auffällige Verherrlichung der möglichst bedeutungslosen literarischen Arbeiten des ungarischen Cultusministers von Trefort bemerklich. Die Folge war, daß der Autor von der Insel Rügen auf einen Lehrstuhl der Universität Pesth befördert wurde. Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Hr. von Bärenbach zeigt sich als Gegner des Privatgrundeigenthums; er will, daß Grund und Boden zum Collektiveigenthum werde und daß nur das Produkt der Arbeit individuelles Eigenthum bleibe. Ueberall schaut aus dem Mantel des Staatssocialismus der Communismus heraus. Bemerkenswerth ist ferner, daß der Verfasser die unsittlichsten und widerwärtigsten Consequenzen des Malthusianismus, wie sie in dem elenden Machwerke eines englischen Medicin-

doktors zum Ausdrucke gelangen, ganz ernsthaft behandelt und ihnen mehrere Seiten widmet. Hr. von Bärenbach findet, daß in dem unsittlichen Werke des englischen Arztes die Rathschläge von Malthus „mit der ernsten Resignation des Menschenfreundes und mit der Entschlossenheit des mitfühlenden Arztes erörtert werden.“ Das Extrem des Cynismus wird mit dem Spruche: naturalia non sunt turpia entschuldigt. Herbert Spencer wird als der grundlegende Autor der Socialwissenschaft verherrlicht.

Unseres Erachtens gibt es auf dem Boden des Darwinismus, auf Grund der Theorie von der Zuchtwahl und Auslese keine ernsthafte Sociologie als den Communismus. Die consequenteren Geister kommen auch alle beim Communismus, Nihilismus und Pessimismus an. Der Staatssocialismus ist nur ein Uebergangspunkt für flache Köpfe und für Streber. Die Socialwissenschaft läßt sich nur aufbauen auf den Grundwahrheiten des Christenthums. Wer von Christus sich emancipirt hat, wird mit unwiderstehlicher Gewalt zum Communismus hingedrängt, soweit nicht der Egoismus nöthigt, irgend eine Mittelstellung zu suchen. Der Staatssocialismus scheint vorerst für den Egoismus ein ganz prächtiges Auskunftsmittel. Aber diese selbstgewählte Stellung ist für längere Dauer nicht haltbar, weil die Consequenzen eine unwiderstehliche Logik besitzen.

Eine socialpolitische Specialfrage behandelt P. Viktor Cathrein[1]), S. J., in den Ergänzungsheften der „Stimmen aus Maria Laach“, indem der Verfasser die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen zu bestimmen sucht, eine höchst verdienstvolle Arbeit gegenüber den brandenden Wogen des Staatssocialismus, welche Alles zu überfluthen drohen. Der Verfasser erörtert, nach einem kurzen Ueberblicke auf die Theorien über die Aufgaben der Staatsgewalt, den Ursprung

1) Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen. Freiburg bei Herder 1882. (S. 147.)

und die Natur der Staatsgewalt als einer naturrechtlichen Anstalt. Er bespricht dann im dritten Abschnitte, in acht Capitel geschieden, die verschiedenen Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen im Allgemeinen und im Besondern gegenüber Gemeinden, Provinzen und freien Genossenschaften. Eingehende Behandlung findet namentlich das Gebiet der fördernden Thätigkeit der Staatsgewalt auf volkswirthschaftlichem Gebiete und auf dem Gebiete der Bildung und Cultur, sowie Steuerrecht und Heerwesen. Das Schluß-Capitel ist dem Verhältnisse von Kirche und Staat gewidmet. Der Verfasser schließt sich enge an die Lehre der Kirche an, deren Forderungen er einfach und klar entwickelt und kurz und prägnant darstellt. Gegenüber dem Wortschwalle von Phrasen der Staatssocialisten wirkt diese knappe und doch erschöpfende Darstellung wahrhaft wohlthuend und erfrischend. Die Wahrheit kann des Phrasenschmuckes entbehren, der Irrthum muß das Labyrinth der Irrgänge wählen, um zu berücken und zu täuschen.

Stimmen wir in Allem der Entwicklung der kirchlichen Theorie bei, so machen wir doch unsere wesentlichen Vorbehalte bezüglich der praktischen und conkreten Folgerungen, welche der Verfasser namentlich bezüglich der Grenzen der Staatsgewalt auf volkswirthschaftlichem Gebiete zieht.

Nehmen wir einige Beispiele. Der Verfasser spricht Post- und Telegraphenleitung der Aufgabe des Staates zu, bekämpft aber das Staatseisenbahnwesen. Der Verfasser schreibt: „Der Privatthätigkeit überlassen, würde der Post- und Telegraphenverkehr weder die nöthige Einheit und Raschheit besitzen, noch die erforderlichen Sicherheitsbürgschaften gewähren." Er will auch dem Staate das Recht nicht absprechen, große Eisenbahnlinien selbst zu bauen oder sie durch rechtmäßigen Kauf zu erwerben, hält es aber doch „für angezeigter", auf diesem Gebiete der freien Privatthätigkeit vollen Spielraum zu lassen. Die Eisenbahnfrage habe nämlich eine politische und religiöse Seite; die Verstaat-

lichung der Eisenbahnen würde der Bureaukratie ein gewaltiges Heer von Beamten zuführen und dadurch die politische und religiöse Freiheit gefährden.

Wir haben darauf zu entgegnen, daß vom wirthschaftlichen Gesichtspunkte aus die einheitliche staatliche Leitung des Eisenbahnwesens viel wichtiger und nothwendiger ist, als die staatliche Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens. Letztere dienen fast ausschließlich dem Handelsverkehre, während die Eisenbahnen unser gesammtes Arbeitsleben beherrschen, hier eine Industrie hervorrufen, dort sie im Keime ersticken können. Die produktiven Kräfte werden durch das Eisenbahnwesen beherrscht, und wer eine Organisation dieser Kräfte anstrebt, darf sie nicht an das Privatinteresse irgend einer Aktiengesellschaft ausliefern. Gerade vom conservativen Interesse, welches die Verbindung und Organisation der produktiven Kräfte und den Schutz des Arbeitslebens anstrebt, wird die einheitliche staatliche Leitung des Eisenbahnwesens gefordert. Die Eisenbahnen dürfen nicht von Privatinteressen beherrscht werden, sondern müssen der Gesammtheit dienen und darum auch im Namen der Gesammtheit verwaltet werden. Das Privateisenbahnwesen schädigt das Gesammtinteresse aufs höchste, wie ein Blick auf Oesterreich beweist. Das Deficit der letzten Jahre in Oesterreich war ungefähr geradeso hoch, wie die Staatszuschüsse zu den nothleidenden Bahnen. Bei den guten Verkehrslinien, wie z. B. bei der Nordbahn, steckt das Privatcapital riesige Dividenden in die Taschen, während die unrentablen Gebirgsbahnen durch Staatszuschüsse erhalten werden müssen. Wären die Eisenbahnen Staatseigenthum, so würden die Ueberschüsse der guten Linien die Ausfälle der schwach rentirenden Bahnen ziemlich ausgleichen, während jetzt Oesterreich aus der finanziellen Misere gar nicht mehr herauskommen kann.

Aber die politische und die religiöse Freiheit stehen über finanziellen Erfolgen, wendet man uns ein. Gewiß schätzen

wir die Freiheit über Alles, behaupten aber, daß der politischen und religiösen Freiheit viel größere Gefahren von den Aktiengesellschaften drohen, als vom Staatsbetriebe. Man betrachte doch die Gefahren, in welche Frankreich durch die großen Eisenbahngesellschaften gerathen ist. Diese Gesellschaften beherrschen heute das Land, bestimmen die Ministerien, machen die Wahlen, halten oder stürzen die Regierungen, ganz abgesehen davon, daß sie sich alljährlich von der Produktion Milliarden des Arbeitsertrages aneignen.

Das große Capital ist wesentlich Wuchercapital und steht deßhalb nach Ursprung und Tendenz der Kirche noch viel feindseliger gegenüber, als es selbst der liberale und radikale gottlose Staat thun kann. In Bayern haben wir diese Erfahrung in kleinen Verhältnissen schon gemacht. Bei den heftigen Wahlkämpfen von 1867 bis 1875 standen die Beamten der Verkehrsanstalten zum großen Theil in den Reihen der patriotischen Opposition, wie Jeder weiß, welcher in größeren Centren die Wahlbewegungen verfolgt. Dagegen die Beamten der ehemaligen Ostbahngesellschaft verstärkten nahezu ausnahmslos die liberalen Reihen. Die großen Aktiengesellschaften sind immer und überall kirchenfeindlich und die Beamten dieser Gesellschaften sind in ihren politischen und religiösen Verhältnissen durchschnittlich viel abhängiger von ihren Direktoren, als die Staatsbeamten, welche in Bayern den Schutz pragmatischer Rechte genießen.

Aehnlich ist es bei den Versicherungsgesellschaften. Hr. P. Cathrein spricht sich mit großer Schärfe gegen die Verstaatlichung aus gleichfalls aus Gründen der politischen und religiösen Freiheit. Unsere staatliche Brandversicherungskammer in Bayern aber hat gewiß noch Niemanden in seiner politischen und religiösen Freiheit beeinträchtigt, während z. B. die Münchner-Aachener Aktiengesellschaft mit ihrem Beamtenpersonal und ihrer Geldmacht in der alten katholischen Kaiserstadt Aachen eine Art Zwingburg des Protestantismus und der Loge bildet. Gerade im Namen der

politischen und religiösen Freiheit — von den wirthschaftlichen Vortheilen der staatlichen Organisation ganz abgesehen — begrüßen wir den Uebergang des Verkehrs- und Versicherungswesens vom Großcapitale in die Hände der Gesammtheit des Staates.

Die Geldmacht war der Kirche feindlich von ihrer Stiftung an bis zur Stunde. Den Reichen hat Christus sein „Wehe" zugerufen und hat ihnen die Pforten der Kirche verschlossen. Nahezu zwei Jahrtausende führt' die Kirche jetzt den Kampf gegen das Wuchercapital, und wir halten es für eine gefährliche Verirrung, wenn heute Katholiken aus Angst vor der Macht der Staatsgewalt für die Freiheit des Capitals schwärmen. Die Staatsgewalt ist meist nicht besser und nicht schlechter, als die Völker selbst. Letztere werden durchschnittlich regiert, wie sie es verdienen. Uebergriffe der Staatsgewalt lassen sich controliren und in die Schranken zurückweisen. Jene Völker, welche der Freiheit würdig sind, werden diese Freiheit auch zu erringen und zu behaupten verstehen. Dagegen ist die Willkür und Herrschaft des Großcapitals schrankenlos und unverantwortlich. Mit eisernem Tritte wird alles zermalmt, was dem Wucherinteresse entgegentritt, wobei dem Capital der Vortheil winkt, daß es sich durch die „Heiligkeit" des Privateigenthums zu decken vermag und dadurch nahezu unantastbar wird. Gerade in den großen Aktiengesellschaften für Verkehr, Versicherungs- und Bankwesen tritt der unpersönliche, ausbeutende und wuchernde Charakter des Capitals recht grell zu Tage. Anstatt im Namen der Freiheit dieses Wuchercapital zu patronisiren, haben die Katholiken die Aufgabe, es überall zu beseitigen.

Hr. P. Cathrein verweist auf England, dessen volkswirthschaftliche, politische und religiöse Freiheit er preist. Er vergißt dabei ganz, daß dieses England Jahrhunderte lang den katholischen Glauben ächtete, die Katholiken wie ein Wild verfolgte, ihnen ihr Privateigenthum confiscirte und

sie sogar ums Leben brachte. Und das Alles nicht troß der dortigen wirthschaftlichen und politischen Freiheit, sondern gerade wegen derselben. Die barbarische Grausamkeit gegen die Katholiken durch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch war nur möglich, weil Gesetzgebung und Regierung in den Händen einer Klasse war in Folge von politischen und wirthschaftlichen Einrichtungen, welche merkwürdiger Weise das Lob des P. Cathrein finden.

Unsere vollste Zustimmung finden die Ausführungen des Verfassers gegen Schulzwang und Schulmonopol. Wenn heute die Katholiken in Deutschland im Kampfe gegen diesen Zwang und dieses Monopol erlahmt sind, so mag dieß eine Erklärung und Entschuldigung in dem Umstande finden, daß die deutschen Katholiken in erster Linie um ihre nackte Existenz zu kämpfen haben. Aber der nächste Kampf muß der Schule gelten. Gelingt es nicht, die nationale Bildung und Erziehung wieder auf christliche Grundlage zu stellen, dann werden die Völker unrettbar dem Pessimismus und Nihilismus verfallen. Mögen die ausgezeichneten Erörterungen des P. Cathrein über das Gebiet der Bildung und Cultur allseitig die gebührende Beachtung finden.

XXIII.

Zeitläufe.

Die französische Republik in tausend Aengsten.

Den 12. Februar 1883.

Gemäß ihrer Verfassung war die Republik in Frankreich bis jetzt noch nicht jakobinisch; nun sollte sie es aber werden. Das ist der Kern der schwebenden Prätendenten-Frage. Würde diese Frage auch vom Senat bejaht worden

seyn, so wäre die Verfassung thatsächlich in ihrem Princip umgeändert, und die dritte Republik würde sich nur durch die Blutscheu der Männer mit der weißen Leber, die sich bisher am Ruder ablösten, von der Republik des Jahres 1793 unterscheiden. Was aus Frankreich alsdann werden sollte, vermag zur Zeit kein Sterblicher zu errathen. Aber auch dann bleibt die Zukunft dieses Landes dunkel verhängt, wenn aus dem Versuche des Senats, das Versinken der Republik in den Jakobinismus aufzuhalten, sich ein Conflikt innerhalb der Faktoren des regierenden Parlamentarismus entwickeln sollte, dessen Folgen nicht minder unabsehbar wären.

Das Schicksal der Prinzen aber ist so wie so entschieden; für die Willkür der Staatspolizei hätte es eines Gesetzes von vornherein nicht bedurft. Formell besteht die Verfassung von 1875 zu Recht, und diese Verfassung gibt selbst den gesetzlichen Weg zu ihrer eigenen Revision an die Hand, bei welcher die Republik formell auch sogar in eine Monarchie verwandelt werden könnte. Es ist dieß nichts weiter als der logische Ausdruck des Grundsatzes der Volkssouverainetät, welche ja durch das allgemeine Stimmrecht wieder einmal eine Mehrheit monarchisch gesinnter Vertreter in den Congreß berufen könnte. Mit dieser verfassungsmäßigen Anschauung vertrug es sich sehr wohl, daß die Prinzen der früheren Dynastien nicht nur im Lande lebten und ihre Güter verwalteten, sondern auch Stellen im Civildienst und besonders in der Armee einnahmen, sogar auch der Volksvertretung angehören könnten. Diese Anschauung verträgt sich aber nicht mit dem Geiste der „wahren" oder, wie es jetzt heißt, der „ganzen Republikaner". Sie wollen der Monarchie für ewige Zeiten das Land verschlossen haben. Das Prätendenten-Gesetz wäre ihnen daher vollkommen homogen, wie auch in der Kammer mit Recht gesagt worden ist: der Gesetzentwurf entziehe eigentlich dem Volke das Recht, die Monarchie herzustellen, wenn es dieß wolle. Aus dem gleichen Grunde schreckten die ächten Doktrinäre auf der äußersten Linken ihrerseits vor der Maßregel als einem Attentat auf die

Volkssouverainetät zurück. Sie würden sich anders zu helfen wissen.

Ist die Bahn der Proskription einmal betreten, so würde sie nothwendig über die Prinzen hinausführen. Bereits ist die Consequenz gezogen und verlangt worden, daß nicht nur die Prinzen aus Frankreich mit Frauen und Kindern verbannt, sondern auch ihre Güter sequestirt werden sollten, und daß ebenso alle ihre Partisane und Anhänger der drei monarchischen Parteien als außerhalb des Gesetzes stehend zu erklären seien. Dann wäre die dritte französische Republik allerdings bei dem vollendeten Gegensatz ihrer Gründung angekommen. Denn sie entstand aus der Thatsache, daß eine andere Staatsform unter den gegebenen Verhältnissen bei der constituirenden Versammlung zu Bordeaux herzustellen nicht möglich schien. In der neuen Staatsform aber sollten alle Parteien friedlich zusammenleben können und keiner die berechtigte Existenz abgesprochen werden. Damit, und unter dem Gleichniß einer Vernunftehe, vertröstete insbesondere Herr Thiers die Monarchisten in Bordeaux. Die definitive Staatsform sollte also von der Zukunft zu erwarten seyn. Und so ein arger Ränkeschmied Herr Thiers auch war, mit seiner bekannten Sentenz war es ihm ohne Zweifel Ernst: „Die Republik werde conservativ seyn oder sie werde nicht seyn."

Mac-Mahon als Staatschef wollte im Grunde nichts Anderes, als der Republik diesen ihren ursprünglichen Charakter eines Provisoriums wahren. In dem wüthenden Kampfe gegen ihn legten sich die Gegner den bezeichnenden Namen als „wahre Republikaner" bei. Sie bekannten aber damit nicht nur, daß sie die Republik als Definitivum verehrt haben wollten, sondern sie deuteten überdieß an, daß es sich bei ihnen um etwas ganz Anderes als um eine bloße Staatsform handle, die Republik heiße, weil kein Monarch an der Spitze stehe. Ihre Republik brachte vielmehr eine eigene Staatsreligion und Civilmoral mit. Es sollte sich bald zeigen, wie sie das wahre Wesen einer Republik verstanden. Ihr erstes Auftreten bezeugte thatsächlich, daß eine

solche Republik und die christliche Kirche in Frankreich sich gegenseitig ausschließen. Diese ganzen Republikaner haben auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß ein Kirchlichgesinnter niemals ein „wahrer Republikaner" seyn könne.[1]) Der erste Schritt zum Jakobiner-Staat wurde sonach durch die März-dekrete gegen die Orden und Congregationen gemacht; jetzt gilt es den zweiten Schritt gegen die grundsätzliche Toleranz der Verfassung zu thun; und wenn die regierende Bande auf dem Wege nicht den Hals bricht, dann wird sich die „wahre Republik" auf die Länge vom Senat und von der Justiz, die er angerufen hat, nicht aufhalten lassen, sich abermals in der Glorie des vorigen Jahrhunderts zu zeigen.

Dieselben Leute, welche vor wenigen Jahren es durchsetzten, daß die deportirten Mordbrenner der Commune amnestirt und aus der Verbannung zurückgerufen wurden, wollten nun das Exil über Familien verhängen, welche keiner Schuld überwiesen sind, außer daß sie die Familien-Namen früherer Dynastien Frankreichs führen. Die ausgesprengten Gerüchte über ihre heimlichen Conspirationen zerflossen bei näherem Zusehen in Nichts. Dagegen verschwören sich die heimgerufenen Communards und ihr Anhang am hellen Tage; immer blutiger toben sie in ihren Versammlungen nicht nur gegen die „elende Republik", sondern gegen die gesammte Bourgeoisie, der als einer Bande von Ausbeutern in der nächsten Revolution mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Köpfe abgeschlagen werden müßten. Mit diesem Motto hat der „Studienverein der anarchisch-revolutionären Jugend von Creuzot" voriges Jahr seinen Beitrag zu der Sammlung für einen Ehrenrevolver eingeschickt, der dem socialistischen Attentäter Fournier verehrt werden sollte. Das ist nur ein Beispiel für tausende. Dennoch haben die wahren Republikaner gegen diese Gefahr bis jetzt nichts vorgekehrt; sie werden sich auch jetzt schwerlich zu einem allgemeinen „Sicherheits-

1) „Französische Zustände der Gegenwart von Hermann Kuhn". Freiburg, Herder 1882. S. 367. — S. über dieses neue Werk im Nachwort..

Gesetz" nach dem Muster Napoleons III., oder zu einer Novelle zum Preßgesetz entschließen, welche der Umsturzpredigt ein Ziel setzen könnte. Nur ein Ausnahmegesetz wollten sie gegen die Monarchisten. Der Vergleich ist nicht ohne Interesse, warum die Prinzen gefährlicher erscheinen, als die Partei der Commune.

Fürchten die „wahren Republikaner" das rothe Gespenst wirklich nicht? Zur Zeit der erwähnten Sammlung für den Ehrenrevolver äußerte sich der „Constitutionell" über diese anscheinende Gleichgültigkeit: „Natürlich bleiben alle diese Aufreizungen zum Mord ungestraft, obgleich sie sicherlich ein gemeines Verbrechen darstellen. Unsere Regierung, welche die ganze Gensdarmerie eines Arrondissements in Bewegung setzt, um einige stillen Benediktiner ihren Studien zu entreißen, hat weder Soldaten noch Polizeiagenten zur Verfügung, wenn es sich darum handelt, Demagogen zu verhindern, daß sie den Massenmord der Bourgeois predigen, und die Bourgeois selbst begnügen sich, wenn man ihnen die Blätter zeigt, in denen ihre Köpfe gefordert werden, mit einem geringschätzigen Lächeln oder Achselzucken".[1]) Ist es ihnen Ernst damit, und denkt auch die Regierung, die auf ihren Schultern steht, in Wirklichkeit ebenso geringschätzig von den Rothen und ihren offenen oder geheimen Umtrieben?

Keines von beiden. Die Regierung schont diese Wühler, gerade weil sie ihre Macht fürchtet, aber auch ihrer Allianz gegen die antirepublikanischen Parteien bedarf. Die herrschende Bourgeoisie oder bürgerliche Demokratie ist sich ihrer Versündigungen an dem sogenannten vierten Stande in Frankreich so gut bewußt wie anderer Orten; aber sie getröstet sich auch wie überall des Schutzes der Armee, ihrer Kanonen und Bajonette. Solange sie nur über das Militär verfügt, glaubt sie jedem socialdemokratischen Ansturm gewachsen zu seyn. Man wird daher auch mit der Annahme nicht irren, daß die Rücksicht auf die Armee in der Erhebung der Prinzen-

1) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 26. April 1882.

Frage die bedeutendste Rolle gespielt hat. Der Gedanke, daß durch das Umsichgreifen des monarchischen Einflusses im Heere der Ast abgesägt werden könnte, auf dem die herrschende Partei sitzt, ist augenscheinlich mehr als ein blinder Schrecken gewesen. Vielleicht überlegt man sich jetzt auch die Behandlung, welcher die Armee in den 13 Jahren der Republik preisgegeben war. Die Republik hat seitdem gerade auch dreizehn Kriegsminister gebraucht, und zuletzt keine andere Person mehr als Repräsentanten der Armee im Kabinet zur Verfügung gehabt, als einen Bramarbas, dem der Makel des Ehrenwort-Bruches anhaftet.

Der tolle Lärm, den Plonplon mit seinem Manifest angerichtet hat, machte vielfach den Eindruck, als ob derselbe einer vernünftigen Erklärung gar nicht fähig sei. Die Erklärung ergibt sich aber einfach aus dem bösen Gewissen, das durch die unwiderleglichen Anklagen des Manifests plötzlich aus seiner Betäubung aufgeweckt worden ist. Die herrschende Partei fürchtet nun ihren eigenen Schatten. Was der Prinz da sagte, hat sich ganz Frankreich, soweit es sich nicht eben an der Staatskrippe gütlich thut, längst gesagt. Selbst ehrliche Republikaner äußerten ihre tiefe Niedergeschlagenheit, als die ägyptische Krisis die klägliche Verwirrung zum ersten Male an's volle Tageslicht brachte. So klagte der „National" damals: „Es ist etwas faul in unserm französischen Lande. Eine langsame Zersetzung zerstört unsern politischen Staat Stück für Stück. Die nationale Vertretung ist das unzusammenhängende Produkt von Ehrgeiz, Eitelkeit, Habsucht und von allen Leidenschaften, die eine ihres Zieles unbewußte Demokratie beseelen; sie weiß nicht mehr, was sie will, und nicht mehr, was sie thut. Die Parteien haben sich vereinigt, dann wieder getrennt, und bei diesem Spiele, ohne Absicht und ohne es zu merken, ihre Programme verwechselt. Die Intransigenten sind regierungsfähig geworden und die Anhänger der Regierung haben die Jacke der Intransigenten angezogen" [1]). Damals schon liefen

1) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 2. Aug. 1882.

Gerüchte von Staatsstreich-Gelüsten um, und fanden gläubige Ohren. Von Gambetta selbst wurde die Aeußerung colportirt: „Ça se décolle; das Zeug geht aus dem Leim!" [1])

Damals schon war es insbesondere klar geworden, daß die Republik kein gouvernementales Personal mehr zur Verfügung habe; sie hatte nachgerade Alles, was noch einigermaßen regierungsfähig war, verbraucht. Zuletzt mußte sie sogar den fremden Mächten einen alten Börsenspeculanten als Minister des Auswärtigen präsentiren. In allen Ministerien kehren die alten steifleinenen Figuren immer wieder; nur die Intransigenten könnten noch einen neuen Mann liefern, vielleicht abermals nur auf etwa vier bis sechs Wochen. Man sagt wohl: ja, wenn Gambetta noch da wäre! Dieser Mann hat allerdings Jahre lang hinter den Coulissen regiert, aber erhalten hat er nichts, sondern immer nur umgestürzt. Das Ministerium Waddington, de Freycinet, Ferry: Eines nach dem andern fiel ihm zum Opfer; und sobald er die Unklugheit beging, selbst offen die Regierung zu übernehmen, war innerhalb zweier Monate auch dieser Benjamin der Republik verbraucht und abgethan. Herr Grevy selbst, der greise Republik-Präsident, steckt seine Monatsbesoldung von 100,000 Fr. ein, und läßt fünf gerade seyn; mehr haben die „wahren Republikaner" von ihm auch nicht verlangt. Er regiert nicht, er herrscht aber auch nicht, und so ist in dem straffst centralisirten Lande der Welt eine eigentliche Regierungslosigkeit eingetreten. Zur Zeit wissen die fremden Botschafter nichteinmal, an wen sie sich in Paris wenden sollen. Das Misere ist nicht neu, aber jetzt auf dem Höhepunkt angelangt. Schon vor einem halben Jahre hat die „Liberté", das Organ des Kammer-Präsidenten Brisson, folgende Bilanz des entsetzlichen Wirrwarrs gezogen:

„Passiva: Innere Politik. Drei Ministerien in acht Monaten gestürzt, nachdem man sie mit Beweisen der Sympathie und Vertrauensvoten überschüttet hatte. Vergeudung der par-

1) Berliner „Germania" vom 20. Juni 1882.

lamentarischen Sitzungen in müßigen Interpellationen. Tiefe Spaltungen der Parteien und Verwirrung der Ideen. Auswärtige Politik. Diplomatisches Zurückziehen Frankreichs in Europa. Inconsequenzen. Die Kammer gibt Hrn. Jules Ferry alle Mittel, den Feldzug in Tunisien zu unternehmen, und stürzt ihn, weil er den Feldzug unternommen hat. Am 14. November bejubelt sie Hrn. Gambetta und sein revisionistisches Programm; am 26. Januar 1882 stürzt sie ihn bei der Revisionsfrage. Sie votirt die Armirung der Reserveflotte für den Fall einer beschränkten Intervention in Aegypten, und einige Tage nachher verweigert sie die zu dieser Intervention bestimmten Credite. Sie stürzt Hrn. Gambetta, weil er zu viel regierte, und Hrn. de Freycinet, weil er nicht genug regierte. Reformen. Die Verfassungsrevision eingescharrt, die Gerichtsreform in den Ausschüssen erstickt, die Militärreform kaum entworfen, die socialen und ökonomischen Reformen vernachlässigt oder beseitigt, die Decentralisationsreformen auf unbestimmte Zeit vertagt. Allgemeine Interessen. Das Budget nach den Ferien vertagt, die Finanz-, Bauten-, Eisenbahnfragen auf unbestimmte Zeit vertagt, der Handelsvertrag mit England vergessen. — Activa: Die Laicisirung der Schulen, der Tribunale und des Eides, das Ehescheidungsgesetz. — Gewinn und Verlust. Da das Budgetgleichgewicht zweifelhaft, werden keine Dividenden, weder unter der Form nützlicher Unternehmen, noch unter der Form von Steuerherabminderung, vertheilt. — Allgemeine Bilanz: Aufregung im Lande, Herabsetzung des parlamentarischen Régime's, Machtlosigkeit der Regierung, Ungeduld der öffentlichen Meinung, Mißvergnügen des Landes und vielleicht nächstens der Mißcredit der Republik[1])."

Bisher belobten sich zwar die „wahren Republikaner" in ihren Wahlreden und Programmen stets mit aller Zuversicht, daß die Republik nunmehr fest und in ihren Grundlagen unerschütterlich begründet sei, so daß sie von ihren Gegner nichts mehr zu fürchten habe. Im Prinzen-Schrecken gaben sie sich ein Dementi, das ihre Wirthschaft allerdings reichlich verdient hatte. Das böse Gewissen sagte ihnen auf-

---

1) Vgl. Augsb. „Allgem. Zeitung" vom 13. August 1882.

einmal, daß der Mißcredit ihrer Republik sehr bedeutende Fortschritte gemacht habe und fortwährend mache. Ein bedenkliches Anzeichen hatte ihnen ohnehin schon Sorgen eingeflößt: nämlich die immer zahlreicher auftretende Stimmenthaltung bei den Wahlen. „Man votirt nicht mehr!“ Bei einem Regierungssystem, das seine rechtliche Basis in der allgemeinen Volkswahl hat, gewiß ein besorgliches Symptom. Hr. Kuhn berechnet, daß bei diesen französischen Wahlen regelmäßig ein Drittel, bis zur Hälfte, aller Wähler unter dem Einfluß der Behörden, die ja bis zum geringsten Angestellten herab aus den Wählern der Partei berufen sind, stimmen müsse. Weil dieser fälschende Druck bei den Wahlen von 1871, unter den damaligen Umständen, weggefallen war, sah sich selbst Hr. Thiers zu der Anerkennung gezwungen, daß die damalige Nationalversammlung „der getreueste Ausdruck der Gesinnungen des Volkes sei, welchen Frankreich jemals hervorgebracht habe.“ Unter der Republik aber wurden die Wahlen sofort wieder von oben gemacht. Wenn nun trotzdem die am Ruder befindlichen Republikaner bei den Neuwahlen von 1881 nur die Hälfte der eingeschriebenen Wähler für sich hatten, und nahezu ein Drittel gar nicht stimmte, und wenn das Mißverhältniß bei den folgenden Zwischenwahlen sich noch steigerte: so ist leicht zu ermessen, wie viel Eckel und Ueberdruß an den bestehenden Zuständen sich in diesen Stimmenthaltungen ausdrückt. Im ersten Unmuth ward damals sogar vorgeschlagen, das Wahlrecht zu einem obligatorischen zu machen und die Nichtausübung desselben unter Strafe zu stellen; freilich hat man sich das zweimal überlegt.

Obwohl aber die Republikaner mehr und mehr sozusagen unter sich wählen, führte doch schon Gambetta bittere Klage über das Ergebniß der Wahlen für die Kammer. Er behauptete geradezu, mit solchen Vertretern sei nicht zu regieren. Bekanntlich glaubte er durch das Listenscrutinium ein Material zu gewinnen, das weniger turbulent und corrupt wäre. Sein Antrag fiel durch. Als aber die Kammer

durch ihre Abstimmung in der ägyptischen Frage sich so unsterblich blamirt hatte, erklärte selbst ein der Listenwahl feindliches Blatt, der „Siécle“: eine zielbewußte auswärtige Politik sei da auch gar nicht möglich, wo der leitende Staatsmann mit den Schwierigkeiten des parlamentarischen Regime's, „mit den Wechselfällen und der Einfalt des allgemeinen Stimmrechts rechnen müsse“ [1]). Ja, dieser „wahre Republikaner“ beneidete bereits England, das durch seine aus der Census-Wahl hervorgegangenen Kammern „gegen die Naseweisheit oder Unbesonnenheit der blinden Masse geschützt sei.“ Aber mit dem Charakter der Berufenen des republikanischen Stimmrechts steht es noch schlimmer als mit ihrem Kopf.

Hr. Kuhn bemerkt am Schlusse seiner Schrift: eigentlich könnten diese Republikaner selber nicht an die Dauer ihrer Herrlichkeit glauben, denn sonst würden sie nicht Frankreich binnen wenigen Jahren dem Bankerott nahe gebracht haben. „Wer darauf zählt, morgen noch zu regieren, der leert nicht heute alle Kassen, um die eigenen Taschen zu füllen und dem Volke zu zeigen, daß es ihm nur hierum zu thun gewesen.“ Wenn man sich des schneidenden Urtheils erinnert, das Gambetta über diese Volksvertreter gefällt hat, nicht nur über ihre politische Unfähigkeit, sondern auch über die schmutzige Protektionssucht, für die sie ihr Mandat ausbeuten, dann wird man jenen Ausspruch nicht übertrieben finden. Die Republik hat ihre Gegner aus allen Beamtungen gejagt; nur mit dem Richterstand ist sie noch nicht fertig geworden. Sie hat in wenigen Jahren die Besoldungs-Etats durch Schaffung neuer Staatsstellen um 200 Millionen erhöht; aber Alles genügt nicht, um den Heißhunger der Stellenjäger zu befriedigen, die mit jeder Neuwahl in neuen Schaaren anstürmen. Alles will auf Staatskosten für seinen „wahren Republikanismus“ belohnt seyn: die Gewählten sammt ihren Verwandten und Freunden, die einflußreichen Wähler sammt ihren Clienten.

---

1) Augsb. „Allgem. Zeitung“ vom 3. Aug. 1882.

Die Abgeordneten haben sich nicht genirt, sich ihre eigenen Gehälter gleich um ein Drittel zu erhöhen. Ueberdieß haben sie sich von den großen Bahngesellschaften, deren Schicksal gerade damals in der Kammer entschieden werden sollte, mit Freikarten unterstützen lassen. Einem sonst feurig republikanischen Correspondenten wurde über ein solches Beispiel angst und bange: das allgemeine Stimmrecht werde „professionelle Laufbahnen" eröffnen, und bald werde es in ganz Frankreich, bis zum Dorf-Maire herab, kein unbesoldetes Ehrenamt mehr geben[1]). Mit dem Parlaments-Bettel war es inzwischen so arg geworden, daß einer der Minister die Geduld verlor und strenge verordnete, daß alle nicht im ordentlichen Instanzenweg einlaufenden Eingaben ohne weiters in den Papierkorb zu wandern hätten. Das alte „Journal des Débats" erklärte damals: allerdings sei der Mißbrauch des politischen Einflusses schon eine wunde Stelle der Juli-Monarchie gewesen; aber unter der Herrschaft des Census, bei dem es nur 200,000 Wähler gab, sei die Zahl der von den Gewählten zu befriedigenden Bittsteller noch erträglich gewesen, jetzt dagegen sei der Unfug unerträglich. „Unter dem Regime des allgemeinen Stimmrechts beziffern sich die mündlichen und schriftlichen Gesuche und Empfehlungen, die täglich bei den verschiedenen Verwaltungen einlaufen, und immer umfangreichere, aber von Tag zu Tag weniger achtenswerthe Aktenstöße bilden, die Akten des parlamentarischen Bettels nach Hunderttausenden, ja vielleicht nach Millionen. Nicht nur die Minister, Unterstaatssekretäre und Direktoren, auch die Unterbeamten jeden Ranges, hört man unaufhörlich stöhnen: ‚Die Abgeordneten lassen uns keine Ruhe mehr, sie fressen uns auf'[2]).

Wenn regierungsfreundliche Organe — wir haben uns absichtlich nur auf solche berufen — eine derartige Sprache führen, so mag man errathen, was die radikalen Blätter all-

1) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 12. März 1882.
2) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 21. Nov. 1882.

täglich dem Volke erzählen, und durch ihre argusäugige Inquisition an's Licht bringen. Es kommt noch dazu, daß der Prinzen-Schrecken gerade in die Zeit der unaufhörlichen Börsenkrisen und der sinkenden Curse aller Papiere fiel. In dem Punkt ist aber auch der „wahrste Republikaner" in Frankreich sehr empfindlich, und er wird die Verantwortung für die Einbuße an seinen Ersparnissen um so mehr auf die Regierung werfen, als es ein öffentliches Geheimniß ist, daß fast die Hälfte der republikanischen Senatoren und Deputirten als Gründer, Leiter und Verwaltungsräthe an Börsen-Unternehmungen betheiligt sind. Die Wahlurne hat in Frankreich noch nie eine Staatsumwälzung zu Stande gebracht; aber das böse Gewissen mochte der herrschenden Partei allerdings sagen: daß das Land bereits hinlänglich ernüchtert und reif sei, um einem plötzlichen Anstoß, und wäre es sogar von einer so mißachteten Persönlichkeit wie der „rothe Prinz", heute oder morgen blindlings Folge zu geben.

Am bedenklichsten für die Republik überhaupt und die Partei der „wahren Republikaner" insbesondere ist ohne Zweifel die verdrossene Abwendung der „Finanz-Großmacht". Das sind die Ratten auf dem sinkenden Schiff. Es muß wohl wahr seyn, daß der Chef des Hauses Rothschild, für den Fall daß man die Expatriirung der Prinzen zu beschließen wage, offen mit dem Sturz der Rente an der Börse gedroht habe. Wenn ein Blatt wie der jüdische „Börsencourier" in Berlin die Thatsache zugibt, und nur bedauert, daß hiemit die Rothschild'sche Erbweisheit preisgegeben sei, welche aus allen politischen Bewegungen thunlichst Nutzen gezogen, aber sich stets gehütet habe, in das Räderwerk der Politik selbst eingreifen zu wollen; wenn das Blatt überdieß davor warnt, der Republik den „deutschen Ursprung der Rothschilds" in Erinnerung zu bringen: dann muß die Sache wohl ernst seyn. In der That stand das „Welthaus" längst in dem Ruf, heimlich an der Spitze der orleanistischen Intriguen zu stehen, welche darauf abzielten, den Duc d'Aumale zum Präsidenten der Republik und den Rothschild'schen Hausfreund Leon Say

zu seinem Finanzminister zu machen. Ist Rothschild jetzt offen aufgetreten, so muß er die Lage der Republik für eine höchst kritische ansehen und Gefahr auf Verzug ahnen.

Schon Gambetta war zuletzt bei dem Welthaus in Ungnade gefallen, da er die Zirkel der hohen Finanz stören zu wollen schien; und jetzt scheint sie, wenn nichts dazwischen kommt, die Radikalen, mit Clemenceau an der Spitze, als seine Notherben anzusehen. Als Gambetta ein paar Monate nach seinem Sturz, sein Wiederauftreten vorbereitete, bemerkte ein scharfer Beobachter: „Er hat zwei starke Mächte gegen sich. Die Deputirten, welche ihn gestürzt haben und nun seine Rache fürchten, werden geschlossen gegen ihn stehen. Fast noch wichtiger ist, daß Gambetta die Haute-Finance mit ihrem gewaltigen Haupt, dem Hause Rothschild, gegen sich hat. Was dieß zu bedeuten hat, wird er wohl am besten zu würdigen wissen, wenn er sich erinnert, daß ohne deren Mithülfe, oder wenigstens wohlwollende Neutralität, Mac-Mahon schwerlich von den Republikanern überwunden worden wäre. Das gambettistische Programm der Rentenconversion, des Ankaufs der Eisenbahnen und der Fortsetzung der Staatsanleihen hat alle großen Finanzmächte gegen ihn eingenommen. Außerdem herrscht auch selbst bei den Massen kaum noch ein Zweifel über die auswärtigen Pläne Gambetta's."[1]) Vor solchen Plänen wäre nun zwar die Börse bei einem radikalen Kabinet sicher; aber die finanziellen Absichten Gambetta's würden offen in seinem Programm stehen, und die neuen Männer würden wohl systematischer vorgehen als die bisherigen Finanzminister, die nicht in's Klare kommen konnten, ob sie sich bei dem großen Bauten-Plane Freycinets bloß um Eine Milliarde oder um dritthalb Milliarden — verrechnet hätten. Die neuen Leute würden sich alle Milliarden, nicht nur die des Staatssäckels, genauer ansehen.

Man kann der Meinung seyn, daß der Kampf gegen die Prinzen der alten Dynastien von Geblüt nächstens in den

1) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 4. April 1882.

Hintergrund treten werde vor dem Kampf gegen die Prinzen der neuen Dynastien vom Geld. Möglich, daß Haus Rothschild den Prinzen von Geblüt aus dem Lande, wenn nicht vorausgeht, so doch bestenfalls nachfolgt. Den Krieg gegen die neue Weltmacht würde aber nicht das regierende Parlament führen, das mit tausend Fäden an die hohe Finanz gefesselt ist, sondern der Convent. Das Schicksal der „Parlaments-Bettler" scheint wirklich besiegelt. Wie sie eingesargt werden sollen, steht dahin; immerhin aber kann sich alle Monarchie gratuliren zu dem abscheulichen Exempel, das sie gegeben haben. Gambetta selbst hat noch für die Grabschrift gesorgt, indem er zu dem russischen General Skobeleff, Kastor zum Pollux, sagte: „Danken Sie Gott, daß Sie kein Parlament haben; sie würden hundert Jahre schwätzen, und doch nichts Ordentliches ausrichten!"

Nachwort

über Hermann Kuhn's Schrift: „Französische Zustände der Gegenwart."

Wir haben das kurz vor dem plötzlichen Verschwinden Gambetta's erschienene Buch mit Nutzen gelesen und im Vorausgehenden benützt. Es ist für den Fernstehenden sehr schwer, sich über die oft so widerspruchsvollen Verhältnisse in Frankreich zu orientiren. Herr Kuhn bietet dazu durch sein Buch einen sichern Leitfaden, und zwar ist er der erste Deutsche, der die französischen Zustände mit den Augen eines treuen Katholiken betrachtet hat, und wie ohne Vorliebe, so ohne Haß unbefangen beschreibt. Ueber den Pariser „Salon" schreibt er nicht; dazu wäre auch seine Feder nicht spitzig genug. Aber bei einem zwanzigjährigen Aufenthalt in Frankreich und als Mitglied einer katholischen Redaktion hat er sich im ganzen Lande und in allen Schichten der Bevölkerung, namentlich aber in Paris, dem räthselvollen Mikrokosmus Frankreichs, genau umgesehen. Uebrigens war Hr. Kuhn, als geborner Lothringer, bis zum Frankfurter Frieden sogar selber französischer Staatsbürger, und ist im Jahre 1872 unfreiwillig wieder nach Paris ausgewandert, weil der beginnende preußische Culturkampf die journalistische Thätigkeit des neu gewonnenen Deutschen in Berlin nicht länger auszuhalten vermochte.

Eine eingehendere Darstellung von dem Inhalt des Buches ist nicht möglich. Es ist auch nicht etwa Touristen-Arbeit, aus der sich einzelne Schriftproben wiedergeben ließen. Vielmehr geht der Verfasser überall auf die historischen Wurzeln der vorliegenden specifisch französischen Erscheinungen zurück. So spricht er sich denn auch ebenso neu wie überzeugend gerade in den Punkten aus, über welche die oberflächlichen Ansichten am weitesten auseinander zu gehen pflegen. Dahin rechnen wir die Ursachen des gepriesenen Nationalreichthums in Frankreich, die Entstehung der Revolution aus der Degeneration der kirchlichen Zustände unter den Bourbonen, die revolutionäre Gehässigkeit gegen den französischen Richterstand, die Thatsache, daß Frankreich trotz aller Freiheitssucht doch immer wieder in den Cäsarismus zurückfallen muß.

Hr. Kuhn zeigt uns dieses Frankreich nicht nur in seinen Schatten-, sondern auch in seinen Lichtseiten, deren er selbst in den verkommensten Schichten des Babels an der Seine noch auffindet. Aber weder in der Einen noch in der andern Richtung wird der Leser das Gefühl haben, daß seine Darstellung gesucht sei. Reizend wird das Bild, das er entwirft, nicht gefunden werden können; aber man fühlt, es sei getreu, und der Verfasser gibt die — Hoffnung keineswegs auf. Das verleiht dem Ganzen doch einen tröstlichen Schluß.

XXIV.

Umschau auf dem Gebiete der schweizerischen Geschichtsforschung.

(Fortsetzung.)

5. Historischer Verein von Glarus. Die gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Glarus ergriff die Initiative zur Gründung dieses „historischen Vereins." Derselbe constituirte sich 1863 unter dem Vorsitz des Herrn Dr. J. J. Blumer zur „Förderung der vaterländischen Geschichtskunde" und legte

die Früchte seiner Arbeiten in dem mustergültigen „Jahrbuch“ nieder.

Die bis 1881 erschienenen 18 Hefte desselben enthalten u. a.: Urkundensammlung zur Geschichte des Kantons Glarus, mit Anmerkungen (von Dr. J. J. Blumer), 245 Urkunden, von welchen auch ein besonderer Abdruck in 2 Bänden veranstaltet wurde; Leben und Wirken Glareans (von Freuler); Geschichte Glarnerischer Geschlechter (von Heer); Aegidius Tschudy, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation (von Dr. J. J. Blumer); die Reformation im Lande Glarus (von Dr. J. J. Blumer); Inschriften der Glocken im Kanton Glarus (von Dr. A. Nüscheler-Usteri); Geschichte des Glarnerischen Volksschulwesens (von Heer); zahlreiche Abhandlungen betreffend die neuere Glarner-Geschichte von J. Heer, Dr. Tschudy, Dr. Oertli, Legler, Dr. Dinner 2c. 2c.

6. Geschichtforschender Verein des Kantons Solothurn. Die Stiftung erfolgte 1851 als „Glied der allgemeinen, historischen Gesellschaft“ unter Leitung des Hrn. Dompropst Fiala. Derselbe wählte sich vornehmlich die „nordwestliche Schweiz“ zum Arbeitsfeld und gab seinem Vereinsorgane den Namen „Urkundio“, zur Erinnerung an den Solothurnischen Urkundenforscher Dr. Scherer, zubenannt „Dr. Urkundio.“ Der erste Band dieser Zeitschrift umfaßt die Hefte seit der Gründung des Vereins bis zum J. 1857; der zweite die Hefte von da bis jetzt. Hr. Dompropst Fiala hat in demselben seine verdienstvolle Arbeit: „Chronologie der Urkunden und Regesten des Solothurner Wochenblatts“ niedergelegt, welche jedem mit der mittelalterlichen Zeit sich befassenden Geschichtsforscher willkommen seyn wird. Ferners wurden im Urkundio zahlreiche Urkunden aus dem Zeitraum von 1096 bis 1537 mitgetheilt, sowie eine urkundliche Geschichte der Grafen von Frohburg (v. P. Urban Winistörfer) 2c. Der Solothurner geschichtforschende Verein zählte im Jahre 1881 fünfzig Mitglieder.

7. Historisch-antiquarische Gesellschaft in Basel. Im Jahre 1836 traten unter der Leitung des Herrn Dr. Andreas Häusler 36 Freunde in einen Verein zusammen, „um die wissenschaftliche Thätigkeit für das gesammte Gebiet der historischen Studien durch gegenseitige Mittheilung und Belehrung zu befördern“. Die Basler historische Gesellschaft zog

statutengemäß die Geschichte jedes Landes und jeder Zeit in ihren Bereich; beschäftigte sich jedoch selbstverständlich vorzugsweise mit Basel. Sie veröffentlichte: A. Beiträge zur Geschichte Basels und zwar vom Jahre 1839 bis 1876 die erste Reihenfolge in zehn Bänden, und im Jahre 1882 den ersten Band der zweiten Reihenfolge. Dem reichen Inhalt entheben wir folgende vorzüglichere Abhandlungen: Mittheilungen aus den Basler-Rathsbüchern zur Zeit des 30jährigen Krieges (von Dr. A. Häusler); diplomatische Verbindungen Englands und der Schweiz im 16. und 17. Jahrhundert (von Dr. Stehelin); Stadt Basel und ihr Bischof (von Ofer); Reihenfolge der älteren Bischöfe Basels (von Mooyer); Basler Bürgerrecht im Bisthum (von Dr. Lichtenhahn); Gau-Verhältnisse im alten Bisthum (von Dr. A. Burckhard); Aktenstücke zur Reformation in Basel aus dem Berner Archiv (von Dr. W. Vischer); Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Conciliums-Versuch in Basel (von Dr. J. Burckhard); Basler Erdbeben von 1356 (von Dr. Sieber); Buchdruckerei-Geschichte Basels; Basler Todtentanz; Biographien berühmter Basler ꝛc. B. Basler Urkundenbuch. Bis jetzt erschienen zwei Bände, der erste enthält die Chroniken von Fridolin Ryff und des Karthäuserklosters zu Klein-Basel; der zweite Knebels Diarium, unter der Redaktion der Herren Vischer, Boos, Stern und Heyen.

Im Jahre 1838 stiftete die historische Gesellschaft eine „Antiquarische Gesellschaft", deren Mitglieder berechtigt waren, den historischen Sitzungen beizuwohnen, und welche „Mittheilungen für vaterländische Alterthümer" herausgab. Beide Gesellschaften verschmolzen sich im Jahre 1874 und bilden von da an die „Historische und antiquarische Gesellschaft von Basel", welche a. 1882 die schöne Zahl von 138 Mitgliedern aufwies.[1])

8. Historischer-antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen. Die Stiftung fällt in das Jahr 1856. Seit 1863 gibt derselbe: „Beiträge zur vaterländischen Geschichte" heraus. In den vier Heften (von 1863 bis 1878) findet sich u. A.: die urkundliche Darstellung der Leib-

1) Für die von der Stadt seit fünfzig Jahren getrennte und zu einem selbstständigen Kanton erhobene Landschaft hat Herr Boos ein „Urkundenbuch der Landschaft Basel" herausgegeben, dessen I. Band 409 Nummern von 708 bis 1370 vorführt. (1881.)

eigenschaft im Gebicte Schaffhausens (von Harder) und die Sammlung der Inschriften der Glocken von Rüscheler-Usteri. Der Verein hat im J. 1875/76 öffentliche Vorlesungen in der Stadt Schaffhausen veranstaltet und zählte laut dem 1878 veröffentlichten Verzeichnisse 42 Mitglieder.

9. Historischer Verein von St. Gallen. Im Jahre 1859 trat in St. Gallen ein „historisch-philologisch-philosophischer Leseverein" auf, aus welchem 1860 der „Historische Verein" hervorging, um das „Interesse an der vaterländischen Geschichte, an der Geschichtswissenschaft überhaupt und an den ihnen verwandten Fächern zu beleben und den Bestrebungen hiefür als Vereinigungspunkt zu dienen". Unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Tschudy zählte der Verein 1862 schon 100 Mitglieder. Wie thätig derselbe das reiche Feld, welches ihm zumal die Abtei St. Gallen in ihren historischen Schätzen bietet, ausgebeutet, das zeigen dessen Publikationen.

Unter dem Titel „Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte" erschienen von 1862 bis 1881: 18 Hefte, welche u. A. enthalten: Aelteste Abt-Verzeichnisse (von G. Meyer von Knonau); Stifts St. Gallische Manuscripte: Geschichte des Capitels St. Gallen (von Sulzberger); Casus Monasterii (von Hardegger); Keßler's Sabbata (von Götzinger); St. Galler Todtenbuch (von Wartmann und Dümler); St. Gallische Geschichtsquellen (von G. Meyer von Knonau) 5 Bände; Zeitbuch der Klingenberger (von Dr. Scherer); St. Gallische Rathssatzungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert (von Gonzenbach); Urkunden Ludwig des Frommen (von Dr. Sickel); Herkommen der Schwyzer nach Quellen aus dem 15. Jahrhundert (von Dr. Hungerbühler); Römische Straßenzüge im Kanton St. Gallen; Pfahlbauten am Bodensee (von Andres) ꝛc.

Ferners wurden herausgegeben: „Urkundenbuch der Abtei St. Gallen" (von Wartmann) I. Theil von A. 700—840, II. Theil von 840—920. „St. Gallische Gemeinde-Archive" (von Hardegger und Wartmann). „Joachim von Watt's (Vadian) deutsche historische Schriften" (von Götzinger) 3 Bände. „Neujahrsblätter."

10. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden. Graubünden, welches eine so alte und vielgestaltige Geschichte hat, besitzt auch eine der ältesten geschicht-

forschenden Gesellschaften der Schweiz. Ihr Ursprung geht in das zweite Dezennium dieses Jahrhunderts zurück, sie trat als „Geschichtforschende Gesellschaft" unter dem Vorsitze des Herrn von Sugelberg 1826 in die Oeffentlichkeit, reconstituirte sich 1870 als „historisch-antiquarische" und bezweckt „des Vaterlandes Geschichte in allen ihren Verzweigungen zu erforschen".

Als Vereinsschriften gab dieselbe heraus, erstens: „Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden" (von Theodor v. Moor) 33 Hefte, Codex diplomaticus bis 1360 und eine Reihe großentheils unedirter Schriften Bündnerischer Geschichtschreiber und Chronisten enthaltend. Zweitens: „Raetia" 4 Bände (von Conrad v. Moor und Kind herausgegeben) enthaltend: Urbarien des Domkapitels Chur 12. bis 14. Jahrhundert (von Conrad v. Moor); Beiträge zur Geschichte Graubündens (von Prof. Kaiser); politische und militärische Correspondenzen aus dem Schwabenkrieg (von Kind); Relatione de Griggioni fatta dal Segretario Padavino (von Cerefole); Krieg zwischen König Maximilian und den Schwaben einer- und den Eidgenossen und Graubündnern anderseits; Schlacht auf der Malserhaide (von Flugi); Pacification des Rätischen Freistaats in Religionssachen (von Kind); Firmianischer Traktat (von Kind); Saugrafen von Currätien (von C. v. Moor) 2c.

Seit dem J. 1870 gibt die Gesellschaft „Jahresberichte" heraus, welche die Vereins-Angelegenheiten und kurze Abhandlungen vorführen. Die Gesellschaft zählte a. 1880 unter dem Vorsitze des Herrn von Planta 108 Mitglieder.

11. Der Aargauische historische Verein hat laut seinen Statuten die Aufgabe, „den Vereinigungspunkt der Freunde vaterländischer Geschichte und Alterthümer, besonders des Kantons Aargau zu bilden, um das Studium und die Forschung auf diesem Gebiete zu bethätigen". Unter dem Vorsitze des Regierungsraths Augustin Keller im Jahre 1859 gegründet, zählt derselbe gegenwärtig 185 Mitglieder und hat bereits zwölf Bände des Vereinsorgans „Argovia" herausgegeben. Dieselben enthalten: Urkunden und Regesten des Klosters Gnadenthal, der Städte Aarau (von Dr. Boos), Brug, Bremgarten, der Grafen Habsburg-Laufenburg; Stadtrechte Rheinfelden's (von Prof. Rochholz), Stadtbücher Badens und Richtung des Freienamts (von Welti); Stift Zurzach (von Propst Huber);

Stift Muri (von Rochholz); Urkundliche Nachweise zur verwittweten Königin Agnes (von Dr. Th. v. Liebenau); Ueber Grafschaft Baden und Aargauer Oeffnungen (von Welti); Bischof Johann Gurk (von Liebenau); Reformation in Bremgarten (von Weißenbach); Münzsammlung des Kantons Aargau (von Münch) rc. Die Bände sind mit einläßlichen Registern versehen.

Ueberdies hat die Gesellschaft einen „Catalog des kantonalen Antiquariums" verfaßt und publicirt.

12. Historischer Verein des Kantons Thurgau. Derselbe wurde von der „Gemeinnützigen Gesellschaft" 1858 gestiftet und vorzugsweise durch Herrn Pupikofer bethätigt. Derselbe hat von 1861 bis 1882 zweiundzwanzig Hefte „Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte" veröffentlicht, welche u. A.: die Pfahlbauten bei Frauenfeld; Thurgau's Geschichte vor der eidgenössischen Zeit und während der eidgenössischen Zeit; Thurgau's Kriegsgeschichte erörtern; die Regesten des Stifts Münsterlingen und die Geschichte der Herrn von Hohen-Landenberg, der Freiherrn von Klingen und von Bußwang, der Schlösser Hard und Wolfseck, von Burg-Stein und Eschenz umfassen; dieselben bringen ferner: Beiträge zur Geschichte der Reformzeit; Gegenreformation im Thurgau (von Sulzberger); Thurgauische Glocken-Inschriften rc.

Der historische Verein hat auch die Herausgabe eines „Thurgauischen Urkundenbuchs" unternommen. Der I. Band ist für die Urkunden vor a. 1000 bestimmt und in Arbeit; der II. Band beginnt mit den Urkunden von a. 1000 und das erste bereits erschienene Heft enthält 29 Urkunden aus der Zeit von 1000 bis 1150.

XXV.

Der Kaiser im Vorarlberg.[1])

Mitten in allen Unruhen des gewitterschwülen, kriegbrütenden und attentatbangen Europa glich die Reise des Oesterreichischen Kaisers im Sommer 1881 einem sonnenhellen Freudentag der guten alten Zeit. Sie war ein wahrer Triumph altehrwürdiger, religiösgeheiligter Legitimität. Polizei und Militär, die beiden Hauptattribute des modernen „göttlichen" Staates, traten zurück vor den Huldigungen eines treuen Volkes, das seinen katholischen Herrscher als Vater, als Erben der heiligsten Ueberlieferungen, als Sohn der Kirche und als Hort seines katholischen Glaubens betrachtete. Je weniger dieser Herrscher gestrebt hatte, die „zwei Schwerter" in seiner Hand zu vereinigen, je glaubenstreuer er das Oberhaupt der Kirche verehrte, destoweniger war für ihn das dritte Schwert — das von unten — zu fürchten. Wo Kreuze an allen Wegen stehen, da kann der Dämon des politischen und religiösen Nihilismus nicht frei operiren. Wo Gott in Ehren, da ist auch der Kaiser in Ehren. So wars im treuen Vorarlberg und Tyrol. Flammend verkündeten es alle Höhen vom Bodensee bis in die Gletscherfirnen Tyrol's hinein, daß der Kaiser kommt. Aus den entlegensten Gebirgsthälern zogen jauchzende Schaaren, festlich geschmückt an die Bahnlinien des Rhein- und Illthals, um dem geliebten Herrscher ihr Lebehoch zuzurufen. Es war ein Jubel, wie man ihn nur bei schlichten Gebirgsvölkern trifft, wo das öffentliche Leben noch nicht zur Maschine und Schablone geworden.

Der Gedanke lag nah, diesem Festjubel ein Denkmal zu setzen, das einerseits durch reiche Ausstattung des hohen Monarchen würdig wäre, andererseits in schlichter Einfachheit die wahre Gesinnung des Volkes zum Ausdruck brächte. Das Problem war nicht leicht. Vorarlberg hat keine Kunst- und

1) Der Kaiser im Vorarlberg. Gedenkblüemla z'sämmegsucht und z'sämmebunde vo A. von Berlichingen S. J. Einsiedeln, Benziger. 1882. —

Musikakademien, wozu es sich vielleicht gratuliren kann; es hat keinen Makart und keinen Wagner, was ganz sicher nur ein Glück ist. Moderngedrillte Kunstgenies hätten den einfachen Sinn des Volkes übrigens weder völlig verstanden, noch in seiner kindlichen Reinheit und Frömmigkeit wiedergeben können. Ebenfalls wie in der guten alten Zeit machte sich drum ein Priester und Ritter zum Sprecher der allgemeinen Volksfreude: ein Priester, der durch vieljährige Seelsorge des Volkes Sprache und Gesinnung in sich aufgenommen — zugleich ein Ritter, ein Nachkomme jenes Götz von Berlichingen, der sich einst mannhaft aus dem Strom der Revolution gerettet und als Greis noch unter kaiserlichem Banner gegen christliche und mohamedanische Türken zu Felde zog.

Ein einfacher Musiklehrer und ein noch unberühmter Zeichner halfen dem priesterlichen Volksdichter, seine in der Sprache des Volkes, im Dialekt gehaltenen Festgedanken auch zum Liede und zum Bilde zu gestalten — und so ist ein Festbuch entstanden, das in seiner äußeren Form dem Salon entspricht, in seinem Inhalt aber in kindlicher Treuherzigkeit die schlichte Loyalität und Frömmigkeit des Vorarlberger Volkes wiederspiegelt. Für den Mode-Kritiker wird das Buch ein wunderliches Curiosum seyn. Denn der „Salon" pflegt sich nicht in solchen Ideen zu bewegen — und Volkspoesie zeigt sich gewöhnlich nicht in solchem Gewande. Dennoch enthält die Verbindung keinen Widerspruch: denn sie ist nur aus der Ehrfurcht hervorgegangen, mit der das Volk selbst zu seinem Regenten emporblickt.

„Der Kaiser kunnt!" So lautet der festliche Heroldsruf, mit der die gemüthliche Festschilderung beginnt. „Juhe! Juhe! Der Kaiser kunnt!" so schallt es in Berg und Thal durch das ganze „Ländle" wieder. Ins Glockengeläute mischt sich der Feierklang der Kaiserhymne in jugendfrischen Variationen, mit dem Siegeswunsch

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unser'n Kaiser, unser Land,
Mächtig durch des Glaubens Stütze,
Führ' er uns mit sich'rer Hand.
Laßt uns seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind.
Innig bleibt mit Habsburg's Throne
Oesterreich's Geschick vereint."

Beim Eintritt in Bregenz übernimmt dann das Volk die Begrüßung in seiner Sprache:

„Willkomme, mi Kaiser, i Di'm vieltreue Land,
Des wid'rum Di begrüeßet mit Herzen und mit Hand.
As grüeßend Dini Kinder vum Berg und use'm Thal,
Se grüeßend Di vu Herze viel tausend — tausendmal.
As grüeßend Di die Böge vu Bluema schö ufbaut,
Jed's Blümle ischt an Aeugle, des Di mit Lieb aschaut."

Festlied und Festbeschreibung, Lyrisches und Episches durchdringen sich in jener natürlichen, ungesuchten Weise, die beim Volk gang und gäbe ist, obwohl der gelehrte Kritikus nicht gerade ästhetisch numerirte Schubladen für alle Stücke bereit haben mag. Aber das Fest selbst, die Volksstimmung und Volksgesinnung ist darin mit trefflicher Wahrheit gezeichnet.

Dem Besuch in Bregenz sind zehn Gedichte gewidmet: „Der Kaiser z'Breägez. — Der Schütze-Ufmarsch. — Der Kaiser uf'em Schützestand. — Die Kaiser-Illmination z'Breägez. — D'See-Beleuchtung. — D'Füür uf de Berge. — D'Bergknappe vo Miesbach. — D'Hoamfahrt. — Guet Nacht. — Abschied vo Breägez." —

Auf dem Schießstand sucht der Kaiser den Stutzen, mit dem er vor dreißig Jahren seinen Schuß gethan:

„Nimmt a G'wehrli vu der Wand,
Wiegts i sinar edle Hand,
'S hot an Kranz vo Edelwiß,
Ischt an rare Stutze g'wiß.
Seit der Schützemoaster no:
„Majestät, des Büchsle do
Hond Se brucht vor drißig Johr,
Üf' em Schießstand, des ischt wohr."

„Wie! des ka net mögle si,
Ischt koa Hinterlader gsi!" —
„Majestät, des woaß i wol,
Fortschritt ischt halt jetzt Parol;
Drum wie all's i dera Welt,
Isch as uf de Kopf oh g'stellt,
No der Mode renovirt
Und vo hinta d'rum armirt."

In manchen ähnlichen Zügen spiegelt sich mit der Festfreude zugleich der gemüthliche Volkshumor; in andern waltet wieder ein ernsterer Ton, der die frommen Wünsche des Volkes für das Wohl seines Herrschers in manigfacher Variation und doch schlicht und wahr zur Anschauung bringt. Sehr lieblich sind diese Segenswünsche als „Romanze der fünf Spinnerinen" in die Beschreibung der See-Illumination verflochten. Jede dieser Spinnerinen symbolisirt die Liebe, das Gebet, die Anhänglichkeit des guten Volkes wieder nach einer andern Seite hin; aber nicht in frostiger Allegorie, sondern in jener lebensvollen Naivität, wie das Volk an seinen Kaiser denkt und für ihn betet:

„O Kaiser, so spinnend die Jungfra im Thal,
Sie spinnend und beättend für Di allzumal,
Sie spinnend und wäbend a goldenes Band
Um Vater und Kinder, um Kaiser und Land."

Rührend ist das Bild des „Aehne von Schwarzach" d. h. eines schon dem Grabe zuwankenden Greises, der sich von seinem Enkel an die Bahn führen läßt, um noch einmal vor dem Tode seinen Kaiser zu schauen:

Koa Aug hot abg'wendet mi guet alta Ma,
As loufend die Thräna die Backe-n-ihm ra,
Ar schlecht sin Händ z'sämmet und rüeft volla Freud:
„Mi Seppel, hoch g'sehe und ho-n-i's it g'seit!
Mi Kaiser der ischt no so g'sund und so frisch
Wie's Vögle im Wald und im Wasser a Fisch;
Und springt wie a Gizle a muspere halt,
Ischt g'rad no wie früher und gäe no der alt."

Gern will der Alte jetzt sterben, nachdem er noch einmal seinen Kaiser gesehen: er läßt sich nun zum nahegelegenen Gnadenbild Maria-Bildstein führen, und die anmuthige Erzählung klingt in einem herzlichen Gebet für den Kaiser aus. Nicht weniger herzlich, aber mehr humoristisch ist des Kaisers Begegnung mit dem blinden „Pfarer vo Ebnit" erzählt:

Do seit der Pfarer: „O Majestät,
Mit mina zwoa Augn stoht's schlimm,
D'rum mine Pfarschäflen die ka-n-i nit seh',
I kenn se halt blos a der Stimm."

Nichts destoweniger, versichert er dem Kaiser, würde er um seinetwillen noch gern sechs Stunden weiter gehen — und diese Anhänglichkeit rührt den Kaiser zu Thränen. Neben solchen anekdotenartigen Zügen, die sehr anmuthig erzählt sind, gehen mehr lyrische Stimmungsbilder, dann Beschreibungen aus der Festfeier und endlich Balladen und Erzählungen, welche mit der Landesgeschichte in Beziehung stehen. In Hohenems erhalten die „Heldengrafen von Hohenems" gebührende Erwähnung, in Feldkirch die Schlacht von 1799, in Nenzing eine Schlacht aus dem Schwabenkrieg, in Bludenz Herzog Friedrich mit der leeren Tasche. Das Collegium Stella Matutina in Feldkirch, das bei des Kaisers Besuch gerade das 25 jährige Jubiläum seines Bestandes feierte, ist in der allgemeinen Huldigung durch einen längeren hochdeutschen Dankhymnus vertreten, ebenso ist die Arlberg-Bahn als „Kampf mit den Berggeistern" in hochdeutschen Versen besungen. Voll des köstlichen Dialekthumors dagegen ist die „Verlegenheit" im dem Dörfchen Lange, wo der Magistrat sich Cilinderhüte und Fräcke bestellt hatte, die aber dem Kaiser erst — nach erfolgtem Empfang in gewöhnlichem Costüm — als Extrafuhr auf dem Arlberg begegnen. Der Dichter ist jedenfalls ein herzlich gemüthlicher Erzähler, ganz von dem dem Geiste des Volkes inspirirt, in dessen Namen er spricht, innigst begeistert für den Herrscher, den er besingt. Wer sich in den Dialekt hineingelebt, wird ungern von dem guten Völklein Abschied nehmen, wenn es seinem scheidenden Kaiser zuruft:

„As thuet is load, vo Di zu scheide,
Wer woaß ob D' wiederkumst vor'm Tod;
Din Engel mög Di stets begleite,
O lieba Kaiser, b'huet Di Gott!"

XXVI.

Zur Rechtfertigung der Philosophie der Geschichte als einer besonderen Wissenschaft.

II. Die realen Probleme der Geschichte.

(Schluß.)

Ist also das Christenthum eine weltgeschichtliche Thatsache im eminenten Sinne, so muß der Geschichtschreiber auch einen Standpunkt einnehmen, der einer solchen Thatsache gewachsen ist. Setzt dasselbe einen Zusammenhang voraus, der an den Anfang der Geschichte wie an ihr Ende reicht und selbe in der Mitte faßt, so muß auch der Historiker, sollte auch am Christenthum seyn was immer, auf eine Höhe sich stellen, welche einen solch weiten Gesichtskreis bietet, um auch nur zu einer kritischen Untersuchung desselben befähigt zu seyn. Beansprucht es aber auch noch überweltlichen Ursprungs, ja eine göttliche That in der Geschichte zu seyn, durch welche selbst eine Art göttlicher Geschichte in der Geschichte entsteht, so muß der Historiker wenigstens auch hierin den offenen Sinn für die volle Objektivität der Thatsachen bewahren. Er muß das Christenthum eben nehmen, als was es sich selbst gibt. Es hat einmal Ideen in die Welt gebracht, durch die es thatsächlich bereits nahezu zwei Jahrtausende die Welt beherrscht hat und noch beherrscht, abgesehen davon, daß die ganze Geschichte des Alterthums und seine Entwicklung auf dasselbe unverkennbar convergirt. Darum darf er in selbes so wenig als in andern Thatsachen

die eigene Privatansicht, sein eigenes oder Anderer subjektives Glauben und Meinen, nicht die eigenen sogenannten Vernunftideen, die oft nur zu sehr unvernünftig sind, nicht die Fetische der zufälligen Aufklärung einer Zeit hineintragen, sondern er muß seinen Gesichtskreis ebenso erweitern als vertiefen.

Freilich sieht es in dieser Hinsicht in der Regel ziemlich kläglich aus. Das Christenthum will nicht recht passen in den Rahmen, in welchem die übrige Geschichte behandelt wird. Es erscheint gleichsam nur als eine zufällige Thatsache, die nun einmal in der Welt ist, und der man nicht aus dem Wege gehen kann. Und nicht bloß die Geschichtschreiber, welche dem Christenthum ferne stehen, auch die christlichen wissen nichts Rechtes mit ihm anzufangen, auch sie bieten in der Regel nichts, was es in seinem allgemeinen Zusammenhang wie in seinem überweltlichen Charakter dem Verständniß näher brächte. Auch sie nehmen es meist nur äußerlich [1]), indem sie die Katechismus-Wahrheiten voraussetzend,

---

1) Schon die Thatsache, daß man so häufig von Christus als „dem Stifter unserer heiligen Religion" spricht — es geschieht dieß selbst von Theologen — zeigt, wie wenig man das Christenthum in seiner universalhistorischen Bedeutung zu würdigen weiß. Christus ist eben nicht ein Religionsstifter wie andere, sowenig als das Christenthum eine Religion neben anderen ist, sondern die Religion schlechthin, sowenig als der Gott des Christenthums ein Gott neben anderen Göttern. Christus ist eben selbst der Inhalt der Religion. Jeder Stifter bleibt außerhalb seines Werkes. Jedes philosophische System kann unabhängig von seinem Gründer betrachtet werden. In jeder Sekte, jeder sonstigen Religion, z. B. dem Muhamedism, ist der Stifter eine zufällige Persönlichkeit, dagegen kann das Christenthum ohne den Christus, der allein es ist, nicht gedacht, kein Anderer ihm substituirt werden. Denn gerade sein Thun, sein Leben, sein Tod sind ja der Inhalt des Christenthums als der Religion schlechthin, als des Einen Bandes mit dem Einen Gott selbst. Dieß hat selbst David Strauß wohl erkannt, wenn er im zwei-

diese in ihre Darstellung herübernehmen. Nun enthalten allerdings diese die Grundthatsachen des Christenthums, allein mit der bloßen Herübernahme von Glaubenssätzen aus der Theologie ist es doch noch nicht gethan! Eine solche Herübernahme und Anwendung christlicher Glaubenswahrheiten würde über eine bloß pragmatische Darstellung und darum auch über einen bloß äußerlichen Zusammenhang nicht hinausführen, den inneren kaum erahnen lassen, nimmer aber begründen. Ist das Christenthum in erster Linie eine weltgeschichtliche Thatsache, welche auf die Geschichte in ihrer Totalität bestimmend eingewirkt, so muß es auch in der Geschichte selbst durch seine Wirkungen, durch seinen Einfluß sich offenbaren, und selbst die Spuren göttlichen Thatens, solche der Vorbereitung wie der Ausführung, müßten in ihr sich nachweisen lassen.[1])

Der Historiker braucht aber dann nur die großen Gruppen der geschichtlichen Thatsachen in ihrem Zusammenhang zu nehmen und es wird ihm dann auch der innere Zusammenhang des Christenthums mit dem Ganzen der Geschichte nicht entgehen. Ja selbst dann, wenn das Christenthum das

---

ten Theil seiner Kritiken S. 174 sagt: „Die christliche Religion war von jeher ihrem innersten Wesen nach mit nichten ablösbar von dem gemeinten (sic!) Wesen ihres Stifters, als der Inhalt eines philosophischen Systems von der Person seines Erfinders, oder es ist vielmehr nur ein falscher Ausdruck, Christum als den Stifter der christlichen Religion zu betrachten, da er ebenso sehr, ja weit mehr noch ihr Gegenstand ist." So gibt selbst ein Strauß Zeugniß gegen theologische Verflachung, wie wir sie immer noch finden.

1) Man hat neuerdings daran Anstoß genommen, das Wesen des Christenthums als That und somit als Geschichte zu betrachten, aber nicht ohne dadurch gerade sein Wesen zu mißkennen. Ist ja es seiner innersten Natur nach eine That und ein Werk des sich durch seinen Eingeborenen offenbarenden Gottes, an die sich erst die Lehre und Ueberlieferung knüpft. Dieses Werk Gottes

nicht wäre, als was es sich selbst gibt, müßte er doch, um dasselbe — da es auch äußerlich betrachtet keine vorübergehende Erscheinung ist — zu verstehen und zu erklären, auf den universellen Standpunkt sich stellen, den es einmal fordert.

Nun redet gegenwärtig die vulgäre Geschichtsauffassung wohl viel von geschichtlicher Entwicklung der Menschheit und deren Phasen, und sie läßt in Gnaden selbst das Christenthum als eine solche Phase gelten. Damit wird nun allerdings ein allgemeiner Zusammenhang in der Geschichte vorausgesetzt und das Christenthum selbst, wenn auch nur als ein natürliches Moment eines solchen anerkannt. Dieß könnte immer schon als ein Gewinn betrachtet werden, insofern als damit die Möglichkeit gegeben wäre, daß seine überweltliche Seite von selbst sich herausstellen und so die Annahme, es sei nur eine natürliche Phase, aufgegeben werden müßte. Principiell wäre dieß freilich nur dann möglich, falls man wirklich den Entwicklungsgang der Geschichte in seinem natürlichen und innerlich nothwendigen Verlauf bestimmen könnte. Wenn nämlich von einem natürlichen Verlauf geredet wird, müßte zuerst gezeigt werden, was eigentlich Princip dieser Entwicklung seyn könnte, welches Gesetz denselben bestimme; dann erst könnten und müßten auch die Phasen derselben abgeleitet werden. Es müßte also gezeigt werden, welchen Verlauf die Geschichte, falls es eine gibt, die Freiheit vorausgesetzt, ihrer Natur nach nehmen muß. Allein diese

---

in der Geschichte in unversehrter Lehrüberlieferung zu erhalten und aller Welt zu verkünden, ist das unfehlbare Lehramt der Kirche eingesetzt, während sie in ihrem priesterlichen Amt durch Opfer und Sakramente die reale Wirkung den Gläubigen vermittelt. Es deutet daher auf eine völlige Verwirrung der Begriffe, wenn man meint, das Christenthum als weltgeschichtliche That betrachten, sei gleichbedeutend damit, seine Lehren nach selbstgemachten geschichtlichen Auffassungen sich zurecht zu legen.

Untersuchung liegt jedenfalls außer dem Kreise des Historikers, sie gehört der Philosophie, der Metaphysik an. Nichtsdestoweniger lassen aber die großen Gruppen geschichtlicher Thatsachen, sobald man nur irgendwie dieselben vergleicht, auf einen inneren nothwendigen Gang natürlicher Entwicklung und deren Phasen schließen. Treten nun Erscheinungen ein, welche nicht mehr aus diesem sich erklären lassen, so ist ein Schluß auf einen Faktor, der außerhalb dieser natürlichen Entwicklung liegt, um so mehr berechtigt, wenn diese letztere durch solche Wirkungen selbst über sich hinausgehoben, in neue höhere Bahnen gelenkt erscheint, die nicht mehr aus den natürlichen Elementen sich erklären lassen. So schließt ja auch der Astronom aus den Störungen, welche etwa ein Planet in seinem Laufe erleidet, auf eine Ursache, die außer den Elementen seiner Bahn liegt. Doch davon, den natürlichen Entwicklungsgang der Geschichte durch Vergleichung größerer Gruppen welthistorischer Thatsachen zu finden, ist hier überhaupt nicht die Rede; man geht lieber von der völlig ungerechtfertigten Annahme aus, daß der Mensch in einem dumpfen, thierähnlichen Zustand seine Entwicklung begonnen, mühselig lange mit der Mißgunst der Elemente gerungen; mit den Thieren des Feldes mußte seine Ohnmacht lange in ungleichem Kampfe sich versuchen, bis er endlich Naturkräfte und thierische Kräfte gegen einander aufgeboten und beide durch einander besiegt.[1]) So tastend und tappend habe er allmälig zu den Anfängen der Cultur sich emporgearbeitet, habe dann zu gesellschaftlichen Verbindungen sich

---

1) Nach Görres „Grundlage ꝛc. der Geschichte". 2. Aufl. S. 14—16. Görres hatte in dieser Schrift und auch wiederholt früher schon — z. B. in: „Europa und die Revolution" — die naturalistische Hypothese der Entwicklung der Menschheit unvergleichlich geschildert, gegenüber welcher die moderne, angeblich wissenschaftliche Durchführung mit ihrem gelehrten Ballast kaum einen neuen Gedanken bietet, vielmehr nur lahmer in der Phantasie und geistloser sich erweist.

zusammengethan und so sei er dann immer weiter fortgeschritten. Diese Art natürlicher Evolution ist aber nicht einmal eine auf empirische Thatsachen sich stützende, sondern sie ruht auf der Doppel-Voraussetzung, daß der Mensch als Thier sein Daseyn begonnen und nur durch sich selbst aus seinem thierischen Zustand sich emporgearbeitet habe. Ward diese Anschauung früher mehr nur in allgemeinen Redensarten ausgesprochen, so glaubt man gegenwärtig im Darwinismus auch für die Geschichte den Schlüssel für alle ihre Probleme, ja den Stein der Weisen gefunden zu haben und man müht sich zur Wette, die Urmenschheit so recht zu einem bestialen Geschlechte zu machen, gegen welches die niedersten gegenwärtig lebenden Horden der Menschenfresser schon als ein edleres mehr cultivirtes Geschlecht erscheinen. Zu diesem Zwecke werden nun die Mißideen Darwin's herbeigeschleppt, und Zuchtwahl und Kampf um's Daseyn nebst Verläugnung alles Ziel- und Zweckbegriffes spielen jetzt auch in der Geschichtsauffassung als Entwicklungsprincipe ihre Rolle. Hat nun aber Darwin trotz der Aufspeicherung erstaunlichster Gelehrsamkelt auch nicht die Spur eines Beweises dafür erbracht, daß z. B. eine tiefer stehende Art oder Gattung von Thieren zu einer höhern sich fortentwickelt, so haben diese Historiker oder Prähistoriker auch noch keinen Beweis geliefert, daß eine solche tiefstehende Menschenrace je zu höherer Cultur sich aus sich entwickelt habe, es sei denn, daß sie in Berührung mit Culturvölkern gekommen sind. Wie aber das Princip einer solchen Entwicklung nur eine aus isolirten und zufälligen Einzelnerscheinungen hergeleitete Hypothese ist, so bilden natürlich auch die Entwicklungsphasen keine innerlich nothwendigen Momente oder Stufen einer solchen. So wenig daher ein Beweis dafür erbracht werden kann, daß die Menschenfresser sich zuerst zu Jagdvölkern herangebildet und diese dann zu Heerden haltenden Nomaden sich erschwungen haben, so wenig kann man sagen, daß diese Nomadenstämme, wenn nicht bereits die

Keime zu höherer Cultur in ihnen vorhanden gewesen, wie z. B. dieß bei den indogermanischen Völkern der Fall gewesen, daß, sage ich, diese, nachdem sie einmal zum Nomadenleben sich entschieden, ohne Einfluß von Außen zu seßhaften und geschichtlichen Völkern geworden sind. Ich erinnere nur an die Beduinenstämme. Es bleibt also immer die Frage übrig: wie kommt es, daß unter der gedachten Voraussetzung die ursprünglich bestiale Menschheit zur Cultur sich erhoben, und wie erklärt sich die Thatsache des Christenthums als eine weitere nothwendige Phase einer solchen Culturentwicklung? Aber auch umgekehrt fragt es sich, wie kommt es denn, daß die noch jetzt vorhandenen wilden Horden seit Jahrtausenden nicht fortgeschritten sind? Der Calcul von Zuchtwahl und Kampf um das Daseyn von Menschenfresserei zur Cultur und zuletzt zum Christenthum läßt nach jeder Seite im Stich, er widerspricht ebenso allen Thatsachen als allem vernünftigen Denken. Blickt man aber auf das Ziel und Ende einer solchen Entwicklung, so könnte nur noch der Pessimismus Hartmanns helfen, wenn Verzweiflung eine Hilfe seyn könnte.

Doch man hat die Religion als ein Erzeugniß des Gemüthes und das Christenthum insbesondere als ein solches der Sehnsucht der alten Welt über den Zerfall der religiösen, politischen und socialen Ordnung nach einer höheren, transcendenten Hilfe darzustellen gesucht. So schon L. Feuerbach. Ueberdrüssig und betroffen von der Hinfälligkeit all dessen, was im fortschreitenden Entwicklungsgang die Völker gethatet und in den Bildungsformen der Cultur erzeugt, habe nun das Gemüth unbefriedigt hievon sich abgekehrt und in Sehnsucht nach höherer Hilfe eine übernatürliche Welt sich selbst geschaffen. Nun hat allerdings die Völker, nachdem sie ihre Geschichte gewirkt, dann aber innerer Auflösung in Folge des Verfalls ihres religiösen Bewußtseyns, wie äußerer in Folge der Zerstörung ihrer nationalen Selbstständigkeit entgegengegangen, das Gefühl der Hinfällig-

keit des Daseyns beschlichen. Zeigt sich ja schon in jenem Streben nach dem Idealen, Ewigen und Göttlichen, wie es in der Kunst, in der Philosophie und der sittlichen Einkehr in sich sich kundgibt, jener Zug, über der Zerrissenheit und Vergänglichkeit menschlichen Thatens ein Bleibendes zu finden. Insofern sollte man meinen, es hätte gerade aus diesen Bestrebungen eine solche Herzensschöpfung einer rettenden göttlichen That, wie sie das Christenthum seyn soll, hervorgehen müssen, und als hätten diese das neue, die bisherige Welt überwindende und eine neue Weltzeit herbeiführende Princip erzeugt. Allein, weder die Blüthezeit der Kunst noch die Sittenstrenge der hochmüthigen Stoa, noch die Einkehr einzelner viri desideriorum in sich und ebensowenig die Philosophie haben diese rettende That geschaffen und mochten die Welt erneuern. Das Heil sollte kommen aus einem kleinen Winkel der Erde, es sollte ausgehen von einem Volke, welches der griechischen und römischen Welt als odium generis humani galt, und welches Volk seinerseits selbst wieder diese rettende That von sich gewiesen und ihren Träger an's Kreuz geschlagen.

Thatsächlich sehen wir wohl, wie jenes immer mehr sich geltend machende Gefühl der Hinfälligkeit menschlichen Thuns und Strebens den Boden bereitet hat zur Aufnahme der neuen welterneuernden That, allein nimmermehr kann das Christenthum an diese faktischen Zustände und Verhältnisse der damaligen Welt gehalten als ein subjektives Erzeugniß derselben, hervorgegangen aus der Sehnsucht des Gemüthes nach einer rettenden göttlichen That, betrachtet werden. Dem widersprechen unbedingt die Thatsachen; vielmehr erscheint dasselbe als ein völlig *neues*, außer und über der ganzen Entwicklung der Menschheit liegendes, wenn auch in ihr vorbereitetes *reales* Princip, welches der Historiker, wenn er nicht ganz vom Geiste verlassen ist, als solches anerkennen muß.

Doch man könnte sich berufen und beruft sich auch auf

andere Thatsachen, denen man den subjektiven Ursprung sogar von einer Einzeln-Persönlichkeit aus nicht absprechen kann, und die gleichfalls weltgeschichtlichen Einfluß auf Völker wie auf die Menschheit geübt, wie der Buddhismus und der Muhamedanismus, welch ersterer bereits im sechsten Jahrhundert vor Christus entstanden heute noch mehr Bekenner zählt als das Christenthum und der Mohamedanismus zusammen, während der letztere nicht minder mächtig in die Welt eingegriffen und auch heute noch die Gemüther vieler Millionen beherrscht.

Was den ersteren betrifft, so ist in der That gerade dieser ein solches Erzeugniß menschlichen Strebens, von der Hinfälligkeit des Daseyns befreit zu werden. Der Buddhismus hatte aber auch seinen Ursprung gerade bei dem Volke, in welchem auf Grund seiner Mythologie das Gefühl, ja das Bewußtseyn der Hinfälligkeit des Daseyns am ausgeprägtesten zur Entwicklung kam, und welches nun durch Weltentsagung, durch Abtödtung und Büßung und somit durch eigene sittliche That von den Wiedergeburten in der Welt befreit und mit Brahmā vereinigt, ja Eins zu werden gesucht hat. Indem nun Buddha das Letztere fallen ließ, da auch die Götter und selbst Brahmā der Weltumwälzung verfallen, konnte das Ziel kein positives, es konnte nur Nirvana seyn, jener Zustand absoluter Indifferenz, in welcher alle eigentliche Existenz verschwindet. Der Buddhismus ist so eine Erlösungslehre; er ging von der Voraussetzung aus, daß alles Daseyn Leiden sei, dieses selbst aber entsteht aus dem Durste nach Existenz und somit ist alle Geburt schon Leiden und alles Leben bis zum Tod. Darum verstrickt alles Wollen und Handeln in die Existenz, und Befreiung vom Leiden kann daher nur eintreten durch Enthalten der Begier des Wollens und Handelns. Aufhebung der Existenz durch Aufhebung seiner Ursache ist somit das letzte Ziel des „Arhant.“ So ist also der Buddhismus wesentlich ein Erzeugniß des Bewußtseyns, das an die Hinfälligkeit alles Strebens

und Handelns gestellt von dem Daseyn und dessen Leiden sich zu befreien sucht. Er ist so ein ebenso bedeutungsvolles als naturgemäßes Entwicklungsmoment dieser menschheitlichen Geschichte, worauf wir hier freilich näher nicht eingehen können, wofür aber schon die große Wirkung in der Geschichte der Menschheit nach Raum und Zeit den Beweis gibt. Allein, welche unüberbrückbare Kluft trennt ihn nicht vom Christenthum, welches moderner Aberwitz nicht bloß mit ihm auf gleiche Linie stellen, sondern sogar von ihm herleiten möchte!

Schon bei oberflächlicher Betrachtung ergibt sich der ungeheure Unterschied. Das Christenthum soll gleichfalls vom Pessimismus ausgehen wie der Buddhismus! Allerdings verkennt auch das Christenthum nicht die Hinfälligkeit dieser Welt; aber nicht die Existenz schlechthin, nicht das Wollen und Handeln an sich ist Ursache des Leidens und der Hinfälligkeit, sondern nur die abnorme Richtung, welche dasselbe gegenüber der ihm von Gott gesetzten Aufgabe genommen hat. Nur die Gestalt dieser Welt vergeht. Daher hat die Existenz wie das Handeln im Christenthum selbst den höchsten Werth, es kommt nur auf die Richtung an, welche das Wollen und Handeln nimmt, und gerade das Ziel ist es, welches das Christenthum weist, und das zu erreichen es auch die Macht gibt, die allerdings in sich der Mensch nicht selbst besitzt.

Während der Buddhismus Selbstbefreiung, Selbsterlösung nicht von diesem Daseyn, sondern von der Existenz überhaupt seyn will, bietet sich das Christenthum als Erlösung durch göttliche That und zwar nicht von dem Daseyn überhaupt, sondern von den Folgen jener Urthat, durch welche die Menschheit jene abnorme Richtung genommen, ja es will eine Neuschöpfung, eine Wiederherstellung des ursprünglichen Verhältnisses des Menschen zu Gott seyn. Dadurch aber gibt es dem menschlichen Streben, Wollen und Handeln nicht bloß eine Richtung auf das Ewige, Göttliche als auf Ideales, wie die idealen Strebungen, die doch immer nur mit Ent-

sagung enden und so den Pessimismus einleiten, es gibt allem Wollen und Handeln, indem es dasselbe auf ein höchstes Ziel richtet, auch zugleich eine neue Kraft, ein neues Leben ganz realer Natur, durch welches dasselbe thatsächlich gestählt wird, um in immer neuem Aufschwung sich zu erheben. Und nicht bloß auf dieß überweltliche Ziel sollte das so mit neuer Lebenskraft ausgerüstete Wollen und Thun sich erstrecken, es sollte auch das zeitliche Streben geadelt, die bloß dießseitigen menschlichen Bildungen veredelt, denselben ein höherer Charakter verliehen werden dadurch, daß sie als Mittel für die höchsten Zwecke der Menschheit erklärt wurden.

Kann man dem Buddhismus auch einen sittigenden Einfluß nicht absprechen, so konnte doch seine Moral nur erschlaffend wirken. Fördernd wirkte er nur auf barbarische Stämme und Horden, indem er ihre Wildheit zähmte, aber nirgend erhob er diese zur Culturhöhe der antiken Welt, geschweige daß er darüber hinausgekommen wäre. Dagegen hat das Christenthum über der höchsten Culturentwicklung der alten Welt eine völlig neue Entwicklung der Geschichte eingeleitet, in geistiger und sittlicher, in politischer und socialer Beziehung. Dabei hat es die Völker mit einer Thatkraft ausgerüstet, die immer von neuem sich erhebt und die in allen Verhältnissen und Wandlungen und nicht minder auch allen ihm feindlichen Strebungen und Verfolgungen gegenüber in dem Glauben an die göttliche Erlösungsthat ihren Halt und in der in dieser gründenden selbstlosen sich opfernden Liebe ihren stets unversiegbaren Born hat. Während also der Buddhismus keine Fortentwicklung der Menschheit bietet, sondern höchstens nur seinen stationären Einfluß behalten, hat das Christenthum seit seinem Ursprung den ganzen geschichtlichen Fortschritt nach allen Seiten bedingt und es übt seinen Einfluß ebenso auch jetzt noch.

Ist also der Buddhismus thatsächlich ein Erzeugniß des von der Hinfälligkeit des Daseyns und Strebens ergriffenen menschlichen Gemüths, so kann er nach dieser Seite wohl

als der negative Abschluß der Entwicklung der antiken Welt angesehen werden, während das römische Imperatorenthum als ihr positiver gelten kann; aber eben deßhalb schon kann er keine neue Entwicklung der Geschichte der Menschheit bedingen. Dieser erscheint historisch so allein an das Christenthum geknüpft. Darum kann dasselbe aber auch weder nach seinem Ursprung noch nach seinen bald zweitausendjährigen Erfolgen als eine subjektive, ja krankhafte Schöpfung des Gemüthes angesehen werden. Als eine solche hätte es nimmer weder die antike römische Welt überwinden, noch die neuen in die Geschichte eintretenden Stämme der Germanen und die folgenden Generationen geistig und sittlich heben und sie zu Trägern der Geschichte machen können. Bei unbefangener Betrachtung dieser Thatsachen auch nur im Allgemeinen, kann man wohl nicht verkennen, daß mit dem Christenthum ein anderes, ja ein neues Princip ganz realer Art in die Welt getreten, das nicht mehr aus der Natur des Menschen und seinem natürlichen Entwicklungsgang abgeleitet werden mag.

Was aber den Islam mit seinem abstrakten Theismus — denn nicht Monotheismus im eigentlichen Sinne ist seine Gotteslehre — betrifft und welcher als eine ähnliche Schöpfung menschlichen Wähnens betrachtet werden kann, wie er denn auch ähnlich dem Buddhismus von einer Einzeln-Persönlichkeit ausging, so ist er zwar keine Schöpfung der Verzweiflung, vielmehr griff er tiefer in die Vorzeit der Geschichte zurück — es wird aber wohl Niemand diese Religion des Schwertes und der Sinnlichkeit dem Christenthum an die Seite stellen wollen, zumal er ja in cultureller Beziehung weit hinter den Völkern der Blüthezeit der alten Welt zurückgeblieben.

So viel jedoch nur im Allgemeinen; aber es gibt auch noch bestimmtere Thatsachen, in welchen ein göttliches Eingreifen in die Geschichte unmittelbarer in den Gesichtskreis tritt und gerade in dem Christenthum ein solches besonders

erkennen läßt. Die eine besteht, um an das Obige anzuknüpfen, in der Macht des Bösen, in dem allgemeinen Schrei des Jammers und des Elends in dieser Welt, wie in dem einstimmigen Ruf nach Erlösung. Man bedarf, um die Macht des Bösen anzuerkennen, nicht erst einer höheren autoritativen Bürgschaft, wie Allies[1]) will; die Geschichte, ja die Erfahrung aller Zeiten legt einstimmig Zeugniß hiefür ab, wie denn selbst gegenwärtig der allgemeine Ruf nach Besserung aller Verhältnisse, die unleidlich scheinen, diesen Ruf bestätigen. Läßt sich auch die Nothwendigkeit des Daseyns physischen Uebels allenfalls noch erklären, so nimmer die des moralisch Bösen. Ist es eine nothwendige Folge der menschlichen Natur, so hebt eine solche Annahme die sittliche Freiheit auf; ist aber das sittlich Böse nicht an sich nothwendig, nicht eine Thatsache die eintreten mußte, sondern nur eintreten konnte, so gehört diese Thatsache des sittlich Bösen einer anderen als der bloß physischen Naturordnung an und die Geschichte mit ihren Gräueln, Gewaltthaten und ihrem Unrecht, mit all dem Elend und dem Unglück ist Folge freier That, und sie kann nur dadurch entstanden seyn, daß eine andere Ordnung höherer Art verletzt ist, die zu verwirklichen der Mensch bestimmt ist; sie kann nur Folge einer Katastrophe seyn, welche durch diese Freiheit herbeigeführt der Geschichte eine andere nicht ursprünglich gewollte Richtung gegeben hat, in der sie nun seither verlauft.

Nur so ist dann auch der Ruf nach Erlösung wie selbst das Haschen darnach, da und dort eine solche zu finden, erklärlich und begründet. Dann aber entsteht die Frage, ob denn in der Geschichte nicht auch die rechte Ordnung, in welcher der Einzelne wie die Menschheit zur Vollendung kommen könnte, wieder hergestellt werden soll, und jene Leiden und jenes Unglück, das über den Geschicken der Mensch-

---

1) Entstehung und Fortbildung des Christenthums, deutsch. Münster 1870. S. 25.

heit waltet, nicht ein Ende nehmen könne; ob, wenn die Geschichte ein Ziel und eine Aufgabe hat, welche die Menschheit aus sich nimmer erreichen kann, die Erlösung nicht gerade durch ein übernatürliches göttliches Eingreifen thatsächlich geboten sei? Es widerstreitet allem menschlichen Gefühl nicht bloß, es widerstreitet allem vernünftigen Denken, daß der Zwiespalt, welcher durch die ganze Geschichte thatsächlich hindurchgeht, etwas Normales und also ohne Lösung bleiben sollte, so daß alle Erwartung einer solchen nur ein leerer Traum wäre! Der Historiker, welcher auf Grund der thatsächlichen Geschichte, sobald er sie als ein wenn auch unvollendetes Ganze betrachtet, vor diese Fragen sich gestellt findet, wird eben deßhalb selbst auch vor das Bedürfniß einer realen Lösung sich gestellt sehen, gemäß welcher, da der Mensch sich selbst nicht erlösen kann, eine höhere göttliche That in die Bewegung eingreifen muß, um die excentrische Bewegung in die rechte Bahn zu lenken und zum Ziele zu führen.

Ist dieß mehr ein indirekter Beweis auf Grund der empirischen Thatsachen wenigstens dafür, daß eine reale Lösung des Zwiespalts in der Geschichte gefordert und nur durch eine göttliche That möglich sei, so ist das Judenthum ein positiver. Das Volk der Hebräer ist allen Völkern der Erde gegenüber so eigenartig, daß es an diese gehalten, eigentlich gar nicht existiren sollte[1]). Seine Geschichte hält gegenüber der der übrigen Völker nicht Stand, daß es irgendwie als ein Moment eines natürlichen Entwicklungsganges betrachtet werden könnte. Es ist das einzige Volk des Alterthums, welches den Einen Gott geistig und einheitlich erfaßt hat. Aber dieser Monotheismus ist nicht durch eine natürliche Entwicklung aus dem Polytheismus hervorgegangen,

---

1) Sieh das Nachwort zur 2. Aufl. von Görres: „Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Geschichte.“ München 1880. S. 145 ff.

wie ja auch polytheistische Völker zu einer Art des Monotheismus gelangt sind, der freilich dann seine Entstehung aus dem Polytheismus nicht verleugnet. Der Monotheismus der Hebräer ist nicht ein Erzeugniß der Entwicklung ihres religiösen im Polytheismus befangenen Bewußtseyns, nicht Folge seiner Naturanlage, wie Renan gedankenlos genug behauptet, noch eine Folge der theokratischen Einrichtungen, wie damit der Niederländer Hecker Renan noch übertrumpfen wollte [1]), es steht vielmehr der Monotheismus derselben von Anfang an im Gegensatz, ja im Widerspruch zur eigenen Naturanlage des Volkes, das von derselben geistigen religiösen Krankheit des Polytheismus wie von einer Seuche ergriffen war, wie alle übrigen Völker. Der Monotheismus der Hebräer hat nicht, wie in den mythologischen Religionen, in einem in gewissem Sinne naturnothwendigen Proceß sich entwickelt, noch aus ihm heraus, sondern im Gegentheil, der Eine Gott konnte und mußte im Bewußtseyn nur im steten Kampfe mit der eigenen, von der Seuche des Polytheismus ergriffenen Natur des Volkes durch eine sittliche That und zwar durch einen Akt des Glaubens festgehalten werden. Dieser sittliche Akt, der dem Volke „mit dem steinernen Herzen und dem ehernen Nacken" so sehr wider die Natur ging, wurde fortwährend durch die Verheißung auf die Zukunft hin angeregt und durch die Prophetie die Hoffnungen auf den Erlöser immer von neuem geweckt, den die „Völker" in den „Heilanden", den θεοὶ σωτῆρες ihrer subjektiven Vorstellungen vorausgenommen haben. So war die ganze Geschichte des Judenthums von einem sittlichen Kampfe gegen die eigene Natur erfüllt und getragen, in welchem der Glaube an den Einen Gott festgehalten worden und für welchen die immer klarer und bestimmter hervortretenden Verheißungen das Volk stärken und reif machen sollten für die Zukunft. Es ist dieß eine Er-

1) Ausland 1878 S. 765.

scheinung, welche bei keinem Volke des Alterthums sich findet [1]) und die sich daher auch nicht aus dem Entwicklungsgange der übrigen Menschheit begreifen läßt. Hier findet sich der Historiker vor eine Thatsache gestellt, die nur darin ihre Erklärung findet, daß im Judenthum wirklich eine andere That transcendenter Art sich geltend macht, durch welche auf die Zukunft hin die Lösung des Zwiespalts der Menschheit vorbereitet werden sollte.

Aber auch die Geschichte des Judenvolkes seit der Zerstörung Jerusalems beweist seine Eigenartigkeit und seinen eigenthümlichen Beruf. Während kein Volk der Erde solche Wechselfälle erlitten wie das jüdische, und jedes mächtigere viel geringeren Stürmen schon erlegen ist, hat gerade dieses Volk, obwohl in alle Welt zerstreut und ohne politischen Verband, seine Natur und sich selbst bewahrt, und kann nicht nur nicht untergehen, indem es in anderen ähnlich diesen verschwindet: es scheint, als sei es wirklich aufbewahrt für das Ende der Tage und diene als ein zersetzendes Element noch gegenwärtig für jedes Volksthum und gerade auch des christlichen, um so mehr dann, wenn dieses seinen christlichen Charakter mehr und mehr verleugnet.

Vor einer solchen weltgeschichtlichen Erscheinung nun kann der Historiker sein Auge nicht verschließen, aber eben weil dieselbe aus der übrigen Geschichte und ihrem Zusammenhang sich nicht erklären läßt, vielmehr jedes solchen Versuches spottet, muß hier ein Moment, ein wirksames Princip anerkannt werden, das nicht mehr dem natürlichen Grunde geschichtlicher Entwicklung entstammt, sondern über ihm liegt.

1) Man wende nicht ein, daß auch z. B. die Zendlehre einen Heiland Çaoshyanç erhoffte. Wir wollen nicht erwägen, ob nicht diese Idee aus dem Judenthum entnommen, — Thatsache ist, daß im Parsismus dieselbe Idee nicht durch immer bestimmter und konkreter hervortretende Verheißungen stets von neuem genährt wurde, wie bei den Juden, sondern eben nur ein Glied des theologischen Systems war, als welches die Zendreligion auftritt.

Aber die Geschichte bietet auch noch eine dritte Thatsache, die nicht bloß auf ein höheres Walten im Allgemeinen, sondern auf ein höheres Eingreifen schließen läßt. Das Christenthum, welches als die erhoffte reale Erlösung wie als die Erfüllung der Verheißungen sich bietet, tritt eben als eine Gemeinschaft geistig sittlicher Natur, es tritt in die Geschichte als Kirche ein, in welche aufgenommen zu werden die ganze Menschheit berufen ist, es tritt als Kirche ein, durch welche die ganze Menschheit so Eine Gesammtheit in Gott werden soll. Nun sehen wir allerdings, daß auch im Alterthum jenes Streben erwacht ist, die in Völker und Horden getheilte Menschheit zu einer Gesammtheit zu verbinden. Es erhoben sich seit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts vor Christus die großen Weltmonarchien, welche in immer größeren Kreisen die Völker zu Einem Reiche verbinden wollten, und deren letztes das gewaltige Römerreich gewesen, welches wie wir angedeutet selbst im Imperator Frieden und Glück dem erfreuten Erdkreis bringen sollte. Das Mittel dieser Vereinigung war aber Schwertes Gewalt und das Band zuletzt eine äußere Rechtswaltung. Nun mag man wohl die Menschheit durch physische Gewalt zu einer Einheit theilweise verbinden, wohl mag das äußere Recht derselben eine Gestalt geben, aber nimmer wird eine solche Ordnung die Menschheit wahrhaft zu einer Gemeinschaft verbinden, die nur auf einer innern Einheit des Bewußtseyns und einheitlichen sittlichen Strebens beruhen kann. In der That trugen gerade die Weltmonarchien zur Auflösung der Völkergeister in Atome das Meiste bei.

Aber das Alterthum bietet uns auch noch einen anderen Versuch, die Völker zu Einer Gemeinschaft und zwar auf geistig sittliche Weise zu einigen, auf dem Wege gemeinsamen sittlichen Strebens zu dem Einen Ziele von der Hinfälligkeit und den Leiden dieser Welt befreit zu werden. Gerade um die Zeit, in welcher das erste der großen

Weltreiche das babylonisch medische gegründet wurde, hat auch in Indien Gotama Buddha über alle Kasten- und Völkerunterschiede hinweg sich an alle Menschen gewendet, um sie sämmtliche „den Weg des guten Gesetzes“ zu weisen und sie in dem Samgha zu Einer Gemeinde zu sammeln. Diese Sammlung der Menschheit sollte aber nicht durch die Gewalt des Schwertes, sondern durch ihr eigenes sittliches Ringen geschehen. Es ist dieß ein Ringen in Selbstentäußerung und Weltentsagung durch Enthaltung zuletzt selbst des Handelns zu dem Einen Ziele, von der Existenz und deren der Weltumwälzung — dem Samsara — in welche alles Thun des Menschen verflicht, befreit zu werden.

So hatte die Menschheit der alten Welt auf zweifachem Wege gestrebt, die Einzelnen wie die Völker zu Einer Gesammtheit zu verbinden. Das Ziel des einen Weges war die irdische Weltherrschaft in Macht und irdischer Herrlichkeit, zusammengehalten durch das äußere Recht und das Schwert, das Ziel der andern das Nirvana, der Zustand absoluter Indifferenz in Existenzlosigkeit.

Aber weder Roms eisernes Recht, noch Buddhas „gutes Gesetz“ vermochte der Menschheit den Frieden zu bringen, noch sie zu dem gemeinsamen, einheitlichen und beseligenden Bewußtseyn, Eine Familie zu seyn, zu erheben. Dieß vermag überhaupt menschliches Streben nicht und der faktische Beweis liegt gerade in den angeführten Thatsachen; dieß vermag nur ein Gott, welcher als Herr alles Seyns auch über aller Geschichte waltet; nur Er kann die centrifugale Entwicklung wieder zur höheren Einheit zurückführen. Roms Weltreich zerfiel, und sollte vorerst nur als Hülle dienen, innerhalb welcher ein anderes Reich seine erste Entwicklung nehmen sollte. Ob der Buddhismus in ähnlicher Weise dem Christenthum den Weg für den Osten zu bahnen berufen ist, dieß liegt noch im Schooße der Zukunft verborgen. Daß er eine größere Widerstandskraft gegen die Aufnahme des Christenthums äußert als die antike griechisch-

römische Welt, das liegt mehr in seiner sittlich geistigen Gebundenheit, während die römisch-griechische Welt mit dem Zerfall der alten Religionen innerlich wohl aufgelöst war, aber durch die höhere menschliche Bildung auch einen fähigeren Boden zur Aufnahme bot. Vielleicht wird die Ueberwindung des modernen Pessimismus, der ja seine innige Verwandtschaft mit der Lehre Buddhas nicht verleugnet, wenn er in seiner Quelle erkannt und innerlich überwunden ist, auch die indirekte Veranlassung bieten, den Pessimismus, den die alte Welt erzeugt, zu bewältigen.

Diesem Doppelstreben, die Menschheit zu einer Gemeinschaft zu sammeln, sehen wir nun das Christenthum als Kirche gegenüber treten. Nicht durch die Gewalt des Schwertes noch durch gemeinsames eigenes sittliches Ringen in Buße und Weltentsagung zum Zweck der Befreiung vom Unglück des Daseyns, sollte die Menschheit vereinigt werden; die Kirche ist nicht eine Erscheinung in welcher die Menschheit die Aufgabe, an der sie sich in der antiken Welt müde gerungen um Enttäuschung zu ernten, wieder von neuem aufgenommen hat, um nochmal etwa auf anderem aber doch selbst ersonnenem Wege deren Lösung zu versuchen: die Kirche gibt sich als eine neue unmittelbar göttliche Schöpfung, als ein Gottesreich auf Erden, das nicht von dieser Welt, aber in ihr durch eine göttliche That gegründet aus unscheinbarem Keime heranwachsen sollte zu einem Baume, welcher die ganze Welt zu überschatten die Bestimmung hat. Daß aber die Kirche in der That auf einem höheren Lebensprincip ruhe, aus einem neuen Lebenskeime, der nimmer von der Menschheit, ihrem Dichten und Trachten stammt, hervorgewachsen, darauf deuten abgesehen von ihrem inneren hier nicht in Betracht zu ziehenden Wesen schon die sittlichen Faktoren ihres thatsächlichen Bestandes hin, wie der thatsächliche Erfolg ihres Wirkens in den folgenden von ihr getragenen Zeitaltern.

Die Kirche hat thatsächlich, indem sie sich an die Frei-

heit der Einzelnen gewendet, die Völker durch das geistig sittliche Band des Einen Glaubens an „den Einen Gott und Vater Aller" wie an den, den Er gesandt hat, in einem gemeinsamen Bewußtseyn verbunden. Es ist die Eine lebendige Ueberzeugung von der Erlösung und Wiedergeburt zur Gotteskindschaft, welche Alle, die sich willig zeigen, zu Einem großen Organismus getragen von neuen Lebenskräften einigt. Es ist die Eine sichere Hoffnung, in Kraft des neuen Lebens über diese vergängliche Zeitwelt hinaus ein ewiges Ziel der Vollendung zu finden durch Denjenigen, „welcher erweckt ward von den Todten in Kraft des göttlichen Geistes, und der einst den Erdkreis richten wird"; es ist dieselbe Hoffnung, in welcher die Einzelnen wie die Völker als Glieder Eines Leibes wirken und schaffen wie leiden, weil sie wissen, daß all dieß nicht eitel und nicht vergeblich sei, sondern in Kraft des neuen Lebens höheren ewigen Werth erhalte und nur dazu diene, daß die Einzelnen wie die Gesammtheit in der Kirche als dem Mutterschooße heranreifen für ein künftiges Leben [1]).

Endlich aber entfaltet sich aus dem Glauben in der neuen Hoffnung das neue mystische Liebesleben der Kirche, das weil eingesenkt in den Mittler, welcher für sie zum Opfer geworden und dadurch die Welt überwunden, nun selbst auch zu jedem Opfer bereit ist und jene Schaar sittlicher Heroen erzeugt hat und fortwährend neu erzeugt, dem Gleiches das ganze Alterthum und auch die übrige Welt bisher nicht aufzuweisen im Stande ist. Sind dieß die Lebensfaktoren, mit welchen die Kirche in die Welt und ihr gegenüber getreten um sie innerlich, geistig und sittlich zu überwinden, so hat dieselbe die Welt auch dadurch über-

---

1) Es ist unbegreiflich, wie man im Angesicht dieser Thatsachen dem Christenthum Pessimismus vorwerfen, es als eine dem Buddhismus verwandte Erscheinung ausgeben kann, wie es in neuerer Zeit vielfach geschieht.

wunden und überwindet sie noch. Sie hat in der That mittelst dieser ihrer Lebenskräfte die Welt geistig und sittlich erneuert, was nur derjenige verkennen kann, der in Folge seines Hasses gegen Christenthum und Kirche selbst den Sinn sittliche Erneuerung zu beurtheilen verloren hat.

Aber diese Welt hat dieß neue Reich geistiger und sittlicher Freiheit nicht als ihre eigene Schöpfung aufgenommen, die Mächte derselben sind ihm nicht als einem verwandten Erzeugniß entgegengekommen. Es war der römische Staat, das römische Weltreich, dieses Facit der bisherigen Entwicklung der Menschheit auf Grundlage eigenen Thatens im natürlichen Gang der Dinge, dem gegenüber das neue sittlich geistige Reich, die Kirche sich gestellt fand. Aber gerade dieses hat dieselbe mit allen Mitteln der Gewalt verfolgt, sie bis zur Vernichtung zu bekämpfen gesucht. Daß die Kirche in diesem furchtbaren Kampfe nicht unterlegen ist, sondern durch innere Lebenskraft vielmehr in ihrem Wachsthum zugenommen hat, und jemehr die Welt zu triumphiren glaubte, mit um so stärkerer Energie immer wieder sich erhoben hat, gerade dieß deutet darauf hin, daß ihr Wesen, ihre Grundlage nicht von dieser Welt seyn könne, daß ihr Lebensprincip in einem anderen Grunde als dem natürlichen menschlichen Schaffens wurzle. Und zuletzt mußte das römische Weltreich, dieser Staat, welcher als die Alles beherrschende Macht sich aufgeworfen, ja sich für den Endzweck der Menschheit, für die ewige Ordnung concentrisch der waltenden Macht Jupiters im Himmel hielt, doch die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des neuen Reiches anerkennen. Damit aber hat es sich selbst als die Alles beherrschende Macht wie als Endzweck der Menschheit im Princip aufgegeben und so sich selbst nur als eine äußere zeitliche Ordnung bekannt. Damit ward der Staat, wie ein geistreicher Theologe sich ausdrückte, „ein Adiaphoron,“ oder wie Schelling sagt, er „bekannte sich als Mittel.“

Indem aber der Staat sich in seiner Ausschließlichkeit

aufgeben mußte, ist erst auch die Völker-Freiheit wie die Bethätigung der persönlichen Freiheit aller Einzelnen möglich geworden; denn nur dadurch, daß der Staat nicht mehr Zweck ist, sondern Bedingung, wird er zur äußeren Unterlage, über welchen ebenso die freiwillige Gesellschaft als das höhere geistig sittliche Reich, das die Erreichung des höheren Zweckes vermittelt, sich erheben kann. Der Einzelne wie die Völker haben so einen auch vom Staate unabhängigen Boden gewonnen. Daher hat auch die folgende Zeit bewiesen, daß nur da, und in dem Maße die Freiheit des Einzelnen wie der Völker gesichert ist, wo der Staat diese ihm durch den großen Entwicklungsgang der Geschichte gewordene untergeordnete äußere Stellung einnimmt, da, wo er es aufgibt absolute Macht und ausschließlicher Zweck zu seyn; daß aber auch im Gegentheil da, wo der Staat sich wieder zum ausschließlichen Zweck setzt, wo er wieder in Absolutheit Alles beherrschen, er selbst Religion und Kirche seyn will, dieß auch zum Tode aller Freiheit wird, er als Weltmacht nicht bloß das politische sondern auch das sociale, ja selbst das Familienleben sich dienstbar zu machen suchen wird, wie man es gegenwärtig anstrebt. Die Freiheit der Kirche ist die Bedingung auch aller Völkerfreiheit, ihre Knechtung die Ursache der Völkerzersetzung, weil des Depotismus und Servilismus. Die ganze folgende Entwicklung ist daher auch zunächst an das Verhältniß geknüpft gewesen, in welchem die beiden Reiche zu einander stehen.

Aber mußte auch der Staat durch Constantin im Princip zuletzt sich als äußere Macht bekennen, so haben nichts destoweniger die Kämpfe gegen die Kirche ihr Ende nicht gefunden; im Gegentheil entbrennen sie immer von neuen, wenn auch die Kampfesweise vielfach sich geändert, indem die Weltmacht das Christenthum, Religion und Kirche in die eigene Machtsphäre hineinzuziehen, in dieser Weise sie ihres Selbsts zu entkleiden und zu einem beliebigen Werkzeug irdischer Machtwaltung zu machen sucht. Aber während da, wo es, von

der eigenen Herrlichkeit geblendet, Machthabern gelungen ist, die Völker von dem Gesammtorganismus der Kirche loszureißen, Religion und Christenthum nach eigenem Belieben so oder anders zu gestalten, an die Stelle der kirchlichen Gewalt etwa „einen heil. Synod“ zu setzen oder „eine Union“ zu schaffen, oder wie in katholischen Landen durch schismatische Bestrebungen die Lebensquellen der Kirche zu unterbinden, hat trotzdem die Kirche doch immer allen Stürmen und Verfolgungen, wenn auch entblößt aller irdischen Hilfe, Stand gehalten und unentwegt ihre Selbstständigkeit gewahrt, und dadurch allein auch die Freiheit im politischen und socialen Leben bedingt. Ja gerade die furchtbarsten Kämpfe, durch welche man Sieges gewiß nur noch zum letzten Schlag gegen dieselbe ausholen zu dürfen glaubte, haben ihr immer nur neue Triumphe in den Gemüthern der Menschen bereitet, und bereiten sie auch gegenwärtig, während Pseudochristenthum und Pseudokirchen, wie sie von je im Dienste der Machthaber mit der Knebelung der Kirche die Völkerfreiheit untergraben und deren politische und sociale Organisation aufzulösen beigetragen, auch immer in Unglauben und religiöser wie sittlicher Fäulniß sich zersetzen. Demgemäß kann auch diese kampfreiche Geschichte der christlich-kirchlichen Weltzeit nur damit enden, daß während die Kirche wie immer im Dulden und Leiden ihre innere übernatürliche Lebenskraft bewährt, die Weltreiche, in denen die Staaten sich zusammenballen, insoferne sie zu Trägern des Antichristenthums geworden, wenn die Zeit gekommen, daß der, welcher die Kirche als sein Eigenthum geschaffen, dieses an sich ziehen wird — hinausgeworfen werden in den Pfuhl und vergehen vor dem Hauche seines Mundes, daß sie nicht mehr sind.

Es genüge nur auf diese thatsächlichen geschichtlichen Erscheinungen hinzuweisen, welche unmittelbar sich aufdrängen: nimmer werden dieselben bei unbefangener Betrachtung aus einer Theorie einer natürlichen Evolution sich erklären lassen,

vielmehr drängt hier Alles zu der Anerkennung, daß in der Kirche ein höherer Willen außer und über dem natürlichen Gange der Dinge walte, daß eine Lebenskraft sich in ihr geltend mache, welche zwar in der Welt, aber doch nicht von ihr ist.

Ist nun auch dem Geschichtschreiber als solchem, um mit W. Humboldt zu reden, „kein Organ gegeben, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforschen: so offenbart sich doch diese außerhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten selbst."[1]) Dieß gilt aber nicht bloß von der Weltregierung überhaupt, sondern ebenso von dem besonderen Eingreifen Gottes in den Entwicklungsgang der Menschheit.

Blicken wir nun auf die ganze Betrachtung der vorzüglichsten realen Probleme der Geschichte zurück, so ergibt sich zunächst, daß dieselben nicht in einem bloß äußeren, zufälligen, sondern in einem inneren realen Zusammenhange stehen, in einem Zusammenhange, welcher, wenn auch die Einzelnthatsachen und Gruppen von solchen in Folge ihres Ursprunges aus der Freiheit des Menschen sich noch so sehr verzweigen und auseinander liegen, ja gegensätzlich sich gegenüberstellen, doch eine innere Beziehung derselben zu einander nicht verkennen läßt, ja zur Anerkennung einer in ihnen waltenden Macht führt, welche denselben den Charakter einer Nothwendigkeit, eines Gesetzes aufdrückt, das, wenn es auch von der Freiheit angeregt und in Wirksamkeit gesetzt, doch nicht von ihr stammt. Dieser durch eine innere Nothwendigkeit gewirkte Zusammenhang zeigt ferner, daß in der Bewegung der Geschichte dieses Thaten der Freiheit in seiner bunten Mannigfaltigkeit auf Ziele, ja zuletzt auf Ein Ziel hingelenkt wird, das einen Plan erblicken läßt, den nicht Menschen durch eigene Weisheit ersonnen, den vielmehr eine höhere geistige Macht durchführt, die das viele Einzelne in seiner Divergenz nach diesem zu einem harmonischen

---

1) Werke Bd. I. S. 18.

Ganzen bindet, so zwar, daß dieß Thaten der Freiheit meistens selbst zu ihm unbewußten Zielen dient. Beurkundet daher die Geschichte, daß neben der Freiheit auch ein Gesetz und eine Nothwendigkeit als Schranke allem menschlichen Thun zur Seite geht, so erweist sich dieses Gesetz doch nicht als eine blinde Nothwendigkeit, nicht als ein bloßes Geschick, sondern als ein Gesetz ewiger Ordnung, „das nicht von heut und gestern, sondern alle Zeit da ist“ und das selbst seine Quelle nur in einer höchsten Freiheit haben kann, die über ihr als ewige Gerechtigkeit wie als Vorsehung waltet, die Allem das Maß setzt und Anfang, Mitte und Ende bestimmt.

Und nicht genug, daß eine Vorsehung im Allgemeinen die Schicksale der Menschheit lenkt und leitet, die Geschichte bietet auch objektiv Thatsachen, welche über diese Zeitwelt hinausweisen, Thatsachen, die ein freies Eingreifen Gottes in dieselbe nicht verkennen lassen. Sagt nun W. v. Humboldt: „ohne eine Weltregierung ist die Geschichte nicht verständlich“, so zeigt der große Gang derselben, daß dieser Satz noch durch den zu ergänzen sei: „ohne Welterlösung ist die Geschichte unbegreiflich.“

Weisen aber die großen Probleme der wirklichen Geschichte auf einen Standpunkt außer, ja über den äußeren Thatsachen, über der Erfahrung hin, und muß der Geschichtschreiber, um die Geschichte nach ihrer Wirklichkeit darzustellen und sie im idealen Bilde zu reproduciren, sich auf diesen erheben, ja „ist ein besonnenes Heraustreten für ihn ebenso gefahrlos als der Irrthum gewiß bei blindem Verschließen in demselben“[1]): so bleiben dieser Standpunkt und die Faktoren, die ihn bedingen, für ihn doch nur Voraussetzungen, welche ihn wohl, indem er sie anerkennt, den Zusammenhang begreifen lassen, den er aber selbst nicht aus dem Princip erklären kann. Darum aber ist eine Wissenschaft gefordert, welche das, was hier Voraussetzung bleibt und bleiben muß und so

1) W. v. Humboldt l. c.

außer und über dem Gebiete der Erfahrung liegt, selbst in Untersuchung zieht, um so die Principien auch für eine letzte und höchste Erklärung zu bieten. Ja gerade die fortschreitende Betrachtung der geschichtlichen Probleme hat selbst auf einen Zusammenhang der Geschichte mit dem Weltzusammenhang überhaupt, ja den alles Seyns hingewiesen, so daß die Geschichte selbst ihre letzte Erklärung nur in diesem findet. Denn immer kehrt die Frage wieder: wie ist Geschichte möglich, warum gibt es eine Geschichte und warum gerade diese Geschichte?

Ist es aber die Philosophie, welche zu ihrem Gegenstand alles Seyn nicht bloß auf den höchsten und letzten Grund zurückzuführen, sondern auch von diesem als der ersten Ursache aus abzuleiten hat — was bisher von ihr noch wenig versucht worden — so ist die Aufgabe einer Philosophie der Geschichte und somit dieselbe als selbstständige Wissenschaft nach dieser Seite gerechtfertigt. Freilich kann sich eine solche Philosophie nicht mehr damit begnügen, bloß bei empirischer Betrachtung der Geschichte stehen zu bleiben und Schlüsse zu ziehen — darüber erhebt sich schon der Historiker, wenn er sein Ideal verfolgt — auch nicht eine Philosophie, welche umgekehrt sei es allgemeine Wahrheiten, Kategorien oder etwa die Glaubenslehren zum Ausgang nimmt, um darnach die Geschichte darzustellen oder gar zu construiren — dieß führt nicht über eine der Formen des Pragmatismus hinaus — sondern eine Philosophie, die wirklich an den Weltzusammenhang geht, und, indem sie das eigentlich Seiende zu erkennen strebt, auch so von diesem aus dann die Wirklichkeit, und also auch die Wirklichkeit der Geschichte, zu erklären versuchen mag. Hier erst kann sie, die Weisheit sucht, auch Weisheit finden. Immer aber wird sie Streben nach Weisheit bleiben!

XXVII.

Das erste Lustrum im Pontifikat Leo's XIII.

Zum Andenken des 20. Februar und 3. März 1878.

Am Abend des 7. Februar 1878 trug der elektrische Draht durch die ganze civilisirte Welt die Trauerkunde von dem Hintritte Papst Pius' IX. Einer der edelsten, frömmsten, weisesten Männer des Jahrhunderts, der in sturmbewegter Zeit das Steuer der Kirche durch die brandenden Wogen der Zeit gelenkt, dem Andrange der Revolution mit heroischer Kraft sich entgegengeworfen, die falsche Philosophie vom Heiligthum des Glaubens zurückgedrängt, der heil. Gottesmutter ihre Ruhmeskrone bestätigt, durch Berufung des ökumenischen Concils vom Vatikan eine neue Epoche in der Entwickelung der Kirche und kirchlichen Wissenschaft eingeleitet, sowie durch Errichtung einer großen Zahl von Bisthümern in außereuropäischen, und der Wiederherstellung der Hierarchie in zwei Ländern Europa's sich den Dank der Mit- und Nachwelt erworben, war von der Schaubühne des Lebens abberufen worden. Unerschütterliches Gottvertrauen, kindlich einfältige Frömmigkeit und ein beinahe zur Bedürfnißlosigkeit gesteigerter selbstloser Sinn zeichneten Pius IX. aus, welcher mehr denn 50 Jahre im Priesterthum und bischöflichen Amte diente uud in der Leitung der allgemeinen Kirche die Jahre Petri bei weitem überschritten hat.

Seit dem Heimgang des sechsten Pius im Elend zu Valence am 29. August 1799 hat der heilige Stuhl sich nie vielleicht in einer derart kritischen Lage befunden, wie in der

Zeit vom 8. bis 20. Februar 1878. Die Stellung, welche eine Reihe von Staatsmännern der katholischen Kirche gegenüber einnahm, war der letzteren keineswegs günstig. Noch nicht sind alle Depeschen, die in Sachen der Papstwahl ergingen, ans Licht getreten. Aber die spärlichen Andeutungen, welche zur Kenntniß des Publikums gelangten, lassen deutlich erkennen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken einer Prüfung der Wahl trug und erst von deren Ergebniß die Anerkennung des neuen Oberhauptes der Kirche abhängig zu machen gewillt war. Insbesondere schienen von Seiten des neuen Königreichs Italien schwere Gefahren zu drohen. Vielerorts neigten wohlunterrichtete Männer der Ansicht zu, jedwede Beziehung zwischen dem hl. Stuhl und dem Königreiche sei nunmehr zerstört und es stehe zu befürchten, man werde italienischerseits den neuen Papst auf die Stufe eines einfachen Bischofs herabdrücken und demgemäß gegen ihn verfahren. Zwar waren diese Befürchtungen für den damaligen Augenblick übertrieben; aber die Ereignisse des Jahres 1882 haben sie vollständig gerechtfertigt. Die damalige Stimmung in den leitenden Kreisen des Quirinal spiegelt die vor Jahresfrist veröffentlichte Depesche des österreichischen Botschafters beim König Viktor Emmanuel, Baron Haymerle, an den Reichskanzler wieder.[1]) Darnach hielten die italienischen Minister, insbesondere der Minister des Innern, Nicotera, an dem Gedanken fest, der Wahl des neuen Papstes müsse vollständigste Freiheit zugestanden werden. Vom König bemerkte der Gesandte weiter, daß er, da Landgewinn nicht in Aussicht stehe, sein Gewissen nicht belasten, sein Wort nicht uneingelöst lassen werde; auch sei das Garantiegesetz ein Wall, der den Vatikan umgibt, ein schwacher unzulänglicher, von der Worttreue der italienischen Regierung abhängiger, aber immerhin ein Wall.

---

1) Abgedruckt bei Vering, Archiv für kathol. Kirchenrecht 1882. I. Bd. 47. S. 464—469.

Lassen die letzten Worte ein gewisses Mißtrauen in die Sicherheit der römischen Verhältnisse in den Tagen der Papstwahl durchblicken, dann enthält die Depesche andere Stellen, in welchen dasselbe einen kräftigen Ausdruck gewinnt. Mit der radikalen Partei, betont der Botschafter, sei nicht zu rechnen. Als Repräsentant derselben wird Garibaldi bezeichnet, mit dem Beifügen, es könnten sogar Deputirte den Antrag auf Ausantwortung der Museen des Vatikan als Nationaleigenthum in der Kammer einbringen. Auch cursirte das allerdings vom Cabinetschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Melegari, als wahrheitswidrig bezeichnete Gerücht, „daß die italienische Regierung beabsichtige, bei dem Tode des Papstes den Hintritt durch eine Commission constatiren zu lassen, welche Commission nach erfolgtem Augenschein sich wieder zurückzuziehen hätte." Weit stärkere Gründe zur Beruhigung übrigens boten dem Baron Haymerle diejenigen Erwägungen, welche seiner Ansicht nach dem Cardinalscollegium ein Ausharren in der Papststadt selbst unter den schwierigsten Verhältnissen empfehlen mußten. Ihnen legt er eine so weit gehende Bedeutung bei, daß seiner Meinung nach die Bestrebungen der „Wegzugspartei" auch nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg hätten. In ihrer Zusammenfassung glaubte er diese Momente als ebenso viele Beruhigungsgründe hinsichtlich der Freiheit der nächsten Papstwahl seiner Regierung mittheilen zu sollen. Aber er thut es „nicht gerade aus Vertrauen zur italienischen Regierung, sondern in objektiver Erwägung der Thatsachen und maßgebenden Persönlichkeiten."

Wenn diese Befürchtungen hinsichtlich neuer Vergewaltigungen des hl. Stuhles in jenen dunklen Februartagen nicht in Erfüllung gingen, dann ist das dem gläubigen Katholiken ein verstärkter Beweis für den Schutz, welchen Christus seiner Kirche gerade in den gefahrvollsten Augenblicken zuwendet. Der tiefe Schmerz um den Heimgang des neunten Pius mischte sich bald mit der Freude über die Berufung

eines neuen Papstes. Wer soll Petri Stuhl fortan einnehmen und die dreifache goldene Krone tragen? Das war die Frage, welche damals auf Aller Lippen schwebte. Indem der vormalige italienische Cultusminister, damalige Parlamentsdeputirte Ruggero Bonghi, der sich mehr als irgend ein anderer italienischer Staatsmann unserer Tage einen offenen Sinn für die Größe der Kirche bewahrt hat, die papabeln Mitglieder des hl. Collegiums einer Prüfung unterzieht, kommt er auch auf den Erzbischof von Perugia, Gioacchino Pecci, zu sprechen: „Cardinal Pecci", sagt er, „erst unlängst zum Kämmerer berufen, ist gewiß einer der auserlesensten Geister des Collegiums, von sehr gemäßigter Natur und zugleich an Gesundheit einer der rüstigsten von allen Mitgliedern desselben. Er hat viel studirt und wohl regiert; er war ein ausgezeichneter Bischof. Das Ideal eines Cardinals hält er so hoch, wie jeder andere, und von Pecci kann man sagen, daß er es in sich selbst gefunden. Deßungeachtet macht er sich von der gegenwärtigen Lage der Kirche und bürgerlichen Gesellschaft kein freundlicheres und leichteres Bild, als irgend einer seiner Collegen; er gibt nirgends zu erkennen, besser als diese zu begreifen, welche Stellung die Kirche den jetzigen Regierungen gegenüber einzunehmen habe, ohne diese unmöglich zu machen." [1]) Dieser ausgezeichnete Mann war es, auf welchen die Wahl des hl. Collegiums am 20. Februar 1878 sich lenkte. Zum Andenken an Leo XII. legte der neue Papst sich den Namen Leo XIII. bei.

Geboren am 2. März 1810 zu Carpineto, Diöcese Anagni, im Kirchenstaat aus einer dem Landadel angehörigen Familie, in der von den Jesuiten geleiteten berühmten gregorianischen Universität in Rom gebildet, zeitweilig mit den Funktionen eines Studienadjutanten im deutschen Colleg

---

1) Pius IX. und der künftige Papst, von Ruggero Bonghi. Autor. Uebersetzung. Wien 1878. S. 188—189.

betraut[1]), Delegat in Benevent, Titular-Erzbischof von Damiette und Nuntius in Brüssel 1843—1846, Erzbischof von Perugia 19. Januar 1846, wurde Gioacchino Pecci am 10. Dezember 1853 mit dem Purpur bekleidet und 1876 zum Kämmerer der römischen Kirche berufen. In der hochragenden uralten Bischofsstadt Perugia, wo der große Innocenz III. seine Seele aushauchte und sein Nachfolger Honorius III. gewählt wurde, wo Innocenz IV. vor dem unruhigen Römervolk Schutz und Ruhe suchte, wo Urban IV., Martin IV. und der heiligmäßige Benedikt XI. starben, entfaltete Pecci 25 Jahre eine ebenso stille wie kraftvolle und gesegnete Wirksamkeit. Von seinem Seeleneifer, gepaart mit hoher Begeisterung für kirchliche Wissenschaft und tiefem Verständniß für die Aufgaben des Katholicismus gegenüber den Denkrichtungen und Strömungen der Zeit legt die 1879 zu Rom an's Licht getretene Sammlung von Aktenstücken der bischöflichen Amtsführung des Cardinal-Erzbischofs Gioacchino Pecci vollgültiges Zeugniß ab.[2]) In diesem Wirkungskreise reiften in dem hohen Prälaten jene hervorragenden Eigenschaften heran, welche die Welt an dem Nachfolger Pius IX. seit nunmehr fünf Jahren bewundert. Denn in der That hat der heilige Vater Leo XIII. im ersten Lustrum seines Pontifikates durch seine unsterblichen Rundschreiben an die Christenheit, die herrlichen Anreden an die aus der ganzen Welt nach dem Vatikan geeilten Schaaren frommer Pilger, zeitgemäße Reformen auf dem Gebiete der Disciplin, und die würdevolle Haltung gegenüber gekrönten Häuptern sich die Herzen der Kinder der Kirche, aber auch die Hochachtung und Bewunderung akatholischer Kreise in hohem

1) Don Pasquale de Franciscis, Discorsi del Sommo Pontefice Leone XIII. Roma 1882. p. 226: Adjutores studiorum auditoribus philosophiae in Germanorum et Hungarorum collegio degentibus dati sumus.

2) Vgl. darüber m. Besprechung im Katholik 1879. II, 302—320.

Maße erobert. Rufen wir uns die Hauptthatsachen der ersten fünf Jahre dieses glorreichen Pontifikates in ihren hervorstechendsten Zügen in das Andenken zurück.

Tief lebt in den Herzen der Katholiken der Glaube, daß die göttliche Vorsehung mit besonderer Sorgfalt über dem Oberhaupt der Kirche wacht. Aber ebenso fest steht ihre Ueberzeugung, daß menschliche Bemühungen damit noch nicht überflüssig gemacht sind. Ganz im Gegentheil: es liegt den Ursachen zweiter Ordnung die Pflicht ob, im Anschluß an die erste, universale Ursache, die ihrer Natur entsprechende Thätigkeit energisch zu entfalten und auf diese Weise den Weltplan Gottes ausführen zu helfen. Es wäre unchristlich, ja unvernünftig, dem Herrn der Natur die Macht eines unmittelbaren Eingreifens in die von ihm aufgerichteten Gesetze, nach welchen der Kosmos sich bewegt, abzusprechen; aber Leichtsinn würde derjenige bekunden, der für die Regierung der Welt und der Kirche eine fortgesetzte Reihe von Wundern beanspruchen wollte. Unermüdliches Wirken bis zum letzten Herzschlag: das ist die Bedingung, an welche Gott die Blüthe der katholischen Kirche hinieden geknüpft hat. Gerade aus diesem Grunde dürfen wir mit Dank auf das erste Lustrum im Pontifikate Leo's XIII. zurückschauen.

In der Beglückwünschung, welche der Unterdekan des hl. Collegiums, Cardinal di Pietro, nach vollzogener feierlicher Krönung am 3. März an den neuen Papst richtete, heißt es bedeutungsvoll: „Eure Heiligkeit haben uns in der Verwaltung der Höchstihnen von der Vorsehung anvertrauten Diöcese, wie bei der Betheiligung an den großen Angelegenheiten des hl. Stuhles derartige Beweise von Frömmigkeit, apostolischem Eifer, tiefer Einsicht und Klugheit, sowie lebendigen Interesses an der Würde des hl. Collegiums an den Tag gelegt, daß sich die Ueberzeugung in uns befestigte, Allerhöchstdieselben würden als Papst die Worte des heiligen Paulus an die Thessalonicher zur Erfüllung bringen: Nicht

in der Rede allein, sondern in der Kraft und im heiligen Geiste." [1])

Leo XIII. hat, wie schon seine Rundschreiben an die Christenheit bezeugen, diese Erwartung der Wähler im höchsten Maße bestätiget. Am 21. April 1878 erließ der neue Papst seine erste Encyklika. [2]) Von hoher Warte aus läßt der hl. Vater seinen Blick über die menschliche Gesellschaft schweifen und hebt die Uebel hervor, welche ihr Inneres zernagen. Es ist die Verachtung der Auktorität der Fürsten, welche niemals vielleicht in dem Maße und in so bewußter Absicht geleugnet und bekämpft worden ist, wie unser Jahrhundert das erlebt. Verneinung der Auktorität, Verachtung der Gesetze, welche Sitten und Gerechtigkeit schützen, unersättliche Habsucht, Selbstmord, Verschleuderung öffentlicher Gelder, verbunden mit dem prahlerischen Vorgeben, bei alledem dennoch Vorkämpfer von Freiheit und Recht und Stützen des Vaterlandes zu seyn — das ist die Signatur, welche eine zahllose Menge unter den Zeitgenossen kennzeichnet. Mit Recht sucht der Papst die Quelle dieser Uebel in der Befehdung der Kirche, welche, durch ungerechte Gesetze an der Ausübung ihrer Gewalt gehemmt, ihren sittigenden Einfluß auf die Völker vielfach nicht mehr ausüben kann. Indem der Papst an die Verdienste seiner erhabenen Amtsvorgänger um wahre Civilisation erinnert, fügt er bedeutungsvoll hinzu, „daß gerade jene Art von bürgerlicher Gesittung, welche zu den heiligen Lehren der Kirche in entschiedenem Widerspruche steht, für nichts anderes als für ein Trugbild wahrer Civilisation und als ein leerer Name

1) Discorsi, 17.

2) p. 1—24 der sämmtlichen Rundschreiben, erlassen von Unserem Heiligsten Vater Leo XIII. Erste Sammlung 1878—1880. Zweite Sammlung 1881. Freiburg, Herder. Lateinischer Text mit deutscher Uebersetzung. Die letztere liest sich als wäre sie Original. Sie wurde besorgt von dem Professor der Theologie, Prälat Dr. Hettinger in Würzburg.

ohne Inhalt zu erachten sei.“ Was der Papst von Inhabern des hl. Stuhles in vergangenen Jahrhunderten aussagt: „Das ist der Ruhm der Päpste, daß sie mit höchster Standhaftigkeit wie eine Mauer und ein Bollwerk sich entgegenstellten, damit nicht die menschliche Gesellschaft in den alten Aberglauben und in Barbarei zurückfalle“ [1]), gilt in hervorragendem Maße von Seiner Heiligkeit selbst.

Das erste Pontifikatsjahr Leo's XIII. war reich an erschütternden Ereignissen im öffentlichen Leben Europas. Nach dem ältesten Monarchen der alten Welt streckten zweimal frevle Mörder ihre Hand aus. Allerwärts erhob jene grundstürzende Bewegung ihr Haupt, welche wir mit dem Namen Socialismus belegen. Nicht diese oder jene Einrichtung des modernen Gesellschaftslebens, sondern das letztere selbst soll ausgerottet und neue Formen an seine Stelle gesetzt werden. Für Eigenthum und Familie besitzt diese neue Weltanschauung kein Verständniß mehr; demnach kann das Christenthum, nach welchem das Eigenthum ebenso wie der Bestand der Familie und der Ehe eine Forderung des Naturrechts bildet, mit dem Socialismus nicht zusammen bestehen. „Maßnahmen gegen die Socialdemokraten“, telegraphirte Fürst Bismarck von seinem Landgut nach Berlin, als die Nachricht vom ersten Attentat auf den kaiserlichen Herrn nach Varzin gedrungen. Die Vertreter des Reiches gingen zu gesetzgeberischen Thaten wider die neue Bewegung über. Aber auch der Papst ließ seine Stimme vernehmen. In der Encyklika vom 28. Dezember 1878 trägt er die uralte Lehre des Christenthums über Eigenthum, Familie, Reichthum, Armuth, Gesellschaft vor.[2]) Absolut Neues ist für den Katholiken nicht darin enthalten. Zu allen Zeiten hat die wahre katholische Weltweisheit auch ein Kapitel

1) Sammlung 8. 10.

2) Sammlung 27—53.

unter dem Namen Socialphilosophie abgehandelt. In knappen aber scharfen Zügen trägt der hl. Vater die Gesellschaftslehre der katholischen Kirche der Welt vor. Nach jener beruht das Eigenthum auf dem Naturrecht; in ihm wurzelt ebenso die Monogamie und Heiligkeit des Ehebundes. Mit vollem Recht weist Leo XIII. zu gleicher Zeit darauf hin, daß der „erbitterte Kampf, der seit Anfang des 16. Jahrhunderts von den Neuerern gegen die katholische Kirche begonnen wurde, keinen andern Zweck hat, als daß nach Abwerfung jeder Offenbarung und Zerstörung jeder übernatürlichen Ordnung die Erfindungen der Vernunft allein, oder vielmehr deren Verirrungen zur Herrschaft gelangen." Gehegt und gepflegt aber wurden diese Irrthümer von zahlreichen im Geheimen schleichenden Gesellschaften, deren unheilschwangere Pläne daher stets durch die Päpste, zuletzt namentlich durch Pius IX. „mit Seelenstärke und Standhaftigkeit" aufgedeckt wurden. Unmöglich aber hätten diese grundstürzenden Anschauungen so viele Menschen umgarnen können, wenn die Fürsten sich ihnen nicht mit solcher Unvorsichtigkeit hingegeben und ihnen Eingang in das öffentliche Leben verstattet hätten. In dem positiven Theil seines Lehrschreibens entwickelt der Papst die kirchlichen Grundsätze von der Familie, der Gleichheit und dem Unterschied der Menschen, von Armuth und Reichthum, der Pflicht des Almosens für die Reichen, der Geduld und Zufriedenheit auf Seiten der Armen. Diese Lehren enthalten ebenso viele Granitsäulen, welche die Gesellschaft stützen. Werden sie, so schließt der Papst, „verworfen oder hintangesetzt, so muß, wie die Natur der Sache und die Ereignisse augenscheinlich darthun, eines von beiden eintreten, daß nämlich entweder der größte Theil des menschlichen Geschlechtes in den höchst schmählichen Stand der Sklaven wieder zurücksinkt, der lange bei den Heiden bestand, oder die menschliche Gesellschaft durch aufrührerische Bewegungen hin- und hergeworfen und zu einer Beute der Räuber und Gewalt wird."

Schon während der bischöflichen Amtsführung in Perugia hatte der hl. Vater in der Behandlung der Philosophie und Theologie auf Rückkehr zum Aquinaten gedrungen. In Verwirklichung dieses Gedankens errichtete er bereits 1858 in der umbrischen Bischofsstadt eine Akademie zum hl. Thomas, deren Mitglieder allmonatlich zu wissenschaftlichen Versammlungen sich vereinigten. Im Verein mit den übrigen Prälaten seiner Kirchenprovinz richtete er im Juli 1875 an Pius IX. die Bitte, der studirenden Jugend den hl. Thomas als Patron zu verleihen. „Denn nichts", bemerkten die Bischöfe, „ist geeigneter als die Lehre des hl. Thomas zur Abwehr der Pest grassirender Irrthümer und zur Wiederherstellung der auf allen Gebieten getrübten Ruhe. Er war es nämlich, der nicht allein die Dogmen und die Lehren der Vernunft mit den kräftigsten Beweisen vertheidigte, sondern auch wider alle und jede falsche Meinungen entweder selber nachhaltig gerungen, oder die zu diesem Kampf geeigneten Waffen hinterließ" [1]).

Bei solcher Hinneigung zum Englischen Lehrer durfte man vom Cardinalerzbischof Pecci auch erwarten, daß er, zur höchsten Würde der Christenheit erhoben, das Gewicht seiner apostolischen Auktorität zu dessen Gunsten in die Wagschale werfen werde. Nachdem der Papst am 13. Juni 1878 den Schülern des römischen Seminars „das Studium der Philosophie nach Anleitung der größten Meister namentlich des englischen Lehrers" angepriesen [2]), dann am 28. November des nämlichen Jahres in Erwiederung der im Namen des Professorencollegs der gregorianischen Universität von P. Cardella S. J. verlesenen Adresse an jene päpstlichen Constitutionen erinnert, welche die Behandlung der Theologie im Geiste des hl. Thomas fordern [3]), erschien am Dominikus-

1) Scelta di atti episcopali del Cardinale G. Pecci, Arcivescovo di Perugia, ora Leone XIII. Roma 1879. p. 319.

2) Discorsi 70. 3) Discorsi 126.

tage des Jahres 1879 die berühmte Encyklika über die Restauration der katholischen Philosophie[1]). Selten hat ein päpstliches Aktenstück bei Bischöfen und Theologen eine solch begeisterte Aufnahme gefunden wie dieses großartige Lehrschreiben. „Weßhalb", so fragt der geistvolle Verfasser des die Encyklika commentirenden Aufsatzes „Pope Leo XIII and Modern Studies" in der Dublin Review[2]), „ist der hl. Vater gerade in der gegenwärtigen Zeit für die Philosophie des hl. Thomas so energisch eingetreten? Keineswegs kann es die Absicht des hl. Stuhles seyn, förmlich eine gewaltsame Veränderung in der Behandlung der vorwürfigen Disciplin herbeizuführen. Was der lebenden Generation der katholischen Gelehrten noth thut, das ist Einheit im Bekenntniß der Wahrheit. Nicht bloße Einheit im Tasten und Suchen nach der Wahrheit, sondern der feste, unverrückbare Besitz eines wahren Systems." In der That ist das Leben kurz, groß die Zahl der täglich auftauchenden und Lösung begehrenden Fragen, daher Einheit der Weltanschauung. Was der Verfasser von seinen englischen Glaubensbrüdern bemerkt: „Vergeudet haben die Katholiken ihre Zeit mit dem Studium der Werke von Lehrern zweiten Ranges; wo nicht gerade unmittelbar Glaubensfragen in Betracht kamen, trennten sie sich in feindliche Lager; zeitlebens arbeiteten oft ihre besten Männer an der Begründung von Systemen, die kaum an die Oeffentlichkeit getreten, von der Kirche abgewiesen werden mußten. Allzu kurz ist das Leben, als daß jedem Geschlecht die Entdeckung neuer philosophischer Systeme zukommen könnte. Dem gegenüber spricht Papst Leo es aus, daß die Philosophie des hl. Thomas im Ganzen und Großen auf Wahrheit beruhe, es ist sein Wunsch, daß wir die Zeit nicht mit Suchen und Fragen vergeuden, sondern aus dem hl. Thomas schöpfen und seine goldene

1) Sammlung 53—105.
2) Dublin Review 1880 p. 190- 210.

Weisheit uns aneignen"[1]) — diese Worte lassen sich auf mehr denn ein anderes Land anwenden. Wer von der Geschichte der Philosophie seit Baco und Cartesius auch nur oberflächlich Kenntniß genommen, wer insbesondere das letzte Jahrhundert an seinem Geiste vorüber ziehen läßt, welches die philosophischen Verirrungen aller vorausgegangenen Zeiten mit nie gesehener Energie und Großartigkeit wieder vorgetragen, der empfindet neben dem Gefühl der Leere, welches die Sophistik des Irrthums im Geiste zurückläßt, ein tiefes Verlangen nach solider Nahrung. Wo diese zu suchen und zu finden, das hat der Papst uns bedeutet. Nicht bei dem Dreigestirn Kant, Schelling, Hegel, nicht in dem blendenden Eklekticismus eines Viktor Cousin oder der unlogischen Logik Stuart Mill's, nicht in der dämonischen Weltanschauung eines Schopenhauer und E. von Hartmann, und am allerwenigsten in dem Bestialismus Dübois-Reymond's — sondern bei den ehrwürdigen Lehrern der Vorzeit, unter denen der hl. Thomas die erste Stelle einnimmt.

Wird aber die Frage erhoben, worin denn die Philosophie des englischen Lehrers bestehe, so lassen sich ihre hervorstechendsten Sätze mit einem gewiegten Kenner in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Der Körperwelt liegt ein doppeltes Princip zu Grunde: Materie und Form. 2. Es gibt wesentliche und accidentelle Veränderungen in den Körpern. 3. Substanz und Accidenz sind real von einander verschieden. 4. Im Menschen gibt es nur eine einzige Wesensform, das ist die vernünftige Seele, welche auch Trägerin des sensitiven und vegetativen Lebens ist. 5. Die menschliche Seele ist eine für sich bestehende, unkörperliche, unverwesliche, unsterbliche Substanz. 6. Aus Nichts ist die menschliche Seele geschaffen, und zwar in dem doppelten Sinne des ex nihilo sui et subjecti, mithin weder eine Emanation der göttlichen Substanz, noch aus einem vorhandenen Stoffe geformt. 7. Eine

1) Dublin Review 193.

unmittelbare Anschauung Gottes seitens der menschlichen Seele ist im Diesseits ausgeschlossen. Weil an den Körper gebunden und mit ihm zu einem Compositum substantiale vereinigt, hat die Seele aus dem Sensiblen das Intelligible zu abstrahiren und dann zur Bildung weiterer Begriffe fortzuschreiten. 8. Vernunft und Glaube kommen von Gott; jede Art von Widerspruch zwischen denselben ist daher von vornherein ausgeschlossen. 9. Mit nichten gibt es eine Einheit des Seyns, es ist vielmehr zu unterscheiden zwischen dem geschaffenen und unerschaffenen Seyn. Aber auch für das Bereich der geschaffenen Wesen muß diese Anschauung abgewiesen werden. In der Objektivität existiren nur Individuen, von denen jedes sein eigenes Seyn besitzt. Aus dem Nichts hat Gottes Allmacht die Dinge in das Daseyn gerufen, er kann daher, wenn er will, ihnen das Seyn nehmen und so dem Nichts wieder überantworten[1]).

Mit der christlichen Anschauung von der Unverletzlichkeit des Eigenthums ist auf das engste verbunden die katholische Lehre von der Heiligkeit und Unauflöslichkeit des Ehebandes. Das letztere behandelt der Papst in der Encyklika vom 10. Februar 1880[2]). Veranlassung zum Erlaß dieses herrlichen Schreibens mag die von dem italienischen Ministerium in Aussicht genommene Verschärfung des Civilehegesetzes dargeboten haben. Die Encyklika selbst aber geht über diesen nächsten Zweck weit hinaus, indem sie eine vollständige Darlegung der einschlägigen katholischen Glaubenslehre enthält. Namentlich dürfte das deutsche Reich alle Veranlassung besitzen, auf die Lehren des Papstes näher einzugehen. Die Sieger von Sedan und Metz sind doch noch zuletzt durch Annahme der Civilehe von dem alten Feinde der Nation überwunden worden. Um so mehr darf gerade

1) Giovanni Cornoldi, La riforma della Filosofia promossa dall'enciclica „Aeterni Patris." Bologna 1880. p. 67. 68.

2) Sammlung 105—167.

dieses Schreiben die Beachtung des deutschen Volkes beanspruchen, als dasselbe für die Motive kein Verständniß besitzt, welche den Reichskanzler gemäß seinem eigenen Geständniß seiner Zeit zur Einführung dieses von dem Liberalismus befürworteten französischen Institutes bewogen haben.

Auch den Angelegenheiten der orientalischen Kirche wandte Leo XIII. seine Aufmerksamkeit zu, nachdem die erschütternden Orientereignisse die Augen vieler Morgenländer wieder nach Rom gelenkt. Am 16. April 1879 that Ohan Kiupelian, welcher mit Zustimmung der Pforte die Würde und den Titel eines „Katholikos" vermessentlich angenommen, in Gegenwart der Cardinäle der Propaganda und vieler Prälaten vor dem Papst feierlich Abbitte. „Angesichts eines derart leuchtenden uud erbauenden Beispiels", entgegnete Leo XIII., „erbleicht jede Erinnerung an die Vergangenheit und Sie, geliebter Sohn, erwerben sich unvergänglichen Ruhm vor Gott und den Menschen"[1]). Am 12. Mai 1879 konnte der Papst im Consistorium das Ende des chaldäischen und armenischen Schismas, die Bestätigung des auch von der türkischen Regierung anerkannten chaldäischen Patriarchen von Babylon und Beilegung der zwischen den katholischen Syriern und der Pforte ausgebrochenen Zwistigkeiten verkünden. Erheblichen Antheil an diesem verdienstvollen Friedenswerk erkannte Leo XIII. den Botschaftern Frankreichs und Englands in Constantinopel ausdrücklich zu[2]). Vor allem aber verdient hier Erwähnung die lesenswerthe Encyklika vom 30. September 1880 über die Slavenapostel Cyrill und Method[3]), die Schutzpatrone der slavischen Völkerschaften, von denen jener die Gebeine seines berühmten Homonymus, Clemens I. von Rom, wieder auffand und in dessen herrlicher Basilika, San Clemente daselbst, seine Grabstätte erlangte, während der andere in Böhmen und Mähren wirkte

1) Discorsi 186. 187. 2) Discorsi 208. 209.
3) Sammlung 167—181.

und in Folge neu entdeckter Dokumente erst in unseren Tagen eine vorurtheilsfreie Auffassung gefunden hat[1]). Das heilige Brüderpaar bildet den goldenen Ring, welcher die weitverbreiteten slavischen Völkerschaften, um deren Gunst heute das Schisma buhlt, mit dem hl. Stuhl verbindet. Eine weitere Ausführung des genannten Schreibens bietet die Encyklika vom 3. Dezember 1880, welche den Gläubigen des Abendlandes den „doppelten Beruf, welcher in der Spendung milder Gaben und im Gebet besteht", zu Gunsten des Orients in das Gedächtniß zurückruft[2]). Auch eine Reorganisation der ruthenischen Basilianermönche hat der hl. Vater in Angriff genommen.

Das Jahr 1881, das vierte des neuen Pontifikates, erscheint ebenso bedeutungsvoll, wie die drei vorhergehenden, wegen des päpstlichen Lehrbriefes vom 29. Juni über die Natur, Bedeutung und Verantwortlichkeit des Regentenamtes[3]). In der That ist es das Christenthum und die katholische Kirche, welchen die Menschheit „das weise und wohlabgewogene Verhältniß der Rechte und Pflichten von Fürsten und Völkern" zu verdanken hat. Weit entfernt davon, seine Quelle in dem bloßen Willen des Volkes, oder sogenannten vollendeten, alles Rechtes entblößten Thatsachen zu besitzen, geht die Souveränität aus der durch den Schöpfer aufgerichteten natürlichen socialen Ordnung hervor. Wird von Betheiligung des Volkes an der Uebertragung der Souveränität geredet, so kommt ihm bloß das Recht der Bezeichnung der Person des Regenten zu. „Aber", bemerkt der Papst, „die Rechte der Gewalt selbst werden hiermit nicht verliehen, sondern es wird nur bestimmt, wer dieselbe auszuüben hat." Außer der Uebertragung der öffentlichen Gewalt durch das Volk, wie in Wahlreichen, anerkennt die

1) Vgl. Histor.-pol. Blätter 1881. Bd. 88. S. 313—324.

2) Sammlung 185—199.

3) Sammlung 201—233.

katholische Socialphilosophie eine Menge anderer sowohl ursprünglicher wie abgeleiteter Titel, welche den Besitz der Souveränität gewährleisten. Den Formen der öffentlichen Gewalt gegenüber verhält die Kirche sich gleichgültig, „denn sie findet die Herrschaft eines Einzigen oder Vieler nicht unangemessen, wenn diese nur eine gerechte ist und für die allgemeine Wohlfahrt Sorge trägt." Der rechtmäßigen Obrigkeit ist aus Rücksichten des Gewissens Gehorsam zu leisten, wofern die Gesetze, die ja an das ewige göttliche Gesetz sich anzulehnen haben, dem letzteren nicht widerstreiten. Uebrigens führt der Papst die heillose Verwirrung, welche heute in Betreff der Grundlage alles Rechts, oder der Rechtsprincipien sich geltend macht, auf die Reformation zurück, da „jener Häresie im vorigen Jahrhundert eine fälschlich sogenannte Philosophie, das sogenannte moderne Recht, die Volkssouveränität und eine alles Maß überschreitende Zügellosigkeit entstammen" [1]). Nur der Macht der Religion gelingt es, die Unterthanen in den Schranken des Gehorsams, bei den Trägern der Gewalt das Bewußtseyn ihrer Verantwortlichkeit und Pflicht lebendig zu halten.

Die Feier des Centenariums des hl. Franz von Assisi bot Leo XIII. Veranlassung zum Erlaß jener Encyklika vom 17. September 1882, welche selbst die Bewunderung der protestantischen Presse Englands hervorgerufen hat. [2])

Wie sein Amtsvorgänger Pius IX., so empfindet auch Leo XIII. auf das innigste und wärmste für die wahre Größe und den echten Ruhm seines herrlichen, ach! heute so sehr gesunkenen Vaterlandes und dessen Kirche. Können die Italiener doch keinen einzigen Schritt in der Geschichte ihres Landes thun, ohne daß sich ihnen das Andenken an die

1) Sammlung 206. 224. Mit dieser Encyklika schließt die genannte Sammlung ab.

2) Tablet 1882. II, 766, wo die Stimmen der „Times" und des „Daily Telegraph" mitgetheilt sind.

Wohlthaten aufdrängt, die ihren Ausgang nahmen von dem Loco santo U'siede il successor del maggior Pietro.[1]) Die Restauration der italienischen Kirche vermittels erhöhter Bildung des Klerus, Förderung der Wissenschaft, Stiftung von Vereinen und Eingreifen der Geistlichkeit in die Lösung der socialen Fragen der Zeit — das ist der erhabene Zweck, welchen Leo XIII. durch die beiden Hirtenschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe der Kirchenprovinzen von Mailand, Turin und Vercelli vom 25. Januar 1882, und an den Episkopat von ganz Italien vom 15. Februar des nämlichen Jahres verfolgt. Namentlich das letztere Schreiben ist im höchsten Grade beachtenswerth. In ihm beklagt Leo XIII. die Schmach, welche man dem Pontifikat durch die Eroberung und Unterwerfung der Hauptstadt der christlichen Welt zufügt, ein Verfahren, welches um so weniger sich rechtfertigen lasse, als Italien die Päpste seine edelsten Wohlthäter nennen müsse. Befreiung vor Türkengefahr, Ausbau der innern Freiheit, Förderung von Kunst und Wissenschaft sowie Erhaltung der katholischen Religion — sind ebensoviele Rechtstitel, welche den Päpsten Anspruch auf die Dankbarkeit der Italiener verleihen. Das heutige Geschlecht scheint diese Rechtstitel nicht mehr zu kennen; es hat sie in Fetzen zerrissen. „Sprecht es aus", fügt Leo XIII. bei, „daß Italien weder Glück noch Ruhe genießen könne, wofern die Würde und Freiheit des Papstes nicht in ausgiebiger Weise gewährleistet sind."[2]) Dazu mitzuwirken ist aber auch der Klerus berufen. Mit überlieferten Schablonen ist der Kirche in Italien ebensowenig wie anderwärts zu helfen. Die patriarchalischen Zeiten sind dahin. „Es nimmt den Anschein", bemerkt Leo XIII. weiter, „als sei die Thatkraft bei Vielen erlahmt, weil man sich in die neue Lage der Dinge nicht zu finden, oder die Größe der Gefahren nicht zu ermessen ver-

1) Dante, Inferno II, 23. 24.

2) Ad Episc. Italiae 15. Febr. 1882.

mochte.“ Demnach drückt er den Wunsch nach reger Betheiligung der Geistlichkeit am Vereinswesen aus, das allerdings, im Vergleiche zu anderen Ländern, in Italien noch im Stadium der Kindheit begriffen ist. Außerdem besteht der hl. Vater auf Einführung einer umfassenderen Bildung der Geistlichkeit. Gehen diese Wünsche in Erfüllung, wird das Vereinswesen in katholischem Sinne organisirt und geleitet, dann kann auch von Betheiligung der Katholiken an den Parlamentswahlen Rede seyn und eine dauernde, mit der Würde des Papstes in Einklang stehende Aussöhnung mit dem Königreich Italien angestrebt werden, woran unter den gegenwärtigen Verhältnissen in keiner Weise zu denken ist. Ein äußerst wichtiges Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung liegt nach der Ansicht des hl. Vaters in der Verbreitung guter Schriften. Auch in dieser Beziehung eröffnet sich für den Klerus in Italien ein Feld weitgehender Thätigkeit, da die bisherigen Bemühungen sowohl was die Entwickelung der Presse, wie die Bearbeitung von Schriften, welche die Ergebnisse der Wissenschaft popularisiren sollen, bei weitem nicht ausreichen, um wirkungsvoll den Bestrebungen der Feinde des Katholicismus zu begegnen.

Dem rastlosen Wirken des Papstes für das Wohl der Kirche ist die Liebe und Begeisterung der ganzen katholischen Welt entgegengekommen. Ein Blick in die eben ausgegebene Sammlung seiner in klassisches Latein und Italienisch gefaßten Anreden an das Cardinalscollegium, Bischöfe, Deputationen der verschiedenen Länder, die Generale der Obern, die päpstlichen Beamten, die römischen Seminare enthalten ebensoviele Dankesäußerungen für glänzende Manifestationen echt katholischer Liebe und Hingabe an den Statthalter Christi. Bald wendet der hl. Vater sich an das Cardinalscollegium, mit dem er sich in allen Beziehungen eins weiß, um dessen erleuchteten Rath einzuholen oder den Nothstand der Kirche öffentlich zu besprechen, bald an neuconsecrirte italienische Bischöfe, vor denen er die Lage der itali=

enischen Diöcesen, namentlich die durch den Mißbrauch des Exequatur seitens der piemontesischen Behörden veranlaßten Uebelstände beklagt, bald an die Generale der Orden, welche er auch unter schwierigen Verhältnissen zu treuem Ausharren ermuntert. Eine besondere Kraft weht in den Anreden an die Deputationen und Pilger der verschiedenen Nationen, welche im Vatikan erschienen. Für Spanier, Franzosen, Belgier, Iren, Engländer und Deutschlands Söhne besitzt er je das rechte Wort zur rechten Zeit. „Wenn Wir", erwiederte Leo XIII. auf die von dem Fürsten Löwenstein im Namen der deutschen Pilger am 26. Mai 1881 verlesene lateinische Adresse, „sämmtliche zu Uns kommende Söhne der Kirche mit väterlicher Liebe aufnehmen, dann euch, geliebte Söhne, mit gleicher Hingabe, ja noch höherer Freude des Herzens. Denn vor Uns erblicken Wir eine lange Reihe katholischer Männer aus den verschiedenen Gauen Deutschlands, welche in Folge der gegen die Kirche erregten Stürme die Wohlthaten des Friedens schon lange entbehren, aber dennoch ungebrochenen Muthes unter bittersten Leiden, die Rechte der Religion mit vereinten Kräften wahren und ihren Bischöfen wie dem hl. Stuhl in ungeschwächter Ergebenheit zugethan sind[1])." Die letzte große Deputation erschien im Vatikan am 5. Juli 1881. In ihren malerischen Trachten bot sie ein Bild des reichen Lebens der slavischen Völkerschaften, deren Huldigung der Bischof von Diakovar, Msgr. Stroßmaier, in einer lateinischen Adresse dem Papste zu Füßen legte. „Vom göttlichen Heiland", bemerkte sehr sinnig das Schriftstück, „heißt es: Wohlthaten spendend ging er einher. Alle billig und gerecht denkenden Menschen wenden heute dieses Wort auf Euere Heiligkeit an, Allerhöchst welche trotz aller Ungunst der Zeiten überall Wohlthaten spendet. Dessen ein lebendiges Denkmal sind wir katholische Slaven, die wir zum Stuhle Petri und der römischen Kirche, der Mutter und Lehrmeisterin aller übrigen Kirchen, herbeigeeilt sind"[2]).

1) Discorsi 415. 2) Discorsi 429.

Eine die Bedürfnisse der Kirche im neunzehnten Jahrhundert scharf kennzeichnende Deputation erschien vor Leo XIII. am 22. Februar 1879. Zu vielen Hunderten huldigten ihm die Vertreter der katholischen Journalistik aus allen Theilen der Welt. In ergreifender Rede erinnerte der Papst an die Grundsätze, die sie zu vertreten hätten, betonte aber auch zugleich die richtige Art und Weise, wie diese zu vertheidigen seien.[1]) Dem Journalismus haften vielerorts schwarze Schatten an. Aber auch das Wort des hochseligen Bischofs von Mainz verdient Beachtung: Lebte heute der hl. Paulus — er würde eine Zeitung ins Daseyn rufen.

Auch auf dem kirchenpolitischen Gebiete hat das erste Lustrum im Pontifikate Leo's XIII. große Erfolge zu verzeichnen, Dank der Werthschätzung, welche die vorzüglichen Eigenschaften und die rastlose Hingabe des Papstes an die Interessen der Kirche bei den Regierungen gefunden. Den Schismatikern hat die Pforte ihren Schutz entzogen; mit Rußland wurde eine Uebereinkunft zur Wiederberufung der verbannten Bischöfe abgeschlossen; England trat durch das Parlamentsmitglied Errington mit dem Vatikan in Verbindung; Frankreich bot durch Austreibung der Orden und das religionslose Elementarschulgesetz dem hl. Vater zwar Grund zur tiefer Verstimmung, aber das taktvolle Auftreten des Papstes, der in seinem Schreiben an den Cardinal-Erzbischof Hippolyt Guibert von Paris die Rechte des hl. Stuhles energisch wahrte, sowie die Klugheit des jetzt zum Purpur beförderten Nuntius zu Paris, Msgr. Czacki, verhinderten einen vollständigen Bruch in den diplomatischen Beziehungen. Am letzten Tage des Jahres 1882 sah der Papst einen der grimmigsten Feinde der Religion in Frankreich, Leon Gambetta, als Opfer seiner Buhlschaft und seines sybaritischen Lebens in das Grab tragen. Mit dem Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen trat der

1) Discorsi 170.

hl. Vater wiederholt in brieflichen Verkehr. Wurden seine unablässigen Bemühungen zur Aufhebung oder Revision der unheilvollen Maigesetze bis zur Stunde auch nicht mit Erfolg gekrönt, so liegt doch schon in dieser Annäherung der allerhöchsten Persönlichkeiten in Kirche und Staat ein nicht zu unterschätzendes Unterpfand künftiger Aussöhnung, als dessen Vorboten außerdem die bereits erfolgte Wiederanknüpfung diplomatischer Beziehungen, sowie Ernennung der Bischöfe von Paderborn, Fulda, Osnabrück und Breslau betrachtet werden muß. Nur zu einem Schritt kann und wird sich der päpstliche Stuhl nie entschließen: an politische Parteien Befehle zu ertheilen, und mag dieses Verfahren auch von noch so hoher Seite angesonnen werden, ist dem Papst nach Lage der heutigen Verhältnisse im inneren Leben der Nationen unmöglich. Und doch möchten gerade jene Leute den hl. Vater dazu drängen, welche sonst dem Papstthum auf internationalem Gebiet alle Berechtigung aberkennen. Großen Schmerz mußte es dem Papst bereiten, daß ein römisches Gericht ihm in der von uns bereits angezogenen Streitsache die Souveränität aberkannte. Mit vollstem Recht erwiederte er auf solches Gebahren durch Einrichtung besonderer Tribunale, die innerhalb des Vatikans ihre Thätigkeit zu entfalten berufen sind.

Zur Förderung der thomistischen Studien hat der hl. Vater aber nicht allein sein apostolisches Wort in die Wagschale gelegt, das letztere besiegelte er durch die mit seiner Municifenz und auf seinen Befehl in Angriff genommene neue Ausgabe der Werke des hl. Thomas von Aquin, von welcher der erste Band soeben die Presse verlassen hat, und die Stiftung der römischen Akademie des h. Thomas. Die letztere ernannte zu Mitgliedern in Deutschland die Domkapitulare Dr. Stöckl und Dr. Morgott in Eichstätt, sowie unsern Kölner Landsmann, den Jesuitenpater Tillmann Pesch — eine wohlverdiente Auszeichnung für die genannten Männer, von denen der erste zufolge seiner durch treues Festhalten am

hl. Thomas und durch unvergleichliche Klarheit der Gedanken sich auszeichnenden zahlreichen philosophischen Schriften zu den Pionieren des Studiums der thomistischen Philosophie in Deutschland gehört, der zweite die Mariologie des hl. Thomas zur Darstellung gebracht, der dritte endlich in dem der metaphysischen Kosmologie gewidmeten ersten der sieben Bände der Philosophia Lacensis in Verbindung mit seinen verbannten Ordensbrüdern der katholischen Wissenschaft ein Denkmal errichtet hat. Einer der idealsten Männer im katholischen Deutschland ist der ehrwürdige Domdekan Dr. Heinrich in Mainz. Aus Veranlassung seiner im Anschluß an den hl. Thomas verfaßten, bis zum fünften Band gediehenen Dogmatik richtete Leo XIII. 1882 an denselben ein äußerst anerkennendes Belobigungsschreiben.

Die denkwürdigste Ernennung von Cardinälen, welche Leo XIII. vornahm, fand statt am 12. Mai 1879. An ihm wurden vier hervorragende Vertreter der katholischen Wissenschaft in den höchsten Rath der Kirche berufen: Msgr. Pie, Bischof von Poitiers, vielleicht der gelehrteste Prälat Frankreichs im laufenden Jahrhundert, John Henry Newman, dessen Name in England nur mit dem Gefühl tiefer Ehrfurcht genannt wird, Joseph Hergenröther, welcher die Kirchengeschichte im Geiste der katholischen Dogmatik und des kanonischen Rechts gegenüber den einseitigen Partei-Bestrebungen darstellte, Thomas Zigliara, welcher den Ontologismus in geistvollen Schriften bekämpfte; ferner Joseph Pecci, der seine Vertrautheit mit dem hl. Thomas früher als Lehrer der Philosophie, soeben aber durch Erläuterung der Schrift des englischen Lehrers „De ente et essentia“ bekundet hat.[1]) Um die orientalische Kirche zu ehren, ertheilte der hl. Vater am 13. Dezember 1880 dem armenischen Patriarchen Hassun den Purpur. Die von Pius IX. beschlossene Wiederherstellung der Hierarchie in

1) Giuseppe Cardinale Pecci, Parafrasi e dichiarazioni dell'opusculo di S. Tommaso „De Ente et Essentia.“ Roma 1883.

Schottland brachte Leo XIII. durch Bulle vom 4. März 1878 zur Ausführung und errichtete außerdem am 5. Juli 1881 den Episkopat in Bosnien und Herzegowina. Eine wichtige Bulle vom 15. Mai 1881 ordnete die Beziehungen der Bischöfe zu den Orden in England und Schottland. Am 8. Dezember 1881 beging der hl. Vater die erste Canonisation mit beschränkter Feier, soweit seine Gefangenschaft es gestattete, in der Loggia über dem Portikus des Haupteingangs der Vatikanischen Basilika. Jene betraf den römischen Canonikus Johannes de Rossi[1]), den Kapuziner Laurenz von Brundusium, den Bettler Benedikt Joseph Labre und die Augustinerin Klara von Montefalco. Außerdem wurde am 16. Januar 1882 der als Schriftsteller und Prediger berühmte spanische Augustiner Alonso d'Orozco (1500—1591) vom Papst in die Zahl der Seligen aufgenommen.[2])

Auch der archäologischen Wissenschaft und den römischen Bibliotheken, soweit sie dem hl. Stuhl verblieben, wandte der hl. Vater seine Fürsorge zu. Cardinal Hergenröther wurde durch Breve vom 20. Juni 1879 zum Präfekten des geheimen Archivs im Vatikan berufen.[3]) Giovanni Battista de Rossi, der mit den umfassendsten Kenntnissen auf dem Gebiet der christlichen Archäologie eine rührende Bescheidenheit und gleich unentwegte Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl verbindet, erhielt den Posten eines Direktors der christlichen Museen. Am 12. Dezember 1882 vereinigten sich auf Veranlassung des deutschen archäologischen Instituts, der französischen Schule und anderer gelehrten Gesellschaften Roms zahlreiche Vertreter der Archäologie im lateranensischen Museum, um de Rossi eine aus Beiträgen vieler Freunde diesseits wie jenseits des Ozeans angefertigte große Medaille in massivem Gold als Anerkennung seiner bahnbrechenden Be-

1) Katholik 1881. II, 487—527.
2) Katholik 1882. II, 375—411.
3) Histor. pol. Blätter 1879. Bd. 84. S. 170.

mühungen zu überreichen.[1]) Für die päpstlichen Bibliotheken und Archive ergingen neue Reglements, welche alte Beschränkungen beseitigten und eine ausgiebige Benützung der aus allen Theilen der katholischen Welt seit Jahrhunderten hier angesammelten literarischen Schätze ermöglichten.

Nur in den äußersten Umrissen war es hierorts gestattet, ein Bild der vielverzweigten Hirtenthätigkeit des heiligen Vaters während der ersten fünf Jahre seines Pontifikats zu zeichnen. „Die Harmonie zwischen Vernunft und Glauben, Religion und Civilisation", bemerkte jüngst ein französischer Literat, „bildet den leitenden Gedanken in den Hirtenbriefen und Encykliken, welche Leo XIII. als Bischof und Papst geschrieben".[2]) In der That eine ebenso großartige wie fruchtbare Idee, welche, entsprechend zur Ausführung gebracht, unter dem Beistand der göttlichen Gnade im Stande seyn wird, ein von dem Irrlicht falscher Wissenschaft geblendetes Geschlecht mit dem Glauben wieder zu versöhnen.

Möchte es dem heiligen Vater vom Himmel beschieden seyn, im zweiten Lustrum seines glänzenden Pontifikates an der Verwirklichung dieses Zieles mit ungeschwächter Kraft zu arbeiten.

Köln. Dr. Bellesheim.

---

1) Relazione della solennità nel presentare la medaglia d'oro al commendatore Giovanni B. de Rossi. Roma 1882.

2) Anatole Leroy-Beaulieu. Revue des Deux Mondes 15. Novembre 1882. p. 314—341.

XXVIII.

Zur handelspolitischen Lage Frankreichs.[1])

Das wirthschaftliche Wohlbefinden einer großen Nation ist immer nur bis zu einem gewissen Grade das Kriterium ihrer politischen Zustände und ihres culturellen und sittlichen Standpunktes. Wir finden es meistens nur in den ersten Perioden der Entwicklung, wo die Einflüsse der Politik und der Wissenschaft die ursprüngliche sociale Gestaltung noch nicht umzuformen vermochten, während in denjenigen Perioden, welche die Geschichte als Blüthezeit der Völker zu bezeichnen

---

1) Nachfolgender Artikel war eben geschrieben, als die Adresse bekannt wurde, mit welcher die Kaufleute und Industriellen in Paris den Präsidenten der Republik bestürmten, endlich dem Lande ein dauerhaftes Ministerium zu schaffen. Die nachgehends in ganz Frankreich massenhaft unterzeichnete Adresse schreibt der „ministeriellen Instabilität" und den „unfruchtbaren wie leidenschaftlichen Debatten im Parlament" den Rückgang in der ökonomischen Lage des Landes zur Last. Sie sagt: „Nach außen nehmen unsere Exportationen ab, unsere auswärtige und coloniale Aktion verringert sich und das Ausland, indem es aus den stets wachsenden Ansprüchen des Arbeitslohnes und aus unseren Spaltungen Vortheil zieht, reißt nach und nach die Industrien an sich, die unsere Patrimonien und unsere Ehre waren; im Innern verringern sich die Geschäfte und das Vertrauen schwindet." — Die Unterzeichner beeilen sich übrigens ihre tiefe Ergebenheit an die republikanischen Institutionen zu betheuern.

Anm. d. Red.

27*

pflegt, trotz hochentwickelter politischer Einrichtungen und im Volke verbreiteter intellektueller Ausbildung zeitweise wirthschaftliche Nothstände und sociale Unzufriedenheit auftauchen. Gewöhnlich nimmt man an, daß solche Erscheinungen mit dem wachsenden Reichthum und der zunehmenden Bildung im Zusammenhange stehen; jedenfalls aber ist die materielle Lage der Mehrheit des Volkes einer der stärksten Faktoren seines politischen und socialen Entwicklungsganges. Die materielle Lage wird zunächst augenscheinlich durch die Bewegungen in der Industrie, im Handel und Verkehr beeinflußt, welche die Reichthümer zu schaffen haben. Der Streit über die Vertheilung derselben kommt erst in zweiter Linie zur Sprache. Wenn durch die Ungunst der Conjunkturen weniger Reichthümer als zu anderen Zeiten erworben werden, so wirkt das natürlich zurück auf die Massen, erzeugt hier Unzufriedenheit, und die Unzufriedenheit ganzer Volksklassen ist das erste Stadium jeder Revolution.

Es ist ein lehrreiches Studium, die gegenseitige Wechselwirkung der politischen Ereignisse und volkswirthschaftlichen Lage zu beobachten. Die innern und äußeren politischen Vorgänge veranlassen den Aufschwung oder den Niedergang der wirthschaftlichen Entwicklung, und wiederum hat der Stand dieser letzteren den kommenden Kämpfen die Veranlassung und die Signatur zu geben. Kriege, selbst unglückliche Revolutionen, Dynastiewechsel, kurz alle Vorgänge die mit einer gewissen geistigen Erregung verbunden sind, riefen hinterher auch einen augenblicklichen wirthschaftlichen Aufschwung hervor; die Erregung der Geister, von politischen Ursachen ausgegangen, erstreckte sich dann auch auf das geschäftliche Leben. Dagegen zwang eine gedrückte Finanzlage, ein Rückgang in den Handels- und Verkehrsziffern, eine Abnahme des Volkswohlstandes, die sich in zunehmenden Exekutionen und Subhastationen und in steigender Unzufriedenheit darbender Massen kundgibt, schon manche einsichtige Politiker zur Umkehr von den betretenen Pfaden, oder zer-

trümmerte dasjenige System, welches keinen Wandel schaffen konnte oder wollte.

Ein Beispiel im Kleinen haben wir in Deutschland erlebt, wo nach den Gründer-Orgien der liberalen Aera allein der materielle Nothstand des Volkes den Reichskanzler zwang, die liberale Politik als das Recept, das junge deutsche Reich durch Concessionen an Juden und Culturpauker sattelfest zu machen, aufzugeben und, wenigstens zunächst auf volkswirthschaftlichem Gebiete, eine Reaktion in conservativem Sinne herbeizuführen.

In Frankreich sehen wir den innern Zusammenhang der materiellen Volkslage mit der hohen Politik in den verschiedensten Erscheinungen wiederholt. Die vorhergegangenen Hungerjahre hatten ihr Wort beim Ausbruch der ersten Revolution ebenso mitgesprochen, wie die zerrütteten Staatsfinanzen. Nach den napoleonischen Kriegen entstand allmälig das Zeitalter der Börse, als des internationalen Regulators der welt-, national- und privatökonomischen Angelegenheiten. Nun wurden die gegenseitigen Beziehungen vereinfacht, indem die Börse die Mittlerrolle übernahm, und bald die Politik durch scheinbar wirthschaftliche oder finanzielle Verwicklungen beeinflußte, bald umgekehrt wegen politischer Ziele den Geschäftshimmel künstlich verdunkeln ließ. Dieses Spiel hat sie im Laufe der Zeiten oftmals wiederholt, meistens zum eigenen Gewinn und zum Schaden der Allgemeinheit, zur unmoralischen Bereicherung einer gewissen Richtung von Spekulanten, und zum Ruin der Spekulanten der Gegenrichtung, der in der Regel die größeren Massen der „Dummen“ angehörten, welche ihr Arbeitsersparniß opfern mußten. Welchen Antheil die Börse an der Entwicklung der dritten Republik genommen hat, und welche politische Rolle ihre Agenten auf Anordnung des Chefs des Welthauses in der gegenwärtigen Krisis spielen, das ist allbekannt. So groß aber auch ihre Macht ist, so vermag sie doch durch alle ihre Kunstgriffe nicht, dem Lande Wohlstand und innern Frieden wiederzugeben, wo sie

während einer langen Reihe von Jahren die Ersparniß der produktiven Stände den unproduktiven Capitalisten in die Hände gespielt hat. Wir werden daher gezwungen seyn, in der Zukunft einen Unterschied zwischen dem Aufschwung an der Börse und dem Aufschwung im wirthschaftlichen Verkehr zu machen. An der Börse mögen Milliarden über Milliarden gehandelt werden: das Land hat keinen Vortheil davon. In Frankreich sind Handel, Verkehr und Industrie seit 5 Jahren im Niedergange begriffen, der allgemeine Wohlstand hat abgenommen und das Gleichgewicht des Staatshaushalts ist erschüttert, obgleich man sich bemüht, es durch verschleierte Positionen im Budget künstlich zu erhalten.

Diese gedrückte und ungesunde wirthschaftliche Lage, die allerdings zum Theil auch durch Naturereignisse herbeigeführt wurde, die aber durch äußere Anlässe oder durch innere Erscheinungen, wie Hausse in den Getreidepreisen, schlechte Ernten, weitere Verheerungen der Phylloxera 2c. leicht größere Dimensionen annehmen kann, ist es denn auch, welche in erster Reihe zu der Krisis drängt, um die jetzigen Zustände zu beseitigen. Der Prinz Napoleon benützte nur die drückende Atmosphäre, um sein Manifest loszulassen, welches in Zeiten klaren politischen Wetters nicht entfernt den Eindruck machen konnte, den es heute gemacht hat. Die fortschrittliche Republik und die Männer des herrschenden Systems werden sich nunmehr ihrer Lage bewußt. Sie erkennen plötzlich die Gefahr, die ihnen von allen Seiten droht, nachdem sie bisher, befangen im innern Parteikampfe und in der Begier ihre Herrschaft auszunützen, die Augen dagegen verschlossen hatten. Sie sehen überall Prätendenten als ihre natürlichen Feinde und meinen, wenn diese unschädlich gemacht seien, werde das jetzige System mit seinen dermaligen Trägern erhalten bleiben. Thörichter Wahn! Weder die Prätendenten noch die Anarchisten sind die wahren Ursachen des drohenden Sturzes der dritten Republik. Diese letztere würde vielmehr auch ohne äußeren Anstoß ihre Auflösung von innen heraus durch immer weiteres

Hintreiben zum Radikalismus und endlich durch den geräuschlosen Uebergang zur Anarchie vollziehen. Schon die Regierungszeit Duclercs war thatsächlich eine latent hereinbrechende Anarchie. Das auswärtige Amt war so gut wie außer Thätigkeit gesetzt. Die übrigen Regierungsabtheilungen fungirten zwar fort, aber ohne einheitliche Leitung und ohne Energie. Die Spuren der Lösung aller Bande des Gehorsams und der Disciplin waren überall bemerkbar. Das Vertrauen zur Republik ist bei den Republikanern selbst geschwunden. Man will sich zwar noch einreden, daß das allgemeine Mißtrauen nur auf ein bestimmtes Ministerium gerichtet sei; thatsächlich aber ist es das Regime Grevy, welches man für unfähig hält, und schwerlich wird dieses Regime eine Regierung herstellen können, welche auch nur die allergeringste Hoffnung auf Dauer und Lebensfähigkeit erwecken würde.

Die Republik war in Frankreich populär, auch sogar unter den Bauern, geworden, als von den zur Herrschaft gelangten Parteien der Anbruch einer Aera des Nationalwohlstandes verkündigt wurde. Die Entfesselung der Kräfte sollte das Produktionsvermögen zu einer bisher ungeahnten Höhe erheben. Freycinet's Milliardenprogramm zum Ausbau des Verkehrsnetzes und zur Verbesserung der Häfen, zur Subvention der Handesflotte und zur Errichtung überseeischer Dampferlinien mochte den Neid und die Bewunderung Europa's erregen, umsomehr wenn man die günstige Grundlage kannte, welche bereits in den vorhandenen Verkehrsmitteln gelegt war. Fast unbegrenzte Summen waren zur Disposition gestellt, um die großen Bahnlinien zu vollenden, und die Wohlthaten derselben durch Sekundärbahnen und gute Vicinalwege auch den zwischen den großen Bahnwegen in näherer oder weiterer Entfernung liegenden Ortschaften zuzuwenden. Endlich sollte das Kanalsystem vervollständigt, die Flußregulierungen und besonders die Hafenverbesserungen in Angriff genommen werden. Daneben wurde die successive

Verminderung der in Frankreich überaus drückenden Grundsteuer in Aussicht gestellt und den Arbeitern wurde Staatshülfe zur Errichtung von allerhand Versicherungskassen zugesagt, vermittelst derer Jedermann unbesorgt den Bedrohungen des Alters, der Krankheit, der Unfälle und Arbeitslosigkeit entgegensehen könnte.

In der That war auch die finanzielle Lage der Republik bis zum Jahre 1875 eine äußerst günstige. Die 5 Milliarden Kriegskosten hatte man sich so zu sagen aus dem Aermel geschüttelt; es schien als ob dieselben auf Umwegen wieder nach Frankreich zurückgekehrt seien. Der allgemeine Wohlstand schien im Zunehmen begriffen. Die Einnahmen aus den Verbrauchssteuern nahmen immer steigende Ziffern an, so daß sie bald herabgesetzt werden konnten. Anleihen hatten ihr früheres unbeliebtes Ansehen verloren, weil man glaubte, eine freie, fleißige und intelligente Nation könne aus ihrem Schooße zu jeder Zeit unermeßliche Reichthümer hervorbringen. Man wiegte sich in goldenen Träumen und überall wuchs das Verlangen, den Nationalreichthum auch zu Gunsten der Privatkasse auszubeuten. Nun entstand jene kopflose Aera der Gründungen, welchen die zu Verkehrszwecken bewilligten Milliarden erwünschten Vorschub leisteten. Ein einheitlicher Plan der Verwendung fehlte. Aber jeder Deputirte hatte ein Projekt in der Tasche, das sein Wahlarrondissement oder eine Gesellschaft, bei der er persönlich betheiligt war, betraf und zu welchem Beihülfe der Staatsgelder verlangt wurde. Die parlamentarischen Aufsichts- und Verwaltungsräthe hatten die Thätigkeit ihrer Finanzgesellschaften bald im ganzen Lande verbreitet und erstreckten sich auch auf Tunis und Aegypten. Während die Spielwuth der Nation durch die Sprünge der Börse, der nichts mehr unmöglich schien, bis zum Wahnsinn erregt wurde, vollzog sich im öffentlichen Leben jene Verbindung von Geschäft und Politik, welche so recht eigentlich der dritten Republik ihr besonderes Gepräge aufgedrückt hat, weil alle Parteien gleichmäßig ihre Hände dabei im Spiele

hatten. Das solide Geschäft aber mußte natürlich unter dem Drucke dieses Taumels leiden. Es entstand, ganz allmälig und den Zeitgenossen kaum wahrnehmbar, ein Rückgang der Industrie. Französische Waaren wurden auf ausländischen Märkten, wo einzelne Specialitäten bis dahin das Monopol gehabt hatten, von denen anderer Länder überflügelt. Das Verhältniß in der Handelsbewegung wurde verschoben, indem die Ziffern der Einfuhr diejenigen der Ausfuhr überwogen, während bis dahin gerade das umgekehrte Verhältniß stattgefunden hatte.

Ein diese Umstände betreffender Gesetzentwurf, der am 1. Februar d. J. in der Kammer eingebracht und durch zahlreiche Unterschriften unterstützt wurde, gibt nach amtlichen Quellen eine interessante Uebersicht über den Stand der Einfuhr und der Ausfuhr in Frankreich. Es wird bestätigt, daß der Ausfuhrhandel auf eine fühlbare Weise abgenommen hat, und es wird von der Kammer verlangt, daß sofort eine Commission von 21 Mitgliedern ernannt werde, welche eine umfassende Enquete an allen Handels- und Industriecentren anstellen und demnächst der Kammer Bericht erstatten soll. Nun erscheint diese Maßregel zwar zwecklos, denn das Land ist mit Handels-, Industrie-, Gewerbe-Kammern und -Syndikaten reich gesegnet und deren Berichte sind alljährlich ebenso zahlreich eingegangen; sie sind aber in den Büreau's der Regierung und der Kammern ebenso begraben worden, wie die unzähligen Eingaben wegen der Arbeiterschutzgesetze. Ein gleiches Schicksal wird auch dieser Entwurf haben, er behält aber einen historischen Werth, weil er die Thatsache des Niederganges im Handel und Verkehr bestätigt.

Wir ersehen aus dem statistischen Material, welches den Motiven beigelegt ist, daß in der fünfjährigen Periode von 1872 bis 1877 die Einfuhr im französischen Handel einen Totalwerth von 41,028 Millionen gegen ein Totale der Ausfuhr von 42,333 Millionen betrug, wodurch in dieser Zeit ein Mehr der Ausfuhr von 1305 Millionen entstanden war,

welches dem Lande zu Gute kam. Seitdem vermindert sich die Ziffer der Ausfuhr in ihrem Verhältniß zu der der Einfuhr von Jahr zu Jahr. Die Einfuhr beginnt in beträchtlichen Proportionen zu überwiegen. In der fünfjährigen Periode von 1877 bis 1882 betrug die Einfuhr insgesammt 51,913 Millionen, die Ausfuhr insgesammt 40,185 Millionen. Es entsteht also ein Ueberschuß der Einfuhr gegen die Ausfuhr im Werth von 11,728 Millionen, welche das Land zuzahlen mußte. Gegen die letztvergangene fünfjährige Periode hat die folgende also über zwei Milliarden Werth weniger exportirt.

Diese Wahrnehmungen beginnen plötzlich die Gemüther zu beunruhigen, während man noch vor Kurzem in den volkswirthschaftlichen Zeitschriften lesen konnte, daß die Theorien von einer nationalen Handelsbilance à la Colbert seit Quesnay's und Adam Smiths Tagen längst überwunden seien. Als die großen Ausfälle, die der Weinbau durch die Phylloxera erlitten hatte, und die ungünstigen Oel- und Getreide-Ernten in der Presse besprochen wurden, schrieb der bekannte nationalökonomische Publicist Limousin, der kürzlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn behufs industrieller und handelspolitischer Studien bereiste, und auch von München aus sehr interessante Berichte veröffentlichte, in der „France“: „Was macht es, wenn wir nicht hinreichendes Getreide produciren können, oder wenn unsere Reben keine Trauben mehr liefern? Amerika liefert uns Korn und Fleisch; Spanien, Italien, Griechenland, Ungarn Wein in Ueberfluß. Die Transportkosten sind gering und wir wissen, daß solche Rohprodukte nur scheinbar mit Geld, thatsächlich aber mit Industrieerzeugnissen bezahlt werden, und daß der größere Vortheil dieses internationalen Austausches immer auf Seite derjenigen liegt, welche Manufakte für Naturprodukte hergeben.“ Der Verfasser jener Zeilen stößt aber in späteren Artikeln selber Nothschreie darüber aus, daß die französische Industrie im internationalen Wettstreit der Entwicklung zurückgeblieben,

und daß sie namentlich in Gefahr sei, von derjenigen Deutschlands und Oesterreichs überflügelt zu werden. Auch der Durchgangsverkehr der Güter beginnt nachzulassen.

Endlich ist man nun zur Einsicht gelangt, daß trotz der bewilligten Milliarden für die allernothwendigsten Handelsstraßen ebensowenig geschehen ist, wie für den Ausbau der Häfen. Besonders in letzterer Beziehung ist Frankreich weit hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückgeblieben. Erst in allerneuester Zeit, nachdem man amtliche Expeditionen zum Studium der englischen und deutschen Häfen ausgesandt hatte, begann man ernstlich Hand ans Werk zu legen, freilich zuerst wieder durch Ernennung von außerparlamentarischen Enquete-Commissionen unter Vorsitz des Ministers Cochery. Der Plan der Ingenieure zur Vergrößerung des Hafens von Havre hatte eine Bauzeit von 10 Jahren mit einem Kostenaufwand von 100 Millionen in Aussicht genommen. Es handelt sich besonders um Anlegung von tiefen Bassins, welche den großen neuen Dampfern der transatlantischen Gesellschaften bequemes Einlaufen und Löschen der Ladung gestatten. Diese Dampfer haben einen Tiefgang von 8 bis 9 Meter und werden Liverpool, Hamburg und Genua aufsuchen, wenn ihnen in den französischen Häfen nicht gleiche Möglichkeit zur schnellen Expedirung geboten wird. Ferner fehlen in Havre wie in Marseille noch die Hafenbahnhöfe, Docks mit mechanischen Werkstätten und viele andere Einrichtungen, die bei der Großartigkeit des jetzigen Verkehrs für sogenannte Welthäfen unerläßlich sind. So ist es gekommen, daß während Hamburg und New-York um die Palme des zweitgrößten Hafens des Erdkreises kämpfen, der Verkehr in den französischen Häfen zurückzugehen beginnt. Der Umsatzwerth der beiden größten Hafen Frankreichs, Havre und Marseille, zusammengenommen reicht noch lange nicht an die jährliche Durchschnittsziffer des Hamburger Verkehrs allein.

Auch noch von einer anderen Seite droht dem Transit-

handel eine Beeinträchtigung. Durch die Gotthardbahn ist der englisch-italienische Verkehr von Frankreich vollständig abgeleitet, und in diesem Verkehr ist auch ein großer Theil des englisch-orientalischen respektive indischen mit eingeschlossen. Genua beginnt auf Kosten Marseille's ein Handelsplatz ersten Ranges zu werden und wird jedenfalls auch außer dem Handel des Orients ein gutes Theil des amerikanischen Handels an sich reißen und mit Süd- und Mitteleuropa vermitteln. Um dem zu begegnen, will man der Mont-Cenis-Bahn eine Parallelbahn geben, welche den Simplon überschreiten soll und die direkte Verbindung von Calais nach Brindisi um 111 Kilometer gegen die Gotthard-Route abkürzen würde. Andererseits will man zwischen Bordeaux und Lyon eine direkte Bahnverbindung herstellen, um den Verkehr vom Westen mit dem Handelscentrum zu erleichtern. Das sind alles Vorschläge, deren Erledigung von Regierung, Parlament und Pariser Gemeinderath als flagrant anerkannt wurde, weil deren Unterlassung den Handel und somit die Prosperität Frankreichs bedenklich schädigen würde. Diese Erklärung, besonders insoweit sie den vernachlässigten Ausbau der Häfen anbetrifft, schließt zugleich eine schwere Anklage in sich gegen die Art und Weise wie die Milliarden des Freycinet'schen Programms verzettelt worden sind, ohne den Nutzen zu stiften, welchen das Land erwarten konnte.

Rechnet man hiezu den beständigen Rückgang im Gedeihen der Colonien, besonders derjenigen im indischen Ocean, welchen England ihre Lebensadern durch Entziehung der Arbeitskräfte, sogenannter Koulies aus Afrika, Indien, China und neuerdings auch von den Neu-Hebriden, nach und nach vollständig unterbunden hat; rechnet man ferner die Summen, welche das Budget von Algier und Tunis und die übrigen Flottenexpeditionen verschlingen: so bekommt man kein glänzendes Bild von Frankreichs handelspolitischer Lage. Die unlängst zu Tage getretenen Erscheinungen von Colonisationsbegeisterung für Congo, Senegal, Tongkin oder

Madagascar waren nur Bemühungen des Optimismus, die Wahrheit zu verschleiern und in neuen Unternehmungen alte Verluste auszugleichen. Wohl ist Frankreich ein reiches Land und seine Hülfsquellen erscheinen allerdings unerschöpflich zu seyn. Seine Bevölkerung ist zum größeren Theil arbeitsam, sparsam und mäßig. Aber die Gegensätze im Volkscharakter und die leichte Erregbarkeit der Gemüther läßt das unglückliche Land niemals eine längere Friedenszeit erleben. In diesem Jahrhundert verging kaum eine Periode von 15 Jahren ohne Krieg und Revolution. „Frankreich ist nicht bestimmt", sagte kürzlich Renan in einem Vortrage in der Akademie Française, „jemals den ruhigen Schlummer der selbstgenügenden Mittelmäßigkeit zu schlafen. Zwei Welten kämpfen beständig in seinem Schooße. Selbst in den Stunden der Ruhe hat es die convulsiven Zuckungen, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit in den Tiefen des Organismus verrathen."

Auch jetzt sind diese Zuckungen wieder bemerkbar geworden. Der Bürgerkrieg klopft an die Thüre, um der Corruption und Mißwirthschaft ein Ende zu machen. Das gegenwärtige System versucht, wie es schon so oft der Fall war, seine Tage zu verlängern, indem es die großen Massen des Mittelstandes durch die radikale Minorität einschüchtern läßt. Aber das Vertrauen des Landes zu dem jetzigen Regime ist durchweg geschwunden und der wirthschaftliche Niedergang hat hauptsächlich dazu beigetragen, die Illusionen von der demokratischen Republik zu zerstören.

Ph. v. W.

XXIX.

Gambetta, Heer und Republik in Frankreich.

Paris im Febr. 1883.

Die Aufregung und die Folgen, welche das Ableben Gambettas und das Manifest des Prinzen Napoleon hervorgebracht, lassen sich nur begreifen im Zusammenhang mit den allgemeinen Zuständen Frankreichs und besonders mit dem Verhältniß zwischen der bewaffneten Macht und der jetzigen Staatsgewalt. Fangen wir bei Gambetta an.

Die Stellung, welche dieser Mann in Frankreich eingenommen hat, ist kennzeichnend für die Zustände des Landes. Drei Ursachen sind es, welche ihn zur ersten Person im Staate gemacht, ihn zum Gebieter Aller erhoben hatten. Die erste Ursache besteht darin, daß zufolge der bei den Franzosen herrschenden Anschauungen, bei der ihnen durch jahrhundertelange Gewöhnung allein möglichen Denkweise sich jedes politische System in einer Person verkörpern muß. Der Franzose kennt keine Theilung der Gewalt, keine Abgrenzung der Befugnisse, keine Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen, Bezirke und Körperschaften. Alles geschieht durch Machtgebot aus Paris, wo alle Gewalt, der ganze Regierungsmechanismus vereinigt ist. Deßhalb gipfelt das ganze Staatswesen und das öffentliche Leben in derjenigen Person, deren Willen dort eben obenan steht. So viele meist hochgepriesene und klug ausgesonnene Verfassungen und Grundgesetze Frankreich sich auch nacheinander geschaffen hat oder auferlegen ließ, keine derselben hatte viel mehr Widerstands-

kraft als das Papier, worauf sie geschrieben standen. Die Person, welche die Macht in ihrer Hand zu vereinigen wußte, war stets ungleich dauerhafter als alle Verfassungen und Grundgesetze, deren ja auch Napoleon III. allein ein halbes Duzend verschlissen und überlebt hat.

Gambetta war zur Verkörperung der Republik geworden, weil er die größte Zungenfertigkeit und Verschmitztheit besaß, dabei mit der unerbittlichsten Rücksichtslosigkeit und ebenso zäher wie geriebener Hartnäckigkeit nach der höchsten Gewalt strebte, dieselbe auch durch die nämlichen Mittel festzuhalten wußte. Er war deßhalb „Autoritär“, um diese republikanische Umschreibung für das anrüchige aber auch richtigere Wort „Autokrat“ zu gebrauchen. Eben wegen der herrschenden Geistesrichtung ist es den Franzosen durchaus unmöglich, eine andere als eine „autoritäre“ Regierungsform zu ertragen. Napoleon III. regierte seit Sturz des legitimen Thrones am längsten, weil er seine Autokratie am rücksichtslosesten auszuüben verstand. Gambetta wurde der gefeiertste Mann der Republik, weil er genau in denselben Bahnen wandelte. Die Bewunderung und die Anhänglichkeit der Franzosen erwarb er sich hauptsächlich durch die Eigenmächtigkeit und herrschsüchtige Rücksichtslosigkeit, mit welcher er während der Belagerung von Paris die Erhebung der Provinzen leitete, die Generäle wie Schuljungen abkanzelte und fortschickte, die kaiserlichen Beamten knall und fall zum Teufel jagte, mißliebige und ihm verdächtige Leute einkerkerte und selbst todtschießen ließ, Proconsuln nach allen Gegenden entsandte, den Gegnern seines Regiments alle politischen Rechte versperrte, Gesetz und Recht mit Füßen trat, nach allen Richtungen Schläge austheilte (ausgenommen da, wo deutsche Truppen sich blicken ließen), und überhaupt seine ungeschlachte Faust überall empfinden ließ. Dazu kamen seine überspannten, oft geradezu lächerlichen und sinnlosen Siegesberichte nebst unverwüstlicher Großsprecherei mit Selbstzuversicht, von der sich die Franzosen angezogen und verblüfft fühlten.

Ein derlei „kräftiges“ Regiment ist was ihnen gefällt, ihnen Vertrauen und Ehrfurcht einflößt.

Nach dem Sturze Mac Mahons und dem Tode Thiers nahm er ganz dieselbe Stellung auf parlamentarischem Gebiete ein. Er hatte eine große natürliche Rednergabe, aber es fehlte ihm an Tiefe und überhaupt an Bildung, die er durch eine leichte Auffassung und aufgeputzte Oberflächlichkeit ersetzte. Er widerlegte den Gegner nicht, sondern schrie ihn mit seiner Brüllstimme, seinen drohenden Armbewegungen und hochtrabenden Redensarten förmlich nieder. Er ersetzte Gründe durch Dreistigkeit, Beweise durch kecke Behauptungen, Selbstvertheidigung durch kecke Anklage des Gegners. Er stand nicht als Redner auf der Bühne, sondern als Gebieter, als Gewaltherrscher, welcher seine Donner nach allen Seiten ertönen ließ, als ein allmächtiger Richter, welcher verurtheilte, ohne gehört zu haben und ohne nach Zeugenaussagen etwas zu fragen. Daneben stützte sich seine Herrschgewalt auf ein wohlausgebildetes System persönlicher Intriguen. Mit geradezu haarsträubender Gemeinheit vernichtete er diejenigen, welche ihm im Wege standen, indem er ihnen alle Mittel der Vertheidigung aus der Hand riß. So ging er namentlich gegen Jules Simon vor, dem er mit wahrhaft jüdischer Abgefeimtheit zuletzt noch die einzige Zeitung zu entziehen wußte, auf welche derselbe Einfluß hatte. Gambetta war das Musterbild eines Autokraten mit republikanischem Aushängeschild, der alle Mittel zu gebrauchen verstand, welche die „modernen Principien“, obenan die Gewissenlosigkeit, zu bieten vermögen.

Die zweite Ursache seiner Machtstellung bestand darin, daß Gambetta der hervorragendste Vertreter und die vollständigste Verkörperung der unter dem zweiten Kaiserreich aus den Staatsschulen hervorgegangenen glaubens- und grundsatzlosen, dabei aber um so beutegierigern und genußsüchtigern Jugend war. Es ist damals in diesen Blättern wiederholt auf dieses heranwachsende Geschlecht aufmerksam gemacht

worden, als sich einige Vertreter desselben auf dem berüchtigten Studenten-Congreß in Lüttich (1865) hervorgethan hatten. Alle diese jungen Leute sind vom Größenwahn besessen, vernachlässigten ihre Ausbildung dergestalt, daß sie in den Prüfungen meistens durchfielen und deßhalb keine Anstellung erlangen konnten. Gambetta selbst war als untauglich zur Bekleidung einer Hülfsanwaltstelle abgewiesen worden. Die ganze Gesellschaft zählte in Paris nach vielen Hunderten, erhielt stets durch Neuangekommene Zuwachs für die nach der Provinz Zurückgekehrten. Sie verbrachte ihre Zeit in den Kaffeehäusern mit Politisiren oder in noch schlimmerer Weise. Man erging sich in Anklagen und Verurtheilungen des Kaiserreiches, suchte gierig nach Gelegenheiten, demselben Eins zu versetzen und so an die Oeffentlichkeit zu treten. Die Leutchen arbeiteten am Umsturz oder wünschten doch denselben herbei, da sie auf regelmäßigem Wege zu keiner Stellung gelangen konnten, welche ihren Ansprüchen hätte genügen können. Mehrere von ihnen, besonders Gambetta selbst und Jules Ferry, versuchten es zuerst mit dem Orleanismus und spekulirten auf die Geldmittel der orleanischen Prinzen. Als der begabteste, verschmitzteste dieser Abenteurer vermochte Gambetta zuerst durchzubrechen und am höchsten emporzukommen.

Die Veranlassung ist bekannt. Auf Allerheiligen 1868, wo in Paris die Kirchhöfe stark besucht werden, versuchten etliche fünfzehn oder zwanzig dieser verbummelten jungen Leute eine Kundgebung auf dem Grabe des am 2. Dezember 1852 auf einer Barrikade in der Vorstadt St. Antoine gefallenen Volksvertreters Baudin. Sie wurden daran verhindert und einige von ihnen wegen Widersetzlichkeit gegen die Polizei vor Gericht gestellt. Gambetta, welcher sich vorsichtig außer Schußweite gehalten hatte, vertheidigte einen der Angeklagten, indem er ein langes Sündenregister der Familie Bonaparte aufrollte. Das Gericht ließ ihn nicht bloß ruhig gewähren, sondern gestattete auch die weitere Verbreitung der

Rede, die nun eine ungeheure Wirkung hervorbrachte. Napoleon III. hatte durch seine überkluge Politik bei Sadowa eine Niederlage erlitten, welche alle Franzosen tief empfanden. Sie waren daher gegen das Kaiserreich bereits schlecht gelaunt und die Rede Gambetta's gab gewissermaßen der allgemeinen Mißstimmung Ausdruck. Sie schlug ein, weil sie im günstigen Augenblick gekommen war. Gambetta ward mit einem Schlage zum berühmten Manne. Er wurde in Paris zum Abgeordneten gewählt. Das Kaiserreich war damals schon viel zu tief heruntergekommen, um noch Zeit zu haben, Gambetta auf seine Seite zu bringen, ihn durch gute Behandlung kirre und sich dienstbar zu machen. So wurde der Sturz des Kaiserreiches die Staffel für das Glück Gambetta's.

Doch wäre es Unrecht, Gambetta und Genossen einen besondern Vorwurf zu machen, daß sie am 4. September sich der Staatsgewalt bemächtigten. Denn „bemächtigen" kann man es doch nicht nennen, wenn man sich an die Stelle eines Geflüchteten setzt. Am 4. September 1870 waren die seither wiederum so großmäulig gewordenen Bonapartisten alle in die Mauslöcher verschwunden. Die arme Eugenie schreibt es sich zu Gute, daß sie für ihren Thron kein Blut vergießen ließ. Es wäre eben eine Kunst gewesen, es zu thun, da nicht ein einziger Bonapartist da war, um sie persönlich zu schützen. Unter der Obhut Metternichs und in dem Wagen ihres Zahnarztes, eines Amerikaners, erreichte die Kaiserin eine Eisenbahnstation außerhalb Paris.

Gambetta war, wie gesagt, der erste und bedeutendste unter dem eben gekennzeichneten Geschlecht, der durch einen glücklichen Griff in die Höhe, zu Ruf, Ansehen und Einfluß gelangte. Was war natürlicher, als daß die zahlreiche Sippe durch die von ihm gemachte Bresche nachdrängte, sich an ihn anlehnte und ihn daher auch unterstützte. Er wurde das Vorbild, die Hoffnung aller dieser Existenzen, die ihren Beruf verfehlt hatten. Daher der mächtige Anhang, der sich schnell um ihn sammelte. Gambetta that nun seinerseits

das Möglichste, die ganze Sippe in Amt und Stellung zu bringen. Man hat vielfach geglaubt, die „neuen socialen Schichten“, deren Emporkommen Gambetta angekündigt, seien der vierte Stand, die Arbeiter, gewesen. Nichts ist unrichtiger. Gambetta war radikal, gottlos, aber dabei durchaus der Mann der Classenherrschaft; die Arbeiter haßte und verachtete er, wie es alle Seinesgleichen thun. Die „neuen socialen Schichten“ waren ihm nichts Anderes als die so zahlreiche Sippe von politischen Strebern und verlotterten Intelligenzen, welche den kaiserlichen Staatsschulen entwachsen sind. Dank Gambetta bildeten sie die bestgeschulteste Partei in Frankreich.

Die dritte Ursache der Machtstellung Gambetta's war sein Verhältniß zum Heere. Er allein von allen republikanischen Führern hatte in der Armee einen Anhang. Als Diktator hatte er zwar Generäle und Offiziere vielfach schlecht behandelt, aber zugleich doch auch vermocht, Leben und Eifer in die Volkserhebung zu bringen. Seiner Anfeuerung war es zum guten Theile zu verdanken, daß immer neue Heerhaufen entstanden, mit welchen die Generale, trotz der verkehrten Befehle Gambetta's, manche Erfolge errangen, welche die Franzosen als Siege bezeichnen und die ihrer militärischen Ehre einen kleinen Trost für so viele Verluste gewährten. Gambetta war auch deßhalb im Heere nicht unbeliebt, weil er ein rücksichtsloser Autokrat war. Das Heer hat die republikanische Staatsform über sich ergehen lassen, aber sich nie mit derselben befreundet. Alle Gewohnheiten, Ueberlieferungen und Einrichtungen beruhen auf der einheitlichen Spitze, einer persönlichen Staatsgewalt. Das Heer ist monarchisch durch seine Grundlagen, ganz abgesehen von den Ueberzeugungen seiner Mitglieder. Deßhalb war der Diktator Gambetta allein von allen Republikanern sein Mann. Von militärischen Dingen verstand er freilich nicht viel. Aber später als Ministerpräsident hatte er es doch verstanden, den sehr tüchtigen General Campenon zum Kriegsminister zu machen, und ihm

in dem Baron von Miribel, einem Royalisten, den fähigsten Organisator und guten Strategen an die Seite zu geben. Bei dem sonst so mittelmäßigen Ministerium Gambetta war deßhalb das Kriegsministerium besser bestellt als selbst unter Mac-Mahon.

Gambetta war der Mann, welcher sich Gehorsam zu verschaffen wußte, wenn er die Gewalt in Händen hatte. Mit ihm konnte also ein Krieg unternommen werden. Er hatte sich stets als den Vertreter des Rachekriegs aufzuspielen gewußt, von dem doch jeder französische Soldat träumen muß', selbst wenn er nicht wollte. Ob er diesen Krieg unternommen haben würde, ist eine andere Frage; genug, daß das Heer ihn vorläufig als den Führer im Rachekriege ansah, und deßhalb seine Hoffnungen und sein Vertrauen in ihn setzte. Freilich ist dieß nicht so zu verstehen, daß das ganze Heer gambettistisch gesinnt gewesen wäre; denn die Zahl der monarchisch-gesinnten Offiziere dürfte jetzt weit überwiegen.

Faßt man die Stellung Gambetta's in dieser Weise auf, so erklären sich die seitherigen Ereignisse um so leichter. Nicht bloß die Partei der eigentlichen Gambettisten, auch der größte Theil der übrigen Republikaner erging sich bei seinem Tode in Wehklagen, welche nur demjenigen übertrieben erscheinen können, welcher den Zusammenhang der Dinge nicht kennt. „Die Seele der Republik ist entflohen,“ „was wird aus uns werden;“ „Frankreich hat sein gutes Genie verloren;“ „es bleibt uns keine Hoffnung mehr“: so und ähnlich lautete der Jammer der Republikaner. Man mußte dadurch unwillkürlich die Ueberzeugung gewinnen, die Republik sei nunmehr verloren. Uebereinstimmend wurde versichert, daß Niemand da sei, der auch nur entfernt die Stelle des Verstorbenen auszufüllen vermöge. Mußten da nicht die Gegner der Republik in ihren Hoffnungen neubestärkt werden? Ueberdieß zeigte die mit heidnischem Prunk gefeierte Beerdigung Gambetta's, daß er im eigentlichen Pariser Volke, dessen

Abgott er einst gewesen, den Boden fast ganz verloren hatte. Der Mann, den die radikalsten Pariser Arbeiter auf den Schild gehoben, war schnell zum eingefleischten Bourgeois geworden. Es tritt noch die merkwürdige Thatsache hinzu, daß die Bourgeoisie sich angewöhnt hatte, Gambetta trotz seines steten Zurückweichens von den Intransigenten, dennoch als einen Damm gegen die Commune zu betrachten, jedenfalls wegen seines autokratischen Gebahrens.

Was Wunder nun, wenn nach seinem Tode der Prinz Jerome seine Zeit für gekommen hielt und ein Manifest erließ, mit dem er wirklich eine ungemeine Wirkung hervorbrachte? Die in diesem Schriftstück der Republik vorgehaltenen Gebrechen sind längst in allen unabhängigen Zeitschriften besprochen und selbst vielfach von den republikanischen Tagesblättern zugestanden worden. Daß die Republik nach außen eine klägliche Rolle spielt, einem finanziellen Bankerott mit starken Schritten entgegeneilt, durch die elendesten Kirchthurm-Politiker ausgebeutet wird, das weiß Jedermann schon längst; ebenso aber auch, daß gerade Prinz Jerome am allerwenigsten eine Berechtigung hat, der Republik daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat durch seinen Einfluß die meisten und verhängnißvollsten Fehler Napoleons III. in der auswärtigen Politik unterstützt, sich dabei als Soldat wie als Mensch unwürdiger benommen, als jemals ein französischer Prinz. Weder im Heere noch bei dem Volke besitzt er Achtung und Anhang, der bessere Theil der Bonapartisten hält sich von ihm fern. Er ist der hoffnungsloseste aller Thronanwärter. Wenn trotzdem sein Manifest eine so tiefe Erschütterung in den regierenden Kreisen hervorbrachte, so beweist dieß nur, wie schwach sich die regierenden Republikaner fühlen, wie abgelebt die Republik schon ist.

Die Bewegung ging hauptsächlich von den Radikalen und Intransigenten aus, welche die Gelegenheit mit beiden Händen ergriffen, um ihren Einfluß zu erweitern. Die Radikalen sind mißtrauisch gegen alle, welche nicht zu ihren

Fahnen schwören, betrachten jeden gemäßigten Republikaner als einen Verdächtigen. Sie bedürfen eines Verdächtigen-Gesetzes, des Schreckens, um sich an die Spitze zu schwingen und die anderen Parteien einzuschüchtern. Nach einem ersten Ausnahmegesetze, gegen die Mitglieder der ehemaligen Herrscherfamilien, würde das zweite und dritte schnell folgen. Nach den Prinzen würden deren Anhänger, nach diesen alle diejenigen verbannt, welche anders denken als die Herrschenden. So ging es bei der ersten Revolution, welche allen jetzigen Republikanern als Vorbild und Richtschnur gilt. Der Gedanke, welcher die Floquet und Genossen bei Einbringung ihrer Gesetzvorschläge leitete, besteht einfach darin, sie würden durch den für die Erhaltung der Republik bethätigten Eifer sich die Stellung erobern können, welche der verstorbene Gambetta innegehabt. Da sie die Sache der Republik in die Hand nahmen, konnte das Ministerium nicht zurückbleiben, um nicht in Verdacht zu gerathen. Anfänglich hatte dasselbe beschlossen, keinerlei Schritte gegen Jerome und sein Manifest zu thun, sondern den Dingen ihren gewöhnlichen Lauf zu lassen. Aber die Aufregung, welche von dem Antrag Floquets unter den Deputirten hervorgerufen wurde, schüchterte die Minister dergestalt ein, daß sie noch am selben Tage in einer zweiten Sitzung die Verhaftung des Prinzen und die Einbringung eines Gesetzentwurfes beschloßen. Sie durften sich ja in ihrem Patriotismus nicht überholen lassen.

Nur die beiden Minister der Land- und Seemacht widerstanden, obwohl sie ebenfalls Republikaner sind. Bei ihnen waren die militärischen Gründe entscheidend. Sie konnten nicht zugeben, daß ein General oder anderer Offizier ohne weiters seines Grades entsetzt und aus dem Heere gestoßen werde. Sobald der erste Offizier aus politischen Gründen, durch Machtgebot der herrschenden Partei, seiner wohlerworbenen Rechte verlustig gegangen wäre, würde es nicht lange dauern, bis alle mißliebigen Offiziere demselben Schicksal verfallen wären, wie es den Beamten schon längst er-

gangen ist. Die Deputirten würden dann ebenso die ihnen unangenehmen oder ihren Schützlingen hinderlichen Persönlichkeiten im Offizierscorps absetzen lassen, wie sie es jetzt mit den Präfekten, Unterpräfekten bis herab zum Straßenwärter und Feldhüter thun. Die Politik würde dann vollständig im Heere herrschen, welches sich bis jetzt, trotz einzelner Ausnahmen, dieser Einflüsse sehr wohl erwehrt hat. Das Prätendenten-Gesetz hätte deßhalb für das Heer genau dieselbe Wirkung und den gleichen Zweck, wie das Gesetz über die Gerichtsverfassung für den Richterstand. Dieses Gesetz aber, welches die Unabsetzbarkeit des Richterstandes aufheben sollte, ist gerade um dieselbe Zeit (23. Januar) von der Kammer abgelehnt worden.

Floquet hatte in seinem Gesetzentwurfe vorgeschlagen, kurzweg alle Nachkommen der früheren Herrscherfamilien zu verbannen. Das Ministerium Duclerc getraute sich aber nicht soweit zu gehen. Es wollte nur für die Regierung die Befugniß, die Prinzen betreffenden Falles ausweisen zu können. Schließlich einigte man sich auf Grund des von dem Abgeordneten Fabre vorgeschlagenen Ausgleichs. Demselben zufolge sind die Nachkommen der Herrscherfamilien nicht wählbar für irgend eine Körperschaft und können keine militärische oder sonstige öffentliche Stelle bekleiden; durch ein Dekret des Präsidenten der Republik können sie jederzeit ohne weiteres über die Grenze geschafft werden; kehren sie zurück, so sind sie zu ein bis fünf Jahren Gefängniß zu verurtheilen. Die beiden Kriegsminister wie auch der Präsident des Ministerrathes, Duclerc, traten jedoch zurück, weil sie auch einem solchen Ausgleich nicht zuzustimmen vermochten. Die übrigen acht Minister bildeten unter dem Vorsitz des Ministers des Innern, Fallieres, welcher zugleich das Auswärtige übernahm, ein Rumpfministerium, welches den Fabre'schen Gesetzentwurf vor der Kammer vertrat, die ihn (am 1. Februar in einer bis Mitternacht dauernden Sitzung) mit 355 gegen 163 Stimmen annahm.

Aber es wollte kein General oder Admiral in dieß Kabinet treten. Erst nach längerem Suchen fand sich ein in einer entlegenen Provinz postirter General, Thibaudin, bereit, das Kriegsministerium und damit die Pflicht zu übernehmen, besagtes Gesetz ausführen zu helfen. Nun befindet sich aber dieser General in ganz besonderer Stellung zum Heere, indem er zu den wenigen Offizieren gehört, welche unter Bruch ihres Ehrenworts aus der deutschen Gefangenschaft entwichen sind. Als Oberst gerieth er bei der Uebergabe von Metz in Gefangenschaft und ward nach Mainz abgeführt. Er entwich und ward von Bourbaki angestellt, wobei er sich unter dem Namen Comagny zu verbergen suchte, wurde zum General befördert, soll aber, durch Nichtausführung eines Befehls, nicht am wenigsten zur Versprengung des Bourbaki'schen Heeres beigetragen haben. Daß ein solcher Mann wenig Achtung und Ansehen im Heere genießt, ist selbstverständlich; war er doch eine Zeitlang von dem gemeinsamen Offizierstisch ausgeschlossen gewesen. Ein Minister für die Marine fand sich gar nicht, und mußte dieses Portefeuille einstweilig dem Ackerbauminister de Mahy übergeben werden.

Darnach läßt sich schon der Eindruck beurtheilen, den das Vorgehen der Kammer im Heere hervorbringt. Das bedeutendste Fachblatt „l'Avenir militaire" sagt unumwunden: „Die Armee muß einsehen, daß dieß Gesetz, welches so ungerecht mehrere unzweifelhaft tüchtige Offiziere trifft, eine Bedrohung für alle Offiziere, für unsern Militärstand und für Frankreich ist. Wenn es möglich ist, die Prinzen-Offiziere zu cassiren, weil ihre Laufbahn nicht ganz den Vorschriften des Gesetzes von 1832 entspricht, so wird dadurch der Grundsatz aufgestellt, daß jeder Offizier, welcher nicht diesem Gesetze entsprechend aufgerückt ist, in unrechtmäßiger Weise seinen Grad besitzt. Aber in diesem Falle befinden sich mehr als dreitausend Offiziere, welche während des Krieges, im Drange der Verhältnisse, angestellt und befördert wurden. Aber war nicht die nach dem Kriege zur Prüfung der Grade eingesetzte

Commission dazu bestimmt, die Stellung dieser Offiziere zu regeln und zu einer gesetzlichen zu machen? Wenn die Anerkennung der Grade der Prinzen durch die Nationalversammlung von 1871 nicht rechtmäßig gewesen, dann ist dasselbe mit den von der besagten Commission anerkannten Graden der Fall, die ebenfalls, wenn auch nur mittelbar, von der souveränen Nationalversammlung bestätigt wurden. Selbst die Offiziere, deren Beförderung ganz dem Gesetze von 1832 entsprechend stattgefunden, sind ihrer Grade dann nicht mehr sicher. Dies Gesetz kann ebenso gut beiseite gesetzt und umgestoßen werden wie die Beschlüsse der souveränen Nationalversammlung."

Die republikanische Presse hat die Sache auch gar nicht anders verstanden, als daß die Staatsgewalt nach Gutdünken und Willkür jeden Offizier cassiren könne. Die „République française" sagte ausdrücklich: „Durch die Genehmigung des Gesetzes ist der militärische Theil desselben in's richtige Licht gestellt worden, indem dadurch der Regierung das ausdrückliche und unbeschränkte Recht zugesprochen wird, jegliche ihr gutdünkende Maßregel gegen jeden Offizier zu ergreifen, dessen Anwesenheit im Heer ihr bedenklich erscheint, sei dieser Offizier nun ein Prinz oder nicht." Also die Offiziere sollen vollständig der Willkür der Minister und der Deputirten preisgegeben werden, welche durch ihr niedriges Parteigetriebe und ihre Unfähigkeit der Verachtung des Volkes anheimgefallen sind! Eine so unwürdige Stellung, wie sie in keinem Heere besteht, können sich die französischen Offiziere unmöglich gefallen lassen.

Es kommt noch ein anderer Grund dazu, weshalb das Heer Partei für die Orleans'schen Prinzen ergreifen mußte. Dieselben sind tüchtige Offiziere. Während der letzten Jahre sind die meisten derjenigen Generale verstorben, welche sich im deutsch-französischen Kriege als tüchtig bewährt hatten, gerade um dieselbe Zeit (am 6. Januar) Chanzy, der geschätzteste Führer von allen. Gar viele Republikaner hatten

auf Chanzy als Nachfolger Grevy's ihre Hoffnungen gesetzt; das gesammte Heer, alle Franzosen sahen in ihm den allein möglichen Oberfeldherrn im Falle eines neuen Krieges. Seither blickt man auf den Herzog von Aumale als den künftigen Oberfeldherrn, und selbst Grevy hat einmal darauf hingedeutet, daß dieser Prinz sein Nachfolger in der Präsidentschaft werden könne. Außerdem ist der Herzog von Chartres ein tüchtiger Offizier und auf dem Punkte, zum General befördert zu werden. Der Prinz von Joinville ist noch immer einer der tüchtigsten Admirale Frankreichs; der Herzog von Nemours ist General außer Dienst; der Herzog von Alençon ist Artilleriehauptmann; der Herzog von Penthièvre Seeoffizier; der Graf von Paris Oberst der Landwehr. Dem Heere kann es nicht gleichgiltig seyn, ihres besten Generals beraubt zu werden.

Was man bei den Orleans'schen Prinzen fürchtet, ist aber gerade ihre Stellung in der Armee, wo sie um so beliebter und geachteter sind, als die Republik sich so viele Verstöße gegen die bewaffnete Macht zu Schulden kommen läßt. Ueberdieß dürften die monarchisch, also legitimistisch und orleanistisch gesinnten Offiziere jetzt die Mehrheit bilden, deßhalb war bei der ganzen Prätendenten-Frage stets nur von den Orleans'schen Prinzen die Sprache, an die Familie Bonaparte dachte man kaum, obwohl eines ihrer Mitglieder die Veranlassung zu der ganzen Bewegung gegeben. Uebrigens dient nur ein untergeordnetes Mitglied der Bonaparte'schen Familie als Lieutenant im Heere.

Beim Volke erregte die Sache viel mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme als die meisten Vorgänge des letzten Jahres. Einestheils wurden durch die Prätendenten-Frage wiederum die ruhigen gesicherten Zustände in Erinnerung gebracht, welche mit monarchischer Regierung verbunden zu seyn pflegen und von der jetzigen politischen Zerfahrenheit und wirthschaftlichen Zerrüttung gar sehr abstechen. Man fühlt allgemein, daß es mit der Republik zu Ende geht, und deßhalb denkt man im Geheimen schon an den Herzog von Aumale

als den bereitgehaltenen Retter für den Fall eines neuen Ausbruches der Commune. Denn ein republikanischer General, ein Thibaudin, wird die Truppen gegen die Anarchisten und sonstigen Revolutionäre, welche ja nur die Republik zur Wahrheit machen wollen, kaum mit Autorität anführen können. Daß aber der Zeitpunkt herannaht, wo nur das Heer noch das Staatswesen, die öffentliche Ordnung wird retten können, darüber herrscht kaum noch ein Zweifel. „Dies Alles wird mit einem militärischen Staatsstreich endigen," versicherte mir dieser Tage eine mit den Verhältnissen wohlvertraute Persönlichkeit. „Das Heer kann sich unmöglich die Behandlung noch länger gefallen lassen, welche ihm von den Republikanern zu Theil wird."

Es wäre überhaupt ein langes Capitel über diese Behandlung zu schreiben. Die Zurücksetzung des Heeres beginnt mit der Republik. Nachdem die Truppen den Aufstand der Commune niedergeschlagen hatten, beeilte sich der alte Feinspinner Thiers, den Besiegten eine Genugthuung zu gewähren. Er ließ die Truppen, als Belohnung für ihre Leistungen, über ein Jahr lang in schlechten Lagern um Paris herum verelenden. Auch durch seine Einmischung in militärische Angelegenheiten, wobei er immer eigensinnig seinen Willen durchsetzte, brachte schon Thiers vielfach die Armee gegen die von ihm gepriesene Republik auf. In der Kammer bethätigten zwar die Republikaner eine bedeutende Fürsorge für das Heer, aber wo sich nur die Gelegenheit dazu bietet, suchen sie auch die Commune an der Armee zu rächen. Dadurch ermuthigen sie die Anfälle auf Soldaten, welche außerordentlich häufig sind und regelmäßig hitzige Republikaner zu Urhebern haben. Die Amnestie der Communards, die Verhimmelung der letzteren als Retter und Märtyrer der Republik sind ebenso viele Schläge gewesen, welche die Armee in's Gesicht trafen. Die Verdrängung Mac Mahon's von der Präsidentschaft, weil er der Rache der Republikaner nicht eine Anzahl erprobter Generale opfern wollte, hat ebenfalls

nicht dazu beigetragen, die Republik in militärischen Kreisen beliebt zu machen. Ueberhaupt reiben sich die Republikaner, wo sie nur können, an Offizieren und Generalen, die überdieß gegen die Präfekten und Civilbeamten sowohl im Gehalt als im Rang zurückstehen.

Obwohl nun zwölf Jahre seit dem Frankfurter Frieden verflossen sind und die Neugestaltung des Heeres stets als die dringendste Hauptaufgabe dargestellt wurde, ist doch Alles noch schlecht bestellt. Weder die Dauer der Dienstzeit, noch die Verpflegungs-Branche des Heeres und der Generalstab sind gesetzlich geordnet. Dabei mischen sich in der Kammer wie in der Regierung gerade die Unberufensten am liebsten und häufigsten in militärische Angelegenheiten. Man läßt es bei jeder Gelegenheit Generale und Offiziere fühlen, daß sie unter den Gewählten des Volkes stehen. Die republikanischen Beamten können sich gar viel gegen das Heer erlauben. Bei der Flottenbesichtigung in Cherbourg vermochte der dort gewählte Abgeordnete Lavieille, ein abgedankter Militärbeamter, sich an dem Seepräfekten, Viceadmiral Bruat, zu rächen, indem er es dahin brachte, daß die Truppen ihm salutiren mußten. So entschädigte er sich dafür, daß der Viceadmiral ihm nicht den Vortritt zugestanden hatte. In Saumur führte der Polizeicommissär, Geschöpf eines Deputirten, jahrelang einen förmlichen Krieg gegen die Offiziere der dortigen Reitschule, brachte gerichtliche Untersuchungen und Anklagen gegen dieselben zu Wege, blos um zu zeigen, daß er über ihnen stehe. Den Offizieren blieb nichts übrig, als die von dem Polizeicommissär verhetzten Geschäftsleute der Stadt in Bann zu thun und nichts mehr bei ihnen zu kaufen. Die Sache kam in der Kammer zur Sprache. Der das Armeecorps befehligende General, zu dem Saumur gehört, mußte sich in's Mittel legen und für die Offiziere einstehen, um den Urheber alles Ungemaches, den räudigen Polizeicommissär zu beseitigen. Jedoch wurde diesem eine bessere Stelle gegeben!

So hat sich die zwischen Heer und Republik bestehende Kluft nicht nur nicht geschlossen, sondern eher erweitert. Die Armee ist weniger republikanisch als jemals. Gambetta hatte sich manche Generale zu Freunden gemacht, andere hielten aus den angedeuteten Gründen zu ihm. Seit seinem Tode ist aber keine republikanische Persönlichkeit mehr da, auf welche das Heer Vertrauen setzen könnte oder möchte. Grevy und die übrigen leitenden Republikaner haben nicht das Zeug in sich, das Heer an sich zu fesseln. Sie sind hiezu viel zu sehr Spießbürger und selbst von militärfeindlichen Vorurtheilen befangen. Deshalb richten sich die Augen und Hoffnungen des Heeres unwillkürlich auf andere Persönlichkeiten, welche selbst tüchtige Offiziere und gute Kameraden sind; der innere Zwiespalt zwischen dem Heere und der Republik kommt unwillkürlich zum Bewußtseyn.

Es ist gleichgiltig, was aus den Absichten der Kammer in der Prinzen-Frage endlich wird. Das Heer wird um so ungeduldiger werden, je wankelmüthiger und zerfahrener die Regierungszustände sich gestalten, jemehr Kammer und Minister an Ansehen und Achtung im Lande einbüßen. Je geringer die Autorität der Regierung, desto kecker, unternehmender treten die Anarchisten und andere Revolutionäre auf. Was jetzt in den öffentlichen Versammlungen zu Paris und anderswo über die Regierung gesagt wird, übersteigt schlechthin alles Maß. Grevy, die Minister und Abgeordneten werden Diebe, Räuber, Spitzbuben genannt, und wird ihnen mit Erschießen gedroht. Aber nirgendwo fällt eine Regierung, welche sich dergleichen bieten läßt, sicherer und schneller als in Frankreich. Der Zeitpunkt rückt heran, läßt sich fast vorausberechnen, wo die Autorität der Regierung und die öffentliche Ordnung durch ein bewaffnetes Einschreiten geschützt werden müssen. Und dann?

Ein wichtiger Punkt ist noch hervorzuheben. Infolge des Jerome'schen Manifestes brachten die republikanischen Blätter zahlreiche Enthüllungen über die Conspirationen und

Umtriebe der Royalisten. Sie klagten dabei besonders auch Rothschild und Léon Say an, dem Familienrathe der orleanischen Prinzen beigewohnt und, gleich anderen Mitgliedern des hiesigen Goldrings, Millionen für die royalistischen Pläne beigesteuert zu haben. In den anarchistischen Versammlungen, die jetzt täglich in verschiedenen Pariser Vierteln stattfinden, wird nun die Forderung aufgestellt, nicht blos den Besitz der Prinzen, sondern auch das Vermögen ihrer Anhänger, obenan der Rothschild, zum Besten des Volkes zu confisciren, dem das Alles von rechtswegen gehört, da es ihm geraubt worden sei. Die Bank- und Börsenwelt, welche in den letzten Jahren so üppige Ernten gehalten, hat daher alle Ursache, wegen ihres Besitzes und Schicksales besorgt zu seyn. Offenbar denkt sie auch schon daran, daß auf die Länge nur ein Regierungswechsel ihr den Schutz verschaffen könnte, welchen die Republik ihr nicht mehr zu bieten vermöchte. Da die Finanzwelt hier den ganzen Staat, Regierung, Deputirte, Presse durchaus unter ihrem Einfluß hat, kann es nicht fehlen, daß ihr Wille geschieht, sobald es ihr nothwendig erscheint und die passende Gelegenheit sich bietet. Diese Gelegenheit aber könnte sich bei dem Fortschreiten der anarchistischen Bewegung und wegen der Erweiterung der Kluft zwischen Heer und Republik sehr leicht in nicht allzuferner Zeit finden. Die Republik fristet nur noch nothdürftig ihr Daseyn. Nachdem man sie jahrelang als unzerstörbar und für alle Zeiten gesichert gepriesen, jammern jetzt alle ihre Stimmführer, daß sie durch die Prätendenten in größter Gefahr stehe. In Wahrheit ist es Frankreich, das nur noch mit Ungeduld eine Staatsform erträgt, deren Achtung täglich tiefer sinkt, welche keine einzige der aufgeworfenen Fragen zu lösen versteht, deren Minister nur von der Hand in den Mund leben, und all ihre Kraft im Parteikampf erschöpfen müssen. „Dies Alles wird mit einem militärischen Staatsstreich endigen": so sagt nicht mehr bloß Einer oder der andere Kenner der wahren Lage; und zwar gerade im Hinblick auf das Verhältniß zur Armee.

XXX.

Aus dem jüngsten Italien.

Natur- und Sittenbilder
von Sebastian **Brunner**.

Der bei meiner Anwesenheit in München ergangenen freundlichen Einladung nachkommend, erlaube ich mir Ihnen einige Bemerkungen über meinen von München aus unternommenen jüngsten Ausflug in das schöne Land „wo das Si erklinget" zu übersenden [1]).

1. Von Luzern nach Airolo. Vor drei Jahren machte ich die Fahrt zu Wagen von Altdorf bis Hospenthal über die Höhe des St. Gotthardberges bis Biaska. Es wurde damals fleißig an vielen Strecken an der Bahn gearbeitet. Da gab es so enge Pässe im tiefen Thale der Reuß, daß der Richtingenieur sich fragen mußte, wie soll hier die Bahn durchkommen, wie sollen diese erschrecklichen Terrainschwierigkeiten überwunden werden, wo die Bahn, da bald in die Höhe hinauf, bald unten in die Tiefe hinabgeführt wird? Nachdem nun alles fertig ist und man auf dem Bahnkörper fortsaust, hat man auch gar keine Vorstellung von der Kunst der Berechnung, der Arbeit und Ausdauer, die zu diesem Riesenunternehmen nöthig gewesen sind. In den Kehrtunnels dreht sich die Bahn wie in einer Schneckenstiege bald hinauf bald hinunter. In kurzer Zeit findet man Kirchen, Gebäude, die man ober sich gesehen hat, unter sich liegen. Der letzte größte Tunnel von Göschenen bis Airolo hat 16 Kilometer d. h. 16,000 Meter Länge, dieser aber hat keine Wendung,

1) Der Ausflug fand im vergangenen Spätherbst statt; der Reisebericht mußte aber wegen Mangels an Raum bis jetzt zurückgestellt werden. A. d. R.

er geht pfeilgerade durch die Felsenmassen des Gotthard hindurch; man fährt mit größter Geschwindigkeit in 26 Minuten durch. Es gibt noch immer viele Reisende, welche lieber aussteigen und 5 bis 6 Stunden mit dem Postwagen über den Gotthard fahren, als sich durch den Tunnel hindurchzuwagen. Daß man beim Hinabfahren auf der italienischen Seite, wo die sehr abschüssigen Wendungen des Serpentinweges passirt werden müssen, auch nicht ohne Gefahr ist, bestätigt die schweizerische Postverwaltung, auf den Recepissen der Postgebühr, auf welchen gedruckt zu lesen ist: „daß die Bundesregierung für die durch das Umwerfen entstandenen Beinbrüche oder anderen Beschädigungen durchaus keine Vergütung bezahlt oder einen irgendwie gearteten Schadenersatz leistet."

Es war ein Bahningenieur im Coupé. Nebelreißen, feiner Regen und einige Schneeflocken zeigten auf der Schweizerseite vor dem Tunnel den nahenden Spätherbst an. Die Erde war naß und weich. Ich fragte den Ingenieur, ob jenseits des Gotthard ein anderes Wetter seyn wird. Er antwortete: das kann ich Ihnen bestimmt sagen, ich habe in Luzern eine Drahtnachricht aus Airolo erhalten, dort sei heute blauer Himmel und Sonnenschein! — Es war schon dunkel als wir in Airolo anlangten, der Mond leuchtete an dem blauen Firmament und der Weg war trocken, ja mit Staub belegt.

Das Hotel zur Post, seit 10 Jahren von einem Schweizer geführt, ist noch immer ein gutes einfaches anständiges Haus. Ich und mein Gefährte blieben hier übernacht. Den Morgen besuchte ich die Pfarrkirche S. Nazzaro. Das ganze Thal gehört politisch der Schweiz, kirchlich zur Diöcese Como. In den Suffraganbiöcesen von Mailand ist der ambrosianische Ritus in Uebung. Die Dekane (hier Prevosto genannt) haben aus der Zeit des h. Ambrosius her, wenn sie ihre Visitation an Bischofsstatt abhalten, einen Stab aus Ebenholz (mit einer silbernen Kugel oben) der an die Brusthöhe reicht, als Zeichen ihrer Amtsgewalt. Hier gibt es nicht Pfarrer und Kapläne, sondern zwei Pfarrer, jeder hat sein eigenes Haus, beide haben gleiches (dürftiges) Einkommen; sie wechseln von Woche zu Woche im Dienste der Seelsorge. Während der 11jährigen

Dauer des Tunnelbaues gab es hier oft an 4000 Arbeiter, eine wandelnde Population, die eben nicht geeignet ist zur Hebung der Sittlichkeit große Beiträge zu leisten.

Der Weg von Airolo bis Bellinzona gehört zu den schönsten Bahnpartien in Europa. Durch den Regen und auf den Berghöhen durch den Schneefall waren die Wasserstürze in Thätigkeit gesetzt. Imposante herrliche Wasserfälle zählt man hier über hundert. Wenn nun einer von den minderen derselben, auch nur über ein Viertel seiner hiesigen Höhe, in die sächsische Schweiz zu versetzen wäre — was für ein Lärm und Jubel! Zu Hunderttausendmalen würde dieser Wasserfall auf Tellern, Suppen- und Kaffeeschalen seine abfällige Kunst betreiben, er würde den Gästen förmlich eingetränkt werden, man würde das Thal abschließen, eine Mark Eintritt verlangen, Steuer dafür bezahlen und der glückliche Wasserfall würde einen Weltruf erlangen. Hier, wo diese Gattung dutzendweise in zwei drei Thurmhöhen herunterstürzt, gibt man sich nicht einmal die Mühe, jedem einzelnen einen Namen zu geben. Es geht hier wie überall: der wahre Reichthum macht kein Rühmens und benöthigt keine Großthuerei.

Im Hotel Post zu Bellinzona war es vor 10 Jahren noch sehr bürgerlich, sehr behaglich, sehr einfach und sehr billig. In der neueren Zeit ist es umgebaut worden, ein stockhoher königlicher Speisesaal; wächst der Luxus, so vermindern sich die Portionen, nur die Preise steigen mit dem Speisesaale zur gleichen Höhe empor. Der Fortschritt thut eben keinen Schritt umsonst — er läßt sich jeden theuer bezahlen.

Jetzt geht die Bahn von hier nach Lugano. — Welche Lage! Was für herrliche Gärten, prächtige Villen, und was für wundervolle Fresken von Luini, die es allein schon verdienen, daß man hieherkommt. Dießmal war der See so ausgetreten, daß das Wasser bis an die schönen Gärten vor den Villen herankam, die an der Seestraße liegen. Einmal sah ich Lugano im Frühling — zauberisch, italienisch, der Herbst ist hier sehr unzuverlässig.

2. Locarno (Madonna del Sasso). Was diese Reisehandbücher oft bei ganz unbedeutenden Orten, Gegenden, Aus-

sichten für einen Lärm schlagen, und wie sie hinwieder oft an in ihrer Art einzigen Erscheinungen kühl vorübergehen! Ueber den Wallfahrtsort Madonna del Sasso z. B. sagen sie ganz kurz: „Madonna del Sasso, aufgehobenes Minoritenkloster auf steilem Felsen, woher der Name, oberhalb Locarno hinauf ½ Stündchen. Herrliche Aussichten über den See bis Canobbio. Im Hochaltar wunderthätiges Muttergottesbild. Viel bunte Dekoration in der Kirche.“ Und hiermit ist das Ganze in aller Geschwindigkeit abgethan, wie man im Buche auch „in einem halben Stündchen“ auf den Felsen kommt. Erst nachdem der Schreiber dieses das fünfte Mal den Lago Maggiore passirt und nachdem er schon früher einmal einen Tag in Locarno zugebracht, kam er auf diesen Felsenkegel hinauf. Die steilere Seite des Aufganges ist gegen Stadt und See zugekehrt, die leichter zu ersteigende, im Schatten von Bäumen und Sträuchern, zieht sich an der rechten Seite des Kegels in Serpentinwegen hinan. Geht man mäßig und will man sich nicht echauffiren, so hat man schon eine Stunde zu thun, um bis zur Kirche zu kommen.

Der Schreiber dieses hat schon viele gerühmte Höhenpunkte in Italien erklettert, Thürme und Berge. Herrliche Anblicke bietet der Gottesacker von Messina, wo man Reggio und einen Theil Calabriens vor sich über der Meerenge, und unter sich die Stadt und den Hafen von Messina liegen hat, — eben so der Monte Telegrafo, zwei Stunden von Messina landeinwärts, wo man auf der Höhe stehend Scylla und Charybdis und in der Ferne die Liparischen Inseln vor sich gewahrt. Wunderbar schöne Bilder rollen sich unten auf, wenn man von St. Martino oder von dem viel höheren Camaldoli bei Neapel herunterschaut. Ein Zaubergarten liegt zu Füßen, wenn man auf der Stadtmauer von Monreale in Sicilien die Millionen in Feuerfarbe glühenden Orangen auf grünem Blättergrund im weiten Thale leuchten sieht; ein Paradies (aber nicht von Engeln bewohnt) hat man noch in sichtbarer, nicht in von Nebel umhüllter Ferne, vor sich liegen, wenn man auf dem Monte Rosso (einem jetzt versunkenen und mit Erde bedeckten Krater des Aetna) sich postirt. Ein Bild des Meeres mit interessanter Architekturstaffage hat man

vor sich auf S. Cyriaco in Ancona. Wer Florenz und das Arnothal von Fiesole oder S. Miniato aus gesehen hat, dem wird dieß Zauberbild unvergeßlich bleiben. Auf S. Onofrio im Garten hat man das ewige Rom wie aus Holz geschnitzt zu Füßen liegen, in zwei Hälften getrennt von dem durch vielen Gebrauch nicht mehr silbernen, sondern schmutzig gewordenen Bande des Tiber. Ein anderes Bild von Neapel sehen wir von dem Vesuv aus, der, wenn er gerade thätig ist, alle 10 bis 12 Sekunden Hunderte von Steinen mit großem Rumor, Gepolter und Gesause in die Höhe wirft, so daß man zu den Theaterscenen von Neapel, Portici, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Pompeji noch gratis eine Musik genießen kann, gegenüber welcher der Spektakel und Lärm moderner Opernmusik zur Kindertrommel herabgedrückt wird. Von Madonna di San Luca bei Bologna sieht man Tageweit den fruchtbarsten Boden Italiens in der Tiefe. Wir nennen nur noch die Kuppel von S. Maria Carignano in Genua, den Torrazzo von Cremona, die schiefen Thürme von Pisa und Bologna. — Von diesem Ausfluge auf renommirte Höhen kommen wir auf Madonna del Sasso zurück.

Das ist der schönste und herrlichste Punkt im Gebiete der italienischen Sprache. — Dieser Ausspruch ist nicht übertrieben, er läßt sich nachweisen. Die Lage zwischen den Ausläufern des Nordens und den Anfängen der Vegetation des Südens gibt hier so mannigfache Bilder, daß man einen ähnlichen Wechsel derselben anderswo nicht sehen kann. Blickt man nach links, so ragen dort im kalten Frost die mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Gletscher der Schweiz in das blaue Himmelszelt hinein. Sieht man nach rechts, so liegen, von Bergmauern scenisch abgegrenzt, der See und an seinen Rändern Städte wie Magadino, Locarno in der Nähe, Dörfer, Weiler und Villen in der üppigen Vegetation des Südens vor uns. Die Arkade an der Epistelseite der Kirche hebt die Bilder erst recht malerisch und zauberisch heraus. Im Hintergrund steigen die Bergwände riesig hinan. Mächtige Wasserfälle rauschen in Thurmhöhe in den Bergschluchten hinter der Kirche nieder. Alle Herrlichkeit, die zwischen der großartigen imposanten Gletscherwelt, den

schneebedeckten zum Himmel ragenden Bergriesen, bis hinunter zu den üppig prangenden Hesperidengärten des Südens sich entfaltet, hat man hier auf Einem Punkte beisammen. Die ernste donnernde und rauschende Musik der Wasserfälle verleiht dem Betrachter dieser mannigfachen Naturbilder erst noch die rechte Stimmung.

Gehen wir nun in die kleine, aber wunderlieblich und reich geschmückte Kirche hinein, und machen wir eine kleine Betrachtung über das kurz abgefertigte „wunderthätige Muttergottesbild". Wie viele tausend Menschen haben in ringender und dringender Noth des Lebens, in Gefahren, in Krankheiten, in Bedrängnissen des Geistes und des Leibes sich verlobt: sie wollen hier an diesem heiligen Orte Gott und seinen Heiligen danken, daß er ihre flehenden Bitten erhört, sie über Gefahren hinübergeleitet, von Krankheiten befreit, von Bedrängnissen erlöst hat. Hunderte von Votivbildern und Votivtafeln sind an den Wänden der Kirche zu sehen. Der heilige Berg in der Herrlichkeit und umgeben von der Großartigkeit der Naturerscheinung ist ein Ort der Gebeterhörung, ein Ort der Dankopfer geworden. Der Mensch ohne Glauben und ohne Religion schießt sich eine Kugel in's Herz, oder trinkt den Giftbecher, oder macht irgendwie seinem verzweifelten Daseyn ein dummes Ende. Wer Glauben und Religion hat, der fleht göttliche Hülfe an, und ist dankbar für dieselbe.

Wer gegenüber diesen rührenden Zeugnissen des Dankes nur das Grinsen des Hohnes und des Spottes in seinen Mundwinkeln zuwege bringt, den können wir nur bedauern. Einem Herrn, der uns jüngst mit Prätension auf Bewunderung seiner Freigeisterei eröffnete: er gehe in der Bibelkritik (der Mann hat übrigens weder Latein noch Griechisch los und meint alles durch seine Genialität zu ersetzen) noch weit über Strauß hinaus — versetzten wir zur Abkühlung: „Einbilden dürfen Sie sich n i c h t s auf Ihre Auffassung der Bibel und des Christenthums; die Kriminalbewohner haben diese Auffassung längst vor Ihnen gehabt und werden dieselbe auch nach Ihrem seligen Ableben fortsetzen, ohne erst Ihre Lehre und Aufmunterung zu bedürfen." Dieß oder Aehnliches kann man allen Atheisten in's Gesicht

sagen, es ist eben eine erwiesene Thatsache: man behauptet dadurch nicht, daß der Atheist so ehrlos und schlecht sei wie die Kriminalbewohner, sondern nur, daß diese aus guten Gründen mit ihm gleiche Ansichten über Religion sich aneignen. — Tröstlich und rührend ist immer, wenn ein Reicher im Leben oder im Sterben der Armen gedenkt. So hat hier in Locarno der Letzte seines Stammes, einer adeligen Familie, ein Armenhaus gestiftet mit der Inschrift: Civitatis Commoditati et pauperibus Jo. Anton. Baro de Marcacyis gentis suae supremus dedit anno 1854.

3. Pallanza. Stadt inmitte der schönsten Umgebungen des Sees. Beim ersten Ausflug fiel uns ein großes Gebäude mit rothen Rohziegeln auf. Es war einst ein Palast; er wurde erweitert und dient jetzt als Gefangenhaus für Verbrecher. Es ist ganz zeitgemäß, diese Herren und Frauen in einer recht imposanten Lage und in guter Luft zu placiren, um ihr Leben und ihre gesegnete Thätigkeit für ihre Mitmenschen nach Ablauf der Strafzeit ja sicher zu stellen. Zumeist sind es Neapolitaner die man hierherbefördert, erstens weil an diesem Humanitätsmaterial in Neapel großer Ueberfluß herrscht, und dann weil der Neapolitaner in der Ferne dem Bedauern, der allenfallsigen Unterstützung, oder den Befreiungsversuchen von Seite seiner Angehörigen entrückt ist. Es stellt sich auch hier heraus, daß die Verdienste dieser Patrioten in ihrem engeren Vaterlande keine Würdigung gefunden haben. Was da nur die Transportkosten mit gehöriger Wachebedeckung verschlingen werden?

Die Gefängniß- und sonstigen Tribunal- und Kriminalauslagen sind in Italien auf eine enorme Höhe gestiegen, die ehrsamen Leute müssen bis zum Darben und Hungern Steuern zahlen, um den modernen Anhängern der praktischen Philosophie einen geregelten und gesicherten Unterhalt zu verschaffen. Man lebt hier in Italien (und auch anderwärts) im Zeitalter der Tagdiebe und einer Gesetzgebung, die wir schon 1852 (in „Mane Thekel Phares") eine Solonsarbeit im Interesse der Lumpe genannt haben. — Ein (jetzt auch schon hingegangener) Jammergeselle denuncirte diese unsere gedruckte Aeußer-

ung damals einem Staatsanwalt — dieser war so klug zu erwiedern: Der Verfasser hat ja die Gesetzgebung im Allgemeinen, nicht die eines speciellen Landes so bezeichnet; und somit entzieht sich sein Ausspruch der Straf-Amtshandlung.

Hier in Pallanza ist die Hauptpfarrei zugleich eine Collegiatkirche mit einem Kapitelpropste. Unter Oesterreich war die Stiftung mit 13 Canonikern aufrecht erhalten, die jetzige Regierung braucht viel Geld, und nimmt solches so lang eines zu bekommen ist. Acht solche Chorherrnstellen sind bereits von der Regierung annexirt worden; dafür hört man eigenthümliche Lobgesänge aus dem rothen Hause von den 500 Bewohnern desselben bisweilen erschallen; aber es ist nicht das Lob Gottes, noch weniger das Lob der italienischen Regierung, welches hier gesungen wird.

4. Die borromäischen Inseln. Es sind ihrer vier: Isola bei Pescatori, San Giovanni, Bella und Madre. Die letzten drei sind im Besitze der Grafen Borromeo. Die Krone der Inseln ist die Isola Bella. Graf Vitaliano Borromeo legte vor zwei Jahrhunderten hier einen Zaubergarten an und baute das Schloß dazu. Das muß alles enorme Summen gekostet haben, denn der Untergrund waren nackte Felsenklippen, das Erdreich und das Baumaterial mußte alles mit Schiffen hergebracht werden. Da hier die Dampfschiffe Reisende absetzen oder aufnehmen, hatte ich den Garten und das Schloß schon öfter von außen gesehen, und wie es sehr oft vorkömmt — gar keine Vorstellung gehabt, welche Schätze und Herrlichkeiten sich hier aufrollen, wenn man Schloß und Garten von innen anschaut.

Im Schloß mit seinen großartigen Sälen und Prunkgemächern, mit seinem Ueberfluß an Malereien, Skulpturen, Prachtkästen und Prachtmöbeln — kann man sich erst einen Begriff von dem kolossalen Reichthum einer alten mailändischen Aristokraten-Familie machen. Welch eine Harmonie der Kunstgegenstände, aus dem 16. und 17. Jahrhundert gesammelt, welcher Reichthum und Geschmack in den gold- und farbengezierten Holzplafonds, welche Erinnerungen an hohe Gäste, die hier eine Zeitlang gewohnt haben! Napoleon hat in der Nacht vor

der Schlacht von Marengo hier geschlafen — auf der Höhezeit seiner Glorie. Wohl mag er sich auf seinem Felsenkerker in St. Helena in das Paradies der Isola Bella, an die Zeit seines Ruhmes und Glückes, an die Tage erinnert haben, an welchen die Welt vor ihm gezittert, und an denen sich Fürsten und hohe Adelige eine Ehre daraus machen mußten, ihn in ihren für Könige bestimmten Gemächern und Schlafzimmern zu beherbergen! Was gibt es hier für Prachtmöbel mit Halbedelstein eingelegt; wie ist hier der feinste hellblau und goldschimmernde Lapis Lazuli der kostbarsten Art verschwenderisch angebracht! Fast in jedem Saale sieht man Renaissance und Rococokästen, deren Werth nach Tausenden geschätzt werden kann!

Nun aber der Garten — der ist ein Unicum in Europa! Der Schutz der Berge gegen den Nordwind, die Seeluft und das Seewasser, die warme Sonne des Südens, der die Wärme durch das Erdreich hindurch reflektirende Felsengrund: alles hilft zusammen, um hier tropische Pflanzen nicht nur zur Ueberwinterung im Freien zu bringen, sondern sie in wahren Prachtexemplaren darstellen zu können. Der gräfliche Gärtner, welchem die Isola bella und Isola madre zu besorgen obliegt, hat seit 18 Jahren durch seine Bemühung den Park zu einem wahren Paradiese gemacht. Da gibt's Palmen, Myrthen, Alleen von Oleanderbäumen. Das hochaufstrebende Bambusrohr, die mexikanische Fuchsia arborea, ein ganzer von Pinus strobus umschlossener Hain; die ziegelförmige Chilitanne, die man in mitteleuropäischen Glashäusern in großen Kübeln mit Mühe auf Mannshöhe bringt, ist hier in einem sieben Klafter hohen prächtigen Baume vertreten, der Sommer und Winter fest in der Erde wurzelt; Granat- und Orangenbäume in Menge; Grotten, deren Eingänge mit einem grünen acht Ellen hohen Teppich des Naturgewebes der Hedera helix (einer tiefglänzenden Epheugattung) verhängt sind, Laurus Sassafras und Laurus Camphora in tropisch entwickelten Exemplaren u. s. w.

Die oberste Plattform des Gartens heißt nicht umsonst bella vista (die schöne Aussicht). Im See spiegelt sich der tiefblaue Himmel und die düstern Berggruppen. Man steht hier in Mitte einer echt tropischen Vegetation und hat vor sich

die Mischabelberge — mit dem ewigen Schnee bedeckt — dieser wunderliche Contrast steht in Europa einzig da.

Der Paradiesgarten am Eingang Italiens verdankt der borromäischen Familie seine Entstehung; das Wappen der Borromäer, ein gebogenes (hier einige Klafter langes) Einhorn, von mächtigem Sandstein angefertigt, ragt auf der bella vista aus einer künstlichen Felsengruppe empor. Die Isola madre besitzt nur eine kleine, von der Herrschaft nie bewohnte Villa, aber auch einen großen englischen Park mit einer Fülle von tropischen Gewächsen. Die Prätension der architektonischen und terrassengegliederten Renaissance-Gartenanlage auf Isola bella trägt über die Isola madre den Sieg davon.

Ich fragte den Obergärtner, was denn die eigentliche Ursache sei: daß sich diese tropische Vegetation, außer dem Schutz der Bergreihen gegen den Norden, hier im Freien den Winter über so gut erhalten könne? Er antwortete: Das für diese Pflanzen überaus gesunde und heilsame Wasser des Lago Maggiore. Es steht mit der Luft in gleicher Temperatur; und bildet die eigentliche conservirende Kraft des tropischen Pflanzen- und Baumwuchses dieser glücklichen Inseln.

(Schluß folgt.)

XXXI.

Der religions-philosophische Rücklaß des Architekten Leo von Klenze.

(1784—1864.)

Für das gegenwärtige Geschlecht, das theils durch die Macht der Verhältnisse in eine Alles zersetzende Detailarbeit hineingezwängt, theils von dem herrschenden Materialismus zerfressen wird, ist es fast unglaublich, daß es ehedem Männer gab, welche die Kraft besaßen, eben so sehr ihrem nächsten Arbeitsfelde sich zu widmen und gleichwohl ihren Geist auf die allgemein menschlichen Interessen der Humanität und Wissenschaft hinzulenken. Diese Zeilen mögen dem Gedächtniß Eines dieser Männer gewidmet seyn, den Viele noch von den Jetztlebenden gekannt, dessen Name als Architekt unzertrennlich mit dem Namen Ludwigs I. und seiner Glanzperiode verknüpft ist. Wohl Wenige, selbst von denen, die mit ihm in persönliche Berührung kamen, mögen nur ahnen, was dieser Mann auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, Theologie angestrebt und theilweise geleistet hat.

Leo von Klenze wurde am 29. Februar 1784 auf dem Gute seines Vaters im Fürstenthum Hildesheim geboren. Nach vollendeter Schulbildung besuchte er, da sich seine Neigung zum Baufache früh zeigte, das Carolinum in Braunschweig, die Bau-Akademie in Berlin und die polytechnische Schule in Paris. Schon damals drängte es ihn Italien kennen zu lernen, das er auch in späteren Jahren oft be-

suchte, wo er sich zu seinen Werken begeisterte und die eingehendsten Studien machte. Im Jahre 1808 wurde er Hofarchitekt des Königs Hieronymus von Westphalen. Nachdem auch diese Schöpfung Napoleons zerfiel, wurde Klenze Gelegenheit geboten, sein Talent durch eine größere Arbeit geltend zu machen, indem er den am Wiener Congresse theilnehmenden Monarchen die Pläne zu einem prächtigen Sieges- und Friedensmonumente vorlegte. Intriguen, Mangel an Kunstsinn und an Geld erlaubten die Ausführung dieser Schöpfung nicht. Nur dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern entging Klenze's Talent nicht und er beeilte sich, es für sich und Bayern nutzbringend dadurch zu machen, daß er seinen Vater, König Max I. vermochte, ihn als Hofarchitekt nach München zu berufen.

In seiner Jugend war das Studium der griechischen Sprache nicht obligatorisch in den Schulen, die er besuchte. Er fühlte aber eine große Lücke darin, diese Sprache nicht zu kennen, da doch seine architektonische Richtung unbedingt jene des griechischen Styles war. So erlernte er denn diese Sprache in seinem 40. Jahre mit einem Eifer, daß er alsbald aus Homer Vieles auswendig citirte und so ziemlich alle griechischen Classiker geläufig las.

So fing er denn auch in gereifteren Jahren an, in Oel zu malen, worin er es zu großer Kunstfertigkeit brachte.

Sein Leben war ein fortgesetztes produktives Streben in Kunst und Wissenschaft.

Seine Bauwerke in München, Kehlheim, Regensburg sprechen hinlänglich für sein Genie und seine Leistungsfähigkeit. Ebenso war ihm Gelegenheit gegeben, Proben derselben in Petersburg abzulegen, wohin ihn Kaiser Nikolaus berief, um Gutachten über die dortige Isaakskirche abzugeben und ein großes Museum zu bauen.

Er hatte auch den Auftrag in Athen, die Pläne zur Residenz zu fertigen, welche aber nicht ausgeführt wurden, da die Aerzte dem Könige von Griechenland einen anderen

Platz als den von Klenze bestimmten gekauft hatten und letzteren für ungesund erklärten. — In London sollte er ein Nationalmuseum bauen; der Krimkrieg trat aber diesem Projekt hindernd entgegen.

Klenze hatte aber hinlänglich Arbeit, die Gedanken König Ludwigs architektonisch auszuführen, mit dem finanziellen Ruhme, nie die von ihm gestellten Voranschläge überschritten, ja im Gegentheile, bei Bauten, die Decennien in Anspruch nahmen, bedeutende Summen rückerstattet zu haben.

Klenze's Thätigkeit als Architekt begann mit dem Bau der Glyptothek in München und endigte mit einer griechischen Kapelle für den Fürsten Stourdza in Baden=Baden und der herrlichen Befreiungshalle bei Kehlheim.

Er erlag einem Halsleiden am 27. Januar 1864. Sein reger Geist blieb bis zum letzten Augenblicke ganz klar, er starb fest in seinem Glauben, den er selbst wissenschaftlich und theologisch geprüft, als den allein seligmachenden erkannt hatte. — —

Vor uns liegt ein reiches handschriftliches Material, das der vielbeschäftigte Mann gesammelt und zum großen Theil zu einem selbstständigen Systeme verarbeitet hat, das so recht den Geist der Zeit Ludwigs I. von Bayern repräsentirt, jenen Universalismus und idealen Schwung des Denkens, jenen Ernst des Forschens, der nach den höchsten und letzten Lebensprincipien rastlos frägt, und es nicht verschmäht, darüber sich Rechenschaft zu geben, und alle bewegenden Zeitfragen und Tagesereignisse damit in Verbindung zu bringen.

Manche Partie des uns vorliegenden literarischen Rücklasses von Klenze wurde sogar auf Reisen in Italien, Frankreich u. s. w. ausgearbeitet und trägt das Datum ihres Entstehens. Es ist das Ganze eine Art Religionsphilosophie, welche ihr Verfasser in einer Reihe von Jahren, namentlich in den fünfziger Jahren, ausgearbeitet hat. Wohlgemerkt — L. von Klenze schreibt nur für sich, nicht für das Publikum.

An eine Veröffentlichung seiner Studien hat er wohl nicht gedacht. Aber seine Familie, die diesen Schatz in Ehren hält, glaubt es seinem Andenken schuldig zu seyn, einem weiteren Leserkreise von dem Ernst und Umfang dieser Studien wenigstens eine Andeutung zu geben und zu dem Zweck eine kleine Probe daraus hier mitzutheilen.

Die Arbeit ließe sich in zwei Theile mit entsprechenden Unterabtheilungen gliedern.

Eine Reihe von Untersuchungen, nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft, befassen sich mit dem Begriffe und Wesen der Religion und Offenbarung. Vom allgemeinen philosophischen und psychologischen Gesichtspunkte aus geht der Verfasser über zur Darstellung des Verhältnisses der Bibel und der biblischen Schriften sowohl des alten als des neuen Testamentes. Er erörtert ihre Stellung als Documente der göttlichen Offenbarung. Besonders ausführlich wird das Verhältniß von Bibel und Tradition, von Schrift und Kirche, von Glaube und Autorität u. s. w. behandelt. Dann kommt die Darlegung der Lehre von der Kirche und die Frage über die wahre Kirche zur Sprache.

Daran knüpfen sich — als besonderer zweiter Theil der Arbeit — die eigentlichen philosophischen und historischen Studien über die Gotteslehre, die Schöpfungslehre des Christenthums, mit genauer Erörterung der Gegensätze der gläubigen und ungläubigen Wissenschaft. Seit einem Vierteljahrhundert ist in den meisten Gebieten, welche L. v. Klenze in den vierziger und fünfziger Jahren rastlos verfolgte, Vieles anders geworden. Aus diesem Grunde haben die Untersuchungen in einzelnen Gebieten nicht viel mehr als historisches Interesse. Vom Standpunkte der Psychologie, der Zeitgeschichte dagegen sind sie sehr charakteristisch und für unsere Gegenwart noch nicht überwundene Standpunkte. Einige Partien, welche besonders geeignet sind, das Ringen und Streben der Zeit und des Mannes darzustellen, mögen hier kurz skizzirt seyn.

Eine Einleitung und Rechtfertigung seiner autodidaktischen Studien liegt vom 12. Mai 1854 aus Nizza vor.

Nicht ohne Bitterkeit blickt der Verfasser auf seine Jugenderlebnisse zurück, durch welche er zum Indifferentismus und Unglauben prädestinirt war. Die confessionelle Zerrissenheit seiner Heimat und die daraus hervorgehenden verderblichen Consequenzen für die Jugenderziehung machten ihm noch im Alter so peinliche Gefühle in der Seele aufsteigen, daß er sogar — den Absolutismus der Fürsten nach dem Grundsatze cujus regio, illius et religio der perfiden Art von Toleranz vorziehen möchte, wie er sie in seiner Jugend erlebte!

„Von katholischen Eltern, sagt Klenze, in einem Lande geboren, dessen Fürst zwar ebenfalls katholisch, dessen Bewohner aber größtentheils Protestanten sind, fühlte ich bald die verderblichen Folgen dieser zweifachen und widerstrebenden Richtung religiöser Eindrücke, welche auf meine Jugend eingewirkt hatten, und es drängt sich mir dabei die Ueberzeugung auf, wie wohlthätig es wäre, wenn das Princip, für welches im dreißigjährigen Kriege so viel Blut floß: cujus regio, ejus religio, überall durchführbar gewesen wäre! In einer Zeit erzogen, wo die blendenden Lehren eines Rousseau, Voltaire und Diderot bei den gebildeten und höheren Ständen, und selbst bei fast allen besseren Menschen als Gegensätze höchst verderblicher moralischer Zustände principielle Geltung hatten, während sie in den niedrigeren Schichten der Gesellschaft zum revolutionären, blutigen Durchbruche kamen, mußten jene Lehren und Zustände die religiöse Verwirrung eines jugendlichen strebsamen Geistes noch steigern, und so trat ich unter dem doppelten Einflusse von Zeit und Umgebung, ohne Glauben, ohne religiöse Richtung und Ueberzeugung in den Strudel des praktischen Lebens ein. Doch schützten mich enthusiastische Liebe für alles Höhere und Schöne in der Poesie, Kunst und Wissenschaft solange gegen die schlimmsten Folgen der Glaubensverwirrung, bis das eigene Erkennen derselben und

ihrer Gefahren nach und nach in mir lebendig wurde, und namentlich waren es Platons Werke, welche mich zunächst, zwar nicht direkt auf das Studium des Christenthums leiteten, aber doch zum religiösen Durchforschen der griechischen, indischen, ägyptischen, chaldäischen, skandinavischen und druidischen Glaubenslehre anregten."

Aus der Zeit allgemein idealistischer Geistesströmung der Romantik und der Sturmperiode Deutschlands blieb ihm wenigstens der eine Gewinn, daß er in sich die Befähigung für die Würdigung der idealen Größe des Christenthums wach erhielt. So kam es, daß er noch einiges Interesse an dem Cultus der katholischen Kirche hatte.

„Ich erinnere mich, daß es in dieser Epoche meines Lebens war, wo eine religiöse Feierlichkeit im Dome zu Mailand die erste, wahrhaft christkatholische Regung in meiner Seele erregte." — Aehnliche Anlässe, namentlich in Rom, z. B. das Anhören des feierlichen Glaubensbekenntnisses, bewogen den Forschenden dann, „einen zwar späten, aber auch um so ernsteren religiösen Selbstunterricht zu beginnen."

„Von jeher ein Freund des Naturstudiums, mußte aber dasselbe Streben zum Ganzen mich bald veranlassen, meine Gedanken auf die so oft angefochtene, so oft vertheidigte Concordanz der biblischen Angaben über die Schöpfung mit den in ungeheurem Umfange wachsenden Entdeckungen unserer Zeit im Gebiete der Naturforschung zu richten. Es erfaßte mich aber beinahe ein Grauen, wenn ich erwog, einestheils welche Wichtigkeit diese Concordanz für den christlichen Glauben haben müßte, anderntheils welche umfassenden und tiefen Forschungen erforderlich sind, um nur die ersten Worte der mosaisch-biblischen Genesis, oder des Evangeliums Johannes bei einem denkenden Menschen zur wissenschaftlichen Klarheit zu bringen.

„Jemehr ich aber hiernach strebte und studirte und forschte und erwog, je mehr ward die Ueberzeugung in mir lebendig, daß, wenigstens in unserer Zeit und bei dem wissens-

dürftigen, aber nur zu oft skeptischen Geiste derselben, solange noch unaufgelöste Widersprüche zwischen den Offenbarungen der Bibel und den Wahrnehmungen der Naturlehre und Wissenschaft bestehen, ein fester Glaube an die Wahrheiten des Christenthums, gleich unerschütterlich bei den Gelehrten und Ungelehrten, nicht erzielt werden kann und wird.

„Diese Ueberzeugung mußte aber den Kreis meines Forschens stets erweitern, das Weltall sowohl als das Atom mußten in denselben gezogen werden, und ich ward bald veranlaßt, die überwältigende Masse meiner Wahrnehmungen gleichsam in einen plastischen, oder bestimmter gesagt, in einen graphischen Rahmen zu fixiren, um sie nicht wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren.“ —

Wer nun wirklich die vorhandenen Aufzeichnungen des Verfassers durchwandert, der wird bestätigt finden, daß es dem literärischen Autodidakten ernst, sehr ernst war.

Am ausgedehntesten hat sich L. v. Klenze mit dem Bibelstudium beschäftigt. Man fühlt den Sturm der grundstürzenden Reimar'schen und Strauß'schen Auflösungs- und Zersetzungsperiode heraus aus dem Material, welches der Autor verwendet, um ein rationelles Fundament gegen so gewaltige Strömungen zu bauen. Manche seiner hierauf bezüglichen Studien sind für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft bereits antiquirt. Vieles dagegen liegt unter diesen ausgebreiteten Studien vor, was gegenwärtig noch mit großem Nutzen gelesen werden kann.

Die Schöpfungsgeschichte gliedert sich dem gläubigen Forscher in zwei Abschnitte, den ersten, der sich mit der „physikalisch-materiellen Welt“ befaßt, und den zweiten, den „moralischen Theil der Schöpfungsgeschichte.“

Wir finden hier eine interessante psychologische Analyse über die Art und Weise übernatürlicher Leitung und der Inspiration insbesondere. Ohne rationalistische Verflachung sucht Klenze auch in diesem Geheimniß das rationell Erkennbare und weist auf das Analogon hoher intellektueller

Steigerung hin, aus welcher auch im gegenwärtigen Zustande natürliche Menschen große Gedanken, Lehren und Entdeckungen schöpften. „Wenn ich aber hier," fügt er bei, „durch die Zusammenstellung anderer Geistesprodukte mit der Bibel versuchte, die Form der göttlichen Offenbarung meinen Begriffen und mithin auch meinem Glauben näher zu bringen, so bin ich doch weit entfernt, irgend ein anderes Erzeugniß des menschlichen Geistes mit der hl. Schrift auf gleiche Stufe zu stellen." . . . . „Je weiter in neuester Zeit das Studium der Schöpfungsgeschichte anderer, nicht christlicher Völker vorschreitet, um so mehr hat sich auch die Ansicht befestigt, daß es für das ganze Menschengeschlecht nur Eine uranfängliche Schöpfungssage gab, welche an die Erinnerung oder retrospektive Ahnung des ersten Menschen sich knüpft." — Hier hält sich Klenze sichtlich an die trefflichen Erörterungen von Kurtz, anderwärts orientirt er sich bei Delitzsch, Hengstenberg und anderen, wieder an anderen Punkten namentlich bei den alten katholischen Exegeten.

Es liegt unserer Absicht ferne, etwa nach dem Stande der gegenwärtigen Forschung die historischen und hermeneutischen Studien L. v. Klenze's einer Kritik zu unterziehen. Ebensowenig halten wir es für den vorliegenden Zweck angemessen, den Gang zu verfolgen, den der rastlose Forscher in den Einzelfragen gewandert ist. Vielleicht dürften jedoch ein paar charakteristische Resumé's aus seinen Studien angeführt werden.

„Habe ich nun aber in der obigen summarischen Darstellung aller geschichtlichen und graphischen Verhältnisse, welche ungünstig auf die Reinheit, Integrität und das richtige Verständiß der Bibel einwirkten, gesucht, jede Selbsttäuschung zu vermeiden und nur das erwiesen Faktische dieser hochwichtigen Dinge ohne Schminke, Verdrehung oder Beschönigung an dem bescheidenen, aber wahrhaftigen Richterstuhle eigenen Urtheils vorüberzuführen, so habe ich auch ebensowenig verabsäumt, mich mit den Forschungen, Ansichten und Urtheilen

Höherberechtigter als ich es bin, bekannt zu machen. Das Alles hat mir nun zwar die volle Ueberzeugung gegeben, daß alle Angriffe, welche Ketzerei, sogenannte Reformation und socinianistischer Irrwahn aller Art auf die heiligen Bücher gemacht haben, um ihre Autorität in Dingen des katholischen Glaubens zu verdächtigen und zu schmähen, unbegründet, parteiisch und unredlich sind, und in allem Wesentlichen und Dogmatischen von der Kirche siegreich bekämpft und entkräftet wurden. Bei Alledem habe ich mich doch der Wahrnehmung und Ansicht nicht erwehren können, daß, wenn ich mich ganz denselben Studien und Untersuchungen über biblische Dinge, und mit gleichem Eifer und gleicher Aufrichtigkeit hingegeben hätte, ehe ich den obenerwähnten Zeitpunkt katholischer Selbstbekehrung erreicht hatte, ich in manchen Punkten eine gleiche Klarheit und Ueberzeugung wohl nicht erreicht hätte. Jedoch bin ich weit entfernt, dieses in dem ungenügenden Zustande biblischer Wahrheit und kirchlicher Erkenntniß und Lehre suchen zu wollen, sondern glaube es einzig und allein in den Unklarheiten begründet, welchen die biblischen Schriften durch die obenerwähnten Ereignisse und Zustände verfallen mußten. In keiner Beziehung könnte J. J. Rousseau's Ausspruch: Tout est bien, sortant de la main de l'auteur; tout dégénère entre les mains de l'homme, eine passendere Anwendung als in der auf die Bibel finden."

Gewissenhaft geht Klenze auf sämmtliche wichtige Einwürfe der sogenannten „freien" und „kritischen" Bibelforschung ein und kommt dann mit dem argumentum ad hominem, daß diese „freie" Forschung bis heute in den wichtigsten Fragen zu keinem positiven Gesammtresultat gelangt ist.

„Wer will, wer kann es wohl leugnen, was die Geschichte oft mit goldenen, oft mit blutigen Buchstaben in ihre Annalen eintrug? Seit Bestehen des Christenthums, also seit mehr als achtzehnhundert Jahren, wird aus den Worten der heiligen Schrift und angeblich apostolischer In-

spiration als Berechtigung gegen biblische Lehren, sowie jede religiöse Wahrheit und Morallehre, auch jede Lüge, jedes Laster deducirt, emendirt, gelehrt und gerechtfertigt."

Losgelöst von der Kirche und getrennt von der lebendigen Tradition ist für Viele das Buch des Lebens eine Quelle unsäglicher, unglaublicher Verirrungen geworden. Dieß beweist v. Klenze an der Hand der Geschichte und an einer Reihe von Ungeheuerlichkeiten zahlloser Sekten, deren jede für sich dasselbe Recht im conträren Sinne mit jeder anderen beansprucht: „Die höchsten Tugenden der Heiligen und Bekenner, die Gräuel der Ketzer, der frömmste Glauben, der wüsteste Unglauben, ja endlich Unzucht, Raub und Mord fanden oder suchten doch ihre Berechtigung in biblischen Stellen und individueller Inspirationsberechtigung."

Wir wollen damit die Charakteristik dieses Kapitels als abgethan betrachten und gehen zu dem wichtigen zweiten Kapitel über, dessen erster Bogen in Montpellier den 29. April 1857 in's Reine gebracht ist und das Motto trägt: Mersus profundo, pulcherior evenit. Es ist die Lehre von der Kirche.

Die Schriftbeweise für die Göttlichkeit der Kirche übergehen wir, weil sie nichts für den Verfasser besonders Charakteristisches enthalten. Erwähnt mag werden, daß v. Klenze hie und da auch populäre Apologetik zu treiben weiß, d. h. daß er die gewöhnliche Art der Vorwürfe gegen die Kirche, welche für alles Erbärmliche nicht die Erbärmlichkeit der Menschen sondern die kirchliche Institution verantwortlich macht, mit einer Erzählung aus Boccaccio geschickt erwidert. Es ist die Geschichte von dem Pariser Kaufmann Jean de Levigné, welcher seinen jüdischen Geschäftsfreund Abraham zu einer Reise nach Rom einlud, hoffend, daß er auf diese Weise den Juden zum Christenthume führen werde. Beide jedoch werden daselbst von den Sitten des Klerus wenig erbaut. Der Christ gesteht dem Juden kleinlaut, daß durch die gemachten Erfahrungen sein Vorhaben als gescheitert zu

betrachten sei. Der Jude dagegen erwidert dem erstaunten Christen: Gerade das Gegentheil. Die Logik der Thatsachen beweise für die Göttlichkeit des Christenthums: denn wenn die Kirche auf Menschen gebaut wäre, wie sie beide auf ihrer Romreise gesehen — so hätte sie keine tausend Jahre Stand gehalten. Er werde Christ werden.

Wir müssen ausdrücklich betonen: unser Autor ist nicht ein Schönfärber der menschlichen Gebrechen in der katholischen Kirche, welche theilweise Ursachen der sogenannten Reformation geworden sind, theilweise noch heute fortdauern. Er ist aber auch ein praktischer Mann und Kenner der Geschichte, welcher den Idealismus der kirchenfeindlichen Tendenzhistoriker auf die Nagelprobe nimmt und nach seinem wahren Gehalte analysirt.

„Da entbrannte gegen diese Zustände, keineswegs stets nur aus edlen und religiösen, sondern oft auch aus Motiven des Neides, nicht ebenfalls an den Früchten jener Mißbräuche Theil nehmen zu können, jener Reformationskampf, welcher einen Theil von Europa mit Blut und Trümmern bedeckte, namentlich Deutschland auf dem Wege der Civilisation und Nationalwürde aufhielt, aber doch endlich das Tridentinische Concilium und somit der Kirche heilsame Resultate herbeiführte. So erstarkte die Kirche zu dem neuen Leben und neuen Kraftäußerungen, während die von ihr abgefallenen Glieder der religiösen Fäulniß anheimfallen und ihre Afterkirchen vor unseren Augen täglich mehr und mehr der Zersetzung und Auflösung entgegengehen mußten. Ich werde aber bei einer kurzen Würdigung der verschiedenen schismatischen Confessionen noch Gelegenheit haben, diesen Contrast zwischen der katholischen Kirche und jenen Confessionen etwas näher nachzuweisen. Obwohl nun von allen Irrlehren die der protestantischen oder reformirten Akatholiken am längsten fortdauert, so lieferte doch das Endresultat der durch sie veranlaßten blutigen Wirren einen neuen Beweis, daß der katholischen Kirche ihres Stifters Schutz noch immer zur

Seite steht. Denn es ist nicht denkbar, daß eine Institution, die nur von Menschen ausgegangen, oder wenn auch von Gott gegründet, von Menschen geändert und verdorben worden, sich gegen den Andrang so ungeheurer feindlicher Bestrebungen von Außen und gegen die Einflüsse menschlicher Unvollkommenheiten, welche ihr von innen entgegenwirkten, aufrecht und lebenskräftig erhalten haben könnte. Nein! Diese Kirche bestand, besteht und wird nur bestehen, weil sie von dem Erlöser des Menschengeschlechtes selbst eingesetzt, weil sie apostolisch, katholisch und heilig ist. Selbst das nur auf eine Oertlichkeit sich beziehende Epitheton ‚Römisch' hat eine tiefe geschichtliche Bedeutung und man darf es nicht als einen bloßen Zufall betrachten, daß die katholische Kirche und ihr Oberhaupt gerade in Rom ihren Sitz wählten. Denn wäre die christliche Stiftung an sich auch an einem anderen Orte unverwüstlich geblieben, so war doch gerade der Umstand, daß sie dem Sitze der heidnischen Weltmacht und selbst ihrer blutigen Verfolgung so nahe stand, ihrem Gedeihen förderlich, denn er gewährte den Christen die nächste Veranlassung und Gelegenheit, ihr Blut zu vergießen und dadurch dem neuen Glauben Anerkennung und Anhänger zu gewinnen.

„Deßhalb auch knüpft sich der Name ‚Römische Kirche', lange bevor der christliche Glaube im römischen Reiche zur freien politischen Existenz gelangt war, an den Begriff des Christenthums und war im 3. Jahrhundert schon in diesem Sinne allgemeiner Sprachgebrauch. Als feierlich anerkannt kommt diese Benennung dann zunächst in einem Dekrete des Kaisers Theodosius I. vor. Uebrigens wird dieses religiöse Epithet von den Katholiken der späteren Zeit in religiöser Beziehung so wenig überschätzt, daß einige der gelehrtesten Commentatoren die Ansicht aussprachen, Rom würde vor Ende der Welt wieder in das alte Heidenthum zurückfallen. Das Epithet der Kirche ‚apostolisch' ist aber in dem hohen Berufe begründet, welchen der Heiland seinem bevorzugten

Apostel erwies, und welchen derselbe, da Christus die Unvergänglichkeit der Kirche angeordnet und zugesichert und Petrus, ihr erstes apostolisches Oberhaupt, sterblich war, in seinem ganzen Umfange auf einen Nachfolger übertragen mußte, auf welchen mithin auch die apostolische Eigenschaft sich vererbte.

„Es ward aber die Benennung ‚apostolisch' früher anderen Kirchen, und namentlich allen denen beigelegt, welche von Aposteln gegründet waren, wie Antiochia, Jerusalem und Alexandria, ja selbst christliche Gemeinden, welche sich eines solchen apostolischen Ursprungs nicht rühmen konnten, suchten sich jenes ehrwürdigen Epithets theilhaftig zu machen, um dadurch in allerdings sehr unhaltbarer Art anzudeuten, daß ihre Lehre die von den Aposteln ausgebreitete sei, oder auch, weil sie alle Bischöfe als berechtigte Nachkommen der Apostel ansahen. Wenn aber auch die Berechtigung der drei obengenannten Patriarchalkirchen Asiens und Afrikas ursprünglich und bis zu einem gewissen Grade anerkannt werden sollte, so fielen sie doch bald von der römischen Mutterkirche ab und wurden später von den Gräueln des Islams verdrängt und vernichtet. Es blieb also der Römischen Kirche allein das Recht, sich dem ununterbrochenen Erbrechte gemäß die apostolische zu nennen.

„Daß diese Alleinberechtigung aber nicht, wie Controvers=Schriftsteller der Reformation es behaupten, durch den Umstand verloren gegangen seyn konnte, daß es von Novatianus im 3. bis ins 14. Jahrhundert achtundzwanzig Gegen=Päpste gegeben hatte, welche doch alle endlich ihre Unrechtmäßigkeit anerkennen mußten, daß allerdings ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil selbst der rechtmäßig gewählten und anerkannten Päpste als Individuen und Menschen kein heiliges, ja oft ein lasterhaftes Leben führten, während sie jedoch als Kirchenoberhäupter keinen Augenblick die Lehre und Heiligkeit der Kirche bloßstellten, leuchtet wohl ohne allen weiteren Beweis ein. Selbst ein rein juridischer

Vorwand der erwähnten Behauptung kann hier keine Anwendung finden, denn die abnormen Zustände der Kirchengewalt dauerten nie lange genug, um eine Rechtsverjährung daraus ableiten zu können: ebensowenig als in unserem Weltsysteme eine Sonnenfinsterniß solange dauerte oder dauern konnte, daß die Ordnung der Tage und Nächte dadurch gestört oder aufgehoben worden wäre.

„Die Nichtberechtigung der reformatorischen Wuthausbrüche gegen den apostolisch-heiligen Charakter der katholischen Kirche erreicht aber ihren Gipfel in der namenlos abgeschmackten Fabel von der Päbstin Johanna, an welche noch jetzt namentlich Mitglieder der anglikanischen Confession getreulich glauben, obwohl historisch nachgewiesen ist, daß sie lediglich einer späteren Erfindung ihren Ursprung verdankt, und daß für die Wahl, die Regierung, Niederkunft dieser Päbstin und ihren Tod nur ein Zeitraum von 3 Tagen vorhanden seyn konnte. Denn es ist unleugbar nachgewiesen, daß zwischen dem Tode Leo IV. und der ganz in kanonischer Weise vollzogenen Wahl Benedikt III., zwischen welchen man jener fabelhaften Päbstin ihren Platz anweist, kein längerer Zwischenraum bestand.

„Es bleibt also auch gegen diese Controversen die Alleinberechtigung der römischen Kirche auf das ehrwürdige Epithet Apostolisch unerschüttert.“ . . .

Wir haben diesen Passus aus den Studien des literarischen Einsiedlers herausgehoben, um zu zeigen, in welcher Weise die Wellen der Tagesfragen das Schifflein seines Gedankens bewegten. Würden wir nicht fürchten, den bemessenen Raum einer Zeitschrift zu überschreiten, so könnten wir aus dem reichen Material eine Reihe derartiger Reflexionen und Antworten auf sogenannte brennende Tagesfragen der Presse und der gelehrten Literatur herausheben. Es sei noch gestattet, kurz den Gedankengang des Apologeten bezüglich einiger der wichtigsten Einwürfe gegen die katholische Kirche und gegen das Christenthum überhaupt zu skizziren.

Besonders scharf geißelt Klenze die Selbstironie und das doppelte Maß, mit dem die auserwählten Freiheitsapostel die Thatsache der freien Selbstentscheidung der Menschen messen; um nämlich unter allen Umständen hinlängliche Gründe für das „écrasez l'infame" zu haben. Auf der einen Seite, so argumentirt K., können moderne Culturhistoriker den Mund nicht voll genug von „Freiheit" nehmen, wo es gilt, die Kirche und ihre Diener, den Christenglauben und die christliche Sitte als freiheitsfeindlich auf allen Gebieten zu verlästern. In diesem Falle wird concedirt, daß Menschen nicht Maschinen sind, daß es verkehrt ist, sie als solche zu behandeln; daß also weder Gott noch seine Kirche dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn Christenmenschen sich gegen die Gebote Gottes und der Kirche versündigen, d. h. die Freiheit des Wollens zum Schlechten mißbrauchen. Gerade das Gegentheil aber ist die stillschweigende Prämisse, wo es gilt, die Culturmission der christlichen Kirche zu verdächtigen. Weder der Faktor des freien Willens, noch die hindernden Mächte der schlechten Gewohnheiten, noch andere Umstände werden in Betracht gezogen. Im Gegentheil, die Kirche soll da lediglich eine Art Alteweibermühle seyn, die aus Finsterlingen und Schurken im Nu moderne Culturmenschen erzeugt. Auf der einen Seite soll die Kirche Christi eine Maschine und die Menschen bloße Rohprodukte seyn, auf der andern Seite die Feindin aller freien Entwicklung, und zugleich die Ursache alles Schlechten in der Welt.

Das uns vorliegende Manuskript enthält etwa zweihundert Seiten, welche der Darstellung der häretischen und schismatischen Bewegungen im Orient und Occident, vorwiegend in Deutschland und England gewidmet sind. Hier wird das audiatur et altera pars gewissenhaft beobachtet, historische Referate der verschiedensten Parteien und Länder werden gehört. So wird z. B. über die sog. Reformation Heinrichs VIII. von England ebenso das Urtheil eines Wiseman als die Aeußerungen nichtkatholischer Schriftsteller wie

Hume's und Macaulay's vernommen. Ebensowohl Bossuet als Hugo Grotius kommen zum Wort. Es ist nichts Engherziges, keine confessionelle Voreingenommenheit und Beschränktheit, sondern ein breiter, objektiver Gesichtspunkt, der uns wohlthuend anmuthet. Dieser offene Sinn für Objektivität schließt eine warme Begeisterung für die katholische Wahrheit nicht aus. Wo ihm aber die häretische Voreingenommenheit im Schafspelze der Hypokrisie und der versteckten Lüge in den Weg kommt, da finden sich Aeußerungen starker sittlicher Entrüstung. Bei all dem ist der eifrige Katholik weder blind noch stumm gegenüber wirklichen Mißgriffen und Unbilligkeiten von Seiten der Katholiken.

Zum Schlusse rechtfertigt sich der Autor vor sich selbst mit den charakteristischen Worten:

„Obwohl ich nicht den Evangelisten spielen, nicht zu bekehren, nicht anzuklagen noch zu rechtfertigen den Beruf habe, sondern mir nur durch biblische Ueberlieferungen unläugbare historische Fakta klar zu machen suchte, auf welcher Seite in religiösen Dingen die Wahrheit und das Recht liegt, so liegt mir dennoch die Gefahr nahe, dem Vorwurf des Hasses gegen akatholische Bestrebungen zu verfallen, während doch inniges tiefes Mitleiden mit den aus der Kirche verirrten Schafen mein Herz und meine Seele erfüllen muß."

Worte tiefer wehmüthiger Erschütterung finden sich auf den letzten Blättern des ersten Abschnittes dieser Apologie, die wirklich eine apologia pro vita sua genannt werden darf, welche das Produkt geistig energischen Ringens ist und mit einem Hoffnungsblick für den zukünftigen Bestand der katholischen Kirche in der Welt seinen Abschluß findet. Aus der Goethe'schen Elegie citirt er die Worte:

„Wehmuth reißt in den Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, doch über den Wald kündet der Morgen sich an" —

und endlich verweist er auf Macaulay's apologetischen Ausspruch über die katholische Kirche und schließt mit dem Hoffnungsruf: Stat crux et Ecclesia dum volvitur orbis.

Der zweite Theil befaßt sich mit Bibelkritik und Naturwissenschaft. Wenn ein Nichttheologe sich der Mühe unterzieht, die biblischen Texte über das Sechstagewerk nach den wichtigsten vorliegenden jüdischen Versionen, nach dem Texte der Septuaginta, der Vulgata und der entsprechenden Uebertragungen ins Deutsche von jüdischen, katholischen und nichtkatholischen christlichen Uebersetzern einer gewissenhaften vergleichenden Darstellung zu unterwerfen, so erwirbt er sich dadurch allein schon ein gewisses Recht, gehört zu werden.

Das Resumé davon gibt L. v. Klenze in kurzer und maßvoller Sprache.

Obwohl dem biblischen Bericht des Hexaemeron eine wissenschaftlich deduktive Tendenz ferne liegt, ist der Satz J. Barthelemy's wahr: Effacez les premières pages de la genèse et tout se trouble, tout se confond dans le domaine de la science! Die Parallele der praktischen Bedeutung des sog. Köhlerglaubens liegt nahe. Einen Blick auf die modernen philosophischen Spekulationen werfend, fragt K.: wo das stärkere sittliche Motiv sei, in dem kindlichen Glauben an den lebendigen Gott, für den hunderttausende von Martyrern starben, oder in den Spekulationen der Naturforscher und Philosophen. „Vergoß wohl schon ein transcendentaler Denker für einen Gott der abstrakten Begriffe... etwas Anderes als Ströme von — Tinte und Druckerschwärze?"

Das Recht der Wissenschaft, nach Naturgesetzen zu forschen, steht dem Rechte des Glaubens an die Allmacht und Freiheit des Schöpfers nicht conträr entgegen. In der Herrschaft des Schöpfers über das Geschöpf liegt die Macht des Wunders. „Was ist denn Naturgesetz und Nothwendigkeit? Doch wohl nichts Anderes, als die durch den Willen des Schöpfers gesetzte Weise des Seyns der Dinge und ihrer Manifestation, jedoch nicht anders als in permanenter Abhängigkeit von ihm!" — ruft der Apologet mit den Worten eines gläubigen Forschers aus. Ausführlich befaßt sich

v. K. mit den Schriften eines Vogt, Büchner, Moleschott, eines Feuerbach, deren zersetzende Wirkungen auf das gewöhnliche Publikum er kennt, deren tendenziöse Gemeinplätze als Spreu von den wenigen Körnchen wirklicher Forschung er sondert. Er geht ein auf die mannigfachen Erscheinungen der sog. Naturphilosophen der modernen Aera, deren „Aberwitz" er nicht günstiger beurtheilt als die rohe Polemik der „Stoffverehrer". Wir haben jüngst erst die bis zum Wahnsinn gesteigerte „Entrüstung" vernommen, daß es „verschmitzten Pfaffen" und „dummen Weibern" gelungen sei, den „sittlichen Ernst" der Wissenschaft eines Heros exakten Wissens — eines Littré — in den letzten Augenblicken seines Lebens zu brechen, daß die „Kirche" den „Cadaver gestohlen" habe!

Als ob K. derartige Gemüthserschütterungen vorausgesehen, verfehlt er nicht hie und da darauf aufmerksam zu machen, wie manche hervorragende Männer, welche auf wissenschaftlichem Gebiete als bedeutende Zeugen des Unglaubens und selbst des Antichristenthums gelten, eine Art doppelte Buchhaltung führen. In ihrem persönlichen Privatleben, im Familienkreise sind sie praktisch und theoretisch gute Christen. Sie versäumen sogar nicht da und dort eine Kirche zu besuchen und verschämter Weise an der Andacht anderer Christen Theil zu nehmen, wenn sie von „liberalen Augen" nicht behelligt sind oder zu seyn glauben. Wenn selbst ein Renan in einer schwachen Stunde das naive Geständniß macht, daß er selber nicht recht wisse, ob er „Spiritualist oder Materialist" sei: so macht der edle „Eiferer" der A. Z. dafür die „vierjährigen Zellenstudien im katholischen Seminar" verantwortlich, daß er sich nicht „bis in die höchste Region der freien, unabhängigen Denkart" erheben könne. So schnell ist unser Autor nicht fertig, wenn er über einen der gefeiertsten Helden der „freien" Wissenschaft und vermeintlichen Apostel des Antichristenthums in Frankreich die Bemerkung macht, daß er ihn nicht selten andächtig knieend in dieser oder jener katholischen Kirche von Paris gesehen habe.

Klenze deutet dabei ganz leise auf das ungelöste Räthsel in der Menschenbrust hin, das fatale „An sich“, Gewissen genannt.

In sichtlich wehmüthiger Stimmung über die Verblendung der sog. „wissenschaftlichen Kreise“, welche im Namen der Wissenschaft alle edleren Gefühle der Pietät gegen Gott, und die Regungen des Gewissens in dem besseren Menschen in der Jugend systematisch zerstören — ergeht sich K. in Betrachtungen und Reflexionen, denen wir fast die Bedeutung von Vorahnungen beimessen möchten. Er charakterisirt in scharfen Zügen bereits die Perfidie und feige Heuchelei des sog. liberalen Regiments, das von „Wissenschaft“, „Fortschritt“, „Freiheit“ den Mund so voll nimmt, ja sogar noch „dem Volk“ seine Religion garantirt — hinter den Coulissen dagegen das System Julians des Apostaten auf dem Gebiete der Erziehung und der Wissenschaft, so gut es nur gehen kann, für die Gegenwart inscenirt und tolerirt. Dieses Gefühl der Wehmuth sucht der Autor durch die Katharsis des Geschichtsstudiums zu läutern. Er ist innerlich tief davon überzeugt, daß die tausendjährige Cultur des Christenthums trotz des antichristlichen Fanatismus der Gegenwart für die Zukunft nicht verloren gehen werde. Er sucht sein Herzeleid in Hoffnung umzuwandeln.

Sein Ideal auf dem Gebiete des Wissens und Könnens ist: wahre Freiheit, nicht Willkür und Gesetzlosigkeit, wahre Harmonie von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und sittlichem Charakter, Wissen und Glauben. In dem Innersten der Atome und Moleküle, in den Tiefen der Menschenbrust, in den Sphären des Universums sieht er das Terrain einer unendlichen Zukunft für die fortschreitende Wissenschaft — Probleme und Räthsel, an deren Lösung keinen Sterblichen, keinen Christen Religion und Kirche je hindern, so lange nicht anmaßende Eitelkeit sich herausnimmt, die Verhältnisse des Menschen zur Ewigkeit anders regeln zu wollen, als Gott und die Kirche sie geordnet haben.

Was bewog wohl den Mann, der sich doch auf feine Lebensart auch verstand, mit hohen und höchsten Personen verkehrte, rastlos seinem Berufe in großartigen Conceptionen als Baumeister lebte — was bewog ihn, die freien Stunden und die stillen Nächte solch ernsten Forschungen hinzugeben, mit sich selbst so ins Examen zu gehen? Warum begnügte er sich nicht mit jenen Freuden der Tafel und der Geselligkeit, die ihm zu Gebote stand, den Genüssen der Natur, die er mit Verstand würdigte, dem beruhigenden Verkehre im Familienkreise? Waren es die „Zellenstudien in einem katholischen Seminar", das er nie besuchte, oder war es der bessere Mensch, das cor inquietum? —

Die meisten Themata des zweiten Theiles liegen leider als Fragmente vor uns. Ebenso sind es naturwissenschaftliche Forschungen, als Ergänzungen des ersten Theils einer wissenschaftlichen Schöpfungslehre, die nicht vollendet sind. Sie tragen die Ueberschriften: Stoff, Kraft, Aether, Atome, Centrifugal- und Centripetalkraft, geistiger Ursprung physikalischer Kräfte, Gravitation, Cohäsion, Adhäsion, Elementarkräfte 2c. Die Hand des Todes hat dem rastlosen Forscher die Linie gesteckt. So lang er lebte — forschte er!

Eine Anzahl von Materialien, die er für seine späteren Forschungen sich herbeigeholt, und welche in den Jahren 1854—1857 u. ff. das öffentliche Interesse beschäftigten, sind beigelegt, so über die Laplace'sche Hypothese, über Chemismus, Stöchiometrie, Psychologie, thierischen Magnetismus, Elektricität u. s. w. Auch in ihrer fragmentarischen Gestalt sind sie lehrreich und interessant als Zeugniß des redlichen und gewissenhaften Forschens, der ungewöhnlichen Energie, womit er sich in seinen Gegenstand vertiefte, ein Mann der Wissenschaft und der That. Das Motto des zweiten Theiles ist das des großen Gregorius: Nulla est scientia, si utilitatem pietatis non habet, et inutilis est pietas, si scientiae discretione caret.

Wenn wir jeglichem ernsten Ringen unsere Sympathie nicht versagen, so wird sicherlich das Streben eines unserer bedeutendsten modernen Architekten, über die Probleme des Glaubens und Wissens sich Rechenschaft zu geben, unsere volle Achtung in Anspruch nehmen!

XXXII.

Zur Missionsgeschichte Afrikas.

Unter allen fünf Erdtheilen ist Afrika am längsten unbekannt geblieben. Verschiedene Faktoren haben hier hindernd im Wege gestanden. Weder dem wissenschaftlichen Ehrgeize und der kaufmännischen Spekulation noch der religiösen Hingebung und Aufopferung der christlichen Glaubensboten ist es in den verflossenen 18 Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gelungen, Afrika viel weiter zu erschließen und zu erobern als dies bereits von den Alten geschehen war. Im 16., 17. und 18. Jahrhunderte wurden bedeutende Land- und Seereisen bloß zum Zwecke seiner Entdeckung unternommen, jedoch lag ihnen kein bestimmter Plan zu Grunde. Erst 1788 wurde in London die „African Association" gegründet und von ihr eine systematische Erforschung in Westafrika (Senegambien), im Nilthale und im Kaplande unternommen. Fast hundert Jahre später traten die „deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas" (1873) und die „Brüsseler internationale Afrikanische Association" (1877) zu gleichem Zwecke ins Leben, so daß gegenwärtig an der Erforschung des so lange unbekannten Continentes mit allen Kräften ge-

arbeitet wird. Als nächste Aufgabe ist die Erschließung des Congobeckens, des Sambesigebietes und der anliegenden Länderflächen zu betrachten. Hier sind bislang noch wenige vorgedrungen.[1])

Zugleich mit diesem erneuten Aufschwunge der Erforschungsversuche Afrikas ist von der katholischen Kirche auch mit vereinten Kräften die Christianisirung desselben in Angriff genommen. Die Ausweisung der Ordensleute in Preußen und Frankreich hat dieselbe wesentlich gefördert. Gams zählt im Supplementum zu seiner Series episcoporum (S. 25 ff.) 12 apostolische Vikariate auf, welche sämmtlich in diesem Jahrhunderte, größtentheils unter Pius IX., errichtet sind. Dieser wandte dem verlassensten Erdtheile seine besondere Sorge zu.

Im Norden Afrikas wirkt für die Verbreitung des Christenthums ganz vorzüglich der Erzbischof Lavigerie von Algier, welcher neuerdings mit der Würde des Cardinalats bekleidet ist. Die von ihm zum Zwecke der Mission gegründete Congregation der Pères blancs wirkt in vielen Distrikten. Die „Alte und Neue Welt“ sowie die „Katholischen Missionen“ brachten neulich von ihm einen kurzen Lebensabriß und eine Uebersicht seiner Missionsthätigkeit. Die Pères blancs haben auch die Viktoria- und Tanganjika-Missionen übernommen.

Südlich von der Wüste Sahara ist das apostolische Vikariat von Centralafrika, wofür der rühmlichst bekannte Bischof Comboni so Großes gewirkt hat. Ueber ihn liegt eine kurze Biographie vor, welche ein Alumnus des afrikanischen Collegs in Verona und zukünftiger Missionär von Afrika uns geschrieben hat.[2]) Das Büchlein liefert in angenehmer

1) Näheres bei Dr. Paulitschke, die geographische Erforschung des afrikanischen Continents. Wien 1880.

2) Daniel Comboni, Bischof von Claudiopolis und apostolischer Vikar von Centralafrika, eine Lebensskizze von Fr. Geyer. Botzen 1882. S. 76.

Darstellung einen ganz dankenswerthen Beitrag zur Missionsgeschichte des armen Negerlandes. „Der kühne Gedanke, Mittelafrika zu bekehren,“ stammt von dem Jesuitenpater Max Ryllo, auf dessen Ansuchen Gregor XVI. im Jahre 1846 das apostolische Vikariat von Centralafrika mit einem Umfange von 300,000 Quadratmeilen und 100 Millionen Heiden errichtete. Bald aber starb Ryllo und ihm folgte Dr. Knoblecher, welcher vorzüglich durch sein Heimathsland Oesterreich und dessen Herrscher unterstützt segensreich gewirkt hätte, wenn nicht das mörderische Klima in kurzer Zeit ihn und fast alle Missionäre aufgerieben hätte. Nach seinem Tode (1858) wollte daher die Propaganda die Mission vollständig aufheben, doch wurde auf das Verwenden des europäischen Vertreters derselben abermals ein Provikar ernannt in der Person Kirchners, eines Bayern, der 1861 die Mission den Franziskanern anvertraute und selbst in seine Mutterdiöcese Bamberg zurückkehrte. Aber auch diese wirkten ebenso erfolglos wie die Weltpriester vor ihnen; erst Comboni machte die Mission lebensfähig, indem er „Afrika durch Afrika zu regeneriren“ beschloß. Diesen seinen Plan arbeitete er in einer Broschüre aus, welche 1864 zu Turin, 1865 zu Venedig, 1867 zu Rom erschien, in viele Sprachen übersetzt und in manche katholische Zeitschriften aufgenommen wurde. Weil, wie die Erfahrung gelehrt, europäische Missionäre die Glut Afrikas nicht ertragen können, während umgekehrt die Neger Afrikas das europäische Klima nicht aushalten und darum in Europa zu Missionären nicht gebildet werden können, so schlug Comboni in seinem Plane vor, erstens Centralstätten in Afrika selbst zu bilden, welche möglichst nahe bei den Negern belegen für diese und die Europäer erträglich seien. Hier sollten Institute errichtet werden, in welchen Missionäre und Handwerker aus den einheimischen Völkern herangebildet würden, die dann nach dem Innern dringen. Ferner sollten diese Institute zur Acclimatisirung der europäischen Missionäre dienen. Zweitens sollten in Europa afrikanische Seminare errichtet werden zur

Heranbildung von Leitern der Institute in Afrika. Für die Realisirung dieses Planes hat nun Comboni sein ganzes Leben eingesetzt. Frankreich, England, Deutschland, Holland und Belgien hat er mehrere Male bereist, um die nothwendigen Gelder flüssig zu machen. Es gelang ihm. Bereits 1866 konnte er zwei Institute für Männer und Frauen nach seinem Plane in Verona errichten. Im Jahre 1867 erhob sich ferner ein Institut in Kairo, welches 1871 schon 8 Priester, 1 Candidaten der Theologie, 4 Laienbrüder, 21 Negerknaben, 6 Schwestern, 18 Negerlehrerinen und 42 Negermädchen zählte. Jetzt beschloß Comboni einen Schritt vorwärts zu gehen und in Kordofan, südwestlich von Chartum, eine weitere Station zu errichten. Eine Expedition zur Erforschung des Landes wurde abgesandt und der Führer derselben gab über die Hauptstadt El-Obeid in Kordofan folgende Schilderung: „El-Obeid ist die freundlichste und bevölkertste Stadt, die ich von Kairo bis hierher gefunden habe, eine Stadt in einem Walde von schönen und schattigen Bäumen mit ungefähr 100,000 Einwohnern, von denen zwei Drittel Schwarze, größtentheils Sklaven sind.“ Da ferner gesundes Klima, reger Handel und regelmäßige Postverbindung mit Chartum sich fand, so wurde daselbst sofort eine Missionsstation errichtet. Von hier aus wurden dann später in Delen unter den Nubas und in Malbes weitere Stationen errichtet. Der hl. Vater belohnte Combonis Wirken 1876 dadurch, daß er ihn zur bischöflichen Würde erhob. Seine ganze Zeit verwandte der neue Bischof auf Ausbildung und Hebung seiner Institute, auf Erlernung der verschiedenen Sprachen und die Herbeischaffung der nothwendigen Geldmittel. In Europa fand er gleich anfangs einen vorzüglichen Helfer in dem gelehrten Augustinerchorherrn Dr. Mitterrutzner, Gymnasialdirektor zu Brixen, welcher auch die Dinka- und Barisprache in zwei Grammatiken bearbeitete, so daß die angehenden Missionäre in den Stand gesetzt sind, diese beiden Sprachen bereits in Europa studiren zu können. So schritt das Missionswerk langsam

aber sicheren Schrittes voran, als Comboni am 10. Oktober 1881 seinen Mühen und Anstrengungen leider erlag. Die Fundamente für eine segensreiche Missionsthätigkeit hat er gelegt, hoffen wir, daß auf denselben weiter gebaut und die Früchte seiner Arbeit gezeitigt werden. Seine Anstalten lassen uns, falls sie nicht durch die jüngsten Kriegsläufe zu sehr gelitten, das Beste hoffen. Der verstorbene Missionsbischof hat seine umfangreichen Kenntnisse des Landes, der Sitten und Gebräuche von Centralafrika und Aegypten auch für die Wissenschaft verwerthet, indem er dieselben in Aufsätzen für verschiedene Zeitschriften niederlegte. Daher war in wissenschaftlichen Blättern auch der Tod des „Aegyptologen" Comboni notirt. Als Nachfolger von ihm ist unter dem 21. Sept. 1882 Franz Sogaro ernannt.

Bereits früher als Ryllo von Norden suchten katholische Missionäre vom Süden aus in das Innere von Afrika vorzubringen.[1]) Schon im Jahre 1837 wurde ein apostolisches Vikariat für das Kapland errichtet, 1847 wurde von demselben das apostolische Vikariat Grahamstown im Osten abgezweigt und 3 Jahre später abermals ein apostolisches Vikariat von Natal mit dem Sitze in Pietermaritzburg errichtet. Alle drei Bezirke haben gegenwärtig ca. 20,000 Katholiken. Mit der Uebernahme des Aidan-Collegs zu Grahamstown seitens der Jesuiten wurde auch der Plan angeregt, über dieses Vikariat hinaus in das Innere zu den Negern vorzubringen und namentlich zu den Sambesi-Regionen, welche als fruchtbares und reich bevölkertes Land ein fruchtbringendes Arbeitsfeld in Aussicht stellten. Der Plan fand bei dem

---

1) Ueber die Missionsthätigkeit katholischer Ordenspriester an der Ostküste Afrika's in den Jahren 1862—1880 haben diese Blätter in Bd. 80, 616—621 berichtet nach dem schönen und lehrreichen Buch von Gebhard Schneider (Stadtpfarrer in Stuttgart): „Die katholische Mission von Zanguebar. Thätigkeit und Reisen des P. Horner, apost. Vicepräfekten von Zanguebar" ꝛc. Regensburg 1877 und Paris 1880. A. d. R.

General des Jesuitenordens günstige Aufnahme und noch im Dezember 1877 wurden die betreffenden Verhandlungen abgeschlossen. Der Jesuitenorden übernahm die neue Präfektur mit einem Umfange von 32,000 Quadratmeilen und vielen Millionen Heiden; Beckx wurde selbst der erste Präfekt mit dem Rechte sich durch einen Unterpräfekten vertreten zu lassen. Hierzu wählte er sich Heinrich Depelchin, einen Belgier, dem fünf Priester und fünf Laienbrüder zugesellt wurden.

Ueber die Anfänge dieser Mission liegt uns jetzt ein reich illustrirtes Werk von Spillmann[1]) vor unter dem Titel „Vom Kap bis zum Sambesi", welches sich auf die Aufzeichnungen eines Mitgliedes dieser Mission, des P. Terörde, als Hauptquelle stützt. Daneben sind die Berichte der übrigen Missionäre, die Berichte afrikanischer Reisenden und von diesen am meisten die Werke Mohr's, Holub's und Pinto's benutzt, so daß die ursprünglichen Tagebücher Terörde's zu einer Geschichte des Beginnes der Sambesimission inhaltlich umgestaltet wurden. Formell haben sie ihren Charakter fast ganz behalten. Das Buch bietet des Anziehenden und Belehrenden so viel, daß es für die Kenntniß Südafrikas ein hervorragendes Werk und von bleibendem Werthe ist. Gebührt dem seligen Terörde das Verdienst während seiner mühsamen Reise bis zu seinem verlassenen und elenden Tode uns Land und Leute geschildert und alles Wichtige aufgezeichnet zu haben, was ihm begegnete, so muß man Spillmann Dank wissen, daß er die Tagebücher seines Ordensgenossen im Dienste der Wissenschaft so vervollkommnete und veröffentlichte. Das vorliegende Buch behandelt nach einer allgemeinen Einleitung über die Geschichte Südafrikas sowie die katholische Kirche daselbst und über Plan und Vorbereitung einer Mission am

1) Vom Kap bis zum Sambesi. Die Anfänge der Sambesi-Mission, aus den Tagebuchblättern des P. Terörde S. J. und aus den Berichten anderer Missionäre dargestellt von Joseph Spillmann, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Freiburg bei Herder 1882. S. XVI, 432.

Sambesi, die Reise der Missionäre und ihr Wirken während des Zeitraumes von Januar 1879 bis zum Mai 1881 nebst eingehenden Schilderungen von Land und Leuten, geht also sehr ins Einzelne ein, wodurch ein um so größeres Interesse für den Leser erzielt wird.

Der ehrwürdige Missionär Terörde, welcher den Hauptstoff für das vorliegende Buch lieferte, war der Sohn frommer und schlichter Landleute in Westfalen. In Dingden zwischen Wesel und Bocholt erblickte er 1844 das Licht der Welt und trat 1862 in den Jesuitenorden zu Münster ein. 1870 wirkte er in den Lazarethen für die Pflege der Verwundeten, worauf er 1872 aus Deutschland als „staatsgefährlich" vertrieben wurde. Ein Jahr später empfing er in England die Priesterweihe, dann wirkte er in Roermond und Feldkirch, bis er 1878 zur Sambesimission bestimmt wurde. Am 16. September 1880 beschloß er in einer ärmlichen Hütte zu Mowemba verlassen von aller Welt unter großen Leiden und Entbehrungen sein irdisches Daseyn. Das 21. Kapitel unseres Buches, welches diesen Tod schildert, kann man nur mit tiefster Rührung lesen.

Gehen wir nun zu einer kurzen Inhaltsangabe des Buches. Am 28. Januar 1875 trafen die Missionäre in der Kapstadt ein. Dieselbe liegt herrlich, und Terörde theilte seinen Freunden mit, daß dieselbe alle seine Vorstellungen, welche er über sie aus den großartigen Beschreibungen gehabt, weit übertroffen hätte. „Auf dem Quai reiht sich Cab an Cab, wie in einer englischen Großstadt", so schreibt er unter anderem, „und hätten mich nicht die flachen Dächer der Häuser an Afrika erinnert, so würden mich die zahlreichen, prächtigen Läden und Hotels, die vielen weißen Gesichter und die breiten Straßen glauben machen, ich wäre in Europa. Die Häuser bieten einen freundlichen Anblick, ihr Eingang ist oft von dichtem Laubwerk beschattet und mit prächtigen Oleanderblüthen geziert." Die beigefügte Illustration der Kapstadt bestätigt dieses lobende Urtheil.

Die Stadt, welche hart am Meere liegt, wird im Norden durch den 1062 Meter hohen Tafelberg, den schlafenden Löwen und die Teufelsspitze begrenzt. Sie hat unter einer Einwohnerzahl von 35,000 etwa 2500 Katholiken, meistens aus den mittlern und ärmeren Ständen. Protestantische Bekenntnisse gibt es 53 in der Stadt. Außer dem Bischof sind neun katholische Priester in der Kapstadt. Die Schulen der Schulbrüder und Schwestern werden von 600 Kindern, die der von Schwestern herangebildeten Lehrerinen von 200 Kindern besucht, unter denen sich aber viele Protestanten finden. In der Nähe der Stadt liegt das Kloster und Pensionat der Dominikanerinen (aus Augsburg), Wynberg genannt, woselbst sich 22 Klosterfrauen befinden. Unsere Missionäre rissen sich bald los von der schönen Kapstadt und landeten am 3. Februar im größten Hafen des Kaplandes in Port Elisabeth. Die Stadt hat unter 16,000 E. etwa 2000 Katholiken. Der Bischof von Grahamstown nebst der Pfarrgeistlichkeit von beiden Städten empfing die Glaubensboten im Hafen. Dieselben machten einen Ausflug nach dem nahegelegenen Uitenhage, wo eine katholische Gemeinde mit 300 S. sich befindet. Dann gings nach Grahamstown, wo man mehrere Wochen verweilte. Die Stadt mit 12,000 Einwohnern ist wunderschön gelegen. Das dortige Aidanscolleg hat 50 Zöglinge. Die Missionäre, welche des Krieges wegen nicht weiter konnten, benützten ihre Muße zur Erlernung der Setschuanasprache; Terörde übersetzte mit Hülfe einer Katholikin, der M. Orpen, auch Deharbe's kleinen Katechismus in dieselbe Sprache. Die Reiseausrüstung in Grahamstown verschlang nicht weniger als 80,000 M., da alles hier unmäßig theuer ist. Gewerbetreibende, wie Schuster, Schneider und Schreiner verdienen ein Tagelohn von 11 bis 13 M.! Am 16. April endlich gings weiter, am 24. traf man in Cradok, einer Stadt mit 2000 E. ein; Katholiken finden sich daselbst nur 30. Die Missionäre verweilten hier zwei Tage und widmeten sich

der Seelsorge dieser verlassenen Glaubensbrüder. Am 2. Mai erreichte man Colesberg, woselbst ein Katholik aus Königsberg lebte, dessen beide Kinder am nächsten Morgen die erste hl. Communion empfingen. Protestantische Kirchen gibt es in Colesberg 4. Am 11. Mai war man bereits in Kimberley, welches in einer öden Sandgegend erst seit 1870 in Folge der neu entdeckten Diamantenfelder entstanden ist. Nur einige Häuser sind aus Stein, alle übrigen, auch die katholische Kirche und Schule aus Eisenblech. Die Einwohnerzahl wechselt beständig, man gibt ca. 30,000 an, unter denen sich wohl 1000 Katholiken befinden, welche von 2 Priestern aus der Congregation der Oblaten pastorirt werden. Die Missionäre mußten hier bis zum 21. Mai verbleiben, dann gings weiter nach Schoschong, der „Hauptstadt" der Bamanguato's, eines Zweigstammes der großen Betschuanenfamilie. Hier traf man am 23. Juli 1 Uhr Mittags an und damit war man nach einer dreimonatlichen mühsamen Landreise im angewiesenen Missionsbezirke angelangt.

Die Betschuanen zerfallen in fünf Stämme, ihre gemeinsame Sprache ist das Setschuana, ihr Aussehen nicht so häßlich wie das der Hottentotten, ihre Haut dunkelbraun. Sie bekleiden sich bereits, wenn auch nothdürftig, und damit sind sie culturfähig. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, welcher jedoch ganz den Frauen obliegt, während der Mann bloß um die Herde und die Jagd sich kümmert. Sie leben in großen Ortschaften oder Städten, von denen manche gegen 10,000 Einwohner haben sollen. Die religiösen Begriffe der Betschuanen sind sehr geringer Art, nirgend findet man Tempel oder Altäre. Götzendienst treiben sie nicht, von einem Glauben an ein überirdisches Wesen scheint fast keine Spur bei ihnen zu seyn. Bereits in den fünfziger Jahren haben protestantische Missionäre hier gewirkt, zuerst die Hermannsburger Missionsgesellschaft, dann seit 1860 die Londoner. Der gegenwärtige „König" Khama in Schoschong ist nach der Angabe der Afrikaforscher Holub und Pinto ein sehr

humaner Mann. Er selbst sowie seine Brüder sind Protestanten, Wesleyaner, und zwar gut unterrichtet. Unsere Missionäre hatten die Absicht in Schoschong eine Niederlassung, einen Vorposten zu gründen. Von da aus wollten sie die Bekehrung und Gründung von weiteren Stationen beginnen, in Schoschong sollten nach ihrem Plane auch spätere Missionäre sich acclimatisiren und die Setschuanensprache lernen. Alles war schön ausgedacht, wurde aber gründlich vereitelt. Khama erklärte, er besitze Bibel und Missionäre, er brauche keine weiteren. Alles Bitten der Missionäre, sich niederlassen zu dürfen, war umsonst, und so mußten sie am 29. Juli weiter reisen, um zu den Matabelen zu gehen, deren König Lo Bengula wegen seiner Grausamkeiten berüchtigt ist.

Am 17. August traf man in Tati ein, wo der Württemberger Mauch früher Goldfelder entdeckt hat. Diese werden aber gegenwärtig wegen eines noch unentschiedenen Processes nicht ausgebeutet. Die „Stadt" Tati besteht aus wenigen Blockhäusern, in denen 20 Boeren, welche das Waidwerk betreiben, und ungefähr ebenso viel Kaffern wohnen. Man beschloß, hier die anfänglich für Schoschong geplante Station zu errichten. Drei Patres blieben hier zurück, während der Superior Depelchin mit P. Law weiter nordöstlich nach Gubuluwayo, der Residenz des Königs Lo Bengula, reiste, um daselbst die Gründung einer Station zu versuchen. Der König hatte gerade Hochzeit, er nahm zu seinen bisherigen 16 Weibern noch neun andere hinzu. Lange währte es, bis die Missionäre bei ihm Audienz erhielten. Am 5. September endlich konnten sie volle vier Stunden lang mit ihm conferiren. Lo Bengula wurde schließlich ziemlich zutraulich, faßte Depelchin bei seinem Bart und sagte: „Das ist eine wahre Löwenmähne, eine wahre Löwenmähne". Eine entscheidende Antwort erhielten die Missionäre indeß nicht. Endlich im Oktober erlaubte Lo Bengula eine Niederlassung, welche dann auch ins Werk gesetzt wurde. Die Missionäre reparirten den königlichen Gala-Ochsenwagen, den sie mit

den allergrellsten Farben bemalten. Dadurch wurden sie vollständig hoffähig. Um die Mission in der königlichen Residenzstadt beginnen zu können, mußte Terörde nach Kimberley zurück, woselbst er nothwendige Einkäufe machen und neue Missionäre erwarten sollte. Es waren dies 4 Patres und 3 Laienbrüder. Am 6. Mai 1880 trafen alle wohlbehalten in Tati ein, wo inzwischen der Pater Fuchs in Folge des Klimas als erstes Opfer der Sambesimission gestorben war, ehe er überhaupt seine apostolischen Arbeiten beginnen konnte. Es wurden nun folgende Pläne gemacht: In Gubuluwayo wurde eine Residenz zum allerheiligsten Herzen mit 2 Priestern und 2 Brüdern errichtet; in Tati blieben 2 Priester und 1 Bruder; 3 Priester, Depelchin, Terörde und Weißkopf, mit 3 Brüdern unternahmen eine Expedition nach dem Sambesi, um daselbst eine Station zu gründen, während die zwei letzten Priester mit zwei Brüdern in Umsila's Land gingen. Diese „divisio apostolorum", wie P. Wehl sagt, geschah am 11. Mai 1880.

Die Matabelen, unter denen sich also unsere Missionäre niedergelassen haben, stehen auf der untersten Stufe; von menschlicher Cultur kann bei ihnen kaum die Rede seyn. Sie kennen einen großen Geist, Molimo, beten auch zu den Seelen der Abgestorbenen, im übrigen geht ihre Religion auf in grobem Fetischismus. Vielweiberei und Unsittlichkeit sind allgemein, dazu eine Grausamkeit sonder Gleichen. Jährlich mehrere Male werden benachbarte Stämme überfallen, die Männer niedergemacht und Frauen, Kinder und Heerden fortgeführt. Der Matabelenstamm und ihr König Lo Bengula sind weithin gefürchtet. Stirbt ein Mitglied der königlichen Familie, so wird in der Regel gegen zahlreiche Personen der Verdacht der Behexung erhoben, und diese sind dann unwiderruflich dem Tode geweiht. Gute Eigenschaften sind an den Matabelen kaum zu entdecken. Ihr Reich erstreckt sich vom Limpopo bis zum Sambesi und umfaßt gegen 4000 Quadratmeilen mit 1 Million Einwohner. Gubuluwayo, welches

wegen der hohen Lage von 1700 m über der Meeresfläche ein äußerst gesundes Klima hat, wies ehemals eine Bevölkerungszahl von 1000 auf. Am 15. September 1881 wurde es jedoch offiziell zerstört, worüber noch später. Ackerbau treiben die Matabelen nur wenig, Jagd und Heerden bilden ihren Hauptunterhalt. Schon frühzeitig sind protestantische Missionäre zu ihnen gekommen, welche sich alle einstimmig dahin aussprechen, daß für das Christenthum bei den Matabelen vorläufig noch kein Boden sei.

Kehren wir zu unseren Missionären nach Tati zurück. Depelchin, Terörde und Weißkopf verließen am 17. Mai Tati unter der Leitung eines Schotten mit Namen Walsh, welcher unterwegs in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Am 25. Juni langten sie am Panda-ma-Tenka an, wo eine Handelsstation mit europäischen Einwohnern liegt. Jetzt hieß es, den Sambesi zu überschreiten. Die Reise mußte von nun an zu Fuß gemacht und alle Sachen durch Träger befördert werden. Deßhalb entstand ein Aufenthalt in Panda-ma-Tenka bis zum 22. Juli. Während dieser Zeit wurde eine Forschungsreise an die Victoriafälle des Sambesi unternommen, die Terörde ausführlich uns schildert; in einer Breite von einer Viertelmeile stürzt der majestätische Strom seine Fluthen in eine 400 Fuß tiefe Felsenschlucht hinab. Zugleich beschloß man, in Panda-ma-Tenka eine Zwischenstation und einen Stützpunkt für alle Missionen jenseits des Sambesi zu errichten. Denn hierher kommen seit einem Jahrzehnt die Abgesandten der einzelnen Stämme, um mit den Engländern Tauschhandel zu treiben. So bietet Panda-ma-Tenka die beste Gelegenheit, um mit den Matabelenstämmen bekannt zu werden. Zugleich sichert es durch die anwesenden Europäer die Verbindung über Tati und Schoschong mit der Kapkolonie. Deßhalb wurde ein Blockhaus gebaut und P. Weißkopf mit zwei Brüdern daselbst belassen. Terörde sollte über den Sambesi zu den Bontongas, Depelchin wollte ihn begleiten, um dann neue Arbeiter nachzuholen. Am 28. Juli

konnten beide mit 83 Trägern abreisen, um nach dem Dorf des Königs Wanki, hart an dem jenseitigen Ufer des Sambesi, zu gelangen. Sie kamen hier am 3. August an, fanden aber keine Aufnahme, acht Tage später ging es weiter am Sambesi aufwärts nach Mowemba, wo man am 19. August anlangte, freundlich vom König Mowemba empfangen wurde und eine Station zum hl. Kreuze gründete. Dann schied Depelchin, um nach Panda-ma-Tenka zurückzukehren. Auf Mowemba baute man die besten Hoffnungen, doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Am 16. September starb Terörde eines Todes, der auf Vergiftung schließen läßt, einsam und buchstäblich von aller Welt verlassen. An diesem biedern und glaubenseifrigen Westfalen hat die Sambesimission viel verloren.

Depelchin war nur bis Wanki's Dorf gekommen, daselbst befiel auch ihn das Sambesifieber. Erst am 22. September langte er wieder in Panda-ma-Tenka an. Jetzt erkrankte fast alles und die ganze Station bildete nur mehr ein Lazareth. Dieser traurige Zustand dauerte mehrere Monate. Gegenwärtig aber blüht die Station, hat einen gutgepflegten Garten und mehrere holländische Jäger haben sich daselbst angesiedelt. Vielleicht sammelt sich daselbst eine eifrige katholische Gemeinde.

Die Missionäre für Gubuluwayo und Umsila's Land reisten bis dorthin gemeinschaftlich. Am achten Tage nach ihrer Abreise von Tati konnten sie bereits dem Lo Bengula ihre Aufwartung machen. Dann reiste P. Law nach Umsila's Land weiter, wo auch ihn am 25. November der Tod dahinraffte. Pater Wehl unternahm eine Expedition nach Sofala, erlag aber auch am 5. Mai 1880 dem Klima. Damit war auch die Expedition in Umsila's Land gescheitert.

Es bleiben also nur drei feste Stationen für die Missionen am Sambesi: Gubuluwayo, Panda-ma-Tenka und Tati. Die erste wurde am 15. September 1881 von einem unerwarteten Schlage betroffen, die Hauptstadt wurde nämlich, wie oben

erwähnt, offiziell zerstört. Lo Bengula verlegte seine Residenz fünf Stunden weiter entfernt. Damit sind die Missionäre ziemlich vereinsamt, was ihnen um so unangenehmer seyn mußte, als die Residenz sehr gesund liegt und in materieller Beziehung sich so entwickelt hat, daß sie eine Vorrathskammer für die übrigen Stationen abgibt. Für direkte Erfolge, für Bekehrungen hatte sich Gubuluwayo allerdings als unfruchtbar erwiesen. Indeß werden die Missionäre als materiellen Stützpunkt ihrer Unternehmungen die Station wohl beibehalten müssen.

Die Sambesimission besteht also. Die Pionierarbeiten sind gethan, allerdings mit großen Opfern an Geld, Mühe, Anstrengungen und Geduld — fünf Missionäre, da auch Ferdinand Herz am **30.** Juni **1881** starb, sind das Opfer ihres apostolischen Berufes geworden. Hoffen wir nun, daß Gott das Wort der hl. Schrift auch bei den Sambesimissionären bewahrheite: „In Thränen habt ihr gesät, in Freuden werdet ihr ärnten.“ Allerdings ist, menschlich gesprochen, für's erste wenig direkter Erfolg zu erwarten.

Damit ist kurz der reiche Inhalt des Buches „Vom Kap bis zum Sambesi“ skizzirt. Es bietet uns eine Reise mit ihren mannigfaltigen Abenteuern in ein bislang fest verschlossenes Gebiet und fesselt so das Interesse eines jeden Gebildeten. Mit Lebendigkeit und theilweise großem Humor sind die Erlebnisse aufgezeichnet, namentlich wird der liebenswürdige Bruder Nigg, der überall für guten Humor sorgt und allen Dingen die drollige Seite abzugewinnen weiß, daneben aber mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Tüchtigkeit zu allem zu gebrauchen ist, dem Leser manche Freude bereiten. Die Illustrationen erhöhen den Werth der Beschreibung. Wird so das Buch wegen seiner neuen Aufschlüsse über Afrika weiteste Verbreitung verdienen, so beansprucht es das Interesse katholischer Christen noch in weit höherem Grade, weil diese schwierigen Reisen unternommen sind um Christi willen, um den Völkern Afrikas die göttliche Bot-

schaft zu bringen und Jesum, den Sohn Gottes, kennen zu lehren.

Die „Katholischen Missionen", welche in keiner gebildeten katholischen Familie fehlen sollten,[1]) haben uns bereits neue Nachrichten über die Sambesimission gebracht und zwar sehr günstige. Der Pater Weißkopf gibt Aufschlüsse über Panda-ma-Tenka, welche uns hoffen lassen, daß die Station für die ganze Mission sehr wichtig wird. Die Expedition zu den Barotse, welche Depelchin nach der fehlgeschlagenen Unternehmung von Mowemba geplant und angebahnt hatte, scheint ebenfalls zu den besten Hoffnungen zu berechtigen. Barotse ist der Name des Ufergebietes am oberen Laufe des Sambesi. Ein Brief des Superiors Depelchin (l. c. 1882, S. 217 ff.) gibt ausführlichen Bericht über die Reise dorthin und die Zusicherungen, die ihm gemacht sind. Er will vorerst drei neue Stationen gründen, nämlich: im Thal der Barotse, in Seschake auf dem linken Ufer des Sambesi und wiederum in Mowemba. Die Mission erlitt leider einen neuen Verlust durch den Tod des P. Witt († 21. März 1882) zu Tati.

Der afrikanische Continent steht an Größe nur Asien und Amerika nach, er beträgt ungefähr den siebenten Theil der ganzen Erdoberfläche. Die Einwohnerzahl wird verschieden angegeben, da sie natürlich nicht auf Zählung, sondern nur auf Schätzung beruhen kann; nach Behm und Wagner soll sie 205'679,000 Seelen betragen, was andere zu hoch finden. Jedenfalls nimmt Afrika auch seiner Einwohnerzahl nach den dritten Rang unter den fünf Welttheilen ein. Und diese ungeheure Menschenmasse ist größtentheils noch heidnisch. Nach einer Statistik in Herzog's Realencyklopädie für prot. Theologie Band X S. 99 wären in Afrika 562,600 Protestanten, von denen die meisten auf die Kapkolonie (180,000)

1) Ihr Preis beträgt jährlich nur 4 Mark. (Verlag von Herder in Freiburg.)

und die Inseln (290,000) entfallen. Auch in Westafrika sind eine bedeutende Anzahl Protestanten (90,000). Im Norden, Osten und Innern Afrika's gehören die Christen fast ausnahmslos der katholischen Kirche an. Derselbe Autor gibt S. 100 eine andere Statistik, wonach in Afrika:

699,000	Katholiken
740,000	Protestanten
1'650,000	Armenier, Abessinier und Kopten
501,000	Christen ohne bestimmte Confession
3'590,000	Christen und noch
196'360,000	Nichtchristen, also im Ganzen
199'950,000	Menschen wohnten.

Wie lange wird es noch währen, bis dieses Land überall sich zum Gekreuzigten bekennt? Vorläufig sind nur die ersten Versuche zur Christianisirung gemacht worden. Doch was unser Jahrhundert nicht bringt, das vollenden andere. Ueber tausend Jahre hat es gewährt, bis Europa christlich war, acht Jahrhunderte mußten verfließen, bis die Sachsen für die Wahrheit gewonnen wurden, das Jahrtausend war vollendet und die Nordländer waren noch in der Nacht des Heidenthumes. Apostolische Mühen, Leiden und Marterblut mußten in Fülle aufgeopfert werden, bis Könige mit Gewalt die wilden Horden zur Civilisation zwangen und den Missionären es ermöglichten, das Kreuz zu predigen. Wie die meisten Missionsberichte aus Afrika schließen lassen, finden die Glaubensboten nicht diesen bewaffneten Widerstand, wie ihn einst Sachsen, Normannen und Slaven in Europa boten, aber thierische Rohheit und unerträgliches Klima sind hier die Feinde. Sobald es gelingt, erstere zu beseitigen oder doch wenigstens zu mildern, wird ein wichtiger Schritt für die Christianisirung geschehen seyn.

Der kleine europäische Continent hat die Aufgabe unternommen, die anderen Erdtheile zu christianisiren. Er allein sendet Glaubensboten und Geldmittel, welche begreiflicherweise in den großen Erdtheilen fast völlig verschwinden müssen. Welch' erstaunliche Kraft aber Europa hierin

entwickelt, sieht man z. B. allein daraus, daß in Nordamerika nicht weniger als 1436 in Deutschland geborene Priester wirken. Wie viel Tausende von europäischen Priestern mögen demnach in den 4 anderen Continenten seyn? Die Missionen in Afrika, Australien und Asien werden von dem Augenblicke an einen erneuten Aufschwung erfahren, wo einheimische Priester wirken können. Dann erst allein werden genügende Kräfte zur Glaubensverbreitung am Platze seyn. „Afrika durch Afrika regeneriren": dieses Ziel Comboni's wird auch das Ziel aller übrigen Missionäre in dem verschlossenen Continent seyn müssen. Bis aber der erste Matabelensohn am Sambesi zum Priester geweiht werden kann, wie viel Jahre da noch verfließen müssen, das liegt in Gottes Hand.

München. Dr. K. Grube.

XXXIII.

Die Agrarfrage.

Noch vor wenigen Jahren wurde jede Gefahr für die Existenz unsers Bauernstandes rundweg in Abrede gestellt. Die Vertreter der Wissenschaft und die Vertreter der Regierungen wetteiferten vielmehr in den Versicherungen, daß die ökonomischen Verhältnisse der Grundbesitzer niemals so glänzend und blühend gewesen seien, wie in der Gegenwart. Noch heute werden theilweise die Klagen der Bauern als übertrieben erklärt oder ihrer eigenen Genußsucht und Unwirthschaftlichkeit zur Last gelegt. Die Bauernvereine, welche eine Besserung der ökonomischen Verhältnisse der Landwirth-

schaft anstreben, werden mit mißtrauischen Augen betrachtet und von offiziösen Federn — in Bayern[1]) wenigstens — als gefährliche Herde der Unzufriedenheit geschildert. Immerhin wird aber der Nothstand zugegeben, wenngleich man die Gefahr nicht allzu hoch anschlägt und von einigen günstigen Ernten eine wesentliche Aenderung erhofft.

Von Seite der Wissenschaft ist die Agrarfrage seit Jahr und Tag als der wichtigste Theil der socialen Frage plötzlich in den Vordergrund der Discussion gestellt worden. Die angesehensten Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft beschäftigen sich soeben in eingehender Weise mit dem Bauernstande. Roscher hat im abgelaufenen Jahre in der Zeitschrift „Nord und Süd" die Frage der bäuerlichen Erbtheilung behandelt und die Ausdehnung der hannöver'schen und westfälischen Partikulargesetze auf das ganze Reich befürwortet, zugleich auch eine Aenderung in den landwirthschaftlichen Creditverhältnissen angeregt. Schmoller hat in seiner eigenen Zeitschrift im dritten Quartalhefte 1882 über die Agrarfrage und ihre Literatur ein ausgedehntes Referat geliefert. Meitzen[2]) hat sich gleichfalls mit der landwirthschaftlichen Nothlage beschäftigt und, gegenüber seinen früheren Arbeiten, in welchen er die Existenz irgend eines Nothstandes in Abrede gestellt hatte, die thatsächliche Calamität geschildert. Er gesteht, daß die Landwirthschaft vor einer Krisis stehe, sieht aber die Gefahr weniger für den Bauernstand drohend, als vielmehr für das Geldkapital, welches in Grund und Boden investirt sei. Die jetzigen Besitzer würden von anderen Bauern abgelöst, welche unter günstigen Verhältnissen kaufen und dadurch künftig im Stande seyn würden, wieder zur Wohlhabenheit zu gelangen. Verluste würden nur die Inhaber der Hypotheken erleiden, für den Bauernstand selbst werde die Krisis keine wesentliche Aenderung bringen, außer

1) Vgl. das neueste Heft des landwirthschaftlichen Vereines.

2) Jahrbücher für Nationalökonomie, 1883, Heft I u. II.

den Besitzwechsel. Die Krisis werde, ähnlich wie bei der Industrie, von kurzer Dauer seyn.

Wir halten diese Ansicht nicht für zutreffend. Bei der Landwirthschaft sind die Verhältnisse ganz anders gelagert, als bei der Industrie. Wenn der Bauer abwirthschaftet, verfällt nicht bloß er und seine Familie dem ökonomischen Ruine und meistens auch der sittlichen Entartung, sondern er schwendet auch sein Gut ab und hinterläßt es in völlig unbrauchbarem und unfruchtbarem Zustande. Um ein solches Bauerngut wieder ertragsfähig zu machen, dazu bedarf es des Fleißes und Schweißes eines Jahrzehntes, ganz abgesehen von dem Kapitale, welches nöthig ist, einen abgeschwendeten Hof wieder mit dem nöthigen Inventar an Vieh und Fahrnissen zu versehen. Der Verlust an Geldkapital fällt gewiß schwer in die Wagschale, noch viel größer ist aber die Zerstörung aufgespeicherten Werthkapitals bei der Abschwendung der Güter. Ebenso ist die Thatsache nicht gering anzuschlagen, daß die Besitzer, welche mit ihren Familien von Haus und Hof ziehen müssen, in's Proletariat herabsinken und auch durchschnittlich nicht mehr im Stande sind, sich eine neue Existenz zu gründen.

Eingehender noch, als Roscher, Schmoller und Meitzen, hat sich L. v. Stein in Wien mit der Agrarfrage beschäftigt, veranlaßt durch den Umstand, daß in Oesterreich der Bauernstand durch Ganten schon mehr als dezimirt wurde, während der übrige Theil der Grundbesitzer durch Schulden überlastet ist. Schon im Jahre 1881 veröffentlichte Stein die „Drei Fragen des Grundbesitzes und seine Zukunft“[1]) und erörterte die Nothlage der landwirthschaftlichen Produktion auf dem Continent, in Irland und Amerika. Die Heilmittel, welche Stein anzugeben wußte, sind freilich sehr problematischer Natur. Er hat sie kurz zusammengestellt in einem eingeforderten Gutachten an das k. k. Ackerbauministerium

1) Stuttgart bei Cotta (305 S.).

und unter dem Titel: „Bauerngut und Hufenrecht“[1]) publicirt. Viel interessanter und instruktiver ist der als Anhang[2]) beigegebene Bericht des Landeshauptmanns Grafen Chorinsky, erstattet Namens des Landesausschusses, betreffend die Erlassung eines Agrarrechtes für das Herzogthum Salzburg.

Stein empfiehlt die Eintragung der Bauerngüter in eine Höferolle, ähnlich den hannöver'schen Institutionen, Beseitigung des Einzelncredits für die eingetragenen Güter und Herstellung eines Genossenschaftscredits. Mit diesen Vorschlägen wäre nur dann etwas gewonnen, wenn die Theilhaber der Genossenschaft selbst so kapitalkräftig wären, daß der Geldüberfluß des Einen dem Geldbedürfnisse des Andern entgegen käme. So ist aber das Sachverhältniß nicht, und deßhalb wäre die Genossenschaft genöthigt, schließlich doch wieder an den Einzelncredit zu appelliren, an irgend einen Geldgeber sich zu wenden, und alle die Gefahren, welche Stein so anschaulich für den creditbedürftigen Grundbesitzer schildert, würden mit vergrößerter Gewalt die ganze Genossenschaft bedrohen. Stein fordert nämlich, um die Creditfähigkeit zu steigern, die Solidarhaft aller Genossenschaftstheilnehmer, und die natürliche Folge wäre, daß statt der zahlreichen Zwangsversteigerungen einzelner Höfe, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, gleich die Güter ganzer Genossenschaften und Bezirke unter den Hammer kommen würden. Das hieße den Teufel durch Beelzebub vertreiben.

Wie wenig Stein die eigentliche Tragweite der Agrarfrage erfaßt hat, zeigt sich in der Thatsache, daß er allen Ernstes vorschlägt, der einzelne Genossenschafter solle sein Gut „selbst bis zum vollen Werthe“ belasten dürfen. Gerade darin beruht ja die Noth der Landwirthschaft, daß die Güter viel zu hoch belastet wurden. Wovon soll denn der Besitzer Zinsen und Steuern, persönliche und Wirthschaftsausgaben

---

1) Stuttgart bei Cotta (S. 1—49).

2) Ebend. S. 50—99.

bestreiten, wenn das Gut bis zur vollen Werthhöhe belastet ist? Dann ist der Besitzer nur mehr nomineller Eigenthümer, während der Inhaber des Werthes (der Hypotheken) der thatsächliche Eigenthümer ist, für welchen der Besitzer nur zu frohnden hat.

Jede Reform muß damit beginnen, daß für die Verschuldung und Creditfähigkeit eine genaue Grenze gezogen wird, welche die Hälfte des Ertragswerthes nicht übersteigen darf. Wir sagen: Ertragswerth, denn der Kaufswerth ist gegenwärtig viel höher und darin besteht ein weiterer Grund, warum der Grundbesitz in die gegenwärtige Calamität gerathen ist. Ertragswerth und Verkaufswerth decken sich nicht mehr, und je höher der Verkaufswerth vom Ertragswerthe sich entfernt, um so mehr entstehen fiktive oder Schein-Werthe, welche zu einer Krisis treiben. Wird die Verschuldungsgrenze auf die Hälfte des Ertragswerthes eingeschränkt, so wird der Besitzer wieder wirthschaften können, ohne unter der Last der Schulden und Zinsen zu erliegen. Die Hypotheken werden höhere Sicherheit erlangen und damit wird der Zinsfuß für Grundbücher von selbst sich ermäßigen. Das Creditbedürfniß muß eingeschränkt werden, was leicht durch Organisirung des Versicherungswesens gegen Brand, Hagel und Viehseuchen zu ermöglichen ist.

Stein begnügt sich nicht damit, die Verschuldung des Grundbesitzes bis zum vollen Werthe zu empfehlen, er will auch den Personal- oder Betriebscredit noch erweitern. Unseres Erachtens dagegen sollte es gesetzlich unmöglich seyn, das Betriebsinventar zu belasten oder persönliche Schuldverpflichtungen einzugehen. Der Betriebscredit ist nämlich durch die nothwendigen wirthschaftlichen und persönlichen Ausgaben (für Schmied, Sattler, Wagner, Schuster, Schneider, Bäcker, Metzger und Krämer) und durch Zinsen, Steuern und Abgaben ohnehin schon so sehr in Anspruch genommen, daß für schwebende Schulden bei Raiffeisen'schen Vereinen oder Genossenschaftsbanken kein wirthschaftliches Werthsubstrat mehr

vorhanden ist. Der Bauer, welcher trotzdem den Betriebscredit in Anspruch nimmt, darf schon als verloren gelten. Es ist möglich, daß Einzelne durch glückliche Umstände sich noch zu retten vermögen, die Meisten, gewiß neun Zehntel, werden zu Grunde gehen, wenn sie solchen Credit in Anspruch nehmen.

Ein Blick auf das praktische Amerika hätte für Hrn. Stein genügen sollen, um ihm die Gefahr des Betriebscredites für die Landwirthschaft klar zu machen. Die Amerikaner haben sich ihre Heimstättengesetze (home-stead) geschaffen, d. h. Haus, Betriebsinventar und ein Theil des Ackerlandes darf niemals der Zwangsversteigerung unterliegen. Man hat diese Einrichtung in Europa deßhalb mißverstanden, weil man bei uns den Hauptaccent auf den Rest von Aeckern gelegt hat, welche nicht verpfändet und versteigert werden dürfen. Grund und Boden hat aber für den amerikanischen Ansiedler wenig Werth; die Ländereien erhält er ganz oder nahezu geschenkt, der Ankaufspreis repräsentirt kein nennenswerthes Capital. Um so höher steht dem amerikanischen Bauer sein Haus, seine Wirthschaftsgebäude und sein Inventar: Vieh, Fahrniß, Saatgetreide. Diesen Werth läßt er sich durch die Heimstättengesetze gegen Pfändung und Subhastation sichern, d. h. sein Betriebsinventar will er in erster Linie unbelastet und frei wissen. Bei uns in Europa dagegen zerbrechen sich die Agrarier den Kopf, wie sie gerade den Betriebscredit recht ausdehnen können durch Raiffeisen'sche Vereine und landwirthschaftliche Genossenschaften. Wurde doch im vorigen Oktober in der Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereines in Bayern von dem Referenten über die Creditfrage, Baron Cetto, allen Ernstes vorgeschlagen, Staat und Provinz, Distrikt und Gemeinde in Schuld- oder Creditgenossenschaften umzuwandeln, um „dem steigenden Creditbedürfnisse“ entgegenkommen zu können, d. h. um den Landwirthen zu ermöglichen, eine noch höhere Schuldenlast anzusammeln. Im Gegentheil, der Credit muß eingeschränkt

der Betriebscredit gänzlich beseitigt, der Hypothekarcredit auf die Hälfte des Ertragswerthes eingeengt und abgegränzt werden. Hierin liegt das Reformprogramm für unseren Bauernstand.

Vom geschichtlichen Standpunkte aus hat Hr. Dr. Eugen Jäger,[1] Redakteur der „Pfälzer Zeitung", die Agrarfrage untersucht und beleuchtet. Hr. Jäger erörtert die gegenwärtige Lage unserer Landwirthschaft im Zusammenhange mit der überseeischen Concurrenz und mit dem Umschwunge im Welthandel; er bespricht die Getreide- und Schutzzölle, die Verschuldung und landwirthschaftliche Creditwirthschaft und gibt dann einen Rückblick auf den mittelalterlichen Bauernstand, auf den Ruin desselben durch das Eindringen des römischen Rechtes und durch die Bauernkriege. Hr. Jäger bietet viele neue Gesichtspunkte, zahlreiche historische Daten und statistische Materialien, so daß seine Schrift zur Orientirung ebenso lehrreich als unentbehrlich ist. Den positiven Vorschlägen des Verfassers darf man wohl in einer II. Abtheilung entgegensehen. R.

---

1) Die Agrarfrage der Gegenwart. Berlin 1882. I. Abtheilung, S. 1—251.

XXXIV.

Sixtus IV. und die Republik Florenz.

Der Geschichte der Päpste im 15. Jahrhundert ist bisher von katholischer Seite lange nicht die Beachtung geschenkt worden, welche sie verdient. Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, die hier bestehenden großen und empfindlichen Lücken auszufüllen. In die Reihe der hier einschlagenden Arbeiten gehört die leider in Deutschland nicht genügend gewürdigte tüchtige Monographie von Dr. Erich Frantz über den bisher durchweg ungünstig beurtheilten Sixtus IV.[1])

Der Verfasser dieses Werkes hat bereits durch sein schönes Buch über Fra Bartolommeo della Porta (vgl. Bd. 88, S. 753 ff. dieser Bl.) bewiesen, daß er in der Geschichte der Renaissance wohl zu Hause ist. Die vorliegende Arbeit ist indessen ungleich bedeutender. Sie zerfällt in acht Kapitel, welchen als Einleitung eine außerordentlich geistreiche Betrachtung über Italien in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung von Florenz vorausgeht. Dr. Frantz schildert in derselben eingehend die vielfachen und großen Schattenseiten, welche sich aus dem Wiederaufleben der heidnischen Ideen im 15. Jahrhundert ergaben. Den tieferen Grund derselben findet er darin, daß man nicht zum Geiste der keuschen Antike in Literatur und Kunst, sondern zur Cultur des perikleischen und augusteischen Zeitalters zurückkehrte. Kein Wunder, daß jetzt aus den aufgedeckten Gräbern des sinkenden Heidenthums der Gifthauch raffinirter Selbstsucht erkältend und auflösend durch

1) Sixtus IV. und die Republik Florenz von Dr. Erich Frantz. Regensburg, Manz 1880. XXIV. 529 S.

die Gesellschaft zog und die Bande zersetzte, welche einst die großen und idealen von der Kirche gehüteten Ziele geknüpft hatten (Seite 33). Der hauptsächlichste Vertreter der Reaktion gegen die antichristliche Cultur des 15. Jahrhunderts ist Savonarola, welcher von Frantz mit wenigen Strichen in vortrefflicher Weise gezeichnet wird. (S. 57 ff.) Es ist, schreibt der Verfasser (S. 76 ff.), ein eigenthümliches Merkmal der großen Geister, welche in dieser gährenden Epoche des Uebergangs in eine neue Zeit, welche die Franzosen Renaissance genannt haben, emporwachsen, daß sie Licht und Schatten so reichlich vertheilt in sich tragen. Man darf nicht den Maßstab des Gewöhnlichen an diese Größen legen, die ihre eigenen Gesetze der Entwicklung in sich tragen, in denen Vergangenheit und Zukunft sich berühren, durcheinanderwogen, und die deßhalb mit dem Maße beider zu messen sind. Die prophetische Gabe Savonarola's, die furchtbare Deutlichkeit, mit der in seinem Geiste die Geschicke Italiens sich enthüllen, die Menschen den kommenden Strafen entgegen gehen, erzeugt jene Wunderbarkeiten, von denen der gewöhnliche Verstand unberührt bleiben muß. Mit tiefem Gefühl umfaßte diese glühende Natur die kommenden Leiden der Menschheit und ließ sich von ihnen foltern, als wären es ihre eignen. Die Voraussicht der kommenden Revolutionen auf allen Gebieten trieb ihn an, sich dem Strom entgegenzuwerfen, aber, von Anfang an dem Tode geweiht, wußte er wohl, daß sein Leben zum Opfer fallen mußte. Er sah den großen Abfall in der Häresie des 16. Jahrhunderts voraus, darum wollte er die Unzähligen, die ihm entgegensteuerten, aufhalten und zur kirchlichen Einheit führen. Savonarola's Fehler, zumal sein Widerstand gegen den einmal anerkannten Papst entspringen darum seinem übergroßen, in falsche Bahn geleiteten Eifer für die Reinheit des Glaubens, für die Kirche selbst, in der er die einzige von Gott gesetzte Ordnung zum Heile der Welt und der Seelen anerkannte, deren rechtmäßigem Oberhaupt er Unterwerfung und Gehorsam schuldig zu seyn glaubte. In Alexander VI. wollte er einen durch Simonie zu dieser Würde gelangten, darum nicht legitimen Nachfolger Petri sehen. Er irrte darin, daß er übersah, daß Alexander einmal völlig anerkannt war, daß die Gerüchte über seine Wahl, wie sie sich in römischen Diarien und andern Aufzeich-

nungen vorfinden, doch eben nur Gerüchte, keineswegs erwiesene Thatsachen waren, daß diese Gerüchte doch auch nicht allgemein bekannt waren, daß es denselben demnach bei den meisten seiner Anhänger nur Aergerniß erregen mußte, wenn er den Breven des Papstes mit Verachtung entgegen trat. Die Ereignisse haben ihn hier mächtig fortgerissen und ihm den Abgrund verhüllt, der sich vor seinen Füßen aufthat.

Mit Recht opponirt der Verfasser am Schluß der Einleitung gegen Villari's Auffassung von Savonarola und zeigt, daß dieser Italiener, trotz der Menge von Urkunden, welche er für seine sonst sehr gewissenhafte Arbeit herangezogen hat, das innere Wesen Savonarola's nicht zu fassen im Stande war. In ähnlicher Weise tritt Dr. Frantz in dem ersten Kapitel, welches überschrieben ist: „Die Constitutionen von Florenz und das Problem der Freiheit", den Anschauungen von Reumont's „Lorenzo de' Medici il Magnifico" entgegen, freilich ohne diesen Autor ausdrücklich zu nennen. Im Gegensatz zu dem genannten Gelehrten verurtheilt der Verfasser in schärfster Weise die „Mediceerwirthschaft". Den Interessen der Republik, bemerkt er (S. 109), die des eigenen Hauses geschickt zu unterstellen und die Verherrlichung der eigenen Familie mit der Ehre und dem Wohle des Gemeinwesens zu confundiren, war die geschickt und mit Aufbietung aller Kräfte durchgeführte Hauspolitik der Mediceer. Die reichen Bauten, in denen sie dem Volke Nahrung und Arbeit boten, Banken, welche durch reichliche Darlehen die Massen beherrschten, glänzende Feste und Schaugepränge, ein gefälliger Kreis von Dichtern, Gelehrten und Hoftheologen haben es den Florentinern unaufhörlich gepredigt, daß das Heil der Republik mit dem dieses Hauses identisch sei. Von den Künsten der Corruption, durch welche die Tyrannis der Mediceer vom Jahre 1434 die alten Rechtsordnungen durchbrach und jede bürgerliche Tugend zu ersticken suchte, wird im Folgenden ein anschauliches Bild entworfen.

Aus dieser ungünstigen Auffassung Lorenzo's ergibt sich von selbst ein anderes Bild von dem Streite Papst Sixtus IV. mit demselben. Mag man auch nicht geneigt seyn, diesen Papst so günstig zu beurtheilen, wie der Verfasser, welcher denselben als eine wahre Heldengestalt bezeichnet, so ist das vorliegende

ausgezeichnete Werk doch geeignet, die bisher über den Nepotismus Sixtus' IV. und seinen Streit mit Florenz fast allgemein geltenden Urtheile ganz wesentlich zu modificiren. Sehr treffend sagt der Verfasser, daß die Wurzeln für den Haß des Erzbischofs von Pisa und des Grafen Girolamo Riario in den ehrgeizigen Ausschreitungen Lorenzo's lagen, da Sixtus IV. von Anfang an der Republik Florenz wohlwollend entgegen gekommen war. Aus den Trümmern Volterra's, aus dem Drucke der Tyrannis auf die andern edlen Geschlechter von Florenz, aus den Uebergriffen in die Rechtspflege im Kirchenstaat sproß eine Saat des Verderbens, deren blutige Frucht die berühmte Pazzi'sche Verschwörung bildet. In ihr gehen so viele Fäden zusammen und sie hat so viele Voraussetzungen, daß es nur geringe Kenntniß der Verhältnisse verräth, wenn man hier nichts anders, als einen Anschlag des päpstlichen Nepoten auf Florenz erblicken will (S. 113). Bezüglich dieser Verschwörung weist Dr. Frantz in glänzender Vertheidigung Sixtus' IV. nach, daß dieser Papst, so maßlose und ungerechtfertigte Beschuldigungen die Republik Florenz und viele spätere Historiker gegen ihn erhoben haben, von dem verbrecherischen Anschlage gegen das Leben Lorenzo's de' Medici nicht unterrichtet gewesen ist. Das Zeugniß Giovanbattista's da Montesecco weist ausdrücklich die Mitwissenschaft an dem blutigen Attentat zurück. Die Verhandlungen vor dem Papste zwischen Francesco Salviati und Girolamo Riario, wobei Giovanbattista das erwählte Werkzeug war, lassen erkennen, daß Sixtus einen Staatsstreich gerne sah, der der Republik ihre Freiheit zurückgab, den Frieden Italiens näher brachte und ihn selbst von einem ehrgeizigen Gegner befreite (S. 195).

Lorenzo de' Medici, sagt Frantz an einer andern Stelle (S. 202), tritt von Anfang an dem Papste feindlich entgegen, vermeidet jeden Weg der Verständigung, der Versöhnung; darum wünscht der Papst einen Wechsel der Regierung in Florenz, denn er erkennt hier einen Gegner, der principiell ihm entgegentritt; weßhalb sollte man aber Sixtus IV., der überall offen und kühn zu handeln pflegt, alle verschlungenen Pfade und Künste der machiavellistischen Politik verschmähend, eine Betheiligung an einem niedrigen Anschlage gegen das Leben seines Feindes zuweisen, da er doch in andern Fällen, wo das Leben

anderer Feinde in seiner Hand lag, desselben geschont hat? Ein weiterer Beweis, daß der Papst nichts von dem blutigen Anschlage wußte, liegt darin, daß er seine Ehre am Schlusse der Berathungen den Betheiligten an's Herz legen ließ. Das wäre, wie der Verfasser mit Recht betont, bei einem Mordanschlage ganz überflüssig gewesen; denn selbst, wenn er glückte, beide Mediceer gleichzeitig fielen und die Republik sich frei erklärte, mußte die Ehre des hl. Stuhles compromittirt werden. Sixtus IV. lebte demnach, wie aus dem ganzen Verhör zweifellos hervorgeht, in der Anschauung, es handle sich um eine Festnahme der beiden Medici, Lorenzo's, sei es auf der Reise nach Rom oder auf der Rückkehr, Giuliano's vielleicht auf dem Wege nach Piombino, wohin er in Heirathsangelegenheiten zu gehen pflegte, und dann um eine Proclamirung der Republik. Anderes aus dem Documente zu folgern, wird ein unparteiischer Kritiker nicht im Stande seyn (S. 206—207).

Von höchstem Interesse sind die Ausführungen des Verfassers über die eigenthümliche Stellung, welche der Klerus von Florenz gegenüber dem Papste einnahm. Bekanntlich hat neuerdings Alfred v. Reumont in seinem Lorenzo de Medici (1. 440—41) es bezweifelt, daß damals eine Synode des Florentiner Klerus stattgefunden, und bezüglich der von Gentile von Arezzo verfaßten Synodus Florentina „zur Ehre des toscanischen Klerus" angenommen, daß es sich hier um die Invective eines Einzelnen handele. Dem gegenüber zeigt Dr. Frantz, gestützt auf das Zeugniß Machiavelli's als Zeitgenossen, Ammirato's, Michel Bruto's, Fabroni's und Pignotti's, daß dem Klerus der Republik Florenz die Schmach nicht erspart werden kann, seine Gesinnungen in einem Document niedergelegt zu haben, das mehr wie jedes andere den verhüllenden Schleier von der Corruption des mediceischen Zeitalters fortreißt und unter dem glänzenden, von der Oberflächlichkeit gepriesenen Firniß antikisirender Cultur in Poesie, Kunst und verfeinertem Lebensgenuß, jene Rohheit des Gefühls offenbart, die, wie einst in dem Zeitalter des Perikles und des Augustus das Singen der Dichter, das Bilden der Künstler, den Cultus des Sinnlichschönen, das „Corrumpere et corrumpi" begleitet. Die maßlose Sprache, die in der „Synodus Florentina" gegen das Oberhaupt der

Kirche geführt wird, hat in dieser Zeit in Italien nicht ihres Gleichen und läßt sich nur mit der Luthers im folgenden Jahrhundert zusammen stellen. „Florentina Synodus in luce illa Spiritus Sancti congregata", so beginnt dieses denkwürdige Aktenstück, das ganz von jenem Geiste erfüllt ist, der später die nordischen Reformatoren zu ihren an Wahnsinn grenzenden Ausfällen gegen das Papstthum anstachelt, die nur noch pathologisches Interesse erwecken können, da jede Logik und wissenschaftliche Form bei Seite gesetzt ist (S. 241—42).

Vielleicht mehr noch als wegen des Streites mit Florenz ist Sixtus IV. wegen seines Nepotismus getadelt worden. Auch auf diese Verhältnisse wirft die gründliche Monographie von Frantz vielfach neue Streiflichter. Dr. Frantz ist weit davon entfernt diesen Nepotismus entschuldigen zu wollen oder gar zu leugnen; aber als gewissenhafter Historiker bemüht er sich, ihn zu erklären. „Jeder aufrichtige Freund der Kirche und ihrer Institutionen, schreibt er in der Vorrede seines Werkes (p. VIII. sq.), wird den Nepotismus, welcher im Leben der Päpste hervortritt, als ein Uebel betrachten, welches die Kirche selbst an erster Stelle verurtheilt hat und verurtheilt; aber derartige Ausschreitungen stehen im Zusammenhange mit den Zeitereignissen, mit dem Zusammenbrechen aller Stützen um den hl. Stuhl, welche eine mehr von Idealen beherrschte Zeit geschaffen, und die Päpste sind nicht bloß die Lenker der Kirche, sondern auch weltliche Regenten und in dieser Eigenschaft, die die Freiheit ihrer geistigen Wirksamkeit gewährleistet und schützt, ihren Staaten verantwortlich, den Einflüssen der Politik unterworfen und von äußern Umständen abhängig. In einer Zeit, wie die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts ist, wo die Gesellschaft zerbröckelt, welche die Einheitsidee des Mittelalters verknüpft hat, wo die Bedürfnisse der großen und kleinen Tyrannen Italiens die freiheitlichen Institutionen der Republiken mehr und mehr verdrängen, wo Selbstsucht auf die Fahne der Bedrücker des Volkes geschrieben ist, wo in der Diplomatie und im Felde alle verbriefte und gelobte Treue verhöhnt wird, wo die Feldherrn ihre Armeen im Stiche lassen, wenn es ihre Sicherheit erfordert oder wenn höherer Sold sie lockt, und mitten im Feldzuge zum Feinde überlaufen, ohne dadurch ihrem Rufe zu

schaben, wo die Pergamente der Kaiser die Gewaltzustände sanktioniren, wo Unterdrückung und Gewaltthat die Stelle des Rechts vertritt, und die Idee des Absolutismus, wie sie die arabische Herrschaft des zweiten Friedrich verwirklichte, in all den Tyrannen vervielfältigt erscheint, die, legitim oder illegitim, ihren mit dem Schwert eroberten oder durch Verbrechen gegen ihr eigenes Fleisch und Blut erworbenen Besitz mit dem Bewußtseyn festhalten, daß kein moralisches Band sie mit ihren Unterworfenen verknüpft und Furcht allein sie gegen die Rache der zertretenen Menschenrechte schützen kann: worauf, so fragen wir, sollen die Päpste ihre Rechtspflege in dem ihnen zugehörigen Dominium stützen, wenn nicht auf Nepoten? Die Zeitverhältnisse nöthigen sie dazu; die gemißhandelten Gemeinden, die geplünderten Pilger, das verwüstete Land flehen um Schutz und Rache gegen ihre Unterdrücker; die Staaten der Kirche sind durch das Schisma im Verfall; Stadt für Stadt muß zurückerobert werden. Wo ist der Feldherr, dem sie ihre Armeen geben können, der nicht mit dem Feinde paktirte, während die Heere kämpfen, wo der Diplomat, der nicht, in der Schule Machiavelli's geübt, dem Zauber des Goldes zugänglich wäre, wo der Lehnsträger, der nicht unter dem Scheine des Rechtes Gewalt übt? Die Zeitverhältnisse drängen Sixtus IV. seinen Nepoten zu: er sendet den thatkräftigen Giuliano della Rovere in die Romagna, um den Parteikämpfen ein Ende zu machen, den Klagen des Volkes gerecht zu werden; er gibt Girolamo das Schwert in die Hand, die Colonna niederzuwerfen, und läßt ihn Imola und Forli erwerben, um Bollwerke gegen die ehrgeizigen Uebergriffe der Republik Florenz zu schaffen, deren Lenker alle Unordnungen in den Staaten der Kirche fördern; er verleiht die Präfektur der Stadt an Leonardo della Rovere und das Vikariat von Semigallia und Mondavio an den Bruder Giuliano's, weil er glaubt, sich auf ihre Treue stützen zu können. Wir wiederholen an dieser Stelle, daß wir damit den Nepotismus nicht rechtfertigen, sondern nur erklären wollen; denn es erscheint uns unglaublich, daß ein Mann wie Sixtus IV., der als Ordensmann die höchste Achtung genießt, seines tadellosen Wandels wegen das Bürgerrecht von Perugia erhält und in ganz Italien als Gelehrter wie als Kanzelredner geachtet ist, des Vertrauens seiner Ordensgenerale

würdig befunden und auf ausdrückliches Verlangen Bessarion's von Paul II. zum Cardinal creirt wird — der ihn dabei als seinen Nachfolger bezeichnet — der endlich durch die Bemühungen des trefflichen Francesco Gonzaga, Cardinals von Mantua, und Bessarion's diese Würde erhält, plötzlich, nachdem er so viele Proben seiner idealen Geistesrichtung abgelegt, keinen andern Gedanken mehr gehabt habe, als den, eine Hausmacht zu gründen. Ein Mann, den Bessarion überall seines gediegenen Urtheils halber zu Rathe zog, ist nicht der Spielball niedriger Leidenschaften; dabei läugnen wir die sträfliche Schwäche der Verwandtenliebe keineswegs, die diesem starken Geiste anhing, den Aegidius von Viterbo mit der Eiche verglichen hat, und die ihn die Uebergriffe der Nepoten mit allzugroßer Nachsicht übersehen ließ."

Diese beredten Worte des Verfassers mögen unsern Lesern zugleich eine Probe geben von der frischen und lebendigen Art, mit welcher das Buch geschrieben ist. Näher auf das Detail einzugehen, geht über den Rahmen unseres Referates hinaus; wir können aber allen unsern Lesern die Lektüre der ausgezeichneten Monographie des Herrn Dr. Frantz nicht genug empfehlen. Dr. Frantz zeigt sich als ein ebenso belesener wie stets umsichtig und gerecht abwägender Historiker. Im Einzelnen wird freilich das Urtheil über manche von ihm behandelte Frage anders ausfallen, wie wir denn zum Beispiel seiner Behauptung, Sixtus IV. sei eine gütige, wohlwollende Gelehrtennatur gewesen (S. 30), nicht beistimmen können und überhaupt seiner ganzen Darstellung gegenüber doch daran erinnern müssen, daß ein so streng kirchlich gesinnter Mann wie der berühmte Cardinal Aegidius von Viterbo von diesem Papste an das Zeitalter des Verderbens datirt. Der Beweis ist indessen Dr. Frantz völlig gelungen, daß die Verhältnisse im Kirchenstaat derart waren, daß sie einer energischen Hand bedurften, falls nicht alle Autorität des Papstes verschwinden sollte, und daß die Anklagen Infessura's von der maßlosen Eroberungssucht des Papstes ungerecht sind. Auf das Diarium Infessura's gehen überhaupt, wenn man von den leidenschaftlichen Anklagen der Florentiner und den Schreiben Filelfo's und Ludwig XI. absieht, alle Angriffe gegen Sixtus IV. zurück. Es ist deßhalb sicher gerechtfertigt, daß der Verfasser

dieses Werk einer eingehenden Kritik unterzieht, von welcher man nur wünschen kann, daß dieselbe noch ausführlicher geworden wäre. Denn, wie Dr. Frantz bemerkt, genießt das Tagebuch Infessura's bei den offenen und versteckten Feinden der Kirche die höchste Achtung, weil es die nöthigen Waffen liefert, die Päpste als Feinde der Cultur, der Freiheit und der Humanität anzuklagen und diese Anklagen mit den nöthigen Citaten zu belegen, welche den Anstrich der Wissenschaft verleihen, der dem Publikum allezeit besser gefallen hat, als diese selbst. Das Resultat der Kritik, welche der Verfasser an Infessura übt, zeigt, welch' gehässige Entstellungen sich dieser Chronist erlaubt hat. Wir sehen hier wieder deutlich, wie nothwendig eine kritische Erforschung der italienischen Quellenschriftsteller des 15. Jahrhunderts ist. Das Ergebniß dürfte meist nicht zu Ungunsten der Päpste ausfallen, deren beste Vertheidigung nach den schönen Worten von Pertz die Enthüllung ihres Seyns ist.

XXXV.

Aus dem jüngsten Italien.

Natur- und Sittenbilder
von Sebastian Brunner.

(Schluß.)

6. Palazzo Poldi in Mailand. Besucher von Mailand, die vor dem vergangenen Herbste in dieser Stadt gewesen sind, werden kaum vom Palazzo Poldi etwas gehört haben. Ich las in einem Mailänderblatte: „Es sei jetzt der Palazzo Poldi mit seiner Kunstsammlung dem Publikum zugängig gemacht worden.“ Nachdem ich wieder den kolossal angelegten und zum ersten christlichen Gottesacker der Welt, seiner großartigen Architektur nach, anwachsenden Mailänder Cimitero besucht, sagte ich dem Fiaker,

er solle jetzt zum Palazzo Poldi fahren. Antwort: Er wisse denselben nicht! Nun, er solle einen andern Berufsgenossen fragen. Erst der zweite Gefragte gab ihm die Straße an. Ein Zeichen, wie wenig dieser Palazzo jetzt noch unter den Mailändern selbst bekannt ist.

Die Person zahlt eine Lira Eintritt. Schon bei der großartigen Wendeltreppe aus Marmor wird man unten in dem runden Raume des Stiegenhauses durch ein Bassin, in Form einer mächtigen Muschel mit einem Knaben, überrascht, das nicht etwa aus Marmor gehauen, sondern aus Erz gegossen und reich vergoldet ist. Der Palast ist neu — innerhalb der letzten 20 Jahre gebaut und eingerichtet. Welch eine Pracht, welch ein Geschmack, welche hochwerthvollen Kunstgegenstände, welche reichgeschnitzte Holzplafonds, welche herrlichen Intarsia-Arbeiten der Fußböden — das ist kein altes Aristokratenhaus, sondern eine in neuester Zeit reich gewordene Familie, welche hier einen Palast geschaffen, mit dem manche königlichen Paläste einen Vergleich nicht aushalten können. Auch eine Gartenanlage ist dabei, — das will in Mailand etwas sagen, wo Grund und Boden täglich im Werthe aufwärts steigen. Da gibt es neue prachtvolle Waffensammlungen, prachtvolle Renaissancemöbel und Kunstwerke erster Größe, welche der vor drei Jahren verstorbene Poldi mit großem Kunstsinn gesammelt hat. Um nur eines von den hochwerthvollen Bildern anzuführen, existirt hier ein Christus von Andrea da Milano, der über Perugino und auch neben Raphael von Urbino gestellt werden kann. Poldi hat ihn einige Zeit vor seinem Tode um 45000 Lire angekauft, und das Bild ist den Preis werth; wäre es verkäuflich, irgend ein kunstsinniger reicher Engländer würde ihn mit Freuden dafür hergeben. Dombaumeister Schmidt in Wien, dem ich von diesem Bilde erzählte, kannte es auch, und ist der gleichen Ansicht über den unschätzbaren Werth dieses Gemäldes. — Ueberaus merkwürdig ist das Schlafzimmer mit dem Bette, in dem Poldi vor drei Jahren gestorben. Das dürfte so ziemlich unter den kunstreich gearbeiteten das kostspieligste Bett in der gegenwärtigen Welt seyn. Ein riesiges Meisterwerk von den ersten Künstlern geschnitzt. Die Füße stehen auf gräßlichen Thiergestalten, wie bisweilen die Säulen in romanischen Kirchen. Zu Häupten er-

hebt sich hoch ein holzgeschnitzter Altar mit einem Baldachin; unter demselben ein Crucifix mit einem über 1 Meter hohen Elfenbeinchristus — es läßt sich kaum ein schöneres kunstreicheres Werk der Plastik denken. Ich habe vergessen, auf wie viele tausend Lire diese Schlafstelle gekommen ist.

Die innere Einrichtung und die Kunstwerke dieses Palastes werden auf 12 Millionen Lire geschätzt. Der Vater dieses verstorbenen Poldi war Armeelieferant unter Napoleon I. Das erinnert an einen österreichischen Armeelieferanten, den nachmaligen Gutsbesitzer Barkfrieder. Dieser ließ zu Großwetzdorf in Niederösterreich in seinem Park, den er „k. k. Heldenberg" nannte, Statuen und Büsten von österreichischen Helden aufstellen (von einem irgendwie kunstsinnigen Arrangement ist bei der Ausführung nichts zu entdecken) und wußte den ihm aus alter Zeit bekannten Feldmarschall Grafen Radetzky zu bereden, daß dieser in das Projekt einwilligte: sich selber in der Gruft Barkfrieders mit diesem in derselben Grabeshalle beisetzen zu lassen. Schreiber dieses war zu jener Zeit eben in Gesellschaft mit Doktoren verschiedener Fakultäten, und er wurde angegangen über das Ansinnen Barkfrieders und das Gelingen seines Vorhabens eine Vierzeile zu machen; derselbe erfüllte die freundliche Aufforderung in folgender Gruftinschrift:

Hier liegen im Grabesschreine
Zwei Helden in tiefer Ruhe —
Es lieferte: Schlachten der eine,
Der andere: Kommißbrod und Schuhe.

Dem verstorbenen Poldi muß ein hochentwickelter Kunstsinn und ein guter Geschmack unter jeder Bedingung zugestanden werden. Er starb ohne Leibeserben. Sein Vermögen und diesen Palast vermachte er einem Neffen. Kein künftiger Besucher Mailands, der für Kunst einiges Interesse hat, soll versäumen den Palazzo Poldi zu besuchen.

7. Sittenzustände im neuen Italien in ein paar Assisenbildern. Es sollen hier aus dem Wust von Criminal und Skandalprozessen, die sich in jüngster Zeit in diesem Königreich abgespielt haben, nur ein paar Sensationsprozesse zur Orientirung für den geneigten Leser vorgeführt werden, die der Schreiber dieses auch theilweise als Gast bei den Assisen mit beobachtet

hat. Beide leuchten in einen Abgrund von sittlicher Verkommenheit und Rohheit, und lassen uns fürchterliche Nacht- und Schreckensbilder aus der Gegenwart erkennen.

a. Prozeß Cardinali in Rom. Schreiber dieses war im Herbste 1879 eben in Rom, als vor den Assisen ein großer Mordprozeß sich abspielte. Es wurde ihm von einem bekannten Herrn ein Platz in der Advokatenloge angetragen. Er ging einige Male in den Verhandlungssaal und war auch gerade bei einer der interessantesten Sitzungen zugegen. Der Fall war in Kürze dieser: Am 6. Oktober 1878 ereignete sich in der Via de Carbonari (der ersten Sackgasse rechts, wenn man vom Foro Trajano in die Via Alessandrina einbiegt) folgendes: Ein Mann, dessen Unterleib von Blut überströmt war, stürzte auf die Straße heraus, einen andern zu verfolgen; er konnte nicht mehr rufen, sondern nur mit der Hand auf ihn deuten und stürzte gebrochen zusammen. Der Mörder, dessen Hände mit Blut übergossen waren, wollte flüchten, wurde aber in der Via Alessandrina von herbeigekommenen Wachmännern festgehalten und den Organen der Justiz ausgeliefert. Und die Ursache dieses Mordes? Die 27 jährige Frau des Hauptmanns Fabda hatte in ihrer Heimat (im Neapolitanischen), während ihr Mann in Rom weilte, ein Verhältniß mit dem Seiltänzer Pietro Cardinali angesponnen. Cardinali wollte die vermögliche Fabda heirathen und beschloß zu diesem Zwecke ihren Mann aus dem Wege zu räumen. Er ging nach Rom mit seinem Mordgenossen Antonio de Lucca, suchte den Diener Fabda's unter einem Vorwande aus der Wohnung des Hauptmanns zu entfernen, ging zu diesem, der eben aufgestanden und in der dürftigsten Kleidung war, und versetzte ihm nicht weniger als 22 Dolchstiche in den Unterleib. Daß dieser Mann noch bis auf die Straße eilen und auf den fliehenden Mörder hinweisen konnte, lag außer der Berechnung Cardinalis.

Am 30. September 1879 begann die öffentliche Gerichtsverhandlung. Die neue Regierung machte den großen Exercitiensaal an der Chiesa nuova zum Gerichtssaal der in Rom abzuhaltenden Assisen. Die Colossal-Figur des hl. Philippus Neri steht in einer vom Boden einen Meter erhabenen Nische. An dem Ort, wo fromme Geistesübungen abgehalten wurden, werden

jetzt zur Abwechslung Verbrecher vom anklagenden Staatsprocurator in die Enge getrieben und zu einem Geständniß genöthigt, während die Vertheidiger durch ihren oratorischen Redeschwung dieselben rein zu waschen, oder mindestens als Opfer unglücklicher Constellation den Richtern zur Nachsicht und zu einem milden Urtheil zu empfehlen suchen. Da wurde nun die traurige Gesellschaft in Begleitung von Gendarmen hereingeführt. Zuerst Cardinali Pietro, eine prächtige Gestalt — ein schöner Kopf, schwarz gelocktes Haar, das Gesicht blaß, mit einem kleinen Schnurrbart, den er kokett mit den Fingern aufzudrehen sucht. Er schaut sich kühn und etwas lächelnd das Publikum an — der Mann ist gewohnt als Kunstreiter und Seiltänzer sich vor Menschenmassen zu produciren, er weiß sich deßhalb auch hier am längsten aufrecht zu halten. Nur wenn die Zeugenaussagen zu seinen Ungunsten über ihn hereinbrechen, wechselt er die Farbe und düstere Schatten ziehen über sein Antlitz. Sein Mordgenosse De Lucca war durch den Tod von der Verhandlung befreit worden, er starb im Gefängniß an der Phtisis. Die Saraceni-Fabba Raphaela, Frau des ermordeten Hauptmanns, ist des Einvernehmens mit Cardinali beschuldigt; sie sitzt als Theilnehmerin am Morde auf der Anklagebank: eine corpulente Gestalt, das Gesicht offenbar durch die Dauer der Haft und die Todesangst bezüglich des Prozeßausganges mattbrünett, ohne Lebensfarbe, ihr Gesichtsausdruck permanent leidend, trauernd, gedrückt. Carozza Antonietta, Seiltänzerin, früher in einem Verhältniß mit Cardinali, jetzt als Mitwisserin des Complotts gegen Fabba angeklagt. Sie weint, ist sehr angegriffen, hat ein total hektisches Aussehen und scheint schon vor dem Gerichtsausspruch zum Tode verurtheilt. — Der Monsterprozeß dauerte vom 30. September bis zum 31. Oktober 1879. Selbstverständlich kann es sich hier nur darum handeln in aller Kürze auf einige außerordentliche Vorfälle aufmerksam zu machen.

Auch die alte Amme der Saraceni erschien, eines falschen entlasten sollenden Eides angeklagt. Es war interessant, mit welcher Geriebenheit und scheinbaren Seelenruhe dieses alte Fegefeuer sich aus der ihr angemutheten Schuld herauszuwickeln suchte. Ein Mensch, der als gravirender Zeuge gegen die Saraceni hätte gebraucht werden können, war spurlos verschwunden.

Es hieß, man habe ihm Gelegenheit gegeben, nach Amerika zu flüchten. Es war dies der Bajazzo der Gesellschaft, deren Direktor Cardinali gewesen, Namens Carluccio.

Da ereignete sich nun am 21. Oktober während der Sitzung folgende Scene. Die Familie der Saraceni setzte natürlich alles daran, die Raphaela zu retten. Fünf Advokaten waren zu ihrer Vertheidigung aufgestellt: Palombo, Rosano, Tutino, Alimena und Pessina. Das spurlose Verschwinden des Bajazzos war für die Vertheidigung ein großer Vortheil. Eben hielt Palombo eine glänzende Rede für die Unschuld der Saraceni-Fabba. Da erscheint mitten in der Rede der Usciere und überreicht dem Präsidenten ein Telegramm. Dieser liest es augenblicklich — Staunen verkündet sein Gesicht, er sagt zum Redner: „Ich muß Sie unterbrechen." Der Advokat redet aber fort. Wiederholt wird er ersucht aufzuhören. Er sagt: er habe das Wort der Vertheidigung und Niemand könne ihn hindern fortzufahren. Nach einigem lebhaften Wortwechsel ruft der Präsident: „Was nützt Ihr Reden? Hier ein Telegramm vom Gerichtshof zu Neapel: Der Bajazzo ist gefunden! Er wird morgen mit dem Schnellzug nach Rom escortirt und kann um 2 Uhr vor den Assisen erscheinen." — Unter anderen Umständen hätte der Ausruf: „Der Bajazzo ist gefunden" lautes Gelächter zur Folge gehabt. Diesmal nicht. Der Bajazzo war in diesem Moment die entscheidendste und wichtigste Person der Verhandlung geworden.[1])

Am 31. Oktober wurde das Verdikt der Jury verkündigt. Cardinali wurde zum Tode verurtheilt, Saraceni auf lebenslang zur Zwangsarbeit, die Carozza freigesprochen. Eine

---

1) Eine Beleuchtung des Polizeiinstitutes im Königreich Italien gibt dieser Bajazzo. Ein Jahr lang wird er von der Polizei als einer der wichtigsten Zeugen für diesen Proceß gesucht und es heißt: er sei in Amerika (sta in Merica). Nun war er aber nicht entflohen, er hatte sich nicht versteckt, er hatte seinen Namen nicht verändert, sondern zog das ganze Jahr durch, mit seiner Bande zwischen Bari und Neapel hin und her, wo er als Carluccio ganz offen sein Gewerbe betrieb. Dieser Bajazzo Carlucci ist ein wahres Flambeau, das in den Abgrund der Italienischen Verwaltungs- und Polizeizustände hinunterleuchtet!

ungeheuere Sensation machte der laute Ausruf der Saraceni nach Verkündigung des Urtheils. Sie sank zuerst ohnmächtig zusammen, nach einiger Zeit kam sie zu sich, betheuerte laut ihre Unschuld und rief zu Cardinali gewendet: „Mörder, du hast meine Familie zu Grunde gerichtet. Ach meine arme Mutter! Ich bin unschuldig.“ — Das Urtheil war gesprochen. Hätte die bedauernswerthe unglückliche Person zu jener Zeit, als es sie gelüstete mit dem Cardinali anzubinden, diese Abschlußscene sich möglich gedacht, sie wäre nicht so weit gekommen. Es ist wohl zu berücksichtigen, daß ähnlichen Mordfällen zumeist Ehebruch, sittlicher Verfall im häuslichen Leben, und ähnliche Momente, die Calamität vorbereitend vorausgehen!

b. Der jüngste Maccaroniprozeß in Venedig (vom 23—28. Oktober 1882). Schreiber dieses stand eben vor der Markuskirche, als der alte Lazzaro, einer von den vier unter der österreichischen Herrschaft concessionirten Explicatoren der Markuskirche und des Dogenpalastes, an ihn herankam, und ihn anging: ob er nicht den Dogenpalast sehen wolle? Ich erkannte ihn und erwiederte: Sie sind ja der alte Lazzaro und haben mich schon vor 26 Jahren zum ersten Mal herumgeführt. Es freute den Alten zum Theil, daß ich ihn kannte; ich hatte vor zwei Jahren mit ihm zum letzten Mal gesprochen; ich gab ihm ein kleines Geschenk, und stellte an ihn die Frage: Che ce di novo in Venezia? Er erwiederte: Haben Sie nichts vom Maccaroni-Prozeß gehört, sehr interessant (a sensazione)! Nun, so kommen Sie nur gleich zu Ponte di sospiro, da werden Sie die Giftmischer sehen, sie werden jetzt eben aus dem Gefängniß geholt und in der Gondel nach Ponte Rialto geführt (in das Gebäude der Assisen). Zwei Männer mit gebundenen Händen kamen unten bei einer Gitterthüre heraus; einer lachte krampfhaft, als er oben auf der Brücke viele Leute stehen sah, hüpfte in die Gondel, von Gendarmen begleitet, und wurde in die mit Eisengittern versehene Felze hineingeschoben. — Lazzaro erzählte uns in Kürze den Hergang. Es wurde von Arsenalarbeitern und ihren Concubinen ein Einbruch mit nachgemachten Schlüsseln ausgeführt, Geschmeide im Werth von 500 Lire gestohlen. Ein Hehler und Käufer des Gestohlenen wurde auch klagbar. Ein Dieb wurde erwischt und überwiesen.

Er verweigerte aber standhaft, die anderen Helfershelfer anzugeben. Ein Kerkergenosse, der auf Verdacht eines anderen Vergehens untersucht wurde, war freigelassen. Der Dieb bittet ihn (denn diese Leute halten auch bisweilen in ihrer Weise ehrenhaft zusammen), zu dem andern Diebconsortium zu gehen: „diese mögen ihm Geld senden, daß er sich besser verköstigen könne — sonst wäre er gezwungen, Aussage zu machen.“ Der entlassene Gefängnißfreund thut seine Pflicht. Die Genossen aber, Männlein und Weiblein, ersinnen einen Plan, um den unliebsamen Mahner zum Schweigen zu bringen. Es ist erlaubt, daß die Verwandten oder Freunde von Untersuchten diesen allwöchentlich dreimal etwas zum Essen und Trinken schicken dürfen. Auf besagtes Ansinnen schicken diese edlen Diebsfreunde ihrem Genossen derweilen, ihn auf weiteres vertröstend, Maccaroni und eine Flasche Wein durch die Cadorin Margaritha, Zuhälterin des von seiner Frau geschiedenen Marcolongo Antonio. Verhüllt kommt diese mit einer Schüssel Maccaroni und einer Flasche Wein in das Gefängniß des Marco, und bittet den Gefangenwärter, diese Sendung dem Gefangenen Fermi Giuseppe zum Genusse zu überreichen. Auf den Maccaroni liegt eine Masse geriebenen Käses, der Gefangenwärter hat eben zu thun, läßt die Schüssel ein paar Minuten stehen, und als er in sein Zimmer kommt, sieht er die Maccaroni am Tellerrande grün geworden. Er gibt ein Stück davon einer Katze, welche nach dem Verschlingen desselben sogleich Convulsionen bekommt und verendet. Er macht die Anzeige davon, die Maccaroni und der Wein werden untersucht, und es stellt sich eine der stärksten Vergiftungen durch Arsenik heraus. — Zum Einbruchs- und Diebstahlsprozeß kommt nun auch versuchte Vergiftung.

Ich gehe nach Ponte Rialto. Vor dem Assisengebäude stehen einige hundert Gestalten, Männer und Frauen, denen man es im Gesichte ansah, daß sie für die Opfer einer grausamen Gerechtigkeitspflege sehr viel Sympathie oder Mitleidsgefühl auf dem Lager liegen hatten. Ich ging durch die Wachen und fragte vor dem Saale um einen usciere. Es kam ein anständiger Herr in Civilkleidung. Ich trug ihm mein Ansinnen vor und wollte ihm den Paß vorweisen, wie es in solchen Fällen üblich ist — er nahm keine Einsicht davon,

machte mir ein Compliment und sagte: Folgen Sie mir, ich werde Ihnen den besten Platz in der vordersten Sitzreihe anweisen, von wo Sie einen Schritt von der gabbia postirt sind, und die Angeklagten in der Flanke vor sich haben. Von der Höflichkeit der gebildeten Italiener, Fremden gegenüber, kann man sich oft überzeugen; ihre feinen Manieren verdienen alle Anerkennung.

Es sind beiläufig 20 Sitzreihen für das anständig aussehende Publikum, das Eintrittskarten haben muß, und zu hinterst Stehplätze für 100 Volksmänner, die Stundenlang warten und vor dem Thore sich drängen. In der Mitte der Langseite ist der Präsident mit zwei Richtern postirt, zur Linken von ihm die Angeklagten, zur Rechten die Geschworenen, vor ihm die Advokaten und zwei Stenographen. Ober dem Präsidenten steht eine Gypsbüste des Königs Humbert; und auf beiden Seiten der Büste in goldenen Buchstaben die gleiche Inschrift: „La legge è eguale per tutti." — Die freie Uebersetzung in verschiedenen Sprachen, die deutsche mit inbegriffen, könnte etwa lauten: Kleine Diebe hängt man und Große läßt man laufen. Ich sagte einem Herrn neben mir: „Wenn ich König wäre, würde ich mir das Ausstellen meiner Büste in Gerichtssälen verbieten. Den Verbrecher richtet das Gesetz und die Organe desselben; der König hat das schöne Recht in geeigneten Fällen zu begnadigen." Der Mann sagte darauf: „Ja Herr, Sie haben ganz Recht — ich bin auch Ihrer Ansicht."

Wir wollen aus dem wochenlangen Prozeß hier nur einige Momente herausheben, die uns den sittlichen Verfall des Volkes anschaubar machen. Der Hauptangeklagte Antonio Marcolongo ist von seiner zweiten Frau geschieden, lebt seit 17 Jahren im Concubinat mit Margarita Caborin, hat von dieser 7 Söhne, von denen 4 noch leben. Er verdiente sich im Arsenal als Schmied täglich 4½ Lire. — Der Angeklagte Antonio Diana ist Fleischhauer (aber nicht Padrone), ist verheirathet mit einer Valesin, hat von dieser eine Tochter mit 14 Jahren, lebt jetzt mit einer Luigia Lovato, deren Eltern er nicht kennt; er sagt: sie sei dick und klein und alle Leute nennen sie die Rothhaarige. Er hat den Spitznamen Rin,

war schon dreimal verurtheilt wegen Contreband, Schadenzufügung und Diebstahl. — Der Angeklagte Borgato war bereits viermal verurtheilt. — Anna Marcolongo, Tochter des ebenfalls Angeklagten Luigi Marcolongo, 25 Jahre alt, an den Angeklagten Francesco Fol verheirathet, hat 3 Knaben. Sie weint, bedeckt sich mit ihren Haaren und Schleier das Angesicht, hat keine verdächtigen Gesichtszüge und erregt unter den Anwesenden Mitleid und Erbarmung. Fermi Italia, 23 Jahre alt, mit einem Lottoschreiber verheirathet; ihr Vater sitzt in dem Kerker zu St. Marco, ihre Schwester irrt als Musikantin in der Welt herum.

Interessant ist der Zwischenfall, welcher dem Hauptangeklagten in der öffentlichen Meinung sehr schadet: Antonio Marcolongo wird vom Präsidenten gefragt: ob er einen Vianello kenne? Er antwortet: „Ich kenne ihn, weil ich ihn unter der österreichischen Regierung arretirt habe; ich habe öfter der österreichischen Polizei Gefälligkeit erwiesen.“ „So?“ „Ja meine Herren, ich machte einen Vertrauten“ (faceva il confidente.) Wie viele Jahre waren Sie Vertrauter? „Ungefähr 11 Jahre bis 1866, darnach hab ich es aufgegeben.“ (Allgemeines Gelächter, denn 1866 hat Oesterreich Venedig verloren.) Als der Margarita Cadorin die Anklage: „sie habe die Maccaroni ins Gefängniß getragen“ vorgehalten wurde, schwört sie: so wahr sie an Gott, an die Jungfrau Maria, an die Heiligen und die Armenseelen glaubt — und Gott möge einen Blitz auf sie und ihre Kinder senden, wenn sie die Speise in dem Gefäß brachte. Der Präsident erwiedert: „Ersparen Sie sich Ihre Eidschwüre.“

Trotz aller Verwahrung der Angeklagten und trotz der glänzenden Rede der Vertheidiger, wurde das Verdikt gesprochen. Der Vertheidiger von Anton Marcolongo rief den Geschworenen zu: „Wenn die Gewißheit mit 99 gegen 100 steht, und es mangelt noch die Zahl Eins, so verurtheilt nicht!!“ Antonio Marcolongo bekam 20 Jahre Zwangsarbeit, M. Cadorin 10 Jahre, Diana 8, Fol 3, Borgato 3 Jahre Kerker; Anna Marcolongo und Fermi Italia wurden freigesprochen. Nach dem Verdikt frägt der Präsident die Verurtheilten, ob sie noch was vorzubringen haben. Diana sagt mit dem widerwärtigsten

Cynismus: Sie hätten ihm statt 8 Jahre auch 20 geben können. Antonio Marcolongo bemerkt mit einer eckeligen Kälte: „Und ich bin unschuldig wie Maria die Jungfrau."

Man muß wissen, daß die bei diesem Prozeß betheiligten Männer für venetianische Verhältnisse noch einen guten Verdienst gehabt haben. Die Armuth und Noth unter dem Volke ist von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen. Auf dem Platze vor dem Assisengebäude hörte ich einen armen aber redlich scheinenden Mann ausrufen: „Man muß denken, daß dieser Antonio sich täglich 4½ Lire verdient hat." — Daß die Demoralisation seit dem neuen Königreich fürchterliche Dimensionen angenommen hat, wird auch von Italienern nicht geläugnet.

Wir haben hier nur ein paar Gerichtsverhandlungen aus Mittel- und Oberitalien angeführt, bei denen wir selber anwesend waren. Solche Bilder und Scenen ereignen sich in den größeren Städten Italiens alljährlich zur Genüge. Man kann sagen: hier herrscht die sittliche Fäulniß; es ist ein völliger Auflösungsproceß des socialen Organismus.

XXXVI.

Zeitläufe.

Die irenische Monatsschrift „Ut omnes unum“ und die Anderen.

Den 12. März 1883.

Seit dem 1. Oktober 1879 erscheint zu Eberswalde in der Provinz Brandenburg, herausgegeben von dem katholischen Pfarrer C. Seltmann daselbst, ein Blatt unter dem genannten Titel und zu dem hiemit angedeuteten Zwecke[1]. Indem wir die Feder ansetzen, um das Unternehmen zu besprechen, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: wie es komme, daß der Gedanke eines solchen Organs im Schooße des heutigen protestantischen Deutschland — denn in früheren Jahrhunderten gab es ja protestantische Ireniker — niemals aufgetaucht ist, ja allem Anscheine nach von vorneherein eine Unmöglichkeit wäre? Wir wissen gewiß, daß es drüben fromme und gelehrte Theologen gibt, die aus Herzensgrund nach dem Frieden sich sehnen, und sich gegen den kriegswüthigen Sektengeist aus allen Kräften wehren. Aber warum zeigen sie sich nicht? Weil es ihnen ergehen würde wie dem Uhu, wenn sie am hellen Tage in der consistorialen Vogel-

---

1) „Ut omnes unum. Auf daß alle Eins seien. Correspondenzblatt zur Verständigung und Vereinigung unter den getrennten Christen. Unter Mitwirkung hervorragender Männer aus beiden Confessionen herausgegeben von C. Seltmann.“ Gedruckt zu Erfurt, Verlag Rust in Eberswalde.

welt erscheinen würden. Und warum das? Weil sich die Religion in der Politik verloren hat!

Wir kennen nur Einen protestantischen Redakteur, der seiner Sympathie mit dem Seltmann'schen Unternehmen, in friedlicher und anständiger Weise durch Stimmen aus katholischem und protestantischem Lager die kirchlichen Differenzen zu besprechen und nach Anknüpfungspunkten zur Wiedervereinigung Deutschlands im Glauben zu suchen, offenen Ausdruck gab. „Diese unscheinbare Zeitschrift", sagte er, „erscheine wie das erste Veilchen eines nahenden kirchlichen Frühlings im deutschen Vaterland, dem sicher auch ein Erwachen des politischen Lebens im Reiche aus der Erstarrung im mehrjährigen Winterschlafe folgen werde" [1]). Zu solchen Hoffnungen ermuthigte ihn auch der Umstand, daß eben damals die Märkische Pastoralconferenz in Hagen in ihrer Resolution den Ausspruch gethan hatte, daß „in der Mark der confessionelle Gegensatz gegen die katholische Kirche nicht mehr so schroff sei als im 16., 17. und 18. Jahrhundert."

Wie grausam sind diese guten Meinungen getäuscht worden! Heute widerhallt das ganze Reich vom Schlachtruf gegen die katholische Kirche, und an den Tagen der vierten Säkularfeier der Geburt Luthers soll es erst recht losgehen. Was ist denn aber nur geschehen? Hat wirklich die Verordnung wegen der Mischehen im Delegatur-Bezirk Berlin oder die quellenmäßige Reformations-Geschichte Janssens dem Fasse der protestantischen Verträglichkeit den Boden ausgeschlagen? Gewiß ist jene Verordnung zum gewissenlosen Hetzen mißbraucht worden, und hat Prälat Janssen mit seinem Werke bös in's Wespennest der protestantischen Gelehrsamkeit gestochen. Aber der Befehl zur Mobilmachung ist doch älter als diese Ereignisse. Er galt einfach der Rettung des Culturkampfs aus den Gefahren, welche den Maigesetzen von Seite einer versöhnlichern Stimmung der Regierung zu drohen

---

1) „Pfälzer Zeitung" vom 12. August 1880.

schienen. Schon vor Ablauf des Jahres 1880 hat das Organ des Professors Beyschlag in Halle, des bekannten Rufers im Streit, haben nämlich die „Deutsch-evangelischen Blätter“ erklärt: „Sagen wir getrost: der Culturkampf, wie wir ihn verstehen, war, ist und wird seyn ein heiliger Kampf. Woher der Name stammt ist gleichgültig; daß wir unter ‚Cultur‘ etwas Anderes verstehen als Virchow, ist selbstverständlich. Ein heiliger Kampf! Ja, blieb nicht im dreißigjährigen Kriege die evangelische Sache eine heilige, trotz der wenig evangelisch gearteten Schweden-Schaaren, die für sie fochten?“ 1)

Derselbe Mann, der diese Worte schrieb, besorgte aber damals noch selber, daß sie für gewisse Ohren wie eine Lästerung klingen würden. Denn, so sagte er, „es gehört zu den traurigsten Symptomen der kirchlichen Lage, daß in weiten Kreisen des evangelischen Pastorats die Sympathien für Rom zu Hause sind, wie bei Gelegenheit des Culturkampfs so vielfach hervortrat.“ Das sollte anders werden; und es hat wirklich nicht zwei Jahre gedauert, bis man auf keiner Freien oder Pastoral-Conferenz mit der Lästerung mehr hinter dem Berge zu halten brauchte. Schon am 13. April 1882 wurde in einem auf der Pastoral-Conferenz zu Neuwied gehaltenen und später auf Verlangen der Conferenz gedruckten Vortrage erklärt: „Wir unsererseits scheuen uns auch heute noch nicht, fußend auf der heiligen Schrift, die Messe, diesen Fundamentalirrthum der römischen Kirche, auf welchem das ganze stolze und vielfach imponirende Gebäude der hierarchisch gegliederten Kirche steht, mit dem Heidelberger Katechismus eine vermaledeite Abgötterei, eine Verleugnung des einigen Opfers Jesu Christi, und mit den Schmalkaldischen Artikeln den größten schrecklichsten Gräuel zu nennen.“

---

1) „Ut omnes unum“ vom 1. Januar 1881.

Wer sich an die Verhandlungen erinnert, welche beim preußischen Landtag über die beiden Gesetzvorlagen wegen „der diskretionären Gewalt" stattgefunden haben, wird nicht im Zweifel seyn, „was denn inzwischen geschehen war?" Die beiden Kirchengesetze[1]) boten wahrlich nicht mehr als die Brosamen, die vom Tische des Reichen für den armen Mann abfielen, und selbst diese Gabe mußten die preußischen Katholiken, wie sich jetzt zeigt, noch mit den Hunden theilen. Aber beidemal fielen in den Parlamenten offene Drohungen mit dem Zorn des Volkes, wenn das „evangelische Bewußtseyn" in den Massen erwachen werde. Man mußte es also heftig aufrütteln. Und jetzt sagt der Minister selbst, daß wegen der Aufregung in der Presse die wesentlichsten Vollmachten des Gesetzes unbenützt geblieben seien. Die Hetze hatte also ihren Zweck erfüllt; vielleicht war es gewissen Orts gerade so willkommen und gewollt.

Nunmehr ist also die Sache im Gang und verspricht zu einem riesigen Spektakel anzuwachsen. Es ist zum dritten Male seit den preußischen Siegen von **1866** und **1870**, daß die deutschen Katholiken das Zeter- und Mordio-Geschrei über sich ergehen lassen müssen. Sonst ist ihnen von dem Blut ihrer eigenen Söhne nichts zu Gute gekommen. Aber die neue Hetze hat sich jetzt erst voll und ganz ausgewachsen. Die beiden ersten Male war es der „römische Erbfeind der deutschen Nation", gegen den gewüthet wurde; jetzt ist auch noch der „römische Antichrist" hinzu gekommen. Aber gerade diese trübe Mischung von politischem Fanatismus oder Liebedienerei und religiösem Haß, wie er in den Reden der Herren Beyschlag, Baur u. s. w. prägnant hervorgetreten ist, macht die Sache bedenklicher für die Hetzer als für uns. Mit

1) Vgl. über das Gesetz vom 14. Juli 1880: Histor.-polit. Blätter Bd. 86, S. 222 f., und über das Gesetz vom 31. Mai 1882 Histor.-polit. Blätter Bd. 89, S. 867 f.

ihren zweischneidigen Schwertern und nach rückwärts explodirenden Geschossen könnten sich diese Kämpfer leicht selbst am wehesten thun. Die Drachenzähne, die sie säen wollen, werden sicherlich nicht unter uns aufgehen.

Bekanntlich hat sich in Magdeburg jüngst ein „Verein für Reformations-Geschichte“ gebildet, welcher den Zweck hat, gegenüber den katholischen Forschungen in gemeinverständlichen und ansprechenden Schriften „über die Persönlichkeiten und Thatsachen der Reformation und ihre Wirkungen auf allen Gebieten des Volkslebens“ das größere Publikum zu unterrichten und so das „evangelische Bewußtseyn“ zu stärken. Vor Allem hätten die Herren sich nicht in Magdeburg versammeln sollen; es ist ominös, daß sie es thaten. Denn nach diesem Ort sind die berüchtigten „Magdeburger Centurien“ benannt, und es fehlt unter den in Magdeburg Versammelten auch wirklich nicht an Namen, welche den Centuriatoren ebenbürtig zu werden versprechen. Aber die Herren stellen sich wenigstens noch auf christlichen Boden. In ganz anderm Sinne hat dagegen der Magistrat von Berlin die Säkularfeier Luthers zu verherrlichen beschlossen. Er bewilligte 5000 M. für die Herstellung einer in's Volk zu werfenden Festschrift über das Leben des Reformators; aber die Motivirung enthält auch nicht Eine christliche Andeutung. Luther erscheint da bloß als Begründer der „freien Forschung“; es heißt nichteinmal „in der Bibel“, man wollte auch dieses Wort vermeiden. Nur seine Verdienste um die deutsche Sprache, um die Erneuerung der Schulen, insbesondere des Volksunterrichts, werden hervorgehoben, wodurch sich „an seinen Namen, wie an keinen andern, die Entwicklung volksthümlich deutscher Lebensanschauung knüpfe“. Nebenbei gesagt, hat sonderbarer Weise der jüdische Abgeordnete Dr. Löwe an demselben Tage bei Berathung des Unterrichtsetats in der Kammer sich zu dem Ausspruch veranlaßt gesehen: „Man komme in Deutschland immer mehr in das

Chinesenthum hinein" — ein Vorwurf, der bis jetzt noch keiner andern Nation Europa's gemacht worden ist.

Aus sehr triftigen Gründen haben zwar die Herren in Magdeburg bestimmt, daß bei ihnen Arbeiten über die Parteikämpfe innerhalb des Protestantismus und zwischen den reformatorischen Richtungen und Sekten ausgeschlossen seyn sollen, weil sich das Volk dafür nicht zu interessiren brauche. Schon diese Exclusive wird nun große Schwierigkeiten bereiten. Wie aber vollends dann das gemeinsame Auftreten und Handeln „wider den römischen Antichrist" gegenüber denjenigen sich gestalten soll, welche über den „Christ" so gut wie über den „Antichrist" höhnisch die Achseln zucken, die in Luther nur den politischen Sturmbock und den nationalliberalen Freimaurer des 16. Jahrhunderts sehen wollen — das wird die Zukunft lehren.

In diesem Tumult ist das Bestehen eines Organs wie das „Ut omnes unum" an und für sich schon von großer Bedeutung. So, wie drüben der confessionelle Streit nun wieder mehr als je gepflegt werden soll, geht der innere Mensch völlig leer aus und reift der seelischen Aushungerung entgegen. Die Religion wird von der Politik überwuchert, die denn auch wirklich aus allen Näthen an der confessionellen Löwenhaut dieser Kämpfer herausschaut. Eine solche Controverse will nichts Anderes als die Vernichtung des Gegners, und zwar wo möglich nicht bloß die papierene. Ganz anders die Controverse im Organ des Herrn Seltmann.

Er will auch nicht einen falschen Frieden durch Vertuschung und Hinterhalte. Er verwahrt sich gegen den Indifferentismus einer unwahren „Einigkeit im Geiste" oder jener „Einheit in der Mannigfaltigkeit", die im Grunde nichts Anderes wäre als gegenseitige Falschheit oder Selbstbetrug. „Wir", so sagt er, „wollen die Einheit auf der Grundlage des unwandelbaren Dogma's. Auf dieses zeigen wir mit fester Hand und unausgesetzt hin. Wie Christoph

Columbus unverwirrt nach Westen zeigte und betheuerte: Dort liegt festes Land! so sagen wir: Dort, im Dogma der Kirche, gewinnen wir festen Boden, dort liegt die Einheit der Kirche! Das Dogma wollen wir deßhalb darlegen und darüber mit den gläubigen evangelischen Christen in eine ruhige, liebevolle Discussion treten, indem wir jede Einwendung gerne zulassen und gar nichts fürchten, fest überzeugt, daß das Dogma, vorurtheilsfrei geprüft, jeden bibelgläubigen evangelischen Christen mit der Macht seiner Wahrheit ganz von selber für sich gewinnen wird.“ [1])

Mit solchen Hoffnungen ist der Herausgeber mitten in den Stürmen des Culturkampfs aufgetreten, dieses Krieges, der bei den Wissenden thatsächlich keinen andern Endzweck hatte, als die katholische Kirche mit ihrem Glauben und Leben vom Boden des deutschen Reichs, als der ausschließlichen Domäne des Protestantismus, zu vertilgen. Um so weniger konnte es fehlen, daß er als „gutmüthiger Schwärmer“ belächelt wurde. Andererseits hat aber doch gerade der Culturkampf Stimmungen gezeitigt, die dem Gedanken des „Ut omnes unum“ entgegen kamen. Die Zahl derer war nicht gering, welchen „der Culturkampf als das Unkraut galt, das der Feind unter den Weizen Christi streut“. [2]) Unter Anderm schrieb am Beginn des zweiten Jahrgangs des „Ut omnes unum“ eine protestantische Dame aus Bayern an Herrn Seltmann: „Vor wenigen Jahren noch wäre das unmöglich gewesen. Es klingt paradox vielleicht, wenn ich sage, daß wir dieß dem Culturkampf verdanken. Ohne ihn wären die Gläubigen nicht in die Enge getrieben worden, wie es geschehen ist und vielfach noch geschieht. Der gemeinsam er-

1) „Ut omnes unum“. Vom 1. März 1882.

2) Aus dem Nachruf der Nathusius'schen „Conservativen Monatsschrift“ auf den Baden'schen Oberkirchenrath C. A. Mühlhäuser s. „Ut omnes unum“ vom 1. März 1881.

littene Druck hat hüben und drüben die Menschen gelehrt, über Nebendinge hinüber zu sehen und in den Hauptsachen zusammen zu stehen. Die Chinesischen Mauern, welche bislang die Confessionen trennten, sind herabgeschwunden auf eine so mäßige Höhe, daß man sich über dieselbe hinweg die Bruderhand reichen kann. Gott helfe weiter!"[1])

Ob das zu viel gesagt ist? Es gibt Rücksichten, die manchen wackern Mann zwingen, sein Leid in der Stille zu tragen. Es existiren solche Dulder mitunter an Orten, wo man es am wenigsten vermuthen sollte; und fielen jene Rücksichten einmal weg, so daß Jeder frei und offen reden könnte, wie er denkt und wie es ihm um's Herz ist, so würde man sehen, daß die Zahl der Dulder nicht klein ist. Auch uns ist ein Beleg für diese Wahrnehmung zugekommen, und vielleicht interessirt es auch den Einen oder andern der Magdeburger Historiker, zu sehen, wie dieser Theologe sich das Thema der Luther'schen Säkularfeier zurechtlegt.

Die Rechtfertigung der Reformation.

Eine solche versucht der verstorbene Prof. der Theologie in Erlangen Dr. G. Plitt, in dem Werke: „Dr. Martin Luther's Leben und Wirken. Dem deutschen evang. Volk geschildert." Die Einleitung der heftweise erscheinenden Schrift leistet auf nur drei Blättern die fragliche Rechtfertigung in einer Weise, die geradezu Staunen erregt, da sie doch aus der Feder eines gelehrten Theologen fließt. Folgen wir derselben Schritt für Schritt.

„In der Geschichte der christlichen Kirche gibt es nächst den Aposteln keine so hervorragende Persönlichkeit wie M. Luther." Vom protestantischen Standpunkte wahr; ja der Verfasser konnte sagen, Luther überrage auch die Apostel, den einzigen Paulus ausgenommen, denn auch jene predigten die Gerechtigkeit aus dem Glauben nicht so wie Luther. „Und kein Ereigniß in der

---

1) „Ut omnes unum" vom 1. Okt. 1880.

Kirche hat so tief eingeschnitten wie die Reformation.“ Auch wieder wahr, selbst von dem weltgeschichtlichen Standpunkte. Denn mit dem Protestantismus trat in der That ein neues Princip auf, das in das innerste Mark der Kirche einschnitt und sie tödtlich verwundete. „Der Grund hievon liegt darin, daß damals nach langen Irrgängen die Kirche sich wieder auf ihr Wesen besann.“ Wie konnte aber die Kirche irre gehen, da Christus ihr verheißen hatte: auf diesen Fels, Petrus, wolle Er bauen seine Kirche und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen? Hatte die Kirche sich von dem Fels getrennt? Wenn sie auf langen Irrgängen wandelte, war sie dann nicht von den Pforten der Hölle überwältigt? Hatte dann nicht Christus sein Wort gebrochen? Der Verfasser hätte sich doch erst mit diesen Worten des Herrn auseinandersetzen sollen, ehe er von langen Irrgängen der Kirche redete! Er sagt weiter: „Darin lag der Grund, daß die Kirche mit neu geöffnetem Auge auf ihren Anfang zurückblickte.“ Das that allerdings die Reformation, aber in recht kindischer Weise. Denn weil es zur Zeit des Herrn und der Apostel noch keine theologische Wissenschaft, kein kanonisches Recht, keine Bilder, keine Orgeln u. s. w. gab, so wurde dieß Alles von den consequenten Reformern, einem Zwingli, Carlstadt, Schwenkfeld und Andern, über Bord geworfen. Man vergaß, daß auch die Kirche, wie alles, was in die irdische Sphäre eintritt, eine Entwicklung, Fortbildung haben mußte, und daß auch diese Entwicklung unter dem Mitwirken des unsichtbaren Hauptes der Kirche stand, gemäß seiner Verheißung: Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende. Weiter sagt der Verfasser: „Der Grund liegt darin, daß sich die Kirche dem gottgewirkten Zeugniß von diesem Anfang, der hl. Schrift, unterwarf.“ Wäre dieß der Fall gewesen bei den Reformatoren, dann hätten sie sich von der katholischen Kirche nicht getrennt, denn auch diese unterwarf sich der hl. Schrift. Die Wahrheit ist, daß sich die Reformatoren nur an einzelne Schriftstellen hielten und diese in einem Sinne verstunden, welchen die Gesammtkirche bisher nicht darin gefunden hatte. Verwarf Luther nicht den Brief des Jakobus, den er eine stroherne Epistel nannte und für keines Apostels Arbeit hielt?

Waren ihm nicht die Apokalypse, der Hebräerbrief anstößig? Kümmerte ihn, was der Herr zu dem reichen Jüngling gesagt hatte: verkaufe was du hast, wenn du vollkommen seyn willst? Oder fragte er nach der Empfehlung des jungfräulichen Standes durch Paulus? Leugnete er nicht die menschliche Willensfreiheit trotz tausend Gegenzeugnissen der hl. Schrift?

Der Verfasser fährt in seiner Rechtfertigung des Reformators fort: „Als an Paulus die Frage erging: Was muß ich thun, daß ich selig werde? antwortete er: Glaube an den Herrn Jesum Christum. Damit sprach er den Kern des Christenthums aus. Selig ist, wer an Jesum Christum glaubt, d. h. wer ihm als seinem Heiland mit zuversichtlichem Vertrauen sich hingibt und alles Heil nur von ihm erhofft. Dieß ist der Hauptinhalt des Evangeliums, welches keiner mit solcher Klarheit und Kraft verkündete wie Paulus. Aber nichts ward in der Kirche so schnell entstellt und verdeckt und vergessen, wie diese Grundwahrheit; nämlich, daß der Mensch gerecht wird, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Der gelehrte Verfasser nimmt Werke des Gesetzes ohne weiteres für gute Werke überhaupt, selbst die aus dem Glauben entstammenden mit eingeschlossen; aber dann hat er den Apostel selbst gegen sich, der nur den in der Liebe wirksamen, von ihr befruchteten Glauben gelten läßt. Wenn es sich um eine compendiarische Beschreibung des Heilsweges handelt, so eignet sich auch die katholische Kirche das Wort des Apostels an. Meint der Verfasser aber wirklich im Ernste, der Apostel habe, ehe er dem Kerkermeister so antwortete, nicht auch darnach gefragt, wie es um seine Reue, um seine Liebe, um seine Willigkeit Gott zu dienen, um seine Hoffnung stehe, mit Einem Worte um seine Wiedergeburt? Wenn ja, so kann ihn Paulus in allen jenen Stellen eines Andern belehren, wo er neben dem Glauben auch die Buße verlangt, z. B. Act. 20, 21, und wo er den rechtfertigenden Glauben als einen innern Vorgang beschreibt, den die Gerechtigkeit vom Gesetz erfordert, z. B. Röm. 8, 4. Die Behauptung aber, daß diese Grundwahrheit von der bloß zugerechneten Gerechtigkeit in der Kirche verdeckt und vergessen worden sei, wird von Luther selbst in der Auslegung des dritten Artikels widerlegt, indem er erklärt: daß der

hl. Geist die ganze Christenheit auf Erden im rechten Glauben erhält. Wahr ist vielmehr, daß Luther's Rechtfertigungslehre in der Kirche nicht vergessen, sondern nie gelehrt worden ist. Damit wird die weitere Behauptung des Verfassers hinfällig, daß aus dem gerügten Irrthum „zahllose weitere Irrthümer erwuchsen, die Ursache großer Schäden.“ Wie der Verfasser diese zahllosen Irrthümer mit den Verheißungen des Herrn bezüglich der Kirche und mit der Bezeichnung derselben als des Leibes, der Braut Christi, als der Säule und Grundveste der Wahrheit seitens der Apostel vereinigen könnte, muß ihm überlassen bleiben.

Die Kirche, deutet derselbe weiter an, gab auf die Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? „die Antwort: thue dieß und das!“ „Damit wurde der Christ abermals unter ein Gesetz gestellt; die Kirche war nicht mehr eine Gemeinde der Glaubenden, sondern eine Gesetzesanstalt, welche ihren Angehörigen das neue Gebot vorhielt und dessen Erfüllung überwachte.“ Unüberlegte Worte, die einem Professor der Theologie nicht in den Mund kommen sollten! Wenn die Kirche Gebote vorhält und überwacht, so thut sie es nur nach dem Vorbilde ihres Hauptes und Meisters, welcher sprach: Wer meine Gebote hält, der ist es, der mich liebt; sowie der Apostel, welche sich unterfingen, den Gemeinden Gebote und Vorschriften zu geben. Paulus z. B. gebietet den Thessalonichern, 1, 11: stille zu seyn und mit eigenen Händen zu arbeiten; 2, 6: den Umgang derer zu meiden, die unordentlich wandeln. Wenn die Kirche gebietet, die hl. Sakramente zu empfangen, den Gottesdienst zu besuchen, an bestimmten Tagen zu fasten, so ist sie damit noch keine Gesetzesanstalt, denn sie fordert zugleich die dem Gehorsam zu Grunde liegende Liebe. Als eine sichtbare Gemeinschaft kann sie gesetzlicher Normen nicht entbehren. Sobald die Anhänger der Reform zu begränzten Landeskirchen sich consolidirten, nahmen sie dieselbe Gestalt an, wie die von ihnen bekämpfte Kirche.

„Auch der Glaube wurde zu einem Thun gemacht; glauben heißt dann soviel als gehorchen, gewisse Lehrsätze für wahr annehmen. Und zu diesem Glauben muß noch ein mannichfaches anderes Thun kommen. Handelt es sich aber nur um ein Thun, so hat es der Leichtsinnige bequem. Ohne Sinnesänder=

ung vollbringt er die vorgeschriebenen äußeren Werke und ist mit sich zufrieden. Das Uebrige überläßt er sorglos der Kirche. So die Masse." Es sind das reine Phantasien des Verfassers. Die katholische Kirche verlangt bei dem Empfange der Sakramente stets die innere gottgefällige Gesinnung und bei jedem guten Werke, daß es zur Ehre Gottes geschehe.

„Dem Redlichen und Ernsten hingegen wird das Leben eine Qual. Je ernster er es nimmt, um so mehr erkennt er, daß, was er gethan hat, noch nicht genügt, und läßt sich zu neuen Werken drängen ohne bessern Erfolg. Solange der Mensch in der Absicht, vor Gott gerecht zu werden, mit Werken sich abgibt, kann er zu keiner Ruhe kommen!" Gewiß; aber er soll auch nicht Werke thun, um gerecht zu werden; sein Heil beruht auf der Gnade Gottes um Christi willen, aber diese Gnade besitzt er nicht, wenn er nicht selbst seine Seligkeit mit Furcht und Zittern schafft, d. h. Werke thut. Ohne Werke selig werden wollen, ist noch ein größerer Leichtsinn, als auf äußeres Thun sich verlassen.

„Weil die Kirche eine Gesetzesanstalt war", deducirt der Verfasser weiter, „kam sie nothwendig zu einem Priesterstand" — von einem Opfer weiß natürlich der Verfasser nichts — dann „zur Zusammenfassung der höchsten gesetzgebenden Gewalt in Einer Person, zum unfehlbaren Papstthum." Die bis in die Urkirche zurückgehenden Spuren eines Primates kennt der gelehrte Professor nicht. „Als Gemeinde des Gesetzes mußte die Kirche ein sichtbares Reich werden, als dessen Grundgesetz sich mehr und mehr der Gehorsam gegen das sichtbare Oberhaupt entwickelte," was, die göttliche Einsetzung des Primats Petri vorausgesetzt, wohl auch ganz in der Ordnung ist. „So stand die Kirche, ein sichtbares Reich, inmitten der Weltreiche, deren Angehörige sie als ihre Glieder umfaßte. Das Geistliche, hieß es, steht über dem Weltlichen, wie der Geist über dem Leibe." Nach der Ansicht des Verfassers soll wohl das Umgekehrte richtig seyn. „Hierin sah man die Erfüllung des Wortes Christi: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und vergaß völlig das andre: Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Aber, fragen wir dagegen, wenn Christus auch die Gewalt auf Erden

gegeben ist, dann muß sie doch auch zur Erscheinung kommen; dann muß sein Reich, wenn auch seinem Wesen nicht von, doch in dieser Welt seyn, und doch nur so, daß es die Welt durchdringt, beherrscht, verklärt.

Diese so gänzlich entartete Kirche, die der Verfasser eine grauenhafte Karikatur des Reiches Gottes nennt, ist dennoch, wer sollte es denken, ein „Segen für die Völker geworden“. „In ihr sind viele Menschen in allen Jahrhunderten selig worden, wenn sie auch erst auf dem Todtenbette sich der Gnade Gottes in die Arme warfen.“ Der Verfasser glaubt demnach auch an das Märchen, daß man den Katholiken erst auf dem Sterbebette ermahne, zur Gnade seine Zuflucht zu nehmen. „Die Kirche des Mittelalters“, wird gerühmt, „steht in der Geschichte als eine Culturmacht erster Größe da. Ohne sie wäre, was die Gegenwart an Cultur besitzt, gar nicht da. Sie hat die Völker erzogen, geweckt, geleitet. Es erwuchs unter ihrer Herrschaft ein reiches und buntes Leben, dessen Denkmäler noch heute Staunen und Bewunderung erregen.“ Seltsam! sonst trägt ein fauler Baum nur faule Früchte; aber hier zeitigt eine Karikatur von Kirche überaus köstliche!

„Denn,“ so fährt der Verfasser fort, „die Lehre der damaligen Kirche führte die Menschen vom Heilswege völlig ab. Sie war seelengefährlich in vielen Stücken.“ Vermuthlich darin vor Allem, daß sie statt einer bloß zugerechneten Gerechtigkeit eine dem Menschen wesenhafte, im Rechtfertigungsact vom hl. Geist mitgetheilte lehrte. Weiter hat sie auch „das natürliche Leben des Volkes vielfach gefesselt“. Das Gegentheil läßt sich leicht darthun. Wann sind die großen Entdeckungen vorher unbekannter Erdtheile gemacht worden? Wann ist die Buchdruckerkunst u. s. w. erfunden? „Sie kannte und duldete keine Freiheit der Gewissen.“ Haben etwa die Reformatoren mehr sie respectirt? „Sie leugnete das selbstständige von Gott gesetzte Recht der staatlichen Ordnung.“ Eine Behauptung, für welche der Verfasser den Beweis nie beibringen wird. „Sie drückte die Wissenschaft und sprach ihr die zu gedeihlicher Entwicklung nothwendige Freiheit ab.“ Wo trat sie dem Studium der klassischen Sprachen entgegen? oder dem der Jurisprudenz? oder dem der

Naturwissenschaften? Nur einer unchristlichen Theologie leistete sie Widerstand, und mit Recht. „Sie setzte überall die weltlichen Berufsarten in ihrer Würde herab." Ja, so sehr, daß gerade die Mönche dieselben eifrig betrieben! „Sie that dieß, indem sie das Priester- und Mönchsleben für das eigentlich heilige und gottgefällige ausgab." Aber sie erblickte nur in der Tugend des Priesters und Mönchs etwas Heroisches, ohne dem Laienstand seinen sittlichen Werth abzusprechen. „Und nun sank das Leben in diesem geistlichen Stand von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer." Der Verfasser scheint von den Reformationen innerhalb der Orden, die zu keiner Zeit fehlten, nichts zu wissen, nichts von den Synoden, welche die Sittlichkeit des Klerus, wenn sie sank, wieder zu heben suchten. Luther muß doch von dem Klosterleben eine bessere Meinung gehabt haben, da er durch dasselbe aus seinem weltlichen Treiben herausgerissen zu werden hoffte. „Unwissenheit, Herrschsucht, Habsucht und Unsittlichkeit blühten bei denen, die für die Heiligen wollten angesehen seyn." Mögen diese Laster bei Einzelnen zu finden gewesen seyn, sie der Mehrzahl zur Last zu legen, ist Verleumdung; der niedere Klerus war der Mehrzahl nach sittenrein. Nur Ein Beispiel. Als in Eßlingen die Reform eingeführt wurde, verließen von den 23 Geistlichen 18 die Stadt; wäre es ihnen um Fleischesfreiheit zu thun gewesen, so bot ihnen die Reform volle Gelegenheit dazu.

„Durch all dieses drückte die entartete Kirche wie eine schwere Last auf die Völker." Nur daß über diese Last Niemand klagte, als die dem Christenthume entfremdeten, unsittlichen Humanisten zweiter Generation, ein Crotus Rubianus, Eobanus Hessus, Ebersbach u. s. w., und revolutionäre Ritter, wie Hutten, Sickingen und Andere. „An Gegendruck hat es in keinem Jahrhundert gefehlt" — nach dem Worte des Apostels: Häresien müssen allezeit seyn, auf daß die Rechtschaffenen offenbar werden — „aber er drang nicht durch, weil er seinen Stütz- und Haltpunkt nicht in der Grundwahrheit des Christenthums suchte", d. h. in der Lehre von der imputirten Gerechtigkeit Christi ohne jedes sittliche Moment.

„So erschütterten diese Stürme für einige Zeit die Ge-

waltherrschaft der Kirche, ohne sie brechen zu können. Diese behielt immer wieder den Sieg, und wußte dieß als eine göttliche Anerkennung ihrer Gewalt geltend zu machen.“ Daran that sie doch wohl recht! Eine Institution, die weder durch innere noch durch äußere Feinde, nicht durch wissenschaftliche noch durch gewaltsame Mittel zu Fall gebracht werden konnte, durfte ihre Existenz wohl dem Schutz des Allmächtigen zuschreiben; sie erprobte darin nur die Wahrhaftigkeit ihres Stifters, der ihr solche Sieghaftigkeit bis an's Ende verheißen hat.

„In keinem Jahrhundert war die Reformation an Haupt und Gliedern so allgemein zum Stichwort geworden, als im fünfzehnten.“ So ist's allerdings; aber es ist ganz unredlich gethan, wenn der Verfasser seinen Lesern glauben machen will, bei jener Forderung habe auch nur Eine Seele an die Reform der Lehre, des Cultus, ja auch nur der Verfassung der Kirche gedacht. Dieß Alles galt für unantastbar. Der Reform wollte man nur die Sitten unterzogen, Mißbräuche und Uebelstände bezüglich Besetzung geistlicher Stellen, Ausbeutung der Gläubigen durch die päpstliche Kammer beseitigt wissen.

„Doch nachdem auf den Concilien zu Kostnitz und Basel die Versuche so jämmerlich mißlungen waren, hatte man trotz alles Sehnens die Hoffnung auf eine Reformation fast verloren“. Das gerade Gegentheil ist wahr; die genannten Concilien hatten den größten Theil ihrer Aufgabe gelöst; durch die Concordate waren die Regenten zufriedengestellt und ein Zustand der Befriedigung in der Kirche eingetreten; Theologie und die klassischen Studien, wie sie von den älteren Humanisten aufgefaßt und betrieben wurden, vertrugen sich auf das Schönste, ja arbeiteten sich in die Hände. Es war eine neue Blüthezeit der christlichen Völker zu hoffen. Daß sie nicht eintrat, bewirkte Luthers blinder Eifer und Hochmuth.

Der Verfasser meint freilich: „Jener Druck und das Mißlingen des Gegendruckes hätten die Christenheit vorbereiten und empfänglich machen sollen für die gründliche Reformation, die Gott selbst in der Kirche wirken wollte.“ Gründlich war sie sicherlich, so gründlich, daß der ganze Bau abgetragen und zertrümmert und ein neuer aufgeführt wurde, der mit dem alten

kaum noch eine Aehnlichkeit hat. An die Stelle der Einheit trat Zerrissenheit, an die der Unwandelbarkeit trat kaleidoskopische Veränderlichkeit, an die der Selbstständigkeit und Freiheit trat knechtische Unterwerfung unter den Staat. „Jetzt war seine Zeit gekommen, da man es am wenigsten glaubte. Und in der Stille hatte Gott sich schon das Werkzeug zubereitet, dessen er sich bedienen wollte — Martin Luther.“ Daß Luther dieß Werkzeug nicht war, steht Jedem fest, der den Charakter Luthers, den Kern seiner Theologie, seine literarische Thätigkeit, seine revolutionären Aeußerungen und Verbindungen, seine Widersprüche kennt und die unmittelbaren Wirkungen seines Beginnens. Es wird nie gelingen, die Reformation zu rechtfertigen durch die Entartung der katholischen Kirche. Rechtfertigen kann sie nur, wer in dem Christenthum selbst eine Hemmkette der Freiheit und des Fortschrittes erblickt, nur der rationalistische oder besser der naturalistische Culturkämpfer.

XXXVII.

Umschau auf dem Gebiete der schweizerischen Geschichtsforschung.

(Schluß.)

13. Société d'Histoire de la Suisse Romande. Wenn wir in unserer Umschau uns nach der französischen Schweiz wenden, so begegnen wir vor allem der „Historischen Gesellschaft der romand'schen Schweiz“ in Lausanne, deren Arbeiten und Publikationen beweisen, daß die Geschichtsforschung auch in diesem Theile der Eidgenossenschaft blüht und

reichliche Früchte bringt. Die Gesellschaft wurde im Jahre 1837 unter dem Vorsitze des Hrn. Vulliemin gegründet, um „einen Einigungspunkt für die Geschichtsfreunde des Kantons Waat und der französisch sprechenden Kantone zu bilden, die öffentlichen und privaten Archive auszubeuten, das örtliche Studium der Monumente und der Ereignisse, welche sich auf die älteste Landesgeschichte beziehen, zu befördern, die Materialien für die National-Geschichte zu sammeln und die ungedruckten Documente und Schriften behufs Kenntniß der älteren vaterländischen Verhältnisse nach Kräften zu veröffentlichen".

Schon bei der Stiftung nahmen nebst den Waatländern auch Freiburger und Genfer Antheil und seither hat die Gesellschaft, obschon sie ihren Schwerpunkt in der Waat hat, mit Erfolg ihre Verbindungen mit den Geschichtsforschern in den Kantonen Freiburg, Genf, Wallis, Neuenburg und Berner-Jura gepflegt. Ebenso steht sie mit der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz im Verkehr.

Unter dem Titel: „Mémoires et Documents" gibt dieselbe eine äußerst werthvolle Sammlung von Urkunden und Abhandlungen heraus. Vom Jahre 1839 bis zum Jahre 1882 sind bereits 36 Bände erschienen. Die Wichtigkeit dieser Geschichtsquellen, besonders für die westliche Schweiz hervorzuheben genügt es, summarisch auf folgenden Inhalt hinzuweisen:

Urkunden und Akten des Bisthums Lausanne (von de Gingins und Forel) 2 Bände; des Kapitels der Liebfrauenkirche zu Lausanne; der Abtei und des Thals Lac de Jour (von de Gingins und Nicole) 2 Bde.; des Klosters zu Romainmotier (von de Charrière); der Carthause zu Oujon (von Hisely), der Abteien zu Bellevaux (von Chavannes), zu Hautcrêt (von Hisely), zu Montheron (von de Gingins); der Priorate zu Baumes und zu Cossonay (von Charrière) ꝛc.

Urkunden, Chroniken und Abhandlungen, betreffend: die Grafschaft Gruyères (von Hisely) 3 Bände; die Herren, Städte, Schlösser ꝛc. Cossonay, Chillon, Prangins, Montfaucon, Chalons, Rolle, Mont-le-Vieux, de Mont de la Sarra, Goumoens, de la Tour, Aubonne, Morges ꝛc. (von Charrière), Cité et Canton des Equestres (von Gingins) ꝛc.

Feudalrecht im Pays de Vaud (von Secrestan); Auszüge aus den Rathsbüchern von Lausanne (von Chavannes) mit Anmerkungen; Münzgeschichte von Lausanne (von Morel Fatio), Documente zur Geschichte du Vallais (von Prof. Gremaud) 4 Bände; Chartes communales des Pays de Vaud (von Forel); Monumente aus dem barbarischen Alterthum rc. (von Troyon); Regesten der die Romand'sche Schweiz betreffenden Urkunden (von Forel); Pfahlwohnungen (von Troyon); Necrologien der Kathedralkirchen zu Lausanne, zu Sion, der Pfarrkirchen zu Oranges und der Carthause zu Lance (von Prof. Gremaud); die Chorstühle in der Schweiz aus dem 15. und 16. Jahrhundert (von Wirz). Ursprung der Waldstätte (von Hisely). Das Rektorat von Burgund (von de Gingins); das erste Burgunder-Reich (von Secrestan). Glossarium des Patois (Volkssprache) der romand'schen Schweiz von Bridel und Favrat.

Diese ebenso sorgfältig bearbeiteten als schön edirten 36 Bände machen den romand'schen Geschichtsforschern alle Ehre. Die Vereins-Berichte über die Jahresversammlungen und die anderweitigen Arbeiten und Bestrebungen der Gesellschaft werden im „Journal de la Société Vaudoise d'utilité publique" regelmäßig veröffentlicht.

14. Société d'histoire du Canton de Fribourg. „Um die Freunde der Geschichte der Schweiz und besonders des Kantons Freiburg zu vereinigen, die Forschungen zu fördern, die örtliche Untersuchung der Denkmale und der Thatsachen zu begünstigen, die Materialien zu sammeln und die gewonnenen Resultate dem Publikum mitzutheilen," gründeten die HH. Dr. Berchtold, Pfarrer Meyer und Daguet im Jahre 1840 die Freiburger Historische Gesellschaft.

Im Vereins-Organe „Archives" finden sich folgende Arbeiten: Alte Freiburger Chroniken (von Dr. Berchtold); Altes Freiburger-Recht (von Daguet); Geschichte der Stadt Bulle (von Prof. Gremaud); der Kommenthurei St. Johann zu Freiburg (von Meyer); des Bischofs Georges de Saluces zu Lausanne (von Meyer); des Bischofs Salutaris (von Schmitt); der Abtei St. Johann in Cerlier; der Allianz zwischen Freiburg und Genf (von Berchtold); des Krieges zwischen Freiburg und

Savoyen (von Meyer); Historisches und Kritisches über Bertha, Königin von Burgund, und ihre Familie (von Daguet); über die Römische Provinz-Eintheilung von Helvetien, Sequanien und Rauracien (von Abbé Deg); Litteratur- und Bibliothek-Geschichte Freiburgs (von Daguet und Meyer).

15. **Société d'histoire du Canton de Neuchatel.** Als im Jahre 1864 die historische Gesellschaft der Romand'schen Schweiz in Neuenburg ihre Jahresversammlung hielt, wurde daselbst der Grund für einen kantonalen Verein gelegt. Derselbe unternahm die Herausgabe des „Musée Neuchatelois“, um „Wissenswürdiges aus dem Gebiete der nationalen Geschichte, der Archäologie und verwandter Zweige zur Belehrung und Unterhaltung“ mitzutheilen. Jedes Jahr erscheint ein Band in 12 Heften mit Illustrationen.

Aus der bereits 19 Bände zählenden Sammlung heben wir beispielsweise folgende Arbeiten hervor: Neuenburgs Kirchen-Geschichte während des Mittelalters (von Juond); Militär-Geschichte (von Perrochet); Münz-Geschichte; Sanitäts-Geschichte (von Dr. Cornaz); Politische, Religions- und Kunst-Geschichte (von Daguet); Neuenburgs Kunst und Künstler; Inschriften der Glocken des Kantons Neuenburg (von Tissot); Divico und die Schlacht zwischen den Römern und Helvetiern am Lemansee (von Daguet); die Unternehmungen Karl's von Burgund; Geschichte der Grafen von Neuenburg, des Priorats St. Peter zu Vaurtravers (von Mandrot); die Hasenburg (von Quiquerez); Biographien vieler Gouverneur's und interessanter Neuenburger aus älterer und neuerer Zeit. Um die Redaktion des Musée Neuchatelois hat sich Hr. Favre, dessen Begründer, besondere Verdienste erworben.

16. **Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève.** In dem geschichtsreichen Genf bildete sich im Jahre 1840 eine Gesellschaft, „um das Studium der Geschichte und Alterthumskunde in allen seinen Zweigen, mit besonderer Beziehung auf das Staats-, Kirchen- und Literatur-Leben Genfs zu fördern und um die historischen Monumente aufzusuchen, zu sammeln, zu erhalten und bekannt zu machen“.

Seit dem Jahre 1841 bis 1881 hat dieselbe 22 Bände

„Mémoires et Documents“ herausgegeben, aus deren interessantem Inhalt wir nur Folgendes herausheben: Genf unter den Römern, Römische Alterthümer (von Soret und Fazy); Geschichte der aufgefundenen alten Grabstätten (von Gosse); Aelteste Chronik Genfs (von Mallet).

Urkunden und Akten des Bisthums und der Bischöfe von Genf (von Mallet, Lullin, Fazy); das bischöfliche Schloß (von Mallet); Vatikanische Regesten, betreffend das Bisthum Genf; Geschichtliches der Kathedralkirche St. Peter zu Genf (von Blavignac und Rigaud); Geschichtliches über die Wahl der Bischöfe zu Genf (von Mallet); Bischöfliche Münzen (von Mallet); Geschichte der Hospitäler Genfs (von Chaponnière und Sordet); Freiheiten der Stadt Genf und der vorzüglicheren Städte des Bisthums Genf (von Mallet, Lullin und Le Fort); Genfs Zünfte (von Sordet).

Herrschaft des Hauses Savoyen in Genf (von Mallet); Diplomatische Akten über die „Escalade“ (von Cérésole); Krieg und Befreiung Genfs (von Rilliet); Complot der Flüchtlinge (von Chenelat); Verbindung Gustav Adolfs mit der Republik Genf (von Roget); Verhältnisse Genfs mit den Provinzialstaaten Niederlands (von Heger); Criminal-Prozeßakten gegen Servet (von Rilliet); Politische Rolle der Vénérable Compagnie zur Zeit der alten Republik Genfs (von Cellérier); Tagbuch des Syndic's Ballard anno 1525—1531 (von Chaponnière.)

Genfs Kunstgeschichte (von Rigaud); Genfs älteste Druckwerke (von Favre); Genfs Münzgeschichte (von Dr. Chaponnière); Genfs Wappen (von Blavignac); Das Genfer'sche Patois (von Ritter); Biographie d'Aubigné's a. XVII. Jahrh. (von Meyer); Bau-Rechnung des St. Nikolaus-Thurmes zu Freiburg (von Blavignac).

17. Société Jurassienne d'Emulation. Diese im Jahre 1847 zu Pruntrut für den französischen Theil des Kantons Bern gestiftete Gesellschaft nahm unter ihre Ziele auch „die Erforschung der sich auf das Vaterland beziehenden Dokumente“ auf. In den „Coups-d'-oeil, actes et mémoires“ der Gesellschaft finden wir u. A. folgende historische Arbeiten: Antiquitäten aus der Keltischen und Römischen Zeit

im Jura (von Quiquerez, Stokmarr, Stoeber); Urkunden und Denkmale zur Geschichte des ehemaligen Fürst-Bisthums Basel (von Trouillat); Gebräuche und Gewohnheiten im ehemaligen Bisthum Basel (von Quiquerez); Justinian, Bischof von Basel (von Koetschet); Correspondenz des Bischofs Christophor von Blaarer mit den Päpsten, Bischöfen und geistlichen Würdenträgern seiner Zeit (von Kohler); Geschichtliches über die Stifte zu Bellelay, zu St. Imier, zu Moutier-Grandval (von Mandelert, Nicolet, Quiquerez); Urkunden und Geschichte der Stadt Biel (von Bloesch); der Stadt Neuveville (von Revel und Rode); Rauracia sacra, oder historischer Dictionaire des Jurassischen Klerus (von de Mulinen); Religiöses und litterarisches Leben Pruntruts im 16. Jahrh. (von Kohler) 2c.

18. Società storica della Suizzera Italiana. Die jüngste Erscheinung der schweizerischen Geschichtsforschung ist das Bolletino Storico della Suizzera Italiana, von welchem drei Jahrgänge (1879—1881) vorliegen. Das Bolletino erscheint in Monats-Heften; aus deren mannigfaltigem Inhalt theilen wir folgende Blumenlese mit: Archivalien aus dem Kanton Tessin; Urkunden und Regesten aus Mailänder Archiven; Wappen und Sigille, Glocken-Inschriften; Beiträge zur Kriegsgeschichte; zur Geschichte des öffentlichen Unterrichts; zur mittelalterlichen Kunstgeschichte der italienischen Schweiz.

Akten und Mittheilungen, betreffend die Gemeinwesen von Lugano, von Bosio, von Bellinzona; die Kirchen und Oratorien von Mendrisio, delle Grazie zu Bellinzona 2c.; die Schlacht von Giornico; Hexen in der Riviera. Chroniken; Biographien; Alterthümer 2c. Die Verfasser der Mittheilungen und Abhandlungen werden im Bolletino nicht genannt.

19. Schweizer Piusverein. Dieser in der katholischen Schweiz stark verbreitete Verein hat außer seinen zahlreichen religiös socialen Werken auch die Herausgabe eines „Archivs für die Schweizerische Reformations-Geschichte" unternommen. Unter der Direktion der HH. Graf Theodor Scherer-Boccard, Dompropst Fiala und Chorherr Stoker sind bis jetzt drei Bände erschienen, über deren quellenmäßigen Inhalt die Histor.-politischen Blätter bereits früher (Bd. 70 u. 78) Bericht erstattet haben.

Wir schließen hiermit unsere Umschau. Dieselbe zeigt uns, wie auf dem Gebiete, welches die heutige Schweiz umfaßt, von dem Zeitalter Roms an bis auf die neueren Jahrhunderte manigfaltige Ereignisse vor sich gegangen sind, welche tief in die Kirchen-, Staats- und Völker-Geschichte Europas eingegriffen haben. Sie zeigt uns ferner, wie zahlreiche Vereine und Geschichtsforscher seit bald einem halben Jahrhundert thätig sind, um aus den Archiven ꝛc. die quellenmäßigen Akten über diese Ereignisse zu entheben, zu prüfen und zu veröffentlichen. Wer dieser Umschau mit Aufmerksamkeit folgt, der wird sich überzeugen, daß die schweizerischen historischen Vereine ein Material gesammelt und verwerthet haben, dessen Bedeutung über die Grenzen der Schweiz hinausgeht und das namentlich für die Geschichte des deutschen Reiches und der Reformationszeit von wesentlichem Werthe ist. Mag die Kritik an manchen dieser Abhandlungen und Mittheilungen auch Ausstellungen zu machen haben, im Großen und Ganzen verdient die Thätigkeit dieser historischen Vereine allgemeine Anerkennung, zumal die Mitglieder nur aus Liebe für die Wissenschaft und das Vaterland arbeiten und die reichhaltigen Publikationen nur durch ihre Opferwilligkeit möglich machen.

XXXVIII.

Die französische Revolution in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Mit Gambetta's Tod scheint ein bedeutungsvoller Akt des Revolutionsdrama's, das sich in Frankreich vor unsern Augen abspielt, zum Schluß gelangt zu seyn. Der Dauphin der Republik starb, noch ehe sich die Geschicke des republikanischen Frankreich erfüllt haben. Dem Feldherrn des Revanchekrieges entsank der Feldherrnstab, bevor er noch die Legionen nach dem verhaßten Deutschland führen konnte.

Wie Alles schwächer, unbestimmter und in seinen Umrissen nebelhafter erscheint, was sich gegenwärtig in Frankreich vollzieht, das Werk sowohl wie Alles was oben am Werke ist; wie die französischen Machthaber nur mißlungene Nachbildungen jener Blutmenschen sind, welche Frankreich in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts beherrschten oder vielmehr terrorisirten: so war auch Gambetta seinem Vorbild und dem Manne, mit welchem man ihn gerne verglich, bei einigen verwandten Zügen so unähnlich als möglich und so verschieden, als die schleichende Umwälzung im heutigen Frankreich von der gewaltigen Eruption im vorigen Jahrhundert verschieden ist. Will man die Dinge der Gegenwart nach ihrer wahren Beschaffenheit erkennen, so muß man die beleuchtende Fackel an dem Lichte der Wahrheit entzünden, das uns die Geschichte aufsteckt. Die Erfahrung lehrt aber, daß das so nöthige historische Licht dann immer zur Stelle

ist, wenn die Zustände der Gegenwart einer solchen besonderen Erhellung bedürfen.

Nachdem der Kreislauf der Revolution vollbracht ist und nur wenig mehr zum Schlusse des Ringes fehlt, also im geeigneten Augenblick hat sich ein hervorragender Historiker noch einmal des vielfach bearbeiteten Stoffes, der kaum mehr neue Ausbeute versprach, bemächtigt und abermals die Geschichte der ersten französischen Revolution niedergeschrieben. Zwei Abtheilungen derselben liegen uns in zwei Bänden (dem 7. Theile) des Lehrbuches der Weltgeschichte von Dr. J. B. Weiß, Professor an der Grazer Hochschule (Wien, Braumüller), vor.

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß Dr. Weiß eine Revolution in die Geschichte der Revolution hinein getragen habe. Das Hausgeräthe der Revolution hat Ort und Stelle, wo wir es anzutreffen gewohnt waren, verlassen und seine eigene Gestalt geändert. Die bösen Geister der Umwälzung sind dieselben und doch wieder andere geworden, von denjenigen Männern, welche wir für irregeführte Vorkämpfer idealer Ziele hielten, ist die glänzende Hülle gefallen, und sie unterscheiden sich nur relativ von jenen Verbrechernaturen, die Blut wie Wasser vergossen. Dr. Weiß ist der große Anatom der Revolution, dem es gelungen, die vereinzelten Knochen und Beine so zu ergänzen, daß er das ganze Gerüste wieder herzustellen im Stande war. Das Phantom erhebt sich vor unseren Augen in seiner ganzen Schauderhaftigkeit. Setzt diesem Schädel die phrygische Mütze auf, drückt dem Skelett die rothe Fahne in die fleischlose Hand und beruft euch dann nochmals auf die hehren Ideen des Jahres 1789! Herr Weiß ist zu den „Müttern“ hinabgestiegen, nicht zu den Hüterinen der Antike und den Grundformen des unbedingt Schönen, sondern zu den Räthsellöserinen der Seelenkunde, die mit spitzem Finger die Stelle bezeichnen, wo Verbrechen und Wahnsinn an einander grenzen, die uns lehren, wie aus dem Unschuldslächeln der Kindheit sich je

nach Umständen die wilde Lache des Bösewichts entwickeln kann, wie ein schüchterner Prinz von königlichem Geblüte zum Mordgesellen wird, wie Königsmörder sich wieder finden und Rebellen Reue fühlen; die, mit pathologischem Scharfblick ausgerüstet, das Geheimniß der Seeleninfection verrathen und an der anima vilis nachweisen, wie ein einziger seelischer Fäulniß verfallener Geist die Gesellschaft anfault, die Herzen seiner Mitbürger mit den Keimsporen des Bösen vergiftet und wie selbst das von ihm gesprochene Wort tödtlich auf die Umgebung wirkt. Die Mütter! Sie haben ihn angewiesen, dem Zufalle der Septembergräuel nachzuspüren, und er hat an Stelle jenes Zufalles die Anstifter entdeckt.

Die erste französische Umwälzung war ein welthistorisches Drama, würdig von dem Historiker beschrieben und erklärt zu werden. Das Intriguenstück, welches gegenwärtig über den Boden Frankreichs geht, bedarf keines gelehrten Commentars. Jeder begnadigte Staatsgaukler oder demissionirte Landesescamoteur, der überall, wo der Welt Gemeinheit herrscht, zu Hause ist und einst dieselbe Wolle gesponnen hat, deren Gewebe die erlauchtesten Geister Frankreichs zur Stunde in Athem hält, wird die gegenwärtig in Frankreich geübte Staatskunst zu commentiren im Stande seyn. Heute zertrümmert man keinen Fürstenpalast, zerwühlt keine kostbaren Teppiche, zerschlägt keine venetianischen Spiegel, zerbricht keine Vasen aus Porzellan oder Serpentin, man schleppt weder Schmuckgegenstände noch gemünztes Gold in der Tasche fort, sondern erbettelt, errafft und stiehlt Millionen aus dem Nationalvermögen. Man verleiht nicht einzelnen Schützlingen leer gewordene Stellen, sondern schafft mit einem Schlage neue Aemter zur Versorgung der Protektionskinder. Man gründet neue Lehrsysteme und errichtet neue Lehrstühle, baut neue Schulpaläste und besinnt sich nicht, siebenhundert Millionen für eine Leib- und Palastwache aus Schulmeistern hinauszuwerfen. Frankreich wurde nicht wieder in eine Schlachtbank umgewandelt, wohl aber in eine Handelsbank, in welcher

Habe und Gut des Volkes vertrödelt wird. Nicht der Meistbietende führt die Braut heim, nicht ihm wird die Waare zugeschlagen, sondern dem Fingerfertigeren, dem geschickteren Taschenspieler.

Wohin die Jakobiner von ihrer wilden Natur voll Blutdurst und Verbrechen getrieben wurden, dahin wird die gegenwärtige Generation durch Kunst und kluge Berechnung geführt. Das Blendwerk der Selbst- und Menschenvergötterung mochte das zur Zeit der großen Umwälzung lebende Geschlecht schrittweise von Gott ablenken und dem Abgrund zudrängen; die politischen Gaukler unserer Tage sind weder so eitel und siegesberauscht, noch so unklug, aber tiefer gesunken, schmachvoller und lasterhafter als ihre revolutionären Vorfahren. Sie können sich nicht damit entschuldigen, daß ein blutrother Flor über ihren Augen liegt und die Sehkraft verdunkelt, daß sie der Blutgeruch betäubt und berauscht, daß die Begeisterung für die Ideale edlen Menschenthums die Sicherheit ihres Trittes beeinträchtigt, daß das Fremde, Unerwartete und Plötzliche sie straucheln läßt. Der äußere Mensch, wie in Gambetta, Spuller, Clemenceau, Paul Bert und Jules Ferry, mag ja noch in der Vollkraft prangen, ihr ausgetrocknetes Herz ist dagegen alt genug geworden, um jeder Ueberraschung, namentlich der eigenhändig sich selbst bereiteten, Stand zu halten und die Stirn zu bieten. Titanen und Riesensöhne der uralten Nacht sind jene Herren, welche sich aus dem Nationalvermögen das Gastmahl rüsteten, vollends nicht. Die Danton, Robespierre u. s. w. spielten um ihr Leben, die heutigen Parteien Frankreichs spielen nur um die volle Schüssel, deren Inhalt ihnen entgegen dampft.

Professor Weiß wirft zu Eingang seines monumentalen Werkes einen erläuternden Rückblick auf das feudale Frankreich vor der Revolution. Die alte Ordnung war durch die Revolution von oben umgestürzt. Aus dem Feudaladel war ein Hof- und Salonadel geworden, der sich dem Lande und seinen Bewohnern entfremdet hatte; er übte nur Rechte aus

und erfüllte keine Pflicht mehr außer derjenigen, bei den Levers des Königs gegenwärtig zu seyn und das ihm zukommende Officium des üblichen Götzendienstes aufmerksam zu versehen. Die Welt war für die höheren Klassen zu einem Paradies geworden und „ex paradiso ad paradisum transire non licet". Man verjubelte und verschäckerte das Leben und täuschte seine eigene Familie durch aufgelegtes künstliches Roth über die innere Fäulniß und die Schrecken des Todes hinweg und starb mit einem frivolen Scherz auf den erblassenden Lippen. Die breite Schichte des Volkes war dagegen längst in die irdische Stätte des Jammers eingegangen, in den Aufenthalt der Verlorenen und nie endenden Leides, aus der es kein Hoffen auf Befreiung gab. Man muß nur die Schilderung der Leiden des Volkes von zeitgenössischen Schriftstellern gelesen haben, um zu einer richtigen Würdigung jener trostlosen Zustände zu gelangen. So war die Lage des Volkes unter Ludwig XIV., der sich gerne dem befruchtenden Tagesgestirn vergleichen ließ, so unter der Regentschaft, so unter Ludwig XV. beschaffen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts traten die ersten Erscheinungen des Liberalismus zu Tage. Die Mächtigen fühlten sich so sicher im Besitze, so unverrückbar in ihrer Vollgewalt, so überlegen und kraftstrotzend, daß sie an dem kleinen Hündchen, das ihnen bald die Hand leckte, bald nach ihrem Bein schnappte, Wohlgefallen fanden, es fütterten, hätschelten und groß zogen. Ein possirliches Thier, das in die Eintönigkeit der Hofpracht, des Höflingsgeschwätzes, der Huldigungsoden und der gewohnten Anbetung anmuthige Abwechslung brachte. Das gilt aber nicht für Frankreich allein. Die andern Erdengötter Europas fühlten sich ebenso gelangweilt und machten die neue Mode mit. Friedrich II. und die russische Katharina schlürften das süße Gift in vollen Zügen, aber der Organismus ihrer Staaten war robuster und widerstandsfähiger und Pyämie durchaus nicht zu befürchten. — Der Autor macht uns mit den vorzüglichsten

Trägern der neuen Geistesrichtung bekannt. Rousseau und Voltaire ziehen an uns, lebenswahr und lebenswarm ausgestaltet, vorüber.

Der alte König ist todt, Ludwig XVI. tritt die Regierung an: „le désiré!“ Die Nation hatte sich nach ihm gesehnt, nun ist ihre Sehnsucht gestillt. Ein Mann, von dem Weiß mit Recht behauptet, daß er seit Ludwig IX. der sittenreinste Charakter auf dem Throne Frankreichs war, ein Fürst, dessen wohlwollende Absichten außer Zweifel stehen, ein König, dem gesundes Urtheil und Kenntniß des Volkes und seiner Leiden nicht abzusprechen sind, herrscht jetzt über das herrliche Reich. Nun wird wohl das goldene Zeitalter sein Wiederauferstehen feiern; nun werden wohl die Fesseln, welche das Volk drücken, klirrend zu Boden fallen. Es kommt anders und Ludwig „le désiré“ blutet unter dem Fallbeil, die Franzosen stoßen ihren Ersehnten unter die Guillotine und senden ihm Gattin und Schwägerin nach. Frankreich blüht, es sind aber blutige Rosen, Rosen von Thränenthau getränkt, Rosen, wie sie der Schmerz und die äußerste Bedrängniß auf die menschliche Wange zaubert, Kreuzes- und Grabesrosen, die ganz Frankreich das Ansehen und die Gestalt eines Gartens verliehen.

Die Rathgeber des jungen Fürsten drängten zur Unterstützung der Nordamerikaner, die sich vom Mutterlande unabhängig zu machen strebten und die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatten. Der König leiht Beistand den Rebellen, ein französisches Heer wird eingeschifft und kämpft jenseits des Oceans an der Seite der Empörer gegen den legitimen Herrn. Diese Truppen, diese Offiziere und Feldherrn brachten mit dem Siegeslorbeer auch alle die Ideen von dem berechtigten Widerstand gegen Despotismus und Gewalt in die Heimath zurück, welche den theoretischen Grundsätzen Rousseau's und Voltaire's als Anleitung zur praktischen Ausführung dienen mochten. Die arg zerrütteten Finanzen hatten durch die Unkosten, welche der nordamerikanische Krieg verursacht

hatte, den letzten Stoß erlitten. Der Bankerott stand vor der Thüre. Das Substrat für eine große Umwälzung war gegeben. Die Finanznoth bildete die Handhabe und der Geist der Unbotmäßigkeit und Neuerung griff nach ihr.

Die Kunst des Schuldenmachens, der finanziellen Auskunftsmittel, der unscheinbaren Belastung durch indirekte Steuern, der schwindelhaften Credite lag noch in den Windeln. Es war ein wahrhafter Bettel, um den es sich handelte, um eine Schuldenmasse, wie sie heute von einzelnen Städten leicht getragen würde, um eine Summe, die eine einzige finanzielle Großmacht unserer Tage auf die eigne Schulter nähme. Das absolutistische Königthum wurde dadurch zur Ganterklärung genöthigt. Ludwig XVI. that, was er gegen das drohende Uebel vermochte, er berief die bedeutendsten Finanzmänner seiner Zeit, die Turgot und Necker, in seinen Rath, unterwarf sich allen Bedingungen, welche sie für die Besserung der finanziellen Lage stellten, vermochte aber den ersteren nicht gegen den Ansturm des Hasses und der Verdächtigung zu halten, letzteren nicht mit den ihm mangelnden Kenntnissen auszurüsten, und so gelangte denn das Königthum schließlich an den Punkt, da eine Einberufung der Notabeln und später der Reichsstände unvermeidlich schien.

Das alles entwickelt der Autor so lichtvoll und logisch, daß man förmlich Zeuge dieser Vorgänge zu seyn glaubt. Professor Weiß bietet uns Gelegenheit, den Liberalismus im Stadium seiner Kindheit, mit all seinen Bocksprüngen und unbeholfenem Taumel kennen zu lernen, während er heute in ganz anderer Gestalt, greisenhaft, mit runzeldurchzogenem Antlitz und ausgebrochenen Zähnen vor uns steht. Die französische Gesellschaft ist unter dem absolutistischen Königthum tief herabgekommen. Die Einen ersticken im Oel des Reichthums und Wohllebens und verlieren ihre Seele an den eitlen Tand; die Andern werden durch Elend und Noth zu Verbrechern gemacht. Die französische Bevölkerung zur Zeit Ludwig XVI. (1774) setzt sich aus vornehmen Nichts-

thuern, Schreibmaschinen, Zöllnern und der misera contribuens plebs zusammen. Die Unglücklichen und Armen, die bei einer socialpolitischen Umwälzung nur zu gewinnen und nichts einzubüßen haben, sind die tüchtigsten Handlanger der Revolution; der Auswurf der Städte aber liefert die Schergen und Henkersknechte des Terrorismus, welchen das geistige Proletariat: clientenlose Advokaten, verdorbene Studenten, gesinnungslose Journalisten, ehrgeizige Streber, gewissenlose Beamte über Frankreich verhängen und üben.

Unter all den Feinden ragt ein Prinz von Geblüt hervor, der den Hof mit unauslöschlichem Hasse verfolgt: der Prinz von Orleans Philipp Egalité. Ohne den Verstand des Regenten hat er doch verwandte Züge aufzuweisen: die Genußsucht, Gewissenlosigkeit, Frivolität theilt er mit dem Ahn, aber er steht an geistiger Begabung, Entschlossenheit und Wahrhaftigkeit tief unter ihm. Die Intentionen einer verbrecherischen Seele sind an ihm unverkennbar, doch fehlt der Muth zur Frevelthat. Er wünscht den Tod „Marmot's", des gekrönten Murmelthieres, wie er seinen königlichen Verwandten bezeichnet, aber man muß ihm den mit dem Todesvotum beschriebenen Papierstreifen in die Hand drücken, damit er es im Convent ablese, weil er es sonst nicht über sich brächte, für den Tod des Königs zu stimmen. Orleans ist es, der die ersten Reformen vergiftet, der mit Lafayette Hand in Hand den Weibersturm auf Versailles organisirt und die Banditen besoldet, der den Haß der Franzosen gegen die ausländische Königin nährt und unter der glimmenden Asche zur Flamme anbläst. Robespierre ist der Tiger der Revolution, Orleans das träge Reptil, das sich kalt und schwer auf die Glieder legt und ohne Mordlust tödtet.

Den revolutionären Führern mangelt die staatsmännische Begabung und jeglicher praktische Sinn. Sie haben kein organisatorisches Talent, keine schöpferische Kraft; sie leben gewissermaßen außer Raum und Zeit und vergeuden die ihnen vom Schicksal gewährte Frist mit der Danaidenarbeit,

ihre jugendlichen Phantasien zu verwirklichen. Ihre Köpfe sind mit Zügen aus der griechischen und römischen Geschichte vollgepfropft; sie ignoriren die achtzehn Jahrhunderte, die seit Christi Geburt verflossen, und knüpfen an die Antike an. Was zwischen Athen, Sparta und dem Frankreich Ludwig XVI. liegt, ist für sie nicht vorhanden. Ein Bedenken, ob sich denn das moderne Frankreich nach klassischen Vorbildern ummodeln, ob sich der Strom zurück zu seiner Quelle leiten, die Gegenwart zur Vergangenheit machen, die Greisheit in Jugend verwandeln lasse, stößt ihnen nicht auf. Nach derjenigen Regierungsform zu greifen, die sich in Großbritannien bewährt hat, verbietet ihnen der Nationalhochmuth und persönliche Eigendünkel. Die constituirende Versammlung geht bei der Präparation der neuen Monarchie so unpraktisch und leichtfertig zu Werke, daß zuletzt eine Republik mit einem König an der Spitze sich als Resultat ihres Verfassungswerkes herausstellt. Sie verstehen ihre eigne Arbeit nicht, und auch der Hof vermag sich nicht darein zu finden. Die Dinge scheinen so auf den Kopf gestellt und auf das Aeußerste angespannt, daß nur kluge Praxis und milde Auslegung das Regieren für eine kurze Frist ermöglichen könnte. Woher aber die kluge Praxis und milde Auslegung nehmen? Die Praxis war nur von den Staatsmännern der absolutistischen Aera gekannt und von milder Interpretation wollte das revolutionäre Frankreich nichts wissen. Ganz im Gegentheil schien die constituirende Versammlung noch nicht tief genug in die Executive hineingeschnitten zu haben; man wollte einen Hampelmann und keinen König. Das hätte man aber Ludwig XVI. ehrlich zu wissen machen sollen. Vielleicht hätte er dann abgedankt und Frankreich ein ungeheures Verbrechen erspart.

Der Monarch ließ sich nur zu willig finden, den politischen Phantasien der neuen Männer die Zustimmung zu ertheilen. Wo ihn sein gesunder Verstand mit der Unterschrift zaudern ließ, da rangen ihm die eignen Räthe, wie

z. B. in Bezug auf das absolute Veto, oder der Ungestüm der liberalen Meute das Zugeständniß ab. Ludwig XVI. bewilligte auf solche Weise, daß ihm bald nichts mehr zu bewilligen übrig blieb, so die Proclamation der Menschenrechte, die Zerschlagung Frankreichs und Auftheilung in Departements und schließlich das Aufhören der Parlamente. Unser Geschichtsschreiber bemerkt darüber: „Der gute König war schlecht berathen, als er diese Anordnungen genehmigte; er ahnte nicht, daß er damit Frankreich in 40,000 kleine Theile zerschnitt und allen Zusammenhalt auflöste. Die Welt geht voran durch den Verstand derer, welche berufen sind, zu leiten, und durch den Gehorsam derer, welche berufen sind, sich leiten zu lassen. Hier war es aber gerade umgekehrt, nicht von oben nach unten ward geleitet, sondern von unten nach oben. Die eigentliche Entscheidung lag in den Händen der Unverständigen."

Es ist die nüchterne Lösung, wie Revolutionen gemacht und zum Siege geführt werden. An der ersten französischen Umwälzung läßt sich zeigen, welche Register gezogen und was für Töne angeschlagen werden müssen, um den beabsichtigten Erfolg zu erzielen. Und darum scheint uns des Herrn Weiß Buch so überaus lehrreich, weil es uns den instruktivsten Einblick in die Werkstätte der Revolution, in den rußigen Maschinenraum, in alle Theile der Räder und Schrauben, in die Triebkräfte und die Gesammtheit der Wirkung gestattet.

Der Sache des Königs war nichts so schädlich, als die Auswanderung aller Royalisten von Bedeutung. Die Prinzen von Geblüt, ein großer Theil des Adels und der königtreuen Bevölkerung verließ Frankreich und den Monarchen, zu dessen Schutz sie sich um den Thron hätten schaaren müssen. An die Stelle jedes monarchisch Gesinnten trat in der Regel ein Gegner. Die Zahl der Vertheidiger verminderte sich in dem Verhältnisse, als die Gefahr stieg, und das nicht aus Feigheit, sondern aus Unverstand der zum Schutze des Königthumes Berufenen. Von übelster Wirkung war die Des-

organisation des stehenden Heeres, das seinem obersten Kriegsherrn nicht länger gehorchte. Daran trug der amerikanische Feldzug wesentlich Schuld. Eine königliche Armee, deren beliebtester und bewundertster Führer Republikaner ist und Lafayette heißt, muß dem Königthum verloren gehen. Was Lafayette auch später für Ludwig XVI. gethan oder, noch mehr, zu thun Willens war, es vermag den Treubruch nicht auszulöschen, der sich an seinen Namen kettet. Er mißbrauchte sein Amt, das Vertrauen seines königlichen Herrn, er übte Verrath, und es mag als Beweis dienen, daß die Geschichte nicht das Weltgericht ist, weil dieser schwere Sünder der Strafe entging, während die Häupter der Edelsten unter dem Fallbeil bluteten. In einem gerechteren Verhältnisse stand es, daß Mirabeau, der den Thron untergraben geholfen, den König verläumdet hatte, auf Mitte Weges zur Rettung Ludwig's und zur Sühne seines Vergehens von dem Schauplatze seiner Wirksamkeit abberufen wurde. Zweifelhaft bleibt nur, ob ihn die Vorsehung, weil er bereut, vor der Guillotine bewahren oder ihm, weil er unreine Hände hatte, die Rettung des Königs nicht gönnen wollte.

Während die erste Abtheilung der Revolutionsgeschichte die Exposition enthält, während da der Knoten geschürzt wird, bringt die zweite Hälfte die Erfüllung. Ludwig XVI., der vir probus mala fortuna compositus, tritt in das Stadium der Katastrophe; über Frankreich bricht die Schreckensherrschaft herein; Paris wird zum Blutpfuhl, die Helden der Tribüne waten im Blut, der Henkerskarren rasselt durch die Straßen, die Guillotine thut ihr Werk. Der Geschichtsschreiber, stets seines Berufes, die Wahrheit und nur die Wahrheit zu verkünden, eingedenk, erhebt sich zum Dichter und Seher. Der Tod der treuen Schweizer, der eidweigernden Priester, der tapfern Royalisten im Kerker drückt dem Historiker den Griffel des Epikers in die Hand. Wir treffen auf Stellen, die sich wie Gesänge aus der Ilias oder den Nibelungen anhören. Das scheint uns aber das Merkmal

des ächten Geschichtsschreibers zu seyn, daß man seinem Werke die rastlose Forschung, den nimmer müden Fleiß nicht anmerkt, daß es auf den Leser oder Hörer wirkt, wie einst Herodots unter den Schutz der Musen gestellte Geschichtsbücher auf das Volk der Hellenen wirkten. Die Griechen haben aber in der Folge nicht gezeigt, daß sie durch das, was sie ergötzte, auch belehrt worden wären; möge die lebende Generation aus Weiß' Geschichte der Revolution, möchten namentlich die Regierungen und Fürsten daraus größeren Nutzen ziehen!

Die Gironde ist am Ruder, die bedeutenderen Capacitäten, die größeren Redner stehen auf ihrer Seite, die Tagespresse wird von ihr geleitet oder steht doch unter ihrem Einfluß, und dennoch fällt der Mord der Schweizer und das Septembergemetzel in die Periode ihrer Herrschaft, dennoch wird der König damals gerichtet. Die Beschreibung des Zuges nach den Tuilerien und seiner unmittelbaren Folge, das Gemälde, welches Weiß von den Metzeleien in den verschiedenen Gefängnissen entwirft und die Gerichtsscene, welche sich mit dem Geschick Ludwig XVI. befaßt, zählen zu dem Vortrefflichsten, das über die französische Revolution geschrieben wurde. Das heroische Ende der Schweizer bildet den würdigen Abschluß der alten Geschichte von helvetischer Treue und Tapferkeit, und der Löwe von Luzern kann füglich auch als Leichenstein der untergegangenen Tugenden eines kleinen aber in seinem Heldenmuth bewunderungswürdigen Bergvolkes gelten. Die spätere Geschichte der Schweiz verläuft, wie alle modernen europäischen Staatengeschichten, in zunehmender Verödung des Herzens, Verflachung der Menschen und Abwendung von den Idealen, die ehemals in reinem oder vielfach gebrochenem Lichte die Dunkelheit des Daseyns erhellten. Die Schweizer fielen als Opfer ihrer unbeugsamen Treue. Als achtzig Schweizer, die den Rückzug versäumt hatten, niedergemacht worden waren, schritt Hubert Diesbach, der an dem Kampf noch keinen Antheil genommen, mit den Worten auf

den Feind zu: „So mag ich denn auch nicht länger leben, weil so viele meiner tapferen Brüder den Tod gefunden". Sprachs und stürzte sich in das dichteste Gewühl, bis er, die Todeswunde in der Brust, zu Boden sank. „Wir sind Schweizer" lautete die Antwort, welche die Tapfern ertheilten, als man sie zur Capitulation aufforderte. Wie Kinder weinten die graubärtigen Männer, als ihnen der König im Convent die Niederlegung der Waffen anbefahl, sie weinten, zerbrachen ihre Degen, aber sie gehorchten. Wie reißende Thiere verfolgt, wurden die frommen Schweizer aller Vertragstreue zum Hohn niedergemetzelt. Dieses Verbrechen allein, an unschuldigen Männern verübt, mußte alle Welt mit Abscheu vor einer Revolution, deren erstes Blatt mit Blut getränkt ist, während ihr letztes das Zeichen der Säbelherrschaft an sich trägt, erfüllen.

Nicht besser als die Schweizer waren die eidweigernden Priester daran. Unter dem Vorwande, sie der Volkswuth zu entziehen, wurden sie eingekerkert, während andere auf offenem Markte mißhandelt, verwundet, ja auch getödtet wurden. Am schlimmsten erging es den gefangenen Priestern während der verhängnißvollen Septembertage. Die Morde wurden, wie Weiß unwiderleglich darthut, von den Männern der Ordnung, d. h. von denjenigen, welchen die Erhaltung der Sicherheit oblag, angestiftet. Das Geheimniß wurde durch die Vorwürfe, die man sich im Convent gegenseitig zuschleuderte, gelüftet. Bischöfe und einfache Priester gingen mit dem gleichen Muthe, mit derselben bewunderungswürdigen Standhaftigkeit in den Tod. Kein Einziger erkaufte sein Leben mit dem Verrath an seinen religiösen Ueberzeugungen. Wie man sich zur Zeit der Christenverfolgungen durch ein auf dem Altar der Götter oder des Genius eines Imperators gestreutes Weihrauchkörnlein von der Todesstrafe befreien mochte, so hätten die Eidweigerer sich durch ein Wort das Leben erkaufen können. Ebenbürtig den erhabensten Blutzeugen verschmähten die Edlen jede Transaktion, jeden Schein

eines Zugeständnisses und starben mit jenem Muthe, welchen nur die Zuversicht des Glaubens und göttlicher Erleuchtung gewährt. „Ich habe nur eine Seele und die hüte ich für Gott", sprach der Abbé Paquot, als man von ihm die Eidleistung forderte. Das letzte Wort wurde in seinem Blut ertränkt. Das Schicksal dieses Priesters wurde von vielen seiner Standesgenossen getheilt.

Wir gelangen nun zu den Septembergräueln. Weiß bezeichnet Marat, Danton, Robespierre, Hebert, Billaud-Varennes, Panis, Sergent, Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins als die Hauptschuldigen. Im Karmeliterkloster weilte eine Anzahl ausgezeichneter Priester, um über die Grenze geschafft zu werden, ja wohl über die Grenze, aber nicht Frankreichs, sondern der Erde. Die Mörderrotte forscht zunächst nach dem Erzbischof von Arles. Einige Priester werfen sich den Mördern entgegen, um für den Oberhirten zu sterben; ihr Opfer wird angenommen, man tödtet sie, fährt aber fort nach dem Erzbischof zu forschen. Da tritt ihnen voll Hoheit mit auf der Brust gekreuzten Händen der Erzbischof Dulau mit den Worten entgegen: „Ich bin es, den ihr sucht!" Nach wenigen Sekunden liegt er furchtbar zerhauen und zerstochen todt am blutfeuchten Boden. Das Morden wird durch die Ankunft des Commissärs Violet unterbrochen, der den Schein einer ordentlichen Justizpflege gewahrt wissen will. Diese Frist benützen die Uebriggebliebenen, um sich gegenseitig das Abendmahl zu spenden und die Gebete der Sterbenden zu sprechen. Der Unterschied zwischen dem offenen Mord und dem nun eingeschlagenen Gerichtsverfahren bestand darin, daß man früher ohne Umstände tödtete und jetzt erst fragte, ob die Angeschuldigten den Eid leisten wollten. Da der Eid abgelehnt wurde, so wurden die Priester ungeachtet des ordentlichen Gerichtsverfahrens zur Schlachtbank geführt. Der Bischof von Saintes wird niedergemetzelt; man geht, um seinen Bruder, den Bischof von Beauvais, dem Tod zu überliefern, derselbe muß aber, weil am Fuß durch eine

Kugel verwundet, den Mördern entgegengetragen werden. Er wird sofort umgebracht und auf die Leiche seines Bruders geworfen, die er sterbend noch mit brüderlicher Zärtlichkeit umklammert. In zwei Stunden war Alles vorüber. Mit Recht bemerkt der Historiker: „Es sind aber zwei ruhmvolle Stunden für die Kirche Frankreichs".

In dem Gefängnisse der Abtei wird unter vielen Anderen der Minister Ludwigs XVI. Montmorin ermordet, denn er trägt in seiner Tasche die Bestätigung eines der Anstifter der Septembergräuel, Danton's, über den richtigen Empfang von hunderttausend Francs aus der Börse des Königs mit sich: ein Verbrechen, das ganz gewiß den Tod verdiente. Dann kommt die Reihe an den Gouverneur der Invaliden, Sombreuil. Er wird nach „La Force" geschickt, d. h. zum Tode verurtheilt. Er tritt unter die Mörder, welche die Waffen gegen ihn zücken; da umschlingt ihn seine Tochter und fleht so rührend um des Vaters Leben, daß die Rotte dem Zauber ihres Wortes und ihrer Schönheit nicht zu widerstehen vermag. Ein Ruf nach Gnade durchtönt die Reihen, die Waffen senken sich, aber sie muß ihre Lippen mit Opferblut netzen: „Trink Aristokratenblut": herrscht man ihr zu und reicht ihr den Blutbecher; sie trinkt und Sombreuil ist gerettet. Ein ächtes Volkslied aus dieser Schreckenszeit bewahrt noch das Andenken an den Vorfall (S. 990). Cazotte, der Hellseher der Revolution, ging freudig in den Tod. Im Gefängnisse La Force endete die Prinzessin von Lamballe, die unzertrennliche Freundin der Königin. Ein Mitglied des Conventes, Mercier, sagt von ihr: „Sie hat mitten in unseren Wirren nie eine politische Rolle gespielt. Nichts konnte sie in den Augen des Volkes verdächtig machen, bei dem sie nur durch ihre rege Wohlthätigkeit bekannt war." Es war nach Weiß die beispiellose Treue, welche die Commune gegen sie reizte. Man hatte die Prinzessin, sowie die anderen Frauen der Königin nach La Force gebracht, einem Gefängnisse, dessen Bestimmung es war, nur die Unzüchtigsten

ihres Geschlechtes in sich aufzunehmen. Man fügte also der Ungerechtigkeit noch die Schande bei, um die Unglücklichen doppelt zu treffen und die gefangene Königin in ihren Frauen blutig zu beleidigen. Ein Akt französischer Ritterlichkeit, über welchen die Todten sich vielleicht in ihren Grüften aufbäumten. Madame de Lamballe hätte sich durch einen Schwur des Königshasses retten können, sie lehnte die Zumuthung ab. Man stößt sie unter die Mörder. Man riß ihr buchstäblich das Herz aus dem Leibe und verzehrte es in kannibalischer Lust; dann spießt man das schöne Haupt auf und trägt es nach dem Temple, um es der königlichen Familie zu zeigen. Ihren Schwiegervater, den Herzog von Penthièvre zog sie in den Tod nach. „Großer Gott"! rief er bei der Nachricht von ihrem Ende aus, „wozu Jugend, Schönheit, Anmuth, wenn sie bei dem Volke keine Gnade mehr finden? Jahrelang habe ich mit ihr gelebt, und habe nie einen Gedanken in ihrer Seele gefunden, der nicht für die Königin, für mich und für die Armen gedacht worden wäre. Und diesen Engel konnten sie in Stücke hauen." Kurze Zeit darauf starb er aus Gram.

Am 4. September hörten die Morde auf; man begann mit der Reinigung der Stiegen, Gänge und Kammern und Hinwegschaffung der Leichen. Aber wie in Paris wurde gleichzeitig auch in der Provinz gemordet. Dieselben Männer, welche das Gemetzel in der Hauptstadt angestiftet hatten, organisirten auch den Mord in der Provinz. In Lyon war ein Deutscher, Prinz Carl von Hessen Rheinfeld-Rothenburg, der die Abschlachtung veranstaltete. Derselbe unterzeichnete nur „Carl Hesse Jakobiner."

Wenn wir aus der Darstellung des Verfassers ersehen, daß Einer der Hauptanstifter dieser Verbrechen der damalige Justizminister Danton in eigener Person war: so vervollständigt Dr. Weiß das Gemälde durch die aktenmäßige Schilderung des Justizmordes, der an Ludwig XVI. vollbracht wurde. Die Gironde grub, indem sie Ludwig XVI.

unter das Fallbeil stoßen ließ, sich das eigene Grab. Das Salz des Conventes war taub geworden; die großen Redner, die staatsmännisch veranlagten Mitglieder des Thales fanden kein Wort für den König; sie fanden dieses Wort nicht, weil sie für ihr Leben zitterten, weil ihnen der Muth des ehrlichen Mannes abhanden gekommen war. So geschah es, daß Deputirte für den Tod stimmten, die kurz vorher behauptet hatten, daß ihnen nichts in der Welt das „Schuldig" entreißen sollte. Und merkwürdige Wandlung! Einige eingefleischten Königsfeinde hatten im Augenblicke der Entscheidung ein beschränkendes Wort, eine Empfehlung des Aufschubes, wohl gar ein rettendes Votum. Nur der Prinz von Orleans stimmte schlechthin für den Tod des Blutsfreundes.

Das gegen den König eingeleitete Verfahren stellt sich als eine ebenso empörende als ruchlose Gerichtskomödie, als eine blutige Satyre auf alles Recht und jede Gerechtigkeit heraus. Wenn wir bedenken, wie viele Männer vom Fach im Convent ihren Platz fanden, wie viele Advokaten und Juristen überhaupt in hervorragender Weise an den Berathungen theilnahmen, dann müssen wir zu dem Schlusse gelangen, daß Rechtskenntniß und selbst das Priesterthum im Tempel der Themis in kritischen Zeiten keinen Schutz, keine Bürgschaft, keine Zuflucht vor Gewaltthat gewähren. Alles menschliche Wissen erscheint in dieser Rücksicht werthlos, wenn es nicht von der Moral und dem Muthe des Charakters beherrscht wird. Daß die Conventsmitglieder Kläger und Richter in einer Person waren, machte ihnen nichts aus; daß der Convent kein Gerichtshof war, vermochte nichts zu ändern. Daß, wenn man schon überhaupt irgend einem Gerichtshof die Befugniß einräumt über einen Monarchen zu Gericht zu sitzen, doch nur jene Handlungen des Monarchen das Substrat abgeben können, die nach seiner Abdankung oder Absetzung begangen wurden, darum kümmerten sich die sauberen Richter nicht. Desèze hatte gut reden, und

wenn die größten Redner des Alterthums, wenn Demosthenes oder Cicero die Vertheidigung des Königs geführt, wenn ihm Engel zur Seite gestanden und seine Unschuld verkündet hätten, die Pharisäer des Conventes wären ungerührt geblieben. Der Tod des Königs war beschlossen, wie eben eine Rotte von Mordgesellen den Tod ihres unglücklichen Opfers beschließt. Wenn Desèze auch jenen Theil der Rede, welchen Ludwig XVI. unterdrückt haben wollte, gesprochen hätte, es hätte nichts genützt. Das geht aus dem Abstimmungsresultat hervor. Die Schuldfrage wird von 683 aus 720 unbedingt bejaht, von 37 nur mit Einschränkung und nur 5 enthalten sich der Abstimmung. In Bezug auf die Straffrage stimmten die Meisten, auf welche die Vertheidiger des Königs die größte Hoffnung gesetzt hatten, für den Tod, der Jakobiner Manuel dagegen für die Erhaltung des Königs. Das Verhältniß war ein günstigeres als bei Behandlung der Schuldfrage. Nur 387 stimmten bedingungslos für den Tod, 334 mit Restriktion. Die Berufung von dem Convent an das Volk, welche die Vertheidiger einlegten, wurde verworfen.

Bei der Verhandlung über den Aufschub der Strafe brach hie und da das Gewissen durch und fielen Worte, die uns beweisen, daß noch nicht alles Gefühl erloschen war. So sprach Buzot, so Casenave in würdiger Weise für den Aufschub. Thomas Payne, der Amerikaner und Todfeind des Königs, bezeichnete den Tod des Königs als inopportun. Er meinte, daß die Hinrichtung Ludwigs in den Vereinigten Staaten allgemeine Betrübniß erregen werde. Mit siebzig Stimmen Majorität wurde jeder Aufschub abgelehnt. Sehr eingehend schildert der Autor die letzten Stunden und den Tod Ludwig XVI.; mit diesem Trauerakt schließt der siebente Band ab.

Sehr glücklich ist der Historiker in den Charakterbildern, die er von den hervorragendsten Theilnehmern an der Revolution entwirft. So erhält man von Lafayette, Dumouriez, Necker, Roland aus den in diesem Buche zusammengehäuften Daten

einen Begriff, wie man ihn nirgend besser findet. In Bezug auf Mirabeau möchten wir den Verfasser von aller Vorliebe nicht ganz freisprechen. Es ist wahr, daß dieser Charakter etwas Bestechendes hat; aber aller Aufwand an Menschenwitz vermag für den Mangel an Herzensreinheit nicht zu entschädigen, und diese Reinheit vermögen wir trotz aller Anstrengung unserer Sinne bei Mirabeau nicht zu entdecken. Kostbar aber ist das Gemälde, das der Autor von Madame Roland entwirft, gediegen die Figur Marat's, die Schilderung Robespierre's, mit Lebenswahrheit erscheint Danton gezeichnet und der alte Haudegen Luckner tritt förmlich aus dem Rahmen der Charakteristik heraus.

Nicht ohne Grund legten wir auf das didaktische Moment in Weiß' Revolutionsgeschichte so großes Gewicht. Sie gleicht einem gigantischen Spiegel, in welchem sich das Frankreich unserer Tage beschauen mag. Allerdings hat die erste Revolution die Ursprünglichkeit, die gewaltigen Umrisse und ungeheuerlichen Formen für sich; allerdings ist die dritte Republik eine Miniaturausgabe in Duodezformat der ersten; allerdings beherrscht die auri sacra fames die gegenwärtigen Zustände, wie sie 1789 bis zum Consulat nur sehr vereinzelt als nationale Krankheitsform auftrat. Aber der Krieg gegen die christliche Weltanschauung zieht sich denn doch, wie ein rother Faden, durch das neueste Gespinnst. Der alte Kampf der Revolutionshelden gegen das Priesterthum und die christliche Moral haben die kleinen Heroen der dritten Republik wieder aufgenommen. Wie die Revolution von 1789 strebt auch die latente Umwälzung des letzten Jahrzehnts sich der Schule wieder zu bemächtigen; wie die Reform des Richterstandes 1790 auf der Tagesordnung stand und die freie Wahl der Richter beliebt wurde, so sucht man auch heute das Bollwerk der Gerechtigkeit niederzulegen und die Wahl der Richter der Menge anheimzustellen. Nur in Einem Punkte ist kein Vergleich zulässig. Wenn der höhere Klerus, von glänzenden Ausnahmen abgesehen, 1789 nicht die erforderliche Garantie für die Er-

haltung des Glaubens und der Kirche bot, der Episcopat, dessen sich das heutige Frankreich rühmen darf, bietet sie im vollen Maße. Aber auch die Laienbevölkerung, insofern sie nicht in das Verbrechen der herrschenden Partei verstrickt ist, tritt zielbewußt in die Schranken. Stand es **1790** schlimmer um Frankreich und die Gesellschaft, als sich die Wohlmeinenden eingestehen mochten, so ist die Lage dieses Landes heute keineswegs so verzweifelt und aussichtslos, als die Pessimisten glauben. Wenn die Fehler vermieden, welche die Freunde der Ordnung gegen Ausgang des verflossenen Jahrhunderts begingen, und die Thaten gethan werden, die jene unterließen; wenn sich die Guten von dem Lichte der Wahrheit, das ihnen die Geschichte ansteckt, erleuchten lassen; wenn sie auf die große Lehrerin horchen, wenn sie die historischen Zeugnisse zu lesen verstehen: dann werden die Franzosen auch die Ketten zerbrechen, mit welchen die Schurkerei einiger Wenigen ihre Glieder beladen.

Weil aber der Geist der Negation, die Feindseligkeit gegen die christliche Weltordnung die gesammte Gesellschaft des Welttheils vergiftet hat, weil es keinen Staat auf dem Continent gibt, in dem nicht diese traurige Fermentation Blasen treibt: so empfiehlt sich die gründlichste Kenntniß der Genesis des Urübels auch Allen, die am öffentlichen Leben Antheil nehmen. Unsers Dafürhaltens ist aber das Werk des Grazer Professors die vollendetste und selbstständigste Arbeit, die auf diesem Gebiete vollbracht wurde. Weiß' Geschichte ist nicht, mindestens nicht nur, für Gelehrte geschrieben, sondern für alle denkenden Menschen, für Jeden, der die Wahrheit sucht, Heuchelei und Lüge verabscheut.

Dr. G. E. H.

XXXIX.

Ueber Episcopus vocatus.

Der Ausdruck episcopus vocatus findet sich häufig in den Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts und hat von Verschiedenen eine verschiedene Auslegung erfahren.

Seit Meichelbeck (hist. Fris. Ib, 108. 153) und Resch (ann. Sabion. I, 775. II, 91; Addenda II, 736) sind Manche der Ansicht, der vocatus sei soviel als Stellvertreter, gleichsam advocatus, in auxilium vocatus, Proëpiscopus, Coëpiscopus oder Chorepiscopus (=Weihbischof). Außer anderen Stellen scheint hiefür besonders Sigimot, Abt von Moosburg, zu sprechen; denn derselbe war wirklich der Gehilfe seines hochbetagten Abtes Reginperht und heißt deßhalb 811 in einer Urkunde (Meichelb. l. c. 153) „junior eius", aber schon 807 Sigimoat „vocatus abbas." Demnach glaubte man, beide Ausdrücke seien identisch, und zog weitere Folgerungen auf die vocati episcopi. Allein diese Erklärung paßt thatsächlich nur in sehr wenigen Fällen halbwegs, und kann auf allgemeine Giltigkeit keinen Anspruch machen [1]).

---

1) Im Capitulare Pippin's von 744 (Pertz, leg. I, 21. nr. 4) wäre so gut Gelegenheit gewesen, diesen Begriff im fraglichen Sinne anzuwenden, wenn der Gebrauch für ihn gesprochen hätte: quando iure canonico episcopus (sc. dioeces.) circumeat parochia ad confirmandum populum, episcopi (sc. auxiliares vel chorepiscopi) sive abbati sive presbyteri parata sint ad suscipiendum episcopo in adiutorium necessitatis.

Mabillon (de re dipl. l. II, c. 2, nr. 8) theilt mit Baluze und Dachery die Meinung, die erwählten, aber noch nicht geweihten (electi vel designati, nondum ordinati vel consecrati) BB. wurden vocati genannt. — Das wird denn allerdings aus vielen Stellen mit Sicherheit bewiesen. So wurde auf der Synode zu Beauvais im April 845 Hinkmar zum Erzbischof von Rheims erwählt, unterschrieb dann die Verhandlungen (Pertz, leg. I, 387) als „presbyter et vocatus archiepiscopus", und wurde hierauf am 3. Mai geweiht. Zu Ingelheim unterschrieben am 25. Aug. 840 Ratold gleichfalls als „presbyter vocatus episcopus" und Amalrich als „vocatus episcopus"; dieser war aber der Erwählte für Como, jener für Straßburg [1]). Und so in gar vielen anderen Fällen.

Allein schon Mabillon fühlte, daß diese Erklärung nicht ausreiche; daher schränkt er sich ein (l. c. cp. 20 nr. 3) und bemerkt, man dürfe ja nicht von jedem vocatus annehmen, daß er noch nicht consecrirt sei, außer wenn es sich erweisen lasse; denn es könne sich ein Bischof auch so nennen aus Demuth (modestiae causa), ähnlich wie Hinkmar sich einmal unterschreibe „nomine non merito episcopus." So sei es zu fassen, wenn der hl. Bernhard (ep. 14 an Papst Honorius) sich bezeichne als frater Bernardus vocatus abbas. Demgemäß wäre vocatus = zwar den Namen tragend, ohne es jedoch werth zu seyn, nur so genannt, und stünde in der wörtlichen Bedeutung prägnant. Mag seyn, daß man den Begriff hie und da so interpretiren kann;

1) Cf. Flodoard hist. Rem. bei Migne, p. 135, col. 138. Pertz leg. I, 374. Bei Bouquet scr. rer. Gall. VII, 278 ist aus einer anderen Rheimser Quelle noch ein dritter voc. als Zeuge hier angegeben, der sich bei Flodoard nicht findet, nämlich Harcarius vocat. ep. Der Herausgeber bezeichnet ihn als sedis incertae; allein es ist offenbar Harkar oder Hirkar, der „Erwählte" von Lüttich, dessen Vorgänger Pirard eben erst am 8. Juli gestorben war.

aber wir gewinnen weder eine allgemeine Bedeutung des Wortes, noch ist recht einzusehen, warum dann so oftmal noch indignus, peccator u. drgl. ausdrücklich dabei steht.

Rettberg (KG. v. D. II, 152) scheint sich dahin zu neigen, speciell den Hiltiker vocat. ep. in einer Freisinger Urkunde (Meichelb. l. c. 92) für einen abgesetzten (humiliatum) B. von Neuburg zu halten, wohl mit Unrecht. — Oelsner (Jahrbücher des fränk. R. unter Pippin S. 476. 514) acceptirt theils den Begriff „erwählt, aber noch nicht consecrirt", ohne jedoch das Ungenügende dieser Erklärung läugnen zu wollen; theils meint er, der Ausdruck „dono Dei vocatus" bedeute öfter nur so viel als „heißend, genannt." Damit ist nun auch nicht viel geholfen. — Dr. R. v. Scherer (in Winfrid-Bonif. v. Dr. Buß, S. 146, N.) sagt: „Die Bezeichnung (der BB. Erchanfrid und Otkar) als ‚vocati episcopi' darf nimmermehr mit ‚sogenannten Bischöfen' (!) wiedergegeben werden (Büdinger, österr. Gesch. I, S. 98. A. 1), sondern als zur Beurkundung berufen, wie Zillner (Streifzüge, S. 22 A. 4) richtig erklärt." — Allein da ist offenbar eines so irrig wie das andere. Von den meisten vocatis epp. läßt sich nachweisen, daß sie wirkliche Bischöfe waren und nicht bloß „sogenannte." Es kann jedoch anderseits auch ein vocatus ep., welcher ein Legat zu seiner Kirche empfängt, oder gar sein eigenes Testament schreibt, oder eine andere Schrift (z. B. eine Gesetzessammlung) herausgibt, nicht „zur Beurkundung berufen" seyn! Welchen Sinn hätte erst ein presbyter vocatus episcopus, wollte man ihn so auffassen? Kurz, diese Erklärungen genügen absolut nicht.

In neuester Zeit hat sich Dr. Friedrich der Untersuchung zugewendet in den Sitzungsberichten der historischen Klasse der k. b. Akademie der W. 1882 Bd. I, S. 313 ff. Auch er constatirt für das 9. Jahrhundert den Begriff „erwählt, aber noch nicht consecrirt." Indem er jedoch, einen bestimmten Zweck verfolgend, sein Augenmerk vor-

züglich auf das 8. und angehende 9. Jahrh. richtet, gelangt er zu folgenden Resultaten:

a) Es kann durchaus kein Zweifel seyn, daß die Bezeichnung vocatus, wenn sie mit presbyter, diaconus, monachus verbunden ist, einen wirklichen Priester u. s. f. bedeutet und nur heißen soll: obwohl ich unwürdig einer solchen Würde bin, so besitze ich sie doch durch die Gnade Gottes (l. c. S. 316); —

b) bei Aebten bemerken wir zuerst eine bestimmte Wendung in dem Gebrauche des Ausdrucks (ibid.); —

c) im 8. Jahrh. bezeichnet der Ausdruck vocatus episcopus nie weder einen Chorbischof noch auch einen ernannten, nicht consecrirten Bischof (S. 321); —

d) wenn die Formel voc. ep. mit ac si peccator vervollständigt wird, ist sie durchgehends der Ausdruck der Demuth (ebend.) Es wird dann (S. 325 f.) der Schluß gezogen, daß die vocati episcopi Erchanfried und Otkar in den Passauer Urkunden keine Chor- oder Gaubischöfe, sondern wirkliche Diöcesanbischöfe waren [1]).

Hier ist allerdings ein guter Schritt vorwärts gethan und die unsers Bedünkens einzig richtige Auslegung in a) bereits angedeutet, wenn auch nicht vollständig und consequent durchgeführt. Immer noch frägt man sich unwill-

1) Es sei gestattet, eine Vermuthung über die Zeit der Amtsführung dieser Bischöfe kurz herzusetzen. Als der Priester Sigirich vor dem B. Erchanfried sein Legat, das er mit einem Gutstheile zu Hergising im Traungau nach St. Stephan in Passau gemacht, erneuerte, waren unter den Zeugen auch Jakob, Folkrich und Wenilo aus dem Tuenengouue (Donaugau). MB. 28b, 40. Sigirich scheint also zu diesem Gau Beziehungen gehabt zu haben. — Aus einer anderen Nachricht (MB. 11, 16. f.) erfahren wir, daß der Bischof Sigirich v. Regensburg seine Besitzungen zu Mundrihhing (Mindraching) und Ansolfing (beide im Donaugau), ebenso sein Bruder Alprich sein Erbe in Tiefenbrunn (ebendort), u. zugleich ein Wenlo sein Gut in Mundrihhing nach (Nieder-) Altach vermacht habe. Das ruft die

kürlich: was heißt und bedeutet dann vocatus eigentlich? warum soll es bald so bald anders gefaßt werden? warum bei den Priestern anders als bei den Aebten, und bei diesen wieder anders als bei den Bischöfen? warum anders im 8. und anders im 9. Jahrhundert? Und selbst abgesehen von der Gefahr überhaupt, die es stets hat, wenn man einen negativen Satz so allgemein und kategorisch hinstellt, um daraus Schlüsse zu ziehen: so wird der obige Satz c) selbst mit Belegen gestützt, die bereits dem angehenden 9. Jahrhundert angehören. Aber gerade zur selben Zeit (804—808) kommen in den Freisinger Urkunden die beiden vocati Episcopi Hiltiker und Liutfried vor, welche man bis jetzt noch nicht als Diöcesanbischöfe nachweisen konnte. Und wenn damals ein vocat. Ep. ein Chor= oder Gaubischof seyn konnte, warum nicht auch etliche Jahre früher? — Außerdem klingt der Satz d) etwas sonderbar; denn ist es auch richtig, daß „vocatus ac si peccator" durchgehends der Ausdruck der Demuth ist, so bleibt doch vocatus selbst noch unerklärt, da ja die Bezeichnungen humilis, indignus, peccator, servus servorum Dei u. s. f. ohne vocatus genugsam die Demuthformel ausdrücken, „vocatus" also daneben überflüssig wäre.

Versuchen wir nun, einen allgemein giltigen, überall anwendbaren Begriff von vocatus zu finden.

In einigen Urkunden ist dieß Wort offenbar aus advocatus (Vogt) verkürzt und steht so als Titel bei einem

---

Vermuthung wach, jener Priester Sigirich sei mit dem Bischofe, jener Zeuge Wenilo mit dem Munbrichinger Wenlo identisch. Hat dieses Grund, so läßt sich auf die Zeit schließen. Sigirich wurde nach Gaubald c. 761 Bischof und starb c. 768. Nehmen wir sein Alter auf 70—75 Jahre an, so mochte er um 695 geboren, um 725 zum Priester geweiht worden seyn. In jene Zeit um 725—730 fiele also auch die Amtsthätigkeit Erchanfried's. Sein Nachfolger war Otkar, also c. 730—736. Demnach wären beide die unmittelbaren Vorgänger Vivilo's. Salvo meliore.

Manne weltlichen Standes. Doch diese sehr wenigen Fälle außer Ansatz gebracht, bleibt der Begriff vocatus rein auf den geistlichen Stand beschränkt und wird demnach aus der Sphäre der kirchlichen Wissenschaft seine Erklärung finden müssen. Da werden wir auf zwei Gebiete hingewiesen, auf das biblische und auf das historische; beide haben ja auf die Sprache und Anschauungen der abendländischen Völker, die um die fragliche Zeit für das Christenthum gewonnen oder in demselben befestigt wurden, sehr starken Einfluß geübt. Fassen wir zuerst das biblische Gebiet in's Auge, so ist es ja ganz natürlich, daß in den vielen Dom- und Klosterschulen, wo die Mönche und Kleriker, die Priester und Bischöfe herangebildet wurden, das eifrige, ja vorwiegende Studium der heiligen Schriften den Geist auch ganz in den Gedankenkreis derselben zog und die Zunge mit deren Ausdruckweise belebte. Da lasen und hörten sie so vieles von der gnadenreichen vocatio [1]) sowie von vocatis und electis (Math. 22, 14. Apoc. 17, 14); sie fühlten das Gewicht der apostolischen Reden und Schreiben an die vocatos sanctos und conservatos (Rom. 1, 7. und 8, 28. I. Cor. 1, 2. 24. Jud. 1); sie faßten die hohe Bedeutung des Titels, den sich Paulus gibt mit den Worten: vocatus apostolus per voluntatem Dei (I. Cor. 1, 1. Rom. 1, 1). Denn da stellt sich der Völkerapostel den falschen Propheten gegenüber, welche das Apostelamt sich nur anmaßten und als Lehrer auftraten ohne Beruf, ohne rechtmäßigen Auftrag; er fühlt und nennt sich einen Berufenen, rechtmäßig gewählt und gesendet von dem, der die

1) z. B. I. Cor. 1, 26 f. Videte vocationem vestram, quia . . stulta . . et infirma . . et ignobilia mundi elegit Deus. — Eph. 4, 12. u. a. — Phil. 3, 14. ad destinatum persequor, ad bravium supernae vocationis Dei. Die Urkunden des 8. u. 9. Jahrh. nennen daher auch die Abberufung aus dem Leben „divina vocatio“. Ried, cod. dipl. p. 39. Meichelb. l. c. Ib 45. 52 u. a.

Macht hat und also sendet, wie er gesendet ist. In jenen Schulen nahmen die Hörer mit Ueberzeugung das apostolische Wort in sich auf, wenn es (Hebr. 5, 1 ff.) heißt: Omnis pontifex ex hominibus assumptus pro hominibus constituitur in iis quae sunt ad Deum, neque quisquam sumit sibi honorem, sed qui vocatur a Deo tamquam Aaron.

All dieß oftmals lernend und erwägend, mußten sich die frisch gläubigen Jünglinge und Männer schon aus psychologischen Gründen angetrieben fühlen, falls sie rechtmäßig und in guter Ordnung zu kirchlichen Stellungen, Aemtern und Würden gelangten, dieses oft auch mit Bewußtseyn und mit einer Art dankbaren Hochgefühles in apostolischer Form auszusprechen. Und so nannte sich hie und da der von Gott zur Ordensprofeß Berufene „vocatus monachus“, wie a. 754 ein Hildiperht (M. B. 28 b, 15), oder der zur höhern Weihe des Diakonats ordentlich beförderte „vocatus diaconus“, wie a. 760 Horskeo „indignus vocatus diac.“ (Meichelb. hist. fr. Ib, 28).

Noch deutlicher entwickelt sich der apostolische Ausdruck schon beim höhern Ordo des Priesters, bald noch einfach (nach Rom. 1, 1), wie a. 771 Alpolt „ac si indignus vocatus presbyter“ (Hundt, Agilolf. Urk. S. 216 im 12. Bd. der hist. Abh. der k. b. Akademie), oder 790 Ato „indignus vocat. presb.“ (MB. 28b, 5); — bald reicher (nach I Cor. 1, 1), wie a. 765 Pernhart „per Dei misericordia (m) presb. voc.“ (MB. 28 b, 56) oder a. 770 Willahelm „quamvis indignus presb. Dei nutu voc.“ (Meichelb. l. c. 36), wohl auch a. 760 Hununk „in Dei nomine presb. voc.“ (ib. 28); bald wechselnd in umschreibender Weise, wie a. 770 Adalperht „indignus jam presb. ordinatus“ (ib. 42), oder um dieselbe Zeit Oadalger „divina clementia presb. nuncupatus“ (Meichelb. l. c. Ia, 68), wo ordin. und nuncup. offenbar synonym für voc. gesetzt ist.

Aehnlich verhält es sich bei den Aebten und Bischöfen; wir sehen alle Formen apostolischer Sprechweise, einfacher bei jenen, reicher bei diesen. Die vocati abbates (z. B. Meichelb. I b, 66. 153. 172) werden unten noch kurz berührt werden[1]); vocati Episcopi sind uns bereits oben mehrere begegnet. Bischof Hebbo von Straßburg, durch dessen Vermittlung 741 die ersten 12 Mönche aus seinem Kloster Reichenau nach (Nieder-) Altach kamen, nannte sich bald einfach episc. Strazb. eccl., bald „peccator vocatus Argent. urbis ep.“, bald „peccator per misericordiam Dei vocatus ep.“, bald „gratia Dei ecclesiaeque matris voc. ep.“ (Friedrich l. c. 317, nach Grandidier). Im Jahre 788 nennt sich Rachio „humilis Christi servus servorum Dei acsi peccator, gratia Dei vocat. ep. Argent. urb.“ (Migne, t. 96. col. 1031). Um dieselbe Zeit schreibt sich der hl. Sindpert, Bischof von Augsburg, theils „gratia Dei voc. ep. atque abba de monast. Morbac.“, theils „(per) donum Dei voc. ep. etc. (Friedr. l. c. 319 nach Rozière, Recueil form.) Der Bischof Johannes von Constanz (760—781) heißt bald „acsi peccator vocatus ep. sive abbas“, bald (779) „Dei dono vocans (= vocatus) ep. et abbas“, bald (780) „episcopus Dei gratia abbas vocatus“ mit zufälliger Verstellung der Wörter (Friedr. l. c. 321 f. nach Wartmann, Urk. v. St. Gallen). Bischof Urolf von Passau bezeichnet sich (806) in zwei ganz ähnlich lautenden Stellen als „per Dei misericordiam voc. ep.“ und „tamen per Dei misericordiam in ore episcop. vocatus“ mit einer Anspielung auf die Grundbedeutung von voco. M. B. 28 b, 30. 43.

Und gleichwie der Apostel seine hohe Berufung jetzt

---

1) Eigen ist die Formel: Ego N. per gratiam vestram (sc. imperatoris Ludowici) et misericordiam [? Dei] abba vocatus. M. B. 14, 351.

durch vocatus allein, jetzt durch vocatus per voluntatem Dei ausdrückt, dann wieder im nämlichen Sinne sich apostolus „per voluntatem Dei“ (ohne vocatus) oder „secundum imperium Dei salvatoris nostri“ benennt (II. Cor. 1, 1. Eph. 1, 1. Col. 1, 1. II. Tim. 1; I. Tim. 1, 1): ebenso und im gleichen Sinne lassen die Bischöfe (und auch Priester) das „vocatus“ auch weg, und dieses ist, gerade wie bei dem Apostel, sogar die gewöhnliche Ausdrucksweise geworden. So unterschreibt sich Remedius (Remigius) von Rouen (754—772) als „vocatus ep.“ und wieder als „peccator (per) donum Dei episcopus“ (Friedr. l. c. 318). Ein Wolfperht ist 773 „largitoris munere piissimi Dei presbyter“ (Meichelb. l. c. Ib, 47), Arbeo v. Freising „episcopus divini largitoris munere“ (ib. 34 und öfter), sein Nachfolger Atto „dono Dei episc.“ (ib. 102 u. s. f.), dessen Nachfolger Hitto gar schön „exiguus ep. tamen gratia Dei electus, atque a Deo coronatus seu ad augmentum sanctae Dei ecclesiae constitutus“ (ib. Ia, 103), Baturich v. Regensburg „largienti Christi gratia ep.“ oder „auctore Deo ep.“ (Ried, cod. dipl. 24. 28.) u. s. f. Bischof „divina largiente gratia“ und „Dei gratia“ ist ja nach der Periode des „vocatus“ fast zum stehenden Ausdruck geworden, wiewohl auch Könige und Fürsten sich desselben bedienten, was, wie erwähnt, bei vocatus nie der Fall war. Und damit über die Bedeutung des vocatus ep. kein Zweifel übrig bleibe, so sei auf die Thatsache hingewiesen, daß B. Tello v. Chur im J. 765 in Einem Aktenstücke, nämlich in seinem Testamente sehr bezeichnend sagt: „indignus Tello vocatus ep.“, dann Tello peccator ordinatus ep.“, und endlich: (Jesus Christus) me etiam indignum et exiguum omnium servorum Dei, non meis meritis, sed sua clementia inter praesules ecclesiae suae dignatus est collocare“. Friedr. l. c. 319 nach Eichhorn Episc. Cur.

So macht denn dieses alles, in seinem Zusammen-

hange betrachtet, fast unwillkürlich den Eindruck, ein „vocatus“ bezeichne sich, wie der Apostel, als „rechtmäßig berufen“ zu Amt und Würde, abgesehen davon, in welcher Form und zu welcher besonderen Stellung die Berufung durch Wahl oder Sendung stattfand. Diesen Titel aber sich zu geben, die rechtmäßige Berufung und Sendung zu betonen, war gerade im 8. Jahrh., wo der Ausdruck am klarsten und häufigsten vorkommt, besonders nothwendig, und es tritt zum biblisch-psychologischen noch ein historischer Grund hinzu.

Als der Gährungsproceß der germanischen Staatenbildungen vorüber war und allgemach etwas ruhigere Zustände mehr Sicherheit boten, konnte die Kirche wieder daran gehen, den Völkern ihre Wohlthaten in umfassenderer Weise zu spenden. In Bälde entfaltete sich durch das deutsche und slavische Abendland hin eine ungeahnte Missionsthätigkeit. Aber wie zu den Zeiten des Völkerapostels waren nicht alle Bestrebungen rein. Gar Manche, welche sich als Prediger der Wahrheit einführten, suchten nur Abenteuer oder zeitlichen Gewinn; Manche verbreiteten die gröbsten und verderblichsten Irrthümer; Manche, die sich Priester und Bischöfe nannten und Weihen spendeten, hatten selbst gar keine Weihe, oder keine rechtmäßige Sendung. Daher entstanden nach allen Beziehungen hin gräuliche Verwirrungen, die der Kirche, dem Christenthume, den Seelen, der Civilisation nur schaden konnten. Deßhalb boten die Päpste jener Zeit alles auf, selber rechtmäßige Priester und Bischöfe zu senden, und die Fürsten dahin zu bringen, nur rechtmäßig gesendete Bischöfe aufzunehmen und walten zu lassen. Oft genug tritt dieses Bestreben in den päpstlichen Schreiben und in den Kapitularien hervor. Der Kürze halber sei verwiesen auf die Instruktion (c. 1) v. 716, welche Gregor II. für Bayern gab (Pertz, leg. III, 451); dann auf die Klagen, welche der hl. Bonifaz so oftmal aussprechen mußte, auf die Kämpfe, die er die längste Zeit gegen solche unwürdige Eindringliche zu bestehen hatte, sowie auf die

Weisungen, die er deßhalb von Rom erhielt. Das erste german. Concil (742) bestimmte: ut secundum canonicam cautelam omnes undecunde supervenientes ignotos episcopos vel presbyteros ante probationem synodalem in ecclesiasticum ministerium non admitteremus. Jaffé, mon. Mog. 128. So auch die Synode v. Verneuil 755, c. 13: De episcopis vacantibus (vag.) qui parrochias non habent, nec scimus ordinationem eorum qualiter fuit, placuit juxta instituta sanctorum patrum, ut in alterius parrochia ministrare nec ulla ordinatione facere debeant non sine jussione episcopi u. s. f. Pertz, leg. I, 26. Nach dieser Richtung hin galt demnach auch hier das apostolische Wort: satagite, ut certam vestram vocationem et electionem faciatis. II. Petr. 1, 10. Ist es also zu verwundern, wenn eben in jenen Zeiten so viel Gewicht auf den Nachweis rechtmäßiger Sendung gelegt wurde? oder wenn die bayerischen Bischöfe auf der Aschheimer Synode (c. 760, b. Pertz, leg. III, 457) mit starkem Bewußtseyn hervorheben: misit nos qui missus erat? Ist es zu verwundern, wenn im gleichen Sinne bald dieser bald jener Bischof (und Priester) bei der und jener Gelegenheit mit Nachdruck sich nannte: vocatus episcopus? Er wollte sagen: ich bin ein wirklicher, rechtmäßig berufener Bischof, und als solcher unbestritten anerkannt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird sich diese Bedeutung des Wortes vocatus im 8. Jahrh. überall substituiren lassen, seien die Bischöfe Diöcesan- oder Chorbischöfe; aus diesem Titel selbst aber dürfte schwerlich ein Schluß auf die besondere Stellung und Jurisdiktion eines Bischofes gemacht werden können, wenn nicht ein anderweitiges Beweismoment hinzukömmt.

Freilich, warum ein Bischof sich diese Bezeichnung manchmal beilegt und warum sonst nicht; warum einige Bischöfe es thun, andere nicht; warum die einen bisweilen in einfacher, bisweilen in erweiterter Form, die andern nur etwa in

umschriebener Weise, — all diese Fragen werden ebensowenig für jeden Einzelnfall bestimmt und entschieden zu beantworten seyn, als wenn jemand frägt: Warum nennt sich Paulus einmal vocatus Ap., dann vocat. Ap. per voluntatem Dei, dann bloß Apost. per volunt. Dei u. drgl.; oder warum nennt sich Jakobus nur Dei et Domini nostri Jesu Christi servus, dagegen Petrus einmal Apostolus Jesu Christi und ein andermal servus et Apostolus Jesu Christi?

Zuletzt sei nur noch erwähnt, daß, wie die Bedeutung jedes Wortes sich im Gebrauche allmählich verschiebt und abschleift, so auch die von vocatus. Ist auch dieser Ausdruck kaum je gebraucht worden als bloßes Klangwort, wie das bei manchen Titeln eintrat, so erhielt der Begriff doch einige Nebenbeziehungen. Deutlich und nachweisbar bemerkt man dieß zuerst bei Aebten. So heißt Ellanod urkundlich am 13. Jan. 804 noch archipresbyter der Freis. Diöcese, dagegen am 2. Sept. 804 bereits vocitatus abbas (und ebenso licet indignus vocatus ab.) von Schlehdorf, als Bisch. Atto der bis dahin von ihm geleiteten Abtei jenen zum Abte setzte oder wählen ließ. Hundt, Agilolf. Urk. l. c. S. 219. 220. cf. Meichelb. I b, 66. So wird sich vocatus bisweilen ergeben als: eben erst rechtmäßig berufen[1]).

---

1) Hieher ist wohl schon zu rechnen der Titel Arn's v. Salzburg, wenn er (M. B. 14, 351) schreibt: ego Arn exiguus et quasi abortivus servus servorum Dei indignus vocatus abba et episcopus successor religiosissimi et famosissimi Virgilii. — Friedr. (l. c. 320 N.) meint, die Formel sei zu unbestimmt und voc. beziehe sich wahrscheinlich nur auf abba. Allein dazu ist schwerlich ein Grund vorhanden, obgleich der Empfehlungsbrief für einen Mönch ausgestellt war. Denn als Abt v. St. Peter und Bischof der salzb. Kirche zugleich war er Nachfolger Virgils; beide Würden gingen durch Einen Wahlakt 784 oder 785 auf Arn über. Daher lassen sich hier beide nicht trennen. Wollte man doch voc. nur auf abba beziehen, so würde wieder die Bedeutung „eben erst gewählt" nicht passen, da Arn bereits 782 Abt v. Elnon war.

Dieser Begriff pflanzte sich dann fort in den Formel= und Ritualbüchern, und da er von den zur Consecration oder Benediction sich meldenden (oder berufenen) Prälaten mit vollem Rechte gar oft gebraucht wurde, so konnte er leicht, wie am Anfang dieser Untersuchung sich zeigte, aufgefaßt werden als: erwählt, aber noch nicht consecrirt. — Es konnte auch der Fall eintreten, daß ein Erwählter nie consecrirt wurde oder doch nicht zu seinem Sitze gelangte; dann ergibt sich für vocatus der Begriff: nur rechtmäßig berufen. So wird es zu fassen seyn, wenn (bei Mabillon l. c. l. II. c. 2. n. 8) aus der Reihe der BB. v. Nantes (um 700) Agatheus vocatus, sed non episcopus, und abermal (um 1185) Amito voc. sed non ep. angeführt wird. Dahin gehört auch 852 Rurich vocat. archiep. von Rouen.

Mag demnach hie und da eine kleine Modifikation eintreten, so wird sie mehrentheils leicht nachweisbar seyn. Aber im Ganzen und Großen dürfte es feststehen, daß vocatus die allgemeine Bedeutung hat und stets behält: rechtmäßig berufen, wenn diese hohe Eigenschaft auch mit aller Demuth und geziemender Bescheidenheit ausgesprochen wird, im Hinblick auf: multi sunt vocati, pauci vero electi!

P. Benedict Braunmüller.

XL.

Preußische Kirchenpolitik von 1747 bis 1757.

I.

Dem zweiten Bande der Dokumente, betreffend das Verhältniß der Krone Preußen zur katholischen Kirche und zum Apostolischen Stuhl, welchen wir in diesen Blättern (Bd. 89, 762—76) zur Anzeige brachten, hat der Herausgeber, Geh. Archivrath Max Lehmann in Berlin, alsbald einen dritten Band mit 841 Urkunden folgen lassen, welcher die beiden voraufgegangenen Theile an Bedeutung vielleicht noch überragt.[1]) Einer der gelehrtesten Männer, welche seit der Reformation den Stuhl Petri innehatten, der unsterbliche Canonist Benedikt XIV. steht hier einem der bedeutendsten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich dem Großen von Preußen, gegenüber. Beide Männer konnten in gewissem Sinne von sich sagen: Was ich bin, das hab ich aus mir gemacht. Prosper Lambertini, seit seinen Jünglingsjahren in den Geschäftsgang der Curie eingeführt, unter Clemens XI., Innocenz XIII., Benedikt XIII. und Clemens XII. mit den wichtigsten Aemtern betraut, Jahrelang die Seele der Congregatio Concilii, war mit den brennendsten Fragen, welche in Rom zur Verhandlung gelangten, vertraut wie kaum ein anderer Prälat.

1) Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Akten des Geheimen Staatsarchives von Max Lehmann. Dritter Theil von 1747 bis 1757. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archivverwaltung. Leipzig 1882. (725 S.)

Friedrich II. auf der anderen Seite war es, welcher durch sein Feldherrntalent den Grund zur nachmaligen Größe des preußischen Staates legte; seine ungewöhnlichen Talente und die aufgeklärte Richtung, welcher er huldigte, brachten ihn mit den hervorragendsten Geistern jener Periode in Berührung; viele der letzteren stempelten ihn sogar zu einem Halbgott. Gehen wir zur Prüfung der im dritten Bande enthaltenen Dokumente über, in welcher Papst und König als Hauptpersonen uns entgegentreten.

Am 28. September 1747 ging der Cardinal-Fürstbischof Sinzendorf von Breslau zur ewigen Ruhe ein. Nachdem der König noch zu dessen Lebzeiten den Domkapitular Grafen Schaffgotsch aus landesherrlicher Vollmacht zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge ernannt hatte, läßt sich schon ahnen, was jetzt bevorsteht. Den Schlüssel zum Verständniß der Kirchenpolitik des Königs für die zehn nächsten Jahre enthält die von ihm in einem geheimen Memoire, d. h. „einer königlichen allergnädigsten Instruktion vor den Etats-Ministre von Massow" niedergelegten Bemerkung: La silesie est un païs Conquis. (S. 390). Weil Schlesien nach der Anschauung des Monarchen ein erobertes Land und der angebliche Widerstand der katholischen Geistlichkeit, welche als „corps redoutable" (S. 20) bezeichnet wird, um jeden Preis gebrochen werden sollte, kam bei Friedrich alles darauf an, eine seinen Interessen rückhaltslos hingegebene Persönlichkeit auf den bischöflichen Stuhl von Breslau zu erheben. Das schwebte ihm als nächstes Ziel vor. Aber letztes Ziel der Kirchenpolitik war die Ausdehnung des landesherrlichen Summepiskopates auf die katholische Kirche der Monarchie.

Gleich beim Begräbniß des Cardinals brachen Streitigkeiten zwischen dem Domkapitel und dem vom König ernannten Coadjutor Grafen Schaffgotsch aus; der Minister von Münchow vermittelte und erlangte, daß der Graf, geführt von Bedienten des Verblichenen, unmittelbar hinter der Leiche einherschritt. Zugleich ließ Münchow den Nach-

laß des Cardinals versiegeln und dem Domkapitel bei Vermeidung der königlichen Ungnade den gemessenen Befehl zugehen, sich ruhig zu verhalten, mit dem Eröffnen, daß der König „gar keine Sedisvacantiam verstatteten“ (S. 8). Diese Behandlung entsprach ganz und gar den Intentionen des Regenten, welcher am 30. September den Minister Münchow in Breslau anwies, den Grafen Schaffgotsch „sofort in die Possession des Temporel von dem Bisthum und quoad saecularia“ (S. 4) einzusetzen und dem Weihbischof Grafen von Almesloe die Verwaltung der Spiritualien zu überlassen. Dem gegenüber benahm sich das Domkapitel von Breslau mit ebensoviel Loyalität wie Würde. Am 30. September bat es den König um Genehmigung der Ausübung des freien Wahlrechts und berief sich dabei auf die vom Monarchen bei der Besitzergreifung des Landes gegebenen Zusicherung, die Bekenner der katholischen Kirche „bei der Religion, ihren Rechten und Gewissensfreiheit auch statu quo“ erhalten zu wollen (S. 6). Als Antwort erfolgte von Berlin aus der Befehl, das Domkapitel möge sich benehmen, „wie es dessen Schuldigkeit und der Gehorsam treuer Vasallen gegen ihren Souverän erfordert“ (S. 12). Diese Antwort klang im höchsten Grade befremdend. Denn die genannte Petition der ersten geistlichen Corporation Schlesiens hatte mit der Vasallenpflicht auch nicht im mindesten etwas zu thun; ganz im Gegentheil wünschte das Domkapitel eine ihm vom gemeinen kanonischen Recht verliehene Befugniß auszuüben. Von einer Trennung der Verwaltung der Spiritualien von dem Temporellen, wie der König sie beliebte, kennt das Tridentinum nichts, verordnet vielmehr im Gegentheil, daß das Domkapitel die bei erledigtem Stuhl ihm zukommende Jurisdiktion ohne allen Vorbehalt auf den von ihm zu wählenden Kapitularvikar übertrage. Die vom König geforderte Absonderung des Temporellen enthielt demnach eine schwere Verletzung des beschworenen Status quo in Schlesien.

In einem milderen Lichte erscheint Friedrich's Verfahren,

wenn man das Benehmen seines Günstlings Schaffgotsch in Erwägung zieht. Kaum traut man seinen Augen, wenn man (S. 2) folgenden französischen Brief des vornehmen Herrn an den Monarchen liest: „Der hiesige Bischof, Cardinal Sinzendorff ist soeben verschieden. Sire! das ist die wichtigste Stelle, die ich mir je wünschen könnte. Demnach ist es billig, daß ich mich zu den Füßen Euer Majestät werfe, mit der ergebenen Bitte, das mir als Coadjutor verliehene Patent nun zur Ausführung bringen zu wollen. Die Gnadenerweise, mit welchen Eure Majestät so oft mich überhäuft, lassen mich hoffen, daß Eure Majestät meine Bitten erhören, mich als Bischof von Breslau verkündigen und im Palais installiren lassen werden. Den römischen Hof anlangend, so stehe ich mit Ehre und Ruf dafür ein, daß er sich nachgiebig bezeigen wird." Wenn Schaffgotsch den Stuhl von Breslau eine wichtige Stelle nennt, so bekundet der ganze Brief, daß seinem Verfasser das volle Verständniß der tiefen Bedeutung dieser Worte gänzlich mangelt. Dem Domkapitel gegenüber gefiel Schaffgotsch sich in der Rolle eines Mannes, dem man Zwang anthut und der nur mit tiefem Widerstreben die Verwaltung der Temporalien übernimmt. „Der Fürst Schaffgotsch", berichtet Etats-Minister Münchow aus Breslau, „hat die ihm von mir vorgeschriebene Rolle ganz admirabel gespielt. Er hat wider diese große Würde mit Zittern und Thränen protestiret und solche nicht anders als nach einer vorhin von mir aufgesetzten und von ihm abgeschriebenen Protestation ad acta, um nur nicht sich und der ganzen Kirche Euer Majestät Ungnade zuzuziehen, angenommen" (S. 11). Das Hauptmotiv zu diesen unwürdigen Spiegelfechtereien war nach Münchow's weiterem Geständniß die Rücksicht auf den päpstlichen Stuhl, welcher offenbar damit getäuscht werden sollte.

Das eben dargelegte höchst frivole Benehmen des künftigen Fürstbischofs vermag dem Leser nur wenig Mitleid mit den „Gewissensbissen" einzuflößen, welche ihn zeitweilig quälten.

Der König, dem er dieselben brieflich berichtete, besaß für solche Krankheiten das richtige Mittel. „Ohne den geringsten Anstand und Aufschub“, lautete die Ordre, habe er die Verwaltung der Temporalien zu übernehmen (S. 13). Wie sehr solche Befehle den verborgensten Neigungen des Grafen entsprachen, bezeugt die Thatsache, daß er dem Minister von Münchow eine silberne Cassette verehrte, welche der Marschall seines neueingerichteten Hofes zu überbringen hatte und deren Annahme der König erlaubte (S. 14). Schon am 5. Oktober 1747 erfolgte die königliche Ernennung zum Bischof von Breslau. Wir „benominiren und ernennen auch nunmehr aus königlicher und obristlandesfürstlicher Macht und Vollkommenheit vorbesagten unseren lieben Oheim Philipp Gotthard Fürsten von Schaffgotsch hiemit und in Kraft dieses zum wirklichen Bischofen zu Breslau, . . . wollen, meinen und ordnen, daß derselbe nun sofort in den wirklichen Besitz der dem Bisthum Breslau und Fürstenthum Neuß und Grottkau anklebenden Temporalien . . . gesetzt werde . . . wobei Wir dennoch aus bewegenden Ursachen zu verordnen vor gut angesehen, daß derselbe sich vor der Hand und bis zu Unserer fernerweiten Verfügung der mit gedachter bischöflichen Würde verknüpften geistlichen Funktionen enthalten solle“ (S. 15). Die letzten Worte enthalten eine stillschweigende Aufforderung an Schaffgotsch zur Einholung der päpstlichen Bulle, zugleich aber auch eine vernichtende Kritik des ganzen Dokumentes. Denn entweder verleiht der Souverän dem Bischofscandidaten das bischöfliche Amt, und dann ist der Boden des Concils von Trient, welches doch ausschließlich für die Katholiken maßgebend ist, bereits verlassen; oder aber es handelt sich um die Uebertragung der Temporalien, und dann muß der Tenor des königlichen Patents gänzlich umgestaltet werden. Ganz abgesehen davon, daß die Erlangung der geistlichen Würde den Genuß der Temporalien von selbst nach sich zieht und von einem Lehnsverhältnisse der Fürstbischöfe von Breslau zur preußischen Krone

keine Rede war. Nur in dem Falle haben solche Bestallungsurkunden eine mit den Principien des kanonischen Rechtes harmonirende Bedeutung, wenn der Landesherr dem Weihcandidaten, nach Ableistung des Treueides, verspricht, ihn in seinen Rechten und Einkünften schützen zu wollen. Denn der Staat ist in erster Linie Rechts- und Schutzanstalt und liegt ihm die Pflicht ob, die katholische Kirche, insonderheit ihre Oberhirten, durch seine Organe in ausgiebiger Weise zu schirmen.

Nunmehr kam alles darauf an, den heiligen Stuhl für die vom König designirte Person günstig zu stimmen. Der preußische Agent bei der Curie, Ritter Coltrolini, wurde alsbald mit entsprechender Instruktion versehen. Mit drei Gründen sollte er dem Papst Benedikt XIV. die Promotion des Schaffgotsch empfehlen. Als Propst habe er im Kloster zum hl. Kreuz die Ordnung wieder hergestellt, das Kapitel habe die Ernennung ohne „jeglichen Widerspruch oder Verwahrung" (sans contradiction ni protestation) angenommen und endlich wünsche der Monarch an der Spitze der Geistlichkeit eine ihm ergebene Person zu haben (S. 18). Der an zweiter Stelle dem Agenten vorgelegte Grund stimmt mit den objektiven Thatsachen nicht überein; ganz im Gegentheil hatte sich der König gerade an dem nämlichen Tage, an welchem die Instruktion für Coltrolini erging, veranlaßt gesehen, dem Domkapitel einen scharfen Verweis wegen Anfechtung der Nomination des Schaffgotsch zum Coadjutor zu ertheilen (S. 18. 19). Erst nachher ließ sich das Domkapitel umstimmen und zu einem Schreiben an den Papst bewegen, in welchem Schaffgotsch für den erledigten Stuhl empfohlen wurde (S. 42). Von zwei anderen Seiten wurden die offiziellen Bemühungen der preußischen Regierung mächtig unterstützt. In erster Linie von Schaffgotsch selber. Er werde, so meldete er dem König am 15. Oktober 1747, am nächsten Mittwoch den gewandtesten Geistlichen der Diöcese nach Rom abordnen; derselbe habe sich in der Erledigung

anderer Geschäfte tüchtig erwiesen und sei außerdem dem Papst persönlich bekannt. Derselbe werde eine Reihe von Petitionen der Obern der Breslauer Klöster zu seinen Gunsten dem Papste vorlegen. Was aber die Mitglieder des Domkapitels in Breslau betrifft, so „verwende ich unter der Hand mehrere Personen, die sich in ihren Diensten befinden, durch welche ich ihnen sehr vernünftige Anerbietungen machte" (S. 34). Im speciellen Auftrage des Königs mußte sich der Abbé Bastiani, ein venetianischer Exmönch, welcher mit des Cardinals Sinzendorf Bruder nach Breslau gekommen und dort eine Pfründe erhalten hatte, in der nämlichen Angelegenheit nach Rom begeben. Schaffgotsch duldete das. Sein Hauptagent aber war der zuerst genannte Geistliche, welcher den Befehl erhielt, „es weder an Geld noch Bemühungen fehlen zu lassen" (S. 34). Auffallenderweise trat dieser Mann, von welchem Schaffgotsch soviel Aufhebens in seinem Schreiben an den König macht, bei den römischen Verhandlungen ganz in den Hintergrund; Hauptagent war und blieb der schlaue, gewandte, aber vielfach ungestüme Bastiani.

Auch die Jesuiten warfen ihr Votum für Schaffgotsch in die Wagschale. Der König hatte sich ihnen in Schlesien vielfach gnädig erwiesen, ihre Collegien und Schulen in Breslau und Glogau beschützt und somit Anspruch auf ihre Dankbarkeit erworben. Außerdem hatte Schaffgotsch seine Studien in Rom unter ihrer Leitung gemacht. Die seit längerer Zeit im Leben des Grafen vollzogene Wendung zum Besseren ließ über seine vormaligen Ausschreitungen hinwegsehen und mochte seine Beförderung zum bischöflichen Amte bei seinen vormaligen Lehrern befürworten. Bei alledem entbehren aber die vom Rektor des Jesuitencollegiums in Glogau, P. Karl Regent, an den Ordensgeneral Retz eingereichten Motive behufs Einwirkung der Confirmation für Schaffgotsch aller tieferen Begründung. Die unter 2 und 4 geltend gemachten Gründe kommen uns sogar recht bedenklich vor (S. 28). Unter dem 11. November 1747 erwiederte

der Ordensgeneral dem P. Regent, er lasse sich die Sache des Schaffgotsch im höchsten Grade angelegen seyn (Principis Schaffgotschii negotium mihi habebo commendatissimum), wenngleich voraussichtlich keine geringen Schwierigkeiten obwalteten (S. 56).

Während die beiden Agenten auf der Reise nach Rom begriffen waren, suchte man um den mit der Verwaltung der Temporalien betrauten Fürsten Schaffgotsch von gewisser Seite weitere Netze zu ziehen. Von einem Manne, der um jeden Preis den bischöflichen Stuhl zu besteigen wünschte, durfte man auch die Erwartung hegen, er werde den Antrag auf Uebernahme des königlichen General-Vikariats abzulehnen nicht den Muth besitzen. Der Großkanzler Cocceji war es, der mit diesem Vorschlag an den König herantrat. Glücklicherweise verhielt der letztere sich dem gegenüber ziemlich kühl, außerdem fand Cocceji einen entschiedenen Gegner an dem Etats-Minister Münchow, welcher den uralten aber unglücklichen Plan entschieden und mit Erfolg bekämpfte (S. 38. 39. 51). Wohlwollende Gesinnungen gegen die katholische Geistlichkeit lagen diesem Verfahren Münchow's aber keineswegs zu Grunde. Wie er dem König um die nämliche Zeit berichtete, hatte er bei seiner letzten Reise in Oberschlesien „allerhöchster Intention zufolge in einer jeden dieser Gegenden solche Surveillants gesucht, welche sowohl wegen ihrer Zuverlässigkeit als ihrer Capacität auf alle Menées der Geistlichkeit Acht haben und Euer Majestät selbst immediate von allen Bericht erstatten könnten" (S. 52). Als solche „Wächter" bringt er mehrere katholische Geistliche in Vorschlag, denen monatliche Pensionen zu zahlen wären.

Am 18. November meldete Coltrolini nach Berlin über eine Audienz bei Benedikt XIV. Nachdem der Papst vor einem Crucifix dem Agenten betheuert, bei allem, was er ihm sage, hege er keine Nebenabsichten, sei im Gegentheil stets geneigt, wo es ohne Verletzung seines Gewissens geschehen könne, den Wünschen des Königs zu willfahren, habe

er ihm drei Anklagepunkte gegen Schaffgotsch genannt. Von einer Wiederholung derselben soll hier Abstand genommen werden; möglicherweise waren sie dem Papste in zu grellem Lichte dargestellt worden. Aber schon der Umstand, daß sie überhaupt entstehen konnten, mußte den Papst zu äußerster Vorsicht mahnen, denn sie bezogen sich auf Glauben und Sitten zugleich. Außerdem führte der Papst Klage darüber, daß man ihm angebliche Bittschriften des „Fürsten" (Schaffgotsch) unterbreitet habe, welche doch nicht von seiner Hand unterzeichnet gewesen. Die Stimmung des Papstes mahnte zur Anwendung größter Vorsicht (S. 59. 60.).

In Berlin schien man für diese Auffassung der Lage seitens des Ritters Coltrolini wenig Verständniß zu besitzen. Unter dem 2. Dezember 1747 erwiederte der König, zahlreiche Prälaten aus Deutschland und Polen hätten sich nunmehr beim Papste für Schaffgotsch verwendet. „Sollte indeß ungeachtet dieser Empfehlungen der Höfe von Frankreich, Köln, Bayern und der Pfalz und selbst des päpstlichen Nuntius in Wien zu Gunsten des Schaffgotsch der römische Hof die Ausfertigung der Bullen beanstanden, so fällt die Schuld der für die Katholiken nothwendig sich daraus ergebenden Folgen auf ihn zurück, und umsomehr bin ich entschlossen, meine Ernennung aufrecht zu erhalten, komme was wolle (quoi qu'il en puisse arriver), und keinen andern unter irgend welchem Vorwande als Bischof von Schlesien zuzulassen." Diese Sprache läßt an Präcision nichts zu wünschen übrig (S. 72).

Noch weiter ging der König im Schreiben an Coltrolini vom 1. Dezember 1747. Nach einem Hinweis auf die Folgen, welchen die Nichtbestätigung des Schaffgotsch nach sich ziehen werde, bemerkt er, es liege nicht so sehr in seinem Interesse, als in demjenigen der katholischen Kirche, daß der Graf durch den Papst als Bischof von Breslau bestätigt werde. Mag seyn, daß der König diesen Glauben hegte. Aber äußerst gewagt ist es, wenn dann zu der Behauptung fort-

geschritten wird, die Bestimmungen des „berühmten deutschen Concordates“ bezögen sich bloß auf reichsunmittelbare Kirchen. In Böhmen und Schlesien, wo besondere Könige geherrscht, habe das Concordat keine Bedeutung erlangt, allerdings hätten hier Wahlen stattgefunden, es seien aber nur Scheinwahlen gewesen. Die angezogene Wahlfreiheit habe sich auf die Ertheilung eines bloßen Congé d'élire seitens der Regierung beschränkt; von einer durch den Landesfürsten vollzogenen Ernennung habe sich die Wahl nur der Form nach unterschieden. Höchstens könne das Kapitel sich beklagen; dieses habe aber zugestimmt (S. 74. 75). Das Domkapitel von Breslau stand indeß im Gegentheil unter den Wiener und Aschaffenburger-Concordaten; wenn es noch eines Beweises bedürfte, so läge er eben in der vom König zugegebenen Thatsache, daß gewaltthätige Landesherrn, um wenigstens den Schein des Rechtes zu belassen, Wahlen im Sinne Friedrichs gestatteten.

Kurz bevor Bastiani seine Thätigkeit in Rom eröffnete, hatte Benedikt XIV. im Consistorium vom 20. November 1747 seiner Freude über den Neubau einer katholischen Kirche in Berlin Ausdruck gegeben, die Freigebigkeit des Königs belobt, welcher Grund und Boden für das Gotteshaus angewiesen, und außerdem versprochen, er werde die Angelegenheit der ganzen Christenheit empfehlen und zu Beiträgen behufs Fertigstellung der Kirche auffordern. Friedrich II. war entzückt von den Lobsprüchen des Papstes, welcher in Folge dessen in dem nämlichen Maße sich das Mißfallen des kaiserlichen Hofes in Wien zuzog. Die Stimmung des Papstes schien für den Agenten Abbé Bastiani, welcher am 28. November 1747 Benedikt XIV. vorgestellt wurde, sich günstig anzulassen. Doch im Gegentheil; der Papst erklärte die ihm von Bastiani zu Gunsten des Schaffgotsch vorgelegten Zeugnisse für gut, aber nicht genügend und gab seine Absicht zu erkennen, eine dem König genehme Persönlichkeit zur Untersuchung der Angelegenheit nach Breslau abzuordnen. Namentlich aber verlangte der Papst Sicherstellung der Wahlfreiheit

des Domkapitels für die Zukunft. Auch zwischen Berlin und Breslau, wie zwischen dem Breslauer Domkapitel und dem Papst fanden dieserhalb Verhandlungen statt, indem das Domkapitel den Schaffgotsch unter der Bedingung anerkennen zu wollen versprach, wenn 1. die Freiheit der Wahl gesichert, 2. die Verwaltung der Temporalien bis zur Bestätigung des Nominirten dem Kapitel verbleibe, 3. die Religionsbeschwerden erledigt und 4. die Einkünfte des erledigten Stuhles für diesmal wie für alle Zukunft dem Kapitel verblieben. Das Gesuch unter 4 stimmte übrigens mit dem gemeinen kanonischen Recht gar nicht überein. Vielmehr verfügt das letztere Asservation der Intercalargefälle zu Gunsten des Nachfolgers auf dem bischöflichen Stuhl und gestattet blos die Auszahlung einer Remuneration an den mit Leitung des Bisthums betrauten Kapitularvikar. Praktisch wurde dieser Fall nach dem Hinscheiden des Erzbischofs von Geissel beim Kölner Domkapitel in den Jahren 1864 bis 1866. Pius IX. ließ das betreffende Statut des Domkapitels, welches Vertheilung der Intercalarien an die Capitulare verordnete, unter Condonation für die damals bereits vorgenommene Perception auf Grund des gemeinen Rechtes verbessern. (S. 87, 88.) [1])

Erst unter dem 1. Januar 1748 gab der König dem Domkapitel einen endgültigen Bescheid. Darnach will er die Freiheit der Wahl unter der Bedingung erlauben, daß dieselbe in Anwesenheit eines königlichen Commissars vollzogen werde; die Intercalarien darf das Kapitel sich zueignen und sollen die Religionsbeschwerden in Untersuchung genommen werden. (S. 103.) Unterdessen nahm die Angelegenheit des Schaffgotsch in Rom einen günstigen Fortgang. Schon gegen Ende Dezember 1747 konnte der P. Regent aus Glogau dem König melden, Schaffgotsch sei vom Papste schon bestätigt (S. 93). Zwar erwies sich diese Nachricht als verfrüht, aber sie bezeichnete deutlich die Stimmung der Geister.

---

1) Vering, Archiv für kathol. Kirchenrecht Bd. 24. S. 122—124.

Erst nachdem der einflußreiche französische Minister Cardinal Tencin für Schaffgotsch seine Minen spielen gelassen und der Nuntius Archinto aus Dresden an Ort und Stelle in Breslau über den Nominirten Erkundigungen eingezogen, schritt der Papst zur Ernennung des Schaffgotsch, am 5. März 1748 übersandte Bastiani eine Copie der betreffenden Bulle nach Berlin.

Der Fürst hatte nun, nach Ueberwindung einer Menge von Schwierigkeiten, sein heißersehntes Ziel erreicht; er hatte den Stuhl von Breslau bestiegen. War sein Glück und die Ruhe seines Gewissens damit gesichert? König Friedrich II. hatte kaum von der Expedition der Bullen vernommen, als er dem neuen Fürstbischof seine herzlichen, aber inhaltschweren Glückwünsche darbrachte. „Entzückt über dieses Ereigniß," schrieb er ihm am 28. März 1748, „gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Sie niemals vergessen werden, daß ich es bin, dem Sie diesen Erfolg verdanken, und daß Sie mich nie in die Nothwendigkeit versetzen werden, Ihnen dieses in das Gedächtniß zurückzurufen. Der vom Papst an Sie gerichtete Brief ist bewunderungswürdig; vollständig billige ich ihn." Nachdem der Monarch seinem Günstling die heilige Pflicht, dem Klerus mit dem Beispiel des Anstandes, des Eifers voranzugehen, an's Herz gelegt, forderte er von ihm „die gewissenhafteste Aufmerksamkeit (la plus scrupuleuse attention), daß verdächtige und meinem Dienst wenig ergebene Persönlichkeiten (in das Domkapitel) nie aufgenommen werden" (S. 142).

Was dem durch königliche Gunst mit der bischöflichen Mitra geschmückten Grafen bevorstehe, ließ der erste Brief Friedrichs nach der Beförderung auf den Stuhl von Breslau ahnen. Schaffgotsch hatte, ohne beim Monarchen anzufragen, den Papst um Verleihung des durch seine Promotion vakant gewordenen Canonikats an seinen Bruder ersucht. Friedrich bezeugt ihm sein Mißfallen darüber, weil er die Pfründe dem Bastiani zugedacht (S. 143). Ja bereits am 2. April

entlud sich die Schale des königlichen Zornes über Schaffgotsch wegen seines kränkenden Betragens gegen Bastiani, und Minister Münchow mußte ihm Vorstellungen darüber machen, daß er „sich sofort im Anfange mit Mir, so zu reden, geflissentlich broulliren wolle" (S. 146). Schon ehe dieses letztere Schreiben in Breslau anlangte, hatte der erschreckte Fürstbischof einen Courier an den Papst mit der Bitte abgeordnet, die genannte Pfründe seinem Bruder nehmen und auf den Abbé Bastiani übertragen zu wollen.

Verfolgen wir des letzteren Mannes diplomatische Künste in Rom weiter. Nachdem der Papst dem Anbringen des Königs nachgegeben und den Fürsten seiner Wahl an die Spitze des schlesischen Klerus gestellt, trat man mit weiteren Forderungen an Benedikt XIV. heran.

Schon zwei Monate vor der wirklichen Ernennung des königlichen Candidaten wurde ein neuer Kriegsplan zur Erlangung weiterer Concessionen seitens des h. Stuhles in Berlin entworfen. Auf die projektirte Trennung der Grafschaft Glatz von der Diöcese Prag legte man dabei ohne Zweifel weit weniger Gewicht, als auf den andern Antrag, welcher sich auf die königliche Ernennung zu sämmtlichen Beneficien Schlesiens bezog. Königliche Nomination zu allen und jeden Pfründen in Schlesien lautete das Programm, dessen Durchführung dem Abbé Bastiani anvertraut wurde. Am 28. Januar 1748 erging eine dahin lautende Instruktion in französischer Sprache an den genannten Agenten, welche mit den Worten anhebt: „Die Leichtigkeit, mit welcher der Papst meinen Wünschen in Sachen des Bisthums Breslau entgegenkommt, und die Ihnen in dieser Beziehung von ihm ertheilten Versicherungen berechtigen mich zu der Annahme, daß die gegenwärtige Zeit günstiger ist denn jede andere, um mich mit dem römischen Hofe über gewisse Punkte zu verständigen, zu deren Erledigung seine Zustimmung erforderlich ist" (S. 111). Schaffgotsch scheint in diesen neuern Plan nicht eingeweiht worden zu seyn; denn bald nachdem

er der Erreichung seines Zieles sicher war, gestattete der ahnungslose Prälat sich, den Bastiani aus Rom zurückzuberufen. Friedrich II. fand dieses Benehmen „etwas unfreundlich" und ertheilte Schaffgotsch dieserhalb umsomehr einen derben Rüffel, „als dieselbe doch nicht wissen können, ob ich nicht etwa vor Mich mehrgedachten Abbé mit ein oder anderen Nebencommissionen chargiret habe" (S. 146).

Ueber seinen ersten Versuch, die vom König begehrte Gnade zu erhalten, berichtete Bastiani nach Berlin am 8. April 1748. Der Cardinal-Staatssekretär Valenti Gonzaga habe ihm bemerkt, daß man, wenn man alle katholischen Theologen, vom ersten bis letzten, consultirte, finden würde, daß sie die beantragte Erlaubniß als mit den Principien der Kirche in Widerspruch stehend bezeichneten. Um so mehr, da es sich um einen nichtkatholischen Fürsten handle. Vielleicht aber gelinge es dem Papst, dessen Hang, dem König sich gefällig zu bezeugen, bekannt sei, hier einen Ausweg zu finden. Darauf habe Bastiani bemerkt, man werde aber auch ebensowenig einen protestantischen Regenten nahmhaft machen können, „welcher so viele Rücksichten gegen den h. Stuhl nimmt (tant de ménagements) als Euer Majestät, obgleich Hochsie nach den Grundsätzen der reformirten Religion gar keine darauf zu nehmen brauchen" (S. 185). Dem preußischen Könige mochten solche Worte einen Augenblick schmeicheln. Indessen besaß Friedrich doch viel zu viel Gerechtigkeitssinn, um sich von solchen Tiraden eines italienischen Abbate berücken zu lassen und seinen Eid, den Status quo in Religionssachen in Schlesien aufrecht zu erhalten, gänzlich hintanzusetzen. Im tiefsten Grunde des Herzens konnte er den Bastiani, der so ungeheuerliche Rathschläge zu ertheilen kein Bedenken trug, nicht anders als gründlich verachten (S. 149). Wie aus den von Theiner mitgetheilten Briefen des Fürstbischofs Schaffgotsch an Benedikt XIV. hervorgeht, war der Fürstbischof in dem Glauben befangen, Bastiani, mit welchem er immer auf gespanntem Fuße stand, habe bei dem Gesuch um Gewährung

des Indultes zur Nomination zu allen schlesischen Beneficien ohne Auftrag des Königs, vielmehr durchaus eigenmächtig gehandelt.[1]) Auch Theiner bekannte sich zu dieser Anschauung, aber mit Unrecht. Die Lehmann'schen Dokumente lassen keinen Zweifel mehr darüber, daß Bastiani sich innerhalb der Schranken der ihm von Berlin zugekommenen Aufträge und Befehle bewegte.

Nur in einer Beziehung handelte der Exmönch nicht im Sinne des Königs von Preußen. Das Gehege der diplomatischen Formen kam ihm vielfach zu enge vor; muthig übersprang er dasselbe und kam dann seinem Jahrhundert um etwa fünfzig Jahre zuvor. So ertheilte er im Schreiben vom 9. April 1748 dem König den Rath, er möge dem Nuntius am polnisch-sächsischen Hofe, Msgr. Archinto, durch seinen Minister erklären lassen, jeder andere Monarch hätte die Güter des Klerus längst säcularisirt, wenn man seinen gerechten Forderungen so nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt. Der König war einsichtsvoll genug, mündlich zu resolviren: „Nicht in so viven Terminis! Wohl aber kann man etwas zu verstehen geben von den besonderen Menagement, so man vor die Katholiken in Schlesien gehabt und daß solches einige Attention meritire“ (S. 150). Unter dem 4. Mai 1748 übersendete Bastiani nach Berlin die von ihm ausgearbeitete und dem Papst zu überreichende Denkschrift über die königliche Nominationsbefugniß zu allen Beneficien in Schlesien. Diese Musterleistung von kanonischem Recht suchte aus patronatsrechtlichen und lehnsrechtlichen Gründen die Berechtigung des Monarchen haarscharf zu beweisen. „Die tiefe Weisheit“ des Papstes, welche im Schlußpassus gepriesen wird, verschloß sich indeß den Kraftgründen des Agenten nach allen Beziehungen. Anstatt des unmittelbar darauf (S. 176—179) vom Herausgeber den Dokumenten

1) Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740 bis 1758. Bd. 2. S. 22—26.

eingereihten erweiterten Dispensformulars für Fürstbischof Schaffgotsch, welches in jedem bedeutenden Lehrbuche des Kirchenrechts zu finden ist, hätten wir die Mittheilung einer urkundlichen Aeußerung des Papstes über Bastiani's Vorschläge gewünscht.

Da Lehmann das unterlassen, so erlauben wir uns an diesem Orte wenigstens auf Theiner zurückzugreifen, welcher unsere Dokumentensammlung in diesem Angelpunkte in erwünschter Weise ergänzt. Nachdem der Papst in seinem Briefe an den Fürstbischof vom **11.** Mai **1748** bemerkt, Bastiani habe die Wünsche des preußischen Hofes „in einer Schrift zusammengestellt, welche zwar sehr schlecht, aber doch nicht von ihm geschrieben ist", kommt er in erster Linie auf Beneficien königlichen Patronates zu sprechen. Das Patronat, sagt der Papst, wird aufrecht erhalten, wenngleich nach strengem Kirchenrecht der Patron, welcher aus der katholischen Kirche scheidet, damit sein Präsentationsrecht verliert. Wo aber Bisthümer und Abteien, die durch Wahlrecht besetzt wurden, oder Pfründen freier bischöflicher Collation in Rede kommen, „halten Wir es für unmöglich, das Indult zu gewähren".[1] Dem Bastiani persönlich entgegnete Benedikt mit Bezug auf seine Denkschrift in der Audienz vom 7. Mai 1748, „man verwechsele das Patronat mit den droits de regalia" (S. 179). Aber selbst das offenbare Widerstreben des Papstes, auf die geradezu unerhörten Vorschläge einzugehen, ließ den ungestümen Agenten nicht zur Ruhe kommen. Obgleich Benedikt XIV. ihm weiter bemerkte, gegen das Tridentinum könne er nicht angehen, wühlte Bastiani nunmehr im Staub der Archive herum, um nach ähnlichen Indulten an protestantische Landesherrn Suche zu halten. Er glaubte, Beispiele in Dokumenten, welche sich auf die damals unter England stehende Insel Minorka bezogen, in den Registern der Datarie entdeckt zu haben und berief sich darauf beim Cardinal-Staatssekretär Valenti, welcher ihm aber erwiderte, „er

1) Theiner, a. a. O. S. 23. Document Nr. 80.

werde kein Beispiel von einem auf Nomination des Königs Georg (von England) hin durch den h. Stuhl verliehenen Beneficium entdecken" (S. 208). Schon früher hatte der Cardinal ihn dringend ermahnt: „Ne soyez pas si impatient" (S. 199).

Bevor wir den ungeduldigen Agenten aus Rom begleiten, sei noch eines Gerüchtes erwähnt, welches damals in der ewigen Stadt auftauchte und in allen vornehmen Kreisen großes Aufsehen erregte. Friedrich II. sollte katholisch werden! Von Mund zu Mund flog die Kunde (S. 190). Nur dem nicht Eingeweihten konnte sie imponiren. Wenn man auch nur einen oberflächlichen Blick in des Königs schriftstellerische Leistungen gethan, namentlich aber dann, wenn man seine Umgebung gemustert und das alltägliche Leben am Hofe, wie es authentische Aufzeichnungen schildern,[1]) geprüft hat, kann man sich eines mitleidigen Lächelns gegenüber jener geschwätzigen Fama nicht erwehren. Woher sie kam, zu welchem Zwecke sie gerade damals in Rom erschien, ist in Dunkel gehüllt. Jedenfalls berührte der Papst die angebliche Conversion in einer dem Agenten Bastiani anfangs Juli ertheilten Audienz. Nachdem er dem Einwurf, die Krone von Frankreich besitze doch weitgehende Indulte, mit dem Bemerken begegnet, die Träger derselben seien katholisch, fuhr er fort: „Sie machen mir keine neuen Mittheilungen über die Conversion des Königs? Gott gebe sie, dann so viele Indulte, als man wünscht. Ich erwiederte, ich wisse nichts davon" (S. 198). Noch in dem nämlichen Monat trat Bastiani die Rückreise nach Breslau an. Das uneingeschränkte Ernennungsrecht der Krone wurde zu den Akten gelegt. Ueber die weiteren Schicksale des Fürsten Schaffgotsch und des Canonikus Bastiani auf Grund der Lehmann'schen Dokumente soll in einem weiteren Artikel gehandelt werden.

1) Vgl. Kreiten: Voltaire, ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus. Freiburg 1878. S. 173—206.

XLI.

Die Folgen der übermäßigen Landtheilung in Frankreich.

Die Londoner „Contemporary Review“ brachte gegen Mitte Dezember v. J. einen Aufsatz über die schauderhafte Lage des Bauernstandes in der Auvergne und anderen Theilen Frankreichs, die dem durch die französischen Erbschaftsgesetze gebotenen Theilungssystem, welches nun fast ein Jahrhundert lang im Gange ist, die Entstehung verdankt. Der Artikel erregte Erstaunen in England und ward besonders von der Torypresse sehr ausgebeutet. Sie glaubte in den angeführten Thatsachen einen Beweis zu Gunsten des in England herrschenden Land- und Pachtsystemes und gegen den bäuerlichen Landbesitz überhaupt zu erblicken, während diese Thatsachen nur die Schädlichkeit der übermäßigen Parcellirung beweisen und zu Gunsten der Bestrebungen unserer Bauernvereine sprechen.

In Frankreich sieht man mehr als anderswo die socialen Träume des Liberalismus verwirklicht. Die Revolution hat dem „feudalen Unterdrücker“ das Land weggenommen und es dem gegeben, der es im Schweiße seines Angesichts bebaut, zugleich aber befohlen, daß es nach dem Tode des Besitzers unter alle seine Kinder gleichmäßig getheilt werde, um auf diese Weise die demokratische Gleichheit möglichst zu erhalten. Das Resultat dieser demokratischen Anordnung ist nun, daß die Mehrzahl der Landbevölkerung in Frankreich zur schwersten und nie aufhörenden Arbeit verdammt ist, gerade nur so viel verdient um das nackte Leben zu erhalten, und ihr nicht nur jeder Comfort sondern auch viel von dem versagt ist, was man in civilisirten Ländern als nothwendige Bedürfnisse betrachtet. Ein großer Theil dieser

Bevölkerung führt ein Leben, welches, versunken in Schmutz und Elend wie es ist, in materieller Beziehung noch unter dem Leben der Wilden Centralafrika's oder Südamerika's steht. Die „Gleichheit“ hat man also glücklich zu Stande gebracht, aber es ist die Gleichheit des Elends und weiter nichts, gerade so wie auch bei uns die Realisirung der socialdemokratischen Träume nur die Gleichheit des Elends hervorbringen würde.

Der erwähnte Aufsatz gibt eine sehr anschauliche Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse in der Auvergne, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Farben zu dick aufgetragen wurden, da viele Details und stets die Namen der Orte, welche von dem Verfasser besucht wurden, angegeben werden, so daß es für jeden, der diese Verhältnisse studiren will, leicht ist, sich von der Wahrheit zu überzeugen. So lange die jetzt herrschende Parcellirung der Ländereien herrscht, sagt der Verfasser, sei auch an keine Besserung der schauderhaften Zustände zu denken. Und doch seien die Besitzer und Bebauer dieses Landes ein ungemein thätiges und sparsames Volk, deren Geiz fast in Gemeinheit ausarte. Sie scheinen sogar schon die Fähigkeit des Genießens verloren zu haben, und solange sie einen Sou ersparen können, sei ihnen jedes Vergnügen und jede Annehmlichkeit des Lebens einerlei. „Nicht ein Buch oder ein Zeitungsblatt war je zu sehen“, sagt der Verfasser, „nicht ein Bild oder ein Holzschnitt an der Wand, nicht ein bischen Porcellan, nicht ein Zierrath, nicht ein gutes Möbel, keine Wanduhr, der Stolz eines englischen Bauernhauses. Es wäre unmöglich sich ein Leben zu denken, das so gänzlich ohne jedes Interesse und ohne jedes Fortschreiten, ohne Annehmlichkeit von irgend einer Art ist.“ Sparsamkeit hört hier auf eine Tugend zu seyn und wird zum Gegentheil. Ueber jeden Pfennig, der für die nothwendigsten Sachen ausgegeben werden muß, wird gemurrt. Das Resultat von all diesem Sparen und sich selber nichts Gönnen ist eine filzige, armselige, abscheuliche Existenz, „die kein anderes Ideal kennt, als so viel Sous als möglich in den alten Strumpf stecken zu können.“ Dieß ist übrigens noch nicht das Schlimmste. Gleichheit ist allerdings vorhanden, aber es ist eine Gleichheit, welche alle ohne Unterschied auf das gleiche Niveau von Unwissenheit und Rohheit herabbringt. „In keinem dieser Dörfer

war ein Haus zu finden, wo die wohlhabenderen Bauern, der Doktor, Advokat oder Pfarrer ein viel besseres Leben zu führen schienen."

Nur in der Normandie, wo die übermäßige Parcellirung noch nicht zu solchen Extremen gelangt ist und wo noch viele wohlhabende Pächter anzutreffen sind, herrschen bessere Verhältnisse. Aber ein Leben, wie es durchschnittlich die Bauern in Frankreich führen, meint der Verfasser, sei nicht werth, daß man es durchlebt. Uebrigens würde der Boden nach seiner Ansicht noch weit mehr produciren, wenn er auf eine weniger knauserige Weise bebaut würde, d. h. wenn seine Besitzer nicht Proletarier, sondern im Stande wären, etwas Kapital auf ihr Besitzthum zu verwenden. So weit ist die Parcellirung — in der Auvergne wenigstens — gediehen, daß „ein Stück Land fünfzig Meter lang und dreißig breit im Verhältniß zu den anderen Aeckern schon als sehr groß erscheint." Die mikroskopischen Grundstücke werden per Toise (zwei Meter im Quadrat) gekauft. Die Grundstücke desselben Eigenthümers liegen aber nie neben einander, sondern oft über eine Stunde weit von einander entfernt. Nie helfen sich die Bauern gegenseitig aus, nie wird eine Arbeit gemeinschaftlich ausgeführt: dies erlaubt ihr Neid und ihre Selbstsucht nicht. Daher kann auch keine Ersparniß an Arbeit stattfinden. „Die Kühe haben die Wagen zu ziehen und geben deßhalb auch weniger Milch. Man muß sehen, wie die armen, mageren Thiere die steilen Berge hinaufkriechen, jedes mit seinem Treiber. Ein ordentlicher Wagen mit drei Pferden davor würde die ganze Last auf einmal in weniger als dem vierten Theile der Zeit hinaufziehen. Aber hier zieht jedermann vor, seine eigene Kraft und die seiner Kühe nach Möglichkeit abzunützen." Der Hauptgrund, weßhalb vereinigte Arbeit hier unmöglich ist, liegt in den Eifersüchteleien, welche in den Gemeinden herrschen. „Ich hörte, daß bei einer Versteigerung der Preis der Toise aus purer Mißgunst auf zwanzig Francs hinaufgetrieben ward. Der glückliche Käufer zahlte 500 Francs für seinen Lappen, der ihm in den letzten sechs Jahren nichts eingebracht haben wird."

Wie zu erwarten, ist die Bevölkerung meistentheils im Abnehmen begriffen. „Zwei Kinder sind gewöhnlicher als drei —

sehr oft nur ein einziges." Selbst die Kosten einer so kleinen Haushaltung könnten oft nicht bestritten werden, wenn die Eltern nicht außer dem Ertrag ihres Landes noch sonst etwas durch ihre Handarbeit verdienten. Die Trauben waren in den letzten Jahren schlecht gerathen, doch war glücklicher Weise die Reblaus in der Auvergne noch nicht aufgetreten, welche sonst den Ruin der ganzen Gegend verursacht hätte. Wenn zu Hause keine Arbeit vorhanden ist, kein Hanf für den Weber zu spinnen, so arbeiten die Weiber im Felde. Ebenso wenig Aufmerksamkeit wie auf das Innere der Hütten wird auf das allgemeine Aussehen der Dörfer verwendet, jede Art von Schmutz liegt in den Straßen. „Dunkle, schmutzige, erbärmliche Kuhschoppen wechseln mit Häusern." Was die Häuser selbst anbetrifft, so würden sie eher den Namen menschlicher Schweineställe verdienen. Das erste Dorf, welches der Verfasser besuchte, lag ungefähr eine Stunde von Royat entfernt, einem neu aufgetauchten Badeorte in der Nähe von Clermont. In diesem Weiler, der den nicht sehr passenden Namen „Beauséjour" führt, fand sich bald eine Frau, die ihm ihr Haus zeigte und sagte, während des kalten Wetters schliefen die Bewohner im warmen Stalle. „Il y a là une si douce chaleur", meinte die Frau, „es ist so angenehm warm darin, daß man bald einschlummert." Das Dach ist mit Brettern bedeckt, auch ist ein kleines Fenster vorhanden, und wenn man heraus in die freie Luft tritt, dann kömmt ein Dampf heraus wie aus einem Ofen.

Ein anderes Haus wird, wie folgt, beschrieben: „Kein Fenster war vorhanden, nur zwei Scheiben, die man nicht öffnen konnte, über dem Thore, und weder Licht noch Luft, wenn nicht das Thor offen stand. Kein Eckbrett, kein Pult, kein Schrank war zu sehen; auf dem Fußboden lagen Zwiebeln, schmutzige Kleider, Brod, Stöcke und ein unbeschreibbarer Kehrichthaufen. Im Innern der Hütte war es noch schmutziger als draußen, denn hier fiel doch von Zeit zu Zeit ein reinigender Regen, der den Schmutz wegschwemmte, während das Innere der Hütte nie mit Wasser in Berührung kam und auch nicht kommen konnte. ‚Wo schlafen Sie,' frug ich. ‚Oh, dort oben.' Nun war keine Treppe oder sonst eine Oeffnung zu sehen. ‚Aber wie gelangen Sie dorthin?' ‚Ueber die Straße.' Die Frau führte

mich einen steilen Pfad hinauf nach der oberen Gasse, wo sich die Oeffnung befand, die in das Schlafzimmer führte. Die Leute mußten freilich durch Nässe und Kälte hindurch, wenn sie sich schlafen legen wollten, aber sie sparten die Ausgabe für eine Treppe. Auch hier sprach die Frau von dem Genuß, im Kuhstall zu schlafen." Fast immer liegen des Nachts Männer, Weiber, Kinder und Vieh bunt durcheinander. „Hommes, femmes et bêtes, tout ça vit pêle-mêle", berichtete naiv ein Franzose dem Verfasser. Und dieser Mangel an irgend einem Comfort rührte nicht stets von Armuth her; die Leute hatten überhaupt schon jeden Sinn für Anstand verloren, sie dachten an weiter nichts als an das Sparen von Brennmaterial.

Nach dem Besuche in Beauséjour ward Beaumont durchwandert, wo die Häuser, obgleich ein wenig besser als in jenem Orte, immer noch sehr armselig aussahen, und darauf Montferrand, wo in den Stadthäusern des Adels aus dem fünfzehnten Jahrhundert die Bauern der Umgegend „wie Thiere leben". Aber dem Anscheine nach noch erbärmlicher als das Leben der Bauern hier oder in Beauséjour und Beaumont ist das der Bewohner eines hoch oben in der Nähe des Puy-de-Dôme gelegenen Weilers. „Wir betraten einen großen Stall mit einem steinernen Pfeiler in der Mitte und einem gewölbten Dache, welchen die Besitzer selber gebaut hatten; auf der einen Seite befanden sich drei Kühe, auf der anderen zwei Betten an der Wand, nebst ein paar Wiegen und einem Feldbett. Die Bettlaken waren ziemlich reinlich; als Fußboden diente die bloße Erde unter unbeschreiblichem Schmutz; Kuh- und Hühnermist, zerbrochene Kisten, Holzstücke, ein Kasten für das Korn: alles im schönsten Durcheinander, und in der Mitte dieses Unrathes hingen die Kleider auf Stricken. Kein Tisch, kein Schrank oder andere Möbel waren zu sehen, ein einziges kleines Fensterchen in der Nähe der Betten." Dieser Schilderung wird noch folgende Bemerkung über die Sitten der Bauern beigefügt: „Nie wird, wie Dr. P. sagte, nach einem Arzt geschickt, außer bei Unglücksfällen. Die Leute sterben oder werden wieder gesund, wie es der Zufall will. Sie waschen sich nie, außer ihr Gesicht und ihre Hände einmal des Tages am Brunnen, und ein Waschbecken oder ein Krug sind gänzlich unbekannte Dinge."

In der ganzen Auvergne, behauptet der Verfasser, seien die Dörfer hierin wenig von einander verschieden, und fast in allen Theilen Frankreichs, da wo der Bauer allein auf sein Land angewiesen ist, stehe es nicht viel besser. Nur wo irgend eine Industrie vorhanden ist und der Mann nebenbei noch etwas Lohn verdienen kann, finde sich mehr Civilisation, mehr Bedürfnisse und weniger Unwissenheit. Als der Verfasser an der Table d'Hôte des oben erwähnten Badeortes erzählte, was er gesehen, schienen die anwesenden Franzosen sich nicht im geringsten darüber zu wundern. Eine Dame aus der Bretagne sagte, das Leben dort sei dasselbe; ein Gast aus Touraine bemerkte, auch in seiner Gegend schliefen die Bauern allgemein im Stalle. Nur in der Normandie ist es, wie gesagt, besser.

Die armselige Lage der Bauern in der Auvergne scheint dem Verfasser hauptsächlich aus drei Ursachen zu entspringen: aus der Kleinheit ihrer Ländereien, der schlechten Bebauung und aus dem Umstande, daß, so winzig als ihre Aecker sind, dieselben doch nie arrondirt werden, sondern oft sehr weit von einander entfernt liegen. Die erste Ursache liegt wie gesagt in der durch das französische Erbgesetz gebotenen übermäßigen Parcellirung, und wird in radical-demokratischen Ländern,[1]) wo vollkommene Gleichheit erstrebt wird, kaum abzustellen seyn. Die zweite Ursache, die schlechte Bebauung, ist zugleich Ursache und Wirkung, sie bringt Armuth und wird durch Armuth hervorgerufen. Die Fähigkeiten eines Mannes, der bei armseligem Leben beständig schwer arbeiten muß und dem keine freie Zeit übrig bleibt, sind gewöhnlich beschränkt und er wird selten Intelligenz genug besitzen, um neue Culturmethoden würdigen zu können; noch weniger aber wird er im Stande oder gewillt seyn, das nöthige Geld für ihre Einführung auszugeben. Die dritte Ursache, das Zerstreutliegen der kleinen Parcellen, wodurch so viel Zeit und Arbeit unnütz verloren geht, ist schwerer zu erklären; nach dem Verfasser liegt sie in dem Neide und der

1) In Nordamerika, wo man überhaupt vom französischen und deutschen Radicalismus und Staatsabsolutismus nichts wissen will, herrscht Testirfreiheit.

Mißgunst, welchen die Bauern der Auvergne gegen jeden fühlen, der seine Vermögensverhältnisse zu verbessern strebt. Beabsichtigt dort ein Mann sein Land durch Kauf oder Tausch zu arrondiren, so bilden gleich alle anderen Bewohner des Dorfes ein Complott gegen ihn und nöthigen ihn, seinen Plan aufzugeben.

XLII.

Zeitläufe.

Die Budget-Verhandlungen im preußischen Landtag
I. Der Culturkampf.

Es ist einmal so: im neuen Deutschen Reich können nicht sechs Wochen ohne eine diplomatische oder innerpolitische Ruhestörung vorübergehen. Ringsum in der Welt bewegt sich der Acheron täglich bedenklicher, alle Zeichen deuten auf eine neue Sündfluth, nicht von Wasser, sondern von Blut. Man sollte nun meinen, ein Reich das inmitten der Brandung postirt ist, müßte alle Kraft aufbieten, um den inneren Frieden anzustreben und die Gemüther zu beruhigen. Bei uns geschieht das gerade Gegentheil. Eine hochpolitische Verdächtigung löst die andere ab; Ein händelstiftendes Projekt schlägt das andere. Hat dann der Lärm eine Weile gedauert, so verschwindet der Apparat, als wäre er nie dagewesen, und ein anderes Nebelbild huscht über die Scene. Etwas wie die Unruhe Ahasver's spukt in der obersten Leitung, und man fühlt sich wie in einem von Klopfgeistern beherrschten Hause, in dessen Frieden man sich so gerne aus den Stürmen von draußen zurückziehen möchte.

Vom alten Jahr ist die Beunruhigung wegen des deutsch-österreichischen Bündnisses auf das neue übergegangen. Man weiß heute noch nicht, was der Lärm eigentlich bedeuten sollte, und schon ist die Ablösung da: nämlich die Correspondenzen zwischen Kaiser und Papst, vielmehr die Frage, ob denn von dem durch das sogenannte Ultimo-Gesetz [1]) betretenen Wege wieder umgekehrt werden soll zur vollen Gehässigkeit des Culturkampfs? Denn so steht jetzt die Sache. „Versumpfung" ist nicht das rechte Wort. Wenn jetzt nicht ein entscheidender Schritt zum Frieden geschieht, sei es durch eine Annäherung gegen die wohlwollenden Intentionen des Papstes oder durch unmittelbares und selbstständiges Betreten des legislativen Weges, dann liegt die Steigerung des trostlosen Zwistes in der Natur der Dinge. Die Verhandlungen im preußischen Abgeordneten-Hause vom 22. und 23. Februar haben genugsam bewiesen, wie weit es bereits gekommen und daß das Stadium der Siedehitze erreicht ist.

Bei den Verhandlungen der Kammer über das Kirchengesetz vom vorigen Jahr und von dem des Jahres 1880 ist selbst vom Ministertische zugestanden worden, daß kein Staat der Welt sich so exorbitante Eingriffe in das innere Leben der Kirche erlaubt habe, wie Preußen durch die Falk'sche Gesetzgebung. In Bezug auf die Stimmen, die von den verschiedenen Seiten des Hauses laut wurden, erklärte der jetzige Cultusminister zum Schlusse: er befinde sich wie im Traume, so verändert finde er die Stimmung der Kammer. Im Reichstag war bekanntlich der Windthorst'sche Antrag auf Zurücknahme des unsagbaren Verbannungsgesetzes vom 4. Mai 1874 mit mehr als Zweidrittel-Mehrheit angenommen worden, wenn er auch im Bundesrath am 5. Juni aus

---

1) So wird das Gesetz vom 31. Mai 1882 genannt. Vergleiche darüber und über das andere Gesetz der „diskretionären Gewalt" vom 14. Juli 1880 „Histor.-polit. Blätter" Bd. 86. S. 222 f. Bd. 89. S. 867 f.

Gründen, deren Mittheilung dem Reichstag hartnäckig vorenthalten wurde, zu Boden fiel. Woher nun der plötzliche Stillstand, ja der Rückfall, dessen sich der Liberalismus bereits freuen zu dürfen glaubt?

Fürst Bismarck kann sich nicht darüber beklagen, wenn die Lösung des Räthsels abermals in der Absicht gesucht wird, die Herstellung des kirchlichen Friedens zu einem Schacher für anderweitige Zwecke auszubeuten. Man erinnert sich an die Verhandlungen mit der Nuntiatur in Wien, wo die Revision der Maigesetze ausdrücklich von der Bedingung abhängig gemacht wurde, daß der Papst auf das Centrum den nöthigen Druck ausübe, damit es fortan „über den Stock springe" wie zuvor die Nationalliberalen[1]). Man nimmt an, daß sich auch an das Compromiß mit den Conservativen über das Gesetz vom 31. Mai v. Js. die Erwartung geknüpft habe, das Centrum werde sich nunmehr von selbst der unerläßlichen Bedingung fügen, und daß man sich eben in dieser Hoffnung getäuscht gesehen habe. Uebrigens machen die Officiösen auch gar kein Hehl daraus, wo der Kern der Situation liege: die Regierung würde nämlich, wenn sie eine den Frieden verbürgende Revision der Maigesetze vornähme, ohne daß das Centrum sich für die nicht-kirchenpolitischen Fragen gefangen gäbe, die Unterstützung der Nationalliberalen und der Freiconservativen auch für diese Fragen offenbar verlieren, ohne daß sie dafür die Dienste des Centrums gewänne. Sie könnte dann nicht mehr je nach Bedarf die Parteien gegeneinander ausspielen, und die preußisch Conservativen als bloßes „auf den Namen Bismarck gewähltes" Kanonenfutter gebrauchen. Sie müßte Farbe bekennen, und conservativ auftreten oder liberal; und gerade das will sie schlechterdings nicht.

Darauf gründet nun auch der Nationalliberalismus

---

1) S. darüber: „Fürst Bismarck in den kirchenpolitischen Verhandlungen" (1880): „Histor.-polit. Blätter" Bd. 86. S. 53 f.

seine unverwüstlichen Hoffnungen. Die herrschende Zwickmühlen-Politik kann seiner nicht entbehren; er wird immer nur scheinbar „an die Wand gedrückt“ und erdrosselt. Soeben erscheint Herr von Bennigsen wieder an der Tafelrunde wie Banquo's Geist, und seine Organe erklären ungenirt: die gegenwärtige Regierung werde weder eine Kirchenpolitik noch eine Politik auf anderem Gebiete gegen den Widerspruch des Herrn von Bennigsen und seine politischen Freunde behaupten können oder einzuleiten den Muth haben. Um unentbehrlich zu bleiben, ist dieser Herr der Meinung: die Regierung solle einfach „ruhig abwarten“, bis die Curie im Kirchenstreit klein beigebe. Denselben Rath hat schon der Exminister und Abgeordnete Falk im Jahre 1880 ertheilt; ein Führer der Reichspartei hat ihm aber erwidert: „diese Haltung lasse jede Spur staatsmännischer Auffassung vermissen.“ Auch der damalige Cultusminister wendete gegen die Politik des „Abwartens“ ein: die Regierung trage eben die moralische Verantwortung für die unerträglichen Zustände, welche die Folge der Maigesetze gewesen seien. Möglich, daß diese Meinung jetzt wieder eine andere ist. Aber Herr von Bennigsen will auch die social-politischen Pläne des Reichskanzlers auf die lange Bank schieben, und da glaubt hinwieder Fürst Bismarck nicht, „ruhig abwarten“ zu dürfen. So ist der Knoten verschlungen.

Aber wo liegen denn nur die innersten Gründe, die eine solche Politik auf die Bahn brachten und das einst so stramme Staatswesen Preußens in eine Verwirrung stürzten, die dem schadenfrohen Ausland als ein Schauspiel für Götter dient? Wir haben uns die Frage immer wieder vorgelegt, und den tieferen Grund von Anbeginn in der eigenthümlichen Staatsnatur Preußens und als Folge seines Aufblühens zu einem Reiche gefunden. In dem neuen Kampfe gegen das gute Recht der preußischen Katholiken ist den Liberalen die Einwendung begegnet, warum denn gerade nur Preußen nicht im Stande seyn sollte, ein friedliches Verhältniß mit der

katholischen Kirche herzustellen, nachdem dieß neuestens sogar mit dem russischen Czarthum, sage mit Rußland! möglich gewesen sei? Die Antwort lautete: Ja, bei Preußen und dem neuen Reich ist das eben ganz etwas Anderes! „Das neue deutsche Reich", so hat einer dieser Apologeten erklärt, „bedeutet entweder nichts oder doch sehr wenig, wenn es sich bloß neben die anderen Einheitsstaaten älteren Datums stellt; es muß eine Specialmission in der Geschichte haben, und diese kann, nach der innersten Anlage und der Vergangenheit unseres Volkes, nur die seyn, sich als Culturreich zu bewähren und als solches auf die Welt zu wirken" [1]).

Der Gedanke einer solchen Specialmission verbreitet ein erschreckendes Licht über die ganze Lage. Davon wollen wir gar nicht reden, daß auch wir außerpreußischen Deutschen und Katholiken in die Specialmission ohne weiters eingeschlossen werden; mit scharfen Augen konnte man das schon aus den Versailler Verträgen herauslesen. Auch wollen wir nicht behaupten, daß der Gedanke den leitenden Kreisen in Berlin stets vollständig bewußt sei. Aber daß er mehr oder weniger unbewußt das Preußenthum seit 1866 inspirirt, ist nicht zu verkennen. Im Culturkampf hat der titanische Hochmuth nach einer Seite hin seinen Ausdruck gefunden; in der vom Fürsten Bismarck proklamirten Socialpolitik ist die andere Seite ausgedrückt. Nicht nur geht dieselbe thatsächlich mit Plänen um, zu welchen sich bis dahin kein anderer Staat der Welt verstiegen hat; sondern es wird von den Aposteln dieser Politik auch ausdrücklich gesagt: das vermöge eben nur der Staat der Hohenzollern zu planen und zu leisten. Wir werden auf diese Seite der Sache ein ander Mal noch näher eingehen.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß der Gedanke der preußischen Specialmission kein stets und überall bewußter

---

1) „Kaiser und Papst" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Februar 1883.

Programm-Satz ist, so verhält sich das doch anders mit den einzelnen Elementen des abstrakten Begriffs von einer solchen Specialmission. Dazu gehört der Militärstaat in der Ausbildung, mit der Preußen allen Staaten des Welttheils als Land und Leute verderbendes Beispiel vorangegangen ist. Die stramme Centralisation des Civilstaats in der Periode des Absolutismus hatte ebenfalls nicht Ihresgleichen. Als „Staat der Intelligenz" hat sich das Preußenthum ein halbes Jahrhundert lang über alle anderen Staatswesen erhoben. Als Nationalstaat ist es in die Periode der neuesten deutschen Geschichte eingetreten. Endlich ist es wie kein anderes Staatswesen der Welt aus der Reformation herausgeboren. So begreift sich die Idee einer Specialmission, die Preußen im Reich vor „anderen Einheitsstaaten älteren Datums" voraushaben soll; es begreift sich dann auch die eigentliche Bedeutung der Schlagworte vom „evangelischen Kaiserthum" und des neuesten vom „socialen Königthum" der Hohenzollern.

Vor Allem aber begreift sich das wirkliche, aller Vorwände und faulen Ausreden entkleidete, Wesen des Culturkampfs. Die Specialmission erheischte in erster Linie ein National-Kirchenthum. Die Souverainetät „älteren Datums" hat sich auch in der ärgsten Ueberspannung immer noch mit einer gesetzlichen oder vertragsmäßigen Rechtsstellung der katholischen Kirche vertragen. Dem preußischen Culturkampf dagegen hat man keine Gehässigkeit der Tendenz mit Unrecht nachgesagt. Es war und ist ein stereotyper Vorwurf gegen den heiligen Stuhl, der Papst wolle gerade nur für Preußen Zugeständnisse verweigern, die er anderen Staaten anstandslos bewillige. Die Unwahrheit der Behauptung ist tausendmal widerlegt; aber das Gegentheil ist wahr. Preußen verlangt von Rom Concessionen, die es niemals bewilligen kann und auch keinem katholischen Staat jemals bewilligt hat. Es muthet dem heiligen Stuhl geradeaus zu, für Preußen eine principielle Ausnahmestellung zum Kirchenrecht zu schaffen. Sogar die „diskretionäre Gewalt" hat man dem Segen des Papstes

schon unterbreiten wollen; und wenn von ihm verlangt wird, daß er den katholischen Klerus in Preußen zur Erfüllung der Anzeige-Pflicht in der Ausdehnung der Maigesetze, mit Allem was daran hängt, anhalte, so heißt das im Grunde wieder nichts Anderes, als der Papst solle den Klerus in Preußen der diskretionären Gewalt der Bureaukratie, bis hinauf zum „geistlichen Gerichtshof", unterwerfen. In dem stolzen Gefühl einer vor allen anderen Staatswesen empfangenen Specialmission findet eine solche Stellungnahme allerdings ihre Erklärung, aber auch nur darin.

Der Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Papst hat nun jedenfalls das Gute gehabt, daß man die Klage nicht mehr vorbringen kann: die Kirche rücke mit der Sprache nicht heraus, was sie denn eigentlich concediren wolle und was sie dagegen verlange. Beides ist mit aller Deutlichkeit gesagt. Der Papst will, wie der kaiserliche Brief vom 22. Dec. v. Js. verlangt hat, das „Entgegenkommen der Geistlichkeit auf dem Gebiet der Anzeige der geistlichen Ernennungen" zunächst für die jetzt vakanten Parochien veranlassen, und zwar in dem Umfange, wie es in dem päpstlichen Schreiben an den Erzbischof von Köln vom Frühjahr 1880 bezeichnet war, nämlich bei den eigentlichen Pfarrern, die mit kanonischer Institution einzusetzen sind. Aber er stellt die eigentlich selbstverständliche Bedingung, daß erst auf gesetzlichem Wege die Bestimmungen abgeändert werden müßten, welche die neuen Pfarrer verhindern würden, das geistliche Amt gemäß den ihnen obliegenden Pflichten zu versehen: also Freiheit in der Erziehung und Instruktion des Klerus sowie der kirchlichen Jurisdiktion. Wäre so einmal die Anzeigepflicht bezüglich der vakanten Stellen ermöglicht, dann machte der Papst die definitive Ordnung der Anzeige durch gemeinsames Uebereinkommen abhängig von einer vollständigen Revision der Maigesetze. So der Papst. Eine solche Revision hatte aber der kaiserliche Brief nicht in Aussicht gestellt, sondern nur eine Revision der sogenannten „Kampfgesetze", womit indirekt die eigentliche

Revision verweigert war, da ja die Kampfgesetze mit einer organischen Revision den Boden ipso facto verlieren würden.

Als von der Thatsache der kaiserlichen Antwort auf das Glückwunsch-Schreiben Sr. Heiligkeit verlautet hatte, zog der Abg. Dr. Windthorst seinen bereits wieder eingebrachten Antrag auf Freigebung des Messelesens und der Spendung der hl. Sakramente einstweilen von der Tagesordnung zurück. Es sollte keine Störung in die Verhandlungen gebracht werden. Kaum waren aber die betreffenden Dokumente veröffentlicht, so traten die Officiösen mit Commentaren auf, welche dem ohnehin tief gesunkenen Vertrauen den letzten Stoß versetzten. Der Sturm mußte nun bei der Berathung des Cultusetats um so mehr losbrechen, als die Regierung die Vollmachten, welche sie durch das Ultimo-Gesetz erhalten hatte, in den wesentlichsten Punkten nicht benützt hatte. Der Minister hatte damals feierlich erklärt: ohne alle Rücksicht auf etwaige politischen Gegendienste (von Seite des Centrums), bloß aus Mitleid mit der Noth des katholischen Volkes sollten die Erleichterungen des Gesetzes gewährt werden. Aber ein Anderer wollte anders. Das Centrum hatte sich nur schwer dazu entschlossen, einem Gesetz für „diskretionäre Gewalt", was an und für sich ein Unding ist, zuzustimmen; es brachte nur der Rücksicht auf die peinvolle Lage, in der Geistliche und Laien in dem traurigen Kampfe ausharrten, das Princip zum Opfer, übrigens in der bestimmten Zuversicht, daß der nächste Schritt zur Revision der Gesetze selbst führen müsse. Aber schon nach wenigen Wochen offenbarten die Officiösen den wahren Stand der Dinge. „Nicht die geistliche Noth des katholischen Volkes", so sagt das demokratische Hauptorgan, „nicht die Verwüstungen des Culturkampfs sind es, welche seit einigen Jahren die preußische Politik Rom gegenüber versöhnlicher gestimmt haben, sondern der Wunsch des Fürsten Bismarck, eine große Partei zur parlamentarischen Botmäßigkeit zu zwingen"[1]).

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 4. März 1883.

Das durfte freilich der Minister nicht eingestehen, als er jetzt Rechenschaft geben sollte, warum das Ultimo-Gesetz nicht ausgeführt worden sei. An der Ehrlichkeit seiner Politik zweifelte Niemand, aber er konnte den Mächtigen hinter ihm nicht verrathen. So war er in bemitleidenswerther Lage. Was sollte er vorbringen auf die Frage: warum das Gesetz vom 31. Mai v. Js. unausgeführt geblieben sei? „Ich darf", sagte Freiherr von Schorlemer-Alst, „zunächst daran erinnern, wie dieses Gesetz zu Stande gekommen ist. Die k. Staatsregierung, und insbesondere auch der Herr Cultusminister, haben uns bei den Verhandlungen darauf hingewiesen, daß das Gesetz wünschenswerth und dringend nöthig sei als ein Werk des Friedens, um die Lage der Katholiken möglichst zu erleichtern. Ferner sollte das Gesetz Zeit und Grundlage gewähren für weitere Friedensverhandlungen. Vor Allem aber wurde betont, es solle mit diesem Gesetze kein do ut des-Geschäft, kein Handel getrieben werden. Aus diesem Grunde, wurde uns gesagt, acceptiren Sie das Gesetz aus Friedensliebe; und wir haben deshalb loyal eingeschlagen." Und was sei nun daraus geworden? „Fast ein Jahr ist verflossen und es ist nichts geschehen; keiner der vertriebenen Bischöfe ist zurückgekehrt, das Sperrgesetz ist nicht aufgehoben, auch nicht aufgehoben in den Diöcesen, die noch eine geordnete bischöfliche Verwaltung haben, deren Oberhirten ganz auf demselben Standpunkte stehen, wie die derjenigen Diöcesen, die neu besetzt worden sind." Der Abg. Dr. Reichensperger (Olpe) betonte insbesondere: daß auch die neuen, von der Regierung selbst ausgewählten Bischöfe, die also gewiß personae regi gratae seien, im Uebrigen gerade so gestellt seien, wie ihre Amtsbrüder aus der früheren Periode: „Auch diese neuen, auf den Wunsch der Regierung ernannten Bischöfe sind mit beiden Händen gebunden; sie können die verwaisten Pfarreien nicht besetzen, das Elend dieser Pfarreien besteht fort, die Regierung legt die Hände in den Schooß."

Niemals zuvor hat das Haus diesen stets so bemessenen

Redner mit der flammenden Entrüstung sprechen hören wie an diesem Tage. Seine Worte fielen wie Keulenschläge auf den Minister nieder, der es inzwischen mit der Antwort auf die Frage versucht hatte: warum denn die Fakultäten des Ultimo-Gesetzes nicht zur Ausführung gekommen seien? Die angegebenen Gründe waren allerdings wunderbar. Der Minister versicherte: trotz des heftigen Auftretens der Organe der Centrumspartei sei die Regierung schon nahe daran gewesen, nicht nur die Gehaltssperre aufzuheben, sondern auch einen ihr besonders empfohlenen Bischof zur Begnadigung vorzuschlagen. Indeß sei schon gleich nach Erlaß des Ultimo-Gesetzes die Kölner Adressen-Bewegung für Zurückrufung des Erzbischofs agitatorisch aufgetreten. Dann hätten die Wirren von Breslau aus ihren Anfang genommen, wegen der Staatspfarrer und wegen der Mischehen. Der Minister versichert, daß namentlich bezüglich des letzteren Zwischenfalls die tiefgehende Erregung des ganzen Protestantismus der Regierung sogar ernste Erwägungen nahe gelegt habe, ob „sie nicht repressionsweise eingreifen solle". In Bezug auf die Mischehen-Frage hatte der Minister noch dazu das Unglück, zu bemerken, es habe sich da nicht um das Breslauer Proklama, sondern „um das der Regierung unbekannt gebliebene Hildesheimer Edikt gehandelt." Das mußte freilich der Regierung unbekannt bleiben, denn es existirt nicht. Der Minister meinte wohl die von Papst Pius IX. zunächst an die Hannover'schen Bischöfe gerichtete Instruktion vom 17. Februar 1864. Wenn aber dieses Dokument dem preußischen Ministerium „unbekannt" blieb, so ist es dessen eigene Schuld; denn die Instruktion war seit 17 Jahren gedruckt und auch in protestantischen Werken über Kirchenrecht wohl bekannt. Die „Germania" hatte die Instruktion sowie deren Erneuerung im Jahre 1879, nach Einführung der Civilehe, schon während der Wirren des vorigen Jahres wiederholt und eingehend besprochen[1]).

1) Z. B. in der Nummer vom 26. August 1882.

Endlich kommt aber das Haupthinderniß, weshalb es der Regierung, „zu ihrem lebhaftesten Bedauern", unmöglich war, ihrem Wohlwollen weiteren Ausdruck zu geben. Der Stein des Anstoßes war der Abgeordnete Dr. Windthorst. Er war bei verschiedenen Katholiken-Versammlungen herumgereist, hatte Reden gehalten, namentlich auch in Frankfurt, und hier unter Anderem gesagt: Der jetzige Kampf um Wiedererlangung aller Rechte der Kirche und der Garantien gegen die Wiederkehr der jetzigen Zustände sei ein harter; aber er sei ein Kinderspiel gegen das, was man auf dem Gebiet der Schule zu erstreben und zu erreichen habe. Mußte sich da die Regierung nicht sagen: was hilft uns alles Das, wenn die „kleine Excellenz" gleich wieder von vorn anfangen will?

Hr. Windthorst aber eröffnete seine persönliche Entgegnung mit einem Blick hinter die Coulissen: „Ich bin," sagte er, „geneigt zu glauben, daß diese Partie in der Rede des Herrn Ministers nicht ganz Original ist." Seine eigene Rede war die ergreifendste, die er je gehalten hat. Zum Schlusse schleuderte er nocheinmal einen Blitz hinter die Coulissen mit den bedeutsamen Worten: „Der friedfertige Theil war und ist die Kirche, die Regierung aber will den Frieden nicht, obwohl — das constatire ich vor dem katholischen Volke — der ehrwürdige Greis auf unserm Thron den Frieden will. Es wird der Tag kommen, wo das Alles noch offenbarer werden wird als jetzt. Die Herren mögen versichert seyn, ich werde nicht aus der Welt gehen, ohne auch mein Portefeuille geöffnet zu haben, und dann werden die Gesichter dann und wann anders aussehen, als sie sich heute darstellen. Von Wohlwollen auf denselben kein Zug!" Gewissen Orts wird man nicht geneigt seyn, das als leere Drohung anzusehen.

Die wuchtigen Worte der drei Herren haben weitum im Lande den tiefsten Eindruck gemacht[1]). In der Kammer

1) Uebrigens haben im Verlauf der Budget-Debatte noch andere Redner den Effekt wesentlich verstärkt. Namentlich haben der

aber waren es Monologe, insoferne als von anderen Seiten des Hauses sich keine Discussion daran knüpfte. Niemand kam dem schwer bedrängten Minister zu Hülfe, weder conservativer noch liberaler Beistand. Im ganzen Verlaufe des Culturkampfes trat dieses erkältende Schweigen zum ersten Male ein. Der Grund liegt nahe. Die Conservativen wollten sich nicht völlig mit dem Centrum identificiren im Angriff gegen die Regierung, noch weniger wollten sie sich mit dem Centrum überwerfen. Sie wissen warum. Als sie den ersten Antrag Windthorst's auf Freigebung der heiligen Messe und der Spendung der Sakramente zum Falle bringen halfen, da hat eines ihrer eigenen Organe auf die Gefahr einer Verfeindung mit den katholischen Wählern öffentlich hingewiesen. Die merkwürdige Warnung lautete: „So stehen in der That die Dinge, daß der Bruch mit den Katholiken die deutsch-conservative Partei im Großen und Ganzen wieder zu dem machen würde, was sie vor dem 12. Juli 1876 gewesen ist: eine specifisch altpreußische Institution, die sich auf Pommern, Brandenburg und Ostpreußen stützt, vielleicht auch auf einzelne Theile von Schlesien noch, obschon gerade dort der Schaden nicht ausbleiben könnte. Das deutsche Element würden dann im besten Falle vier oder fünf Sächsische Mandate repräsentiren!“ 1)

Vicepräsident Freiherr von Heeremann und der Abg. Bachem (Köln) die empörende Behandlung illustrirt, der die krankenpflegenden Ordensschwestern gemäß den Maigesetzen unterliegen. Es ist buchstäblich wahr, daß die persönliche Freiheit der unter Polizeiaufsicht stehenden abgestraften Verbrecher mit gesetzlichen Garantien umgeben ist, die den „Engeln der Barmherzigkeit“ aberkannt sind. Hr. Bachem schloß mit den Worten: „Ich beklage im innersten Herzen die Männer, auf welchen Platz sie auch gestellt seyn mögen, die berufen sind, derartige Gesetze zu handhaben. Für alle Ehren und alles Gold der Welt möchte ich nicht an ihrer Stelle stehen“.

1) „Allgemeine conservative Monatsschrift“ von M. von Nathusius. Februar 1881 S. 149.

Andererseits sind zwar die Liberalen ihres Deutschthums sicherer, aber sie trauen dem wetterwendischen Wesen der Bismarck'schen Politik über den Weg nicht mehr, und das wollten sie einmal recht demonstrativ zur Empfindung bringen. Sie haben den Zweck auch erreicht. Das officiöse Organ, dessen Namen man nicht gerne in den Mund nimmt, quittirte sofort den empfundenen Aerger: „In den erregten Debatten über den Cultusetat haben die liberalen Parteien eine auffällige Zurückgezogenheit beobachtet. Unseres Erachtens muß die Regierung aus diesem Schweigen nothwendig schließen, daß sie in dem Streite zwischen dem Staate und der Curie nicht mehr in dem Maße wie früher auf die Unterstützung der liberalen Parteien rechnen könne, und sie wird sich deshalb vielleicht veranlaßt fühlen, gegen die päpstlichen Wünsche nachgiebiger zu seyn, als es bisher der Fall war."

Was soll nun also werden? Der Herr Minister hat in der Kammer nur seine eigene Rathlosigkeit kundgegeben. Er hat gesagt: „Die Anzeigepflicht auf eine formelle Abmachung zu stützen, ist der Knotenpunkt der ganzen Situation; die Regierung wird aber keine formelle Abmachung machen können, weder in Form eines Concordats noch in irgend einer andern Form. Durch das Festlegen auf diesen Punkt ist unsere legislative Maschine in's Stocken gerathen und es ist nicht möglich, mit neuen gesetzgeberischen Maßnahmen hervorzutreten." Der Minister wiederholt, daß die ganze Frage an dem Haken der Anzeigepflicht hänge, beziehungsweise also in die Sackgasse gerathen sei. Diese Aeußerung scheint somit einfach mit der sogenannten Versumpfung zu drohen; aber sie wirft doch in zweifacher Beziehung Licht auf die momentane Lage.

Zunächst zeigt sie, was mit der Forderung des kaiserlichen Briefes gemeint war: der Papst solle das „Entgegenkommen der Geistlichkeit auf dem Gebiet der Anzeige" veranlassen. Eine Verständigung über Art und Umfang der Anzeige war nach der Aussage des Ministers von vornherein

ausgeschlossen; die Regierung blieb sich hierin ganz consequent, indem sie jede Punktation mit dem hl. Stuhl desavouirte. Die unveränderte maigesetzliche Anzeigepflicht sollte durch „das Entgegenkommen der Geistlichen" zuvor thatsächlich anerkannt werden, und dann erst würde die preußische Regierung sich das Weitere überlegen. Kurz, der Papst sollte, um so zu sagen, der maigesetzlichen Politik den Hasen in die Küche jagen, wo er dann je nach Ermessen gesotten oder gebraten werden könnte. Aber wenn das wirklich die unveränderte Absicht der Regierung war, warum ist sie dann nach Rom gegangen. Sie konnte und mußte ja doch wissen, daß auch der friedliebendste Papst auf eine solche Zumuthung nie und nimmer eingehen könne. Nichteinmal dann, wenn nicht die Fragen von der Heranbildung der Geistlichen und der Jurisdiktion mit der maigesetzlichen Anzeige in untrennbarer, dreieiniger Verbindung stünden. Daß diese Anzeige selbst in dieser Isolirung unmöglich sei, haben auch protestantisch-conservative Organe längst zugegeben; so die „Kreuzzeitung" schon im Jahre 1878. Und neuerlich erklärt dasselbe Blatt wiederholt: „Die Anzeigepflicht, wie sie in den Maigesetzen formulirt ist, kann die katholische Kirche nie annehmen, da es nach ihr dem unbeschränkten Belieben der Regierung überlassen ist, ob sie den Betreffenden zurückweisen oder annehmen will, ohne daß sie zur Angabe von Gründen verpflichtet ist" [1]), da sie also aus Priestern Staatsbeamte und Diener des jeweiligen Ministeriums oder auch Günstlinge der Herren Oberpräsidenten machen will.

Wenn aber die Regierung das Alles zum voraus wissen mußte, und wenn sie consequent jede formale Abmachung mit Rom ausschloß: warum hat sie dann — wenn es ihr überhaupt mit der Abhülfe des himmelschreienden Zustandes ernst war, was Dr. Windthorst auf das Bestimmteste geläugnet

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. Februar 1883; vgl. „Germania" vom 19. Mai 1880.

hat — dennoch „über die Köpfe des Centrums weg" mit Rom verhandeln und nicht lieber gleich den Weg der selbstständigen Gesetzgebung betreten wollen? Fürst Bismarck selbst hat in einer Rede vom 14. Mai 1872 erklärt, daß man nur auf diesem Wege, „und nicht durch ein Concordat", aus den bestehenden Mißverhältnissen herauskommen könne. Die gesammte protestantisch-conservative Partei hat, bei der ihr eigenthümlichen Ueberspannung des Souveränetäts-Begriffs, stets denselben Weg als den allein correkten vertreten, weil „es nur Eine souveräne Macht im Staate geben könne und das sei die Staatsgewalt selbst" [1]). Wollte man aber einwenden, daß Rom doch wieder gegen eine solche einseitige Gesetzgebung den Widerstand proclamiren würde, so müßte man es jedenfalls auf die Natur dieser Gesetzgebung ankommen lassen. Es gibt thatsächlich einen friedlichen modus vivendi — das Wort war ja sonst dem Herrn Reichskanzler sehr geläufig — ohne daß der Papst zu den gesetzlichen Bestimmungen, die demselben zu Grunde liegen, seine Zustimmung und seinen Segen hätte geben können. In Rom würde es selbstverständlich heißen: „Erst sehen wollen!"

Warum wird also dieser Weg aus der Sackgasse nicht betreten? Wir wollen nicht annehmen, daß die Absicht war, um jeden Preis den heiligen Stuhl zu demüthigen, und über die unabänderlichen Grundsätze der Kirchenregierung einen Triumph zu feiern. Aber bei der beliebten Schaukelpolitik zwischen den Parteien liegen allerdings praktische Hindernisse nahe. Sollte eine solche Gesetzgebung zum Ziele führen, so müßte sie nicht nur so geartet seyn, daß Rom sich dieselbe stillschweigend gefallen lassen könnte, sondern daß auch das Centrum dem Zustandekommen derselben seine Unterstützung verleihen könnte. Dann müßte man aber andererseits die Liberalen preisgeben. So eröffnet sich hier also abermals

1) „Allgemeine conservative Monatsschrift". Dezember 1879. S. 927.

eine Sackgasse. Vielleicht wäre auch der jetzige Moment am richtigsten charakterisirt, wenn man annimmt, daß zur Zeit umhergetastet wird, ob es nicht doch einen Ausweg aus dieser selbstgeschaffenen — parlamentarischen Scylla und Charybdis gebe.

Eines ist jedenfalls gewonnen: der Weg der „diskretionären Gewalt" ist für immer ungangbar geworden. Die Regierung selber hat durch Nichtbenützung der Vollmachten das legislative Monstrum verhungern lassen. Selbst die Officiösen denken nicht mehr daran. Beweis, daß sie die Nachricht in Umlauf gesetzt haben: Preußen habe in Rom einen Antrag auf Einführung von Kirchengesetzen nach Würtembergischem Muster gestellt und sei damit abgewiesen worden. In dieser Fassung ist die Nachricht schwer glaublich. Schon deshalb, weil ein solcher Schritt doch wieder zu einer „Abmachung in irgend einer anderen Form" führen würde. Andererseits aber ist die kirchenpolitische Ordnung in Würtemberg ein reiner modus vivendi. Der heilige Stuhl hat diesen Zustand keineswegs als den kirchenrechtlichen Grundsätzen entsprechend erklärt, außer insoweit derselbe mit den Bestimmungen der Convention vom 8. April 1857 übereinstimmt[1]). Als dieser Vertrag an dem Widerstand der zweiten Kammer des Landtags mit ihrer protestantisch-liberalen Mehrheit gescheitert war, beugte sich die Regierung diesem Willen, unter dem ausdrücklichen Protest des heiligen Stuhls, des Bischofs und des ganzen Klerus der Diöcese Rottenburg, und unter dem gleichen Protest kam das Gesetz vom 30. Januar 1862 zu Stande.

Es ist das Verdienst der friedliebenden Verträglichkeit beider Theile, daß Würtemberg sich trotz des kriegerischen Charakters des Gesetzes den vollen kirchlichen Frieden erhalten hat. Die „Waffen bleiben auf dem Fechtboden" liegen, weil

---

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter. Band 41. S. 867 f.: „Nochmals die württembergische Convention mit dem heiligen Stuhl vom April 1857."

es einer Defensive nicht bedarf und an eine Aggression Niemand denkt. Das ist der principielle Gegensatz zu den preußischen Maigesetzen. Namentlich ist dort die Erziehung des Klerus nach den Zugeständnissen der Convention geordnet; die staatliche Oberaufsicht ist einem aus Katholiken zusammengesetzten Collegium, ähnlich der im Beginne des Culturkampfs aufgehobenen „katholischen Abtheilung" in Preußen, übertragen; und die Anzeigepflicht enthält keines der gehässigen Momente, welche die gesammte Maigesetzgebung in Preußen an sich und allein schon unannehmbar machen. Wollte Preußen seine Gesetze nach einem solchen Muster revidiren, so kann mit Bestimmtheit nur so viel gesagt werden, daß der heilige Stuhl es sich gefallen lassen und dem Klerus in Preußen ein Hinderniß nicht bereiten würde. Das wäre aber genug.

Die „Specialmission" käme dabei allerdings zu kurz. Man hätte aber der universalen Kirche gegenüber eine solche auch nie ansprechen sollen. Hätte man es nicht gethan, so wäre man mit dem Versuche, auf socialpolitischem Gebiete allen anderen Staatswesen vorauszueilen, vielleicht schon weiter gekommen, als es thatsächlich der Fall ist. Man hätte beide Arme sich frei gehalten. Wer zu viel angreift, bringt gar nichts zuwege, und wer zu hoch steigt, hat einen weiten Weg herab.

Am 26. März 1883.

XLIII.

Neue Beiträge zur Urkundenlehre.

Das Studium des Urkunden-Wesens hat sich seit dem Wiedererwachen der liebevollen Hingabe an die Geschichts-Wissenschaft in Deutschland hauptsächlich mit den Kaiser-Diplomen beschäftigt. Auch dem päpstlichen Urkunden-Wesen wird in neuerer Zeit, besonders durch Pflugk-Harttung, Diekamp u. A. große Aufmerksamkeit zugewendet. Verhältnißmäßig am wenigsten

richtete sich bislang das Augenmerk der Gelehrten vom Fache auf die größte Masse der Urkunden, neben welchen die Kaiser- und Papstdiplome verschwinden, auf die Privat-Urkunden.

Diese Vernachlässigung wurde durch die „Beiträge zur Urkundenlehre" von Julius Ficker und durch Brunners „Zur Rechtsgeschichte der römischen und germanischen Urkunde" noch keineswegs wett gemacht. Was hierin der Wissenschaft, der Diplomatik noch zu thun übrig bleibt in weitem Felde, davon gibt das Buch von Gustav v. Buchwald „Bischofs- und Fürsten-Urkunden des XII. und XIII. Jahrhunderts" eine Ahnung [1]).

Der gelehrte Verfasser des Werkes war seit 1875 von der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Geschichte mit Vorarbeiten zu einem umfassenden Urkunden- und Regestenwerk betraut. Bei dieser Arbeit kam es ihm darauf an, Kriterien aufzufinden, wonach die Echtheit oder Unechtheit der vorliegenden Urkunden zu erkennen sei.

Es lag nahe, daß er wie seine Vorgänger sich dem Gedanken hingab, die Privat-Urkunden der Bischöfe und Fürsten u. s. f. seien der kaiserlichen Kanzlei nachgebildet, die in letzterer herrschenden Gesetze seien also auf jene übertragen worden, und folglich müsse sich Echtheit und Unechtheit derselben nach den bereits bekannten Kriterien der Kaiserdiplome entscheiden lassen.

Das Hauptkriterium der Echtheit der Königsurkunden liegt aber darin, daß sich durch Schriftvergleichung der Einzel-Urkunde mit einer Mehrzahl von Urkunden desselben Ausstellers ergeben muß eine Gleichheit der Schrift, entweder des Ausstellers, oder des Kanzlers, oder des Notars, oder eines ständigen Kanzleischreibers, woraus sich natürlich eine Beständigkeit der Form und der Formel von selbst folgerte. Das ist die Basis für die Kritik der Königs-Diplome. Aber angewandt auf die Privat-Urkunden der Bischöfe und Fürsten hätte dieß Gesetz zur Folge gehabt die Negation derselben. Buchwald ist in der Lage, „nach sorgfältiger Prüfung aller bremischen Erzbischofs-Urkunden des ganzen zwölften Jahrhunderts aussagen zu müssen, daß alle

---

1) Bischofs- und Fürsten-Urkunden des XII. und XIII. Jahrhunderts von Dr. Gustav von Buchwald. Rostock. W. Werther's Verlag 1882 (Preis 16 ℳ).

von verschiedenen Händen herrühren", und in gleicher Weise behauptet er das von den Urkunden Heinrichs des Löwen.

Soll nun darum das gesammte Urkunden-Material, das von diesen Fürsten auf uns gekommen ist, gefälscht seyn — dem Gesetze der Kaiserdiplome zuliebe? Unmöglich!

Buchwald suchte nunmehr, nachdem er das Destruktive seiner bisherigen Methode eingesehen, zu construiren und einen Theil seiner construktiven Beobachtungen legt er uns in seinem Buche vor, das mit Unterstützung der „Görres-Gesellschaft" zum Drucke gelangt ist.

Buchwald suchte nachzuweisen, daß die Privat-Urkunden seines zeitlich und geographisch beschränkten Beobachtungs-Terrains nicht aus einer je einheitlich dirigirenden Kanzlei hervorgegangen sind, daß sie also nicht vom Aussteller, sondern von dem jeweiligen, also sehr verschiedenartig gestalteten Empfänger hergestellt sind. Der Endzweck einer solchen Urkunde konnte natürlich nur ein beschränkter seyn: „Unterstützung des Gedächtnisses", wie Planck, deutsches Gerichtsverfahren II § 123, sich ausdrückt. Dem Aussteller, falls er auf den Inhalt der Urkunde beklagt wurde, war die Einrede gestattet: „Die Rede sei ihm nicht bewußt, er habe den Brief nicht gegeben", und „Zeugenbeweis und Eid müssen in der Regel im Stande gewesen seyn, Fälschungen vor dem Landrechte aus dem Felde zu schlagen". Wie sehr die Zeit damals auf den Zeugenbeweis hielt unter Vernachläßigung des Schriftbeweises, zeigt die hochinteressante Ausführung, daß die Urkunden in den Kirchen coram populo recitativ vorgesungen wurden und daß darum, das heißt zur Erleichterung des Singens, ein gewisses Metrum und eine Alliteration (?) und vorzugsweise ein Reimwesen in den Urkunden beliebt wurde. Die Urkunde erlangte „Unscheltbarkeit" erst dadurch, daß sie sich vom Altare, auf dem das Evangelium lag, die Anerkennung vor dem Volke erborgte (S. 44. 114. 460).

Im Gegensatze zur Urkunde, die aus einer Kanzlei hervorgegangen ist, also aus einer nachweisbaren, bekannten Hand, nennt der Verfasser die Hand, welcher die Privat-Urkunden entstammen, die unbekannte Hand.

Die juristische Geltung dieser beiden Hauptgattungen von Urkunden muß natürlich von verschiedenen Bedingungen abhängen.

Bei den Urkunden bekannter Hand hängt sie ab vom Beweise ihrer Originalität, bei den Urkunden der unbekannten Hand von ihrer Authenticität, das heißt von der Voraussetzung, daß ihre Schrift zur Zeit und ihr Siegel zum Aussteller stimmt. „Tota credulitas literae dependit in sigillo autentico bene cognito et famoso“ (S. 153).

Mit Recht opponirt der Verfasser demnach gegen den in den Urkundenbüchern üppig herrschenden Urkunden-Bestimmungs-Ausdruck „Original“, da doch in den meisten Fällen nicht ein solches, sondern nur ein „Authentikum“ vorliege, welchen Ausdruck er für die Zukunft warm empfiehlt.

Dem Nachweise dieses Grundgedankens und dem Auffinden specifischer essentieller Kriterien für Beurtheilung von Privat-Urkunden, als Sangbarkeit, logische Verwendung des Reimes in der Disposition der Urkunde, mit Einem Worte strenge Mönchs-Stylistik u. s. w., ist das ganze lehrreiche und gelehrte Werk gewidmet, aufgebaut an den Urkunden der Erzbischöfe Adalbero und Hartwig von Bremen, Heinrichs des Löwen, der Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin.

Die Arbeit Buchwald's zeigt übrigens nicht nur für die „Urkundenforschung“ neue Wege, sondern sie macht die nach dieser Methode zu bearbeitenden Regesten der deutschen Reichsfürsten erst zu einem für die Reichsgeschichte wirklich fruchtbaren Unternehmen. Dem vortrefflich ausgestatteten Buche, dem neben ausführlicher Inhalts-Angabe ein vollständiges Sach-Register und als Anhang 52 Schriftproben in Autographie beigegeben sind, wünschen wir volle Beachtung seitens der Fachgelehrten und einen baldigen Nachfolger in einem zweiten Bande.

J. M.

XLIV.

Ein- und Aussichten.

Parlamentarisches aus Oesterreich.

Als das Gebäude der liberalen Herrlichkeit zusammenbrach und die Ruinen, welche den Platz kennzeichneten, auf dem sich die Hochburg des Liberalismus erhoben hatte, sichtbar wurden, da wünschten sich Alle, die es mit dem Kaiserstaate ehrlich meinten, Glück zu diesem Ereigniß. Man gedachte an der Schwelle des goldenen Zeitalters zu stehen, am Eingang eines historischen Halljahres, in dem sich die große Restitution vollziehen und Jedermann wieder zu dem Seinigen gelangen würde. — Das waren thörichte Hoffnungen; aber um so entschuldbarer als die Bevölkerung der cisleithanischen Reichshälfte so lange hoffnungslos in den Banden eines rücksichtslosen Centralismus und unter dem Druck einer übermüthigen Coterie geschmachtet hatte. Der Mensch ist ja nur allzugeneigt von einem Extrem in das andere überzuspringen und bei dem ersten Gefühl des Frühlingswehens die Leiden des härtesten Winters zu vergessen.

Als Graf Taaffe nach dem Scheitern manch anderer Ministercombination als Vertrauensmann der Krone in die politische Arena niedergestiegen war und die Aufgabe der Aussöhnung der an die Wand gedrückten Nationalitäten Oesterreichs übernommen hatte, da muthmaßte man, daß sich der leitende Staatsmann einen umfassenden Plan zur Um- und Ausgestaltung Oesterreichs vorgezeichnet und die seiner

Ausführung entgegenstehenden Schwierigkeiten genau und sorgfältig erwogen habe. So viel war ja den Einsichtigen sofort klar geworden, daß die politische Wendung keiner Herrscherlaune und keinem Ungefähr entsprungen war. Nur die liberale Partei mochte ihr Auge der unangenehmen Wahrheit verschließen und in dem Ministerwechsel nichts Anderes als ein Frühlingsgewitter erblicken, das, rasch vorüberziehend, nur dazu dienen würde, die politische Atmosphäre des Liberalismus zu reinigen und die Seelen ihrer hervorragendsten Führer zu kräftigen.

Indessen standen die Dinge doch für die liberale Partei viel günstiger, als ihre politischen Gegner ahnten. Wenn die Lenker die Situation richtig erfaßt und sich vor dem Sturm rechtzeitig gebeugt hätten, Niemanden wäre es eingefallen, den Liberalismus aus seiner herrschenden Stellung zu verdrängen. Die Regierung verlangte nur einige Nachgiebigkeit gegen die Slaven, aber keineswegs die Verläugnung der liberalen Grundsätze, durchaus nicht die Abdikation der Partei. Beweis dafür die gegen den Liberalismus wohlwollende Neutralität, welche die Regierung mit Ausnahme eines einzigen Bezirkes während der Wahlen beobachtete. Die Regierung ließ der liberalen Bureaukratie freie Hand, instruirte keinen Bezirkshauptmann dahin, den conservativen Candidaten zu unterstützen oder auch nur stillschweigend zu begünstigen, und die politischen Behörden, welchen nicht Anderes anbefohlen war, hielten die bisher befolgte Linie zärtlicher Bemühung um liberale Wahlresultate strikte ein. Wäre das nicht der Fall gewesen, wie hätten sich die Bürgermeister der einzelnen Wahldistrikte, abseits den Bezirkshauptmannschaften, verabreden können, ihren Einfluß zu Gunsten der liberalen Candidaten zu benützen und die conservativen Bewerber förmlich auszuschließen?

Es ist ganz richtig, daß an vielen Orten, namentlich Niederösterreichs, diese Taktik allein nicht entschied, und daß die Fahrlässigkeit und Unbeholfenheit der conservativen Wahl-

Comité's dazu gehörte, um den Sieg der Liberalen vollständig zu machen. Deßungeachtet gelang es, die bisherige Minorität im Reichsrath zur Majorität umzugestalten. Die Mehrheit war allerdings unbedeutend, aber doch für die Lösung der parlamentarischen Aufgaben entscheidend. Dieses Resultat hatte Graf Taaffe nicht vorausgesehen; er und seine Minister-Collegen wurden damit überrascht und auf andere Bahnen gedrängt, als sie hatten einschlagen wollen. Die Sache stand nun so: die ziffermäßige Majorität hatten die Nationalen und Conservativen für sich, das moralische Uebergewicht in den Augen der Minister die einige Stimmen weniger zählende Minorität. Dieses Verhältniß blieb lange Zeit hindurch der Ausgangspunkt für die Schaukelpolitik des Minister-Präsidenten, die uns auch heute noch nicht als völlig überwunden gelten kann.

Graf Taaffe schien nur zu Concessionen an die Nationalitäten slavischer Zunge entschlossen. Insoferne sich solche nicht machen ließen, ohne daß die conservativen Deutschen daran theilnahmen, hatte er natürlich auch gegen den Mitgenuß nichts einzuwenden. Im Principe des leitenden Staatsmannes waren aber Zugeständnisse an den Conservatismus der deutschen Bevölkerung Oesterreichs nicht gelegen. Hier ist vielleicht der Ort auf eine seltsame Anomalie aufmerksam zu machen, die im österreichischen Parteitreiben keine geringe Rolle spielte. Wir haben, wie der Leser vielleicht schon errathen hat — das religiöse Moment im Auge.

Es ist vielleicht ein Unglück und eine Ungerechtigkeit, daß die wahrhaft katholische Gesinnung denjenigen, welche sie hegen, Angesichts der Verständigen, der sogenannten Intelligenz eine nota levis, eine kleine Makel aufdrückt; an der Thatsache selbst ist nichts zu ändern. Nicht bloß der vulgäre Liberalismus wendet sich in Oesterreich achselzuckend von der katholischen Gläubigkeit ab; sondern auch jene Elemente, die conservativ zu seyn behaupten, sich aber andererseits zur Intelligenz rechnen, wollen mit den Kirchengläubigen nichts

gemein haben und ziehen es vor, ihre eigenen Pfade zu wandeln. Diese Wahrheit mußte ausgesprochen werden, soll anders die Lage der politischen Parteien in Oesterreich richtig erfaßt und verstanden werden.

In nichtkatholischen Ländern ist eine gewisse Art von Conservatismus denkbar, die durch kein positives Religionsbekenntniß gedeckt wird; in Deutschösterreich ist politisches und religiöses Glaubensbekenntniß in der Regel congruent. Wenn sich der Ministerpräsident gegen die Kirchengläubigkeit („Ultramontanismus") ablehnend verhielt und der anerkannte Führer der Majorität, Graf Hohenwart, in diesem Einen Punkt die Neigung und Ansicht des Grafen Taaffe theilte, so können wir nur constatiren, daß beide Staatsmänner in ein und demselben Irrthum befangen waren: in der irrigen Meinung, daß sich die politisch-conservative Gesinnung im deutschen Theile Oesterreichs von der katholischen („ultramontanen") Gesinnung trennen lasse. Auf die Unterstützung der katholisch Gesinnten verzichten, hieße so viel als die Deutsch-Conservativen aus den Reihen der Kämpfer entlassen und nach Hause schicken.

Die Geringschätzung des gläubigen Conservatismus führte, wie männiglich bekannt, zur Bildung eines eigenen Clubs (der Liechtensteiner) und zur Schwächung der großen conservativen Vereinigung. Wenn sich viele katholischen Conservativen aus den deutschen Erbländern nicht entschließen konnten, den großen Club Hohenwart zu verlassen, so geschah dieß aus politischen Rücksichten, aber gewiß nicht darum, weil sich diese Mitglieder durch die Mißachtung ihres religiösen Standpunktes geehrt fühlten.

Beide Parteien, die um die Herrschaft stritten, conservative Mehrheit und liberale Minderheit, dokumentirten die gleiche Unkenntniß der ministeriellen Aufgaben und Absichten. Die Majorität erblickte in dem Ministerpräsidenten den unbedingten Freund, die Minorität den absoluten Gegner ihrer Bestrebungen. Graf Taaffe war keines von Beiden. Er

stand bereit mit den Liberalen zu paktiren und sich mit der Rechten des Hauses auseinanderzusetzen. Die Vorgänge, ehe noch Taaffe an die Spitze der Regierung getreten war, hätten das Publikum über die Eigenthümlichkeit der politischen Wendung aufklären können. Man unterhandelte mit Depretis und Stremayr, zwei entschiedenen Mitgliedern des liberalen Kabinets Auersperg. Die Wendung konnte also unmöglich einen Wechsel der leitenden Principien bedeuten, sondern einzig eine Modifikation ihrer Anwendung auf die nichtdeutschen Nationalitäten. Hätte man der Quelle dieser Wendung nachgeforscht, man würde erfahren haben, daß sie in den Anschauungen des auswärtigen Amtes ihren Ursprung habe. Man mußte es verhüten, daß die russische Politik in der slavischen Bevölkerung Oesterreichs in Zukunft einen Stützpunkt fand. Um dem Kabinet von St. Petersburg die Sympathien der österreichischen Slaven zu entziehen, war es nöthig, ihnen das österreichische Daheim so behaglich als möglich einzurichten. Die Systemänderung — wenn überhaupt von einer solchen die Rede seyn konnte — erstreckte sich daher nur auf die Verbesserung des Looses der Völker slavischer Zunge und auf die damit unmittelbar zusammenhängenden allgemeinen Veränderungen. Von einem Principienwechsel im Großen und Ganzen war keine Rede.

Die liberale Partei fand es aber nicht der Mühe werth, sich mit der Lage vertraut zu machen. Der Umstand allein, daß die Gegner eine schwache Majorität erlangt hatten und die Czechen unter Wahrung ihres Standpunktes im Reichsrathe erschienen waren, erhitzte die Gemüther so, daß die Partei blind vor Leidenschaft auf das ihr principiell gar nicht feindlich entgegenstehende Ministerium einstürmte und den Grafen Taaffe zur Abwehr und zum Bündniß mit der Majorität nöthigte. So wurde das Ministerium gleich Anfangs wider seinen Willen um einige Schritte nach rechts gedrängt.

Die Majorität täuschte sich über den wahren Sachverhalt

nicht minder. Sie nahm den Theil für das Ganze und hielt die Begünstigung der nationalen Bestrebungen für eine Annäherung an conservative Grundsätze und das in einem Augenblick, wo die officiöse „Wiener Abendpost" eine dem Bureau des Ministerpräsidenten entstammende ministerielle Definition des Conservatismus veröffentlichte, durch welche gelehrt wurde, daß, im Gegensatz zu Goethe's „Faust", Alles was besteht, auch erhaltungswerth sei. Den Namen eines Conservativen verdiene nur, wer die liberalen Errungenschaften der letzten Jahre: kirchenpolitische Gesetze, Pfründesteuer, Legalisirungszwang, Neuschule u. s. w. erhalten wissen wolle. — Den Grafen Taaffe Angesichts dieser Thatsachen der absichtlichen Täuschung anzuklagen, wäre Unrecht; daß er sich aber in der Folge die Vortheile nicht entgehen ließ, welche ihm die Selbsttäuschung zu Wege brachte, liegt zu sehr in der menschlichen und insbesondere in der staatsmännischen Natur, als daß man darüber mit ihm rechten dürfte.

Die liberale Opposition schrieb die conservativen Wahlresultate dem Regierungseinflusse zu. Mit schwerem Unrecht; denn die Bureaukratie hatte, wo sie nur immer konnte, abseits ihres Herrn und Meisters, die liberalen Candidaten begünstigt. Die Opposition war rasch bei der Hand, das Kabinet Taaffe als reaktionär zu bezeichnen, ehe es noch in der Lage war, die Richtung seiner Politik kund zu geben; und die Majorität betrachtete den Ministerpräsidenten als ihren Mann, bevor er noch den Finger gerührt und die geringste conservative Maßregel geplant hatte. Ganz im Gegentheile trat der Ministerpräsident so vorsichtig und leise auf, daß sein Schritt schier unhörbar blieb. Man tröstete sich mit dem Uebermaß von Staatsklugheit und rechnete es ihm noch zu Gute, wenn er auch da noch in Neutralität verharrte, wo er der Lage der Dinge zufolge doch Partei ergreifen mußte. Graf Taaffe hätte sein Ministerium am liebsten zu einer Musterkarte der verschiedensten Parteitypen umgewandelt. Mit anerkennenswerthem Eifer bemühte er

sich um die Theilnahme der Liberalen, und als diese unerhältlich blieb, doch um die Aufnahme ziemlich farbloser Mitglieder. Wir sehen daher in bunter Abwechslung die verschiedensten Staatsmänner auf der Bildfläche erscheinen, aber wieder eben so rasch verschwinden. Die beliebte Art der Vervollständigung des Ministeriums hätte für die Außenstehenden ein sicherer Fingerzeig der Intentionen und Neigungen des obersten Leiters der inneren Politik seyn mögen, aber er wurde, wie so manch anderes Anzeichen, nicht erkannt oder doch nicht hinlänglich gewürdigt.

Als Graf Taaffe die Einsicht in die Unmöglichkeit, sich mit den Liberalen zu verständigen, gewann, richtete er sein Augenmerk auf die Bildung einer Mittelpartei. Kein Projekt erfuhr gleiche Begünstigung wie dieses; ihm opferte der Ministerpräsident manche Ueberzeugung, ihm suchte er selbst einzelne Volksschichten zu gewinnen. Umsonst. Die gewünschte Mittelpartei wollte sich nicht einstellen. Diese Sehnsucht nach dem schlimmen Bissen, der weder kalt noch warm seyn sollte, hätte die Majorität abermals überzeugen können, daß sie sich in der Beurtheilung des Ministers geirrt hatte. Glücklicher Weise befand sich Graf Taaffe gleichfalls auf falscher Spur. Die Mittelparteien haben seit jeher das Kreuz und Leiden jener Staatsmänner gebildet, die, weder nach rechts noch nach links blickend, zwischen den Parteien hindurch zu segeln gedenken. Es scheint nicht in den Absichten der Vorsehung gelegen, staatsmännische Charakterlosigkeit zu begünstigen. Die ersehnte Mittelpartei ist noch nie zur rechten Zeit gefunden worden.

Daß es nie im Plane des Ministerpräsidenten gelegen hatte, durchgreifende Reformen anzubahnen oder sich wohl gar als conservativer Staatsmann aufzuspielen, bezeugen alle seine Regierungshandlungen, womit der Zukunft beileibe nicht vorgegriffen werden soll. Denn „der Mensch“ — das wissen Sie aus Ihrem Schiller — „wächst mit seinen höheren Zwecken“.

Während Belcredi und Hohenwart, zielbewußt, wie sie agirten, ein regelmäßiges Regierungsprogramm aufstellten, das durchzuführen sie nur durch ihren vorzeitigen Sturz verhindert waren, überließ es Graf Taaffe bisher nur dem Zufall, für ihn ein Programm auszuarbeiten, das er je nach Umständen annehmen oder ablehnen konnte. Er vermied es, auf das politische Glaubensbekenntniß seiner liberalen oder föderalistischen Vorgänger zu schwören, und hoffte sich zwischen den Gegensätzen, indem er das Gewicht der executiven Gewalt bald in die eine, bald in die andere Wagschale warf, durchzuwinden. Die undankbare Welt bezeichnet eine derlei Methode als politisches Schaukelsystem. Aber die bloße Behauptung des Gleichgewichtes erfordert immerhin eine gewisse Fertigkeit, die dem Ministerpräsidenten auch nicht abzusprechen ist.

Graf Taaffe traf bei Antritt seines Amtes auf eine Pairskammer, die ihrem ursprünglichen Berufe künstlich entfremdet worden war. Er fand eine Bureaukratie vor, die trotz des Lobes, das er ihr jüngst noch persönlich spendete, sich an keinerlei Disciplin zu kehren gewöhnt war. Giskra, der ihr die liberale Gesinnung anbefohlen hatte, darf als der Grundverderber des österreichischen Beamtenthums angesehen werden. Wir haben bereits bemerkt, wie übel die Beobachtung der Neutralität anläßlich der Wahlen von dem Beamtenkörper verstanden und ausgelegt wurde, und wir können, ohne Besorgniß desavouirt zu werden, beifügen, daß die Bezirkshauptmannschaften seither im Geiste der liberalen Ministerien vor Taaffe fortwirkten. Ob sie sich bei dieser ihrer Thätigkeit im vollen Einklang mit dem Ministerpräsidenten befanden oder im Widerspruch, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Graf Taaffe stieß auf den Schatz liberaler Errungenschaften, welche die Minorität hoch und theuer hielt und die Mehrheit des Volkes verabscheute. Er stieß auf die interconfessionelle Volksschule, welche den religiösen Indifferentis-

mus zu Ende der Sechziger Jahre zur Voraussetzung hatte, das heißt auf einen Exceß, wie ihn nur ein unglücklich geführter Krieg, dessen schlimmer Ausgang auf Rechnung der mangelnden Intelligenz und wissenschaftlicher Zurückgebliebenheit gesetzt wird, zu erzeugen vermag. Der „Schulmeister von Sadowa" war vergessen, das Odium der Neuschule aber geblieben.

Gab nun Graf Taaffe die degenerirte Pairskammer ihrem ursprünglichen Berufe zurück? Traf er Anstalten, welche dem Stabilitätsprincip eine Heimath im Herrenhause sicherten? Machte er wieder gut, was Beust Uebles gestiftet? Drang der Minister auf Herstellung der Disciplin und Mannszucht im Beamtenkörper? Wußte er seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen? Wirkten die Unterbehörden einträchtig mit ihrem obersten Chef zusammen? Ist eine einzige der unheilvollen Institutionen, wie sie die Jahre 1868 und 1869, als die Zeit der Siegestrunkenheit und des Uebermuthes einer kleinen, aber mächtigen Partei, zu Tage gefördert, unter der Herrschaft des Ministeriums Taaffe verschwunden? Ist es auch nur gelungen, die Neuschule, diese hochwichtige Einrichtung, der Interconfessionalität zu entreißen? Wir müssen alle diese Fragen mit Nein beantworten, aber zugleich Verwahrung einlegen, als ob dieses „Nein" ein Verdammungsurtheil gegen den Minister enthalten sollte. Politische Parteien können sich täuschen, ohne daß die Schuld dieser Täuschung darum an dem leitenden Staatsmanne zu liegen braucht.

Die gegenwärtige Majorität des österreichischen Reichsrathes erwartete von dem Grafen Taaffe unstreitig mehr, als sie zu erwarten berechtigt war, und die Minorität besorgte viel Schlimmeres von ihm als sie zu besorgen Ursache hatte. Die Minorität konnte vermöge ihrer Halsstarrigkeit nicht enttäuscht werden; aber die Majorität litt desto mehr unter dem Schmerz von Enttäuschungen, die ihr Graf Taaffe, so lange er seine Ueberzeugungen nicht änderte, kaum ersparen konnte.

Daß sich der Premier die Voreingenommenheit der Majorität zu Nutzen machte und die Täuschung einigermaßen unterhielt, ist schon bemerkt worden. Am schärfsten trat diese Tendenz bei dem Kampf um die Volksschule hervor. Graf Taaffe zeigte sich nicht abgeneigt, der Majorität mindestens die achtjährige Schulpflicht zu opfern — eine wahre Kleinigkeit, wenn sich die Majorität mit diesem Linsengerichte begnügte. War es dem Minister mit diesem Opfer Ernst, so mußte er einen Fachminister bestellen, der sich anheischig machte, jenes Opfer mit Anstand darzubringen; er mußte ferner des Herrenhauses gewiß seyn oder solche Maßregeln ergreifen, welche das Zustandekommen des neuen Gesetzes in der Pairskammer sicherten.

Graf Taaffe hatte den Freiherrn Conrad von Eybesfeld, früher Statthalter von Niederösterreich, mit dem Portefeuille des Cultus und Unterrichtes betraut. Herr von Conrad steht im Rufe eines ehrlichen Mannes, aber nicht eines staatsmännischen und politischen Charakters; man hält ihn für einen Beamten von allgemeiner Bildung, aber für keinen genialen Kopf und noch weniger für einen Fachmann, der das Gebiet des Cultus und des Unterrichtes zu beherrschen vermöchte. Es darf daher nicht befremden, wenn Baron Conrad nicht als pädagogisches Orakel gilt, und die Gewohnheit, sich bei Herrn von Lehmayer in Unterrichtsfragen Rathes zu erholen, in dem Beamtenkörper dieses Ministerressorts auch unter Conrad fortwährte. Der neue Minister aber verwickelte sich nahebei in jeder seiner Reichsraths-Reden in Widersprüche und Conflikte mit früher Gesagtem, zuletzt noch, und zwar in auffallender Weise, anläßlich der Debatte über die Schulnovelle, indem er die Pflege der confessionellen Unterlage des Volksschulwesens dringend anempfahl, während diese Grundlage doch unverändert eine interconfessionelle, besser gesagt confessionslose blieb; indem er ferner in vollen Brusttönen den Fortschritt rühmte und zugleich betheuerte, daß weder er noch die Regierung, welcher

er anzugehören die Ehre habe, je von dem aufgepflanzten Banner lassen werde.

Nachdem Lienbacher's schwächlicher Reformversuch — schwächlich, weil er sich auf Nebensächliches, d. h. auf das Vorwerk der allzulangen Schulpflichtigkeit beschränkte — zwar im Abgeordnetenhause angenommen, schließlich an dem Widerstand der liberalen Pairs gescheitert war, verbreitete sich die Meinung, daß dem Ministerium durch die Ablehnung des Herrenhauses nicht der unliebsamste Dienst erwiesen worden sei. Ob nun die Regierung mit dem reinsten Gewissen aus dem Dilemma hervorgegangen oder nicht, jedenfalls fühlte sie sich bewogen, „ut aliquid fecisse videatur", einen Reformentwurf im Herrenhause vorzulegen, der den Freunden Lienbacher's auf halbem Wege entgegenkam. Die Erfüllung der achtjährigen Schulpflicht wurde insoferne für fakultativ erklärt, als Schüler nach erreichtem Lernziel auch nach sechsjährigem Schulbesuche entlassen werden konnten. Ehe der Entwurf aber noch zur Verhandlung gelangte, wurde Minister von Conrad von tiefer Reue ergriffen und die Vorlage sofort durch einen andern Entwurf ersetzt, der noch unter das Niveau des ersten herunterging. Die Zugeständnisse des Unterrichtsministeriums gipfelten in dem Vorschlage, daß die Schulleiter der Confession der Mehrzahl der Schüler angehören sollten. Nebenher wurde auch das Mädchen-Turnen für fakultativ erklärt.

Die neue, aber keineswegs verbesserte Schulnovelle passirte unter Verwahrung, daß sich die Gegner der Neuschule durch die gewährten Concessionen ja nicht beruhigt und befriedigt fühlten, und unter Ankündigung eines selbstständigen Entwurfes von Seite des cisleithanischen Episcopates, das Herrenhaus, um trotz ihres magern Inhaltes im Abgeordnetenhause leidenschaftlich bekämpft und als Auslieferungstraktat denuncirt zu werden.

Das Ministerium hatte sich namentlich den von der Majorität empfohlenen Socialreformen nicht abgeneigt

gezeigt und dem Zustandekommen der Gewerbs-Novelle nichts in den Weg gelegt. Nur die vereinigte Linke war ihrem Standpunkt der reinen Negation getreu geblieben. Sie wagte es zwar nicht, jedem positiven Vorschlag gerade entgegenzutreten, strebte aber unter dem Deckmantel der Verbesserung und wohlwollenden Kritik die Bahnen der Majorität zu kreuzen. Man wollte dem Publikum einreden, daß alle die vorgeschlagenen Mittel nichts taugten und Ackerbau wie Kleingewerbe einem unerbittlichen Fatum verfallen sei. Das nämliche Fatum riefen die Liberalen an, wenn es dem bedrohten Capitalismus galt. Es steht, meinten sie, im Schicksalsbuche geschrieben, daß der große Fisch die kleineren Fische aufzehren müsse, dagegen helfe kein Sträuben; wohlanständig sei es dagegen, dem Unvermeidlichen mit Fassung und Würde entgegenzugehen. Je rascher der Tod eintrete, desto besser für den Sterbenden. Die vorgeschlagenen Mittel seien nur geeignet, den Todeskampf zu verlängern, und ihre Anwendung also ein Akt der Grausamkeit. Erfreute sich die Regierung eines klaren Blickes, so müßte sie die Güterzertrümmerer und Blutsauger in ihrem Thun vielmehr begünstigen, da auf solche Art die Leiden des armen Mannes abgekürzt würden. Warum dem Naturgesetz ins Handwerk pfuschen? Man lasse den Dingen ihren Lauf und über ein Kurzes würde es vollbracht seyn und kein klagender Gewerbsmann oder nothleidender Agrarier mehr die Seelenruhe der beati possidentes stören.

Abgesehen von der negativen Thätigkeit, welche die Opposition entwickelte, verharrte sie bei dem wilden Trotz gegen die verhaßte Regierung und Majorität. Die schamlosen Schmerzensausbrüche über den österreichischen Jammer und Niedergang wiederholten sich in rascher Aufeinanderfolge. Jeder Haltung, jedes Anstandes, jedes Selbstgefühles baar, erklärten die Liberalen, weil sie zur Staatsrettung noch immer nicht berufen wurden, Oesterreich für das unglücklichste Land und seine Regierung für die schmachvollste, die

je auf einem Reiche gelastet habe. Der Abgeordnete Carneri, der sich nebenher mit philosophischen Doktrinen beschäftigt, ließ !in seiner Rede zum Staatsbudget diese Beschäftigung kaum ahnen. Wenn Schimpfwort und ausreichender Grund, dogmatisches Absprechen und logischer Gedankengang gleichbedeutend sind, wenn ein gewaltsam herausgestoßenes „O armes Oesterreich!“ wirklich arm macht und eine Schmähung der Regierung diese in der That mit Schmach bedeckt, dann werden Männer wie Carneri die gebornen Führer und Lenker der Völker seyn. So lange wir aber nicht in Mitte eines Wunschzaubers, sondern auf dem realen Boden der Thatsachen leben und uns bewegen, haben wir von den Emotionen der Carneri und ihnen geistesverwandter Männer nichts zu besorgen.

Weil in der öffentlichen Meinung als Politiker ohne Vergleich höher stehend, erregte auch der anerkannte Führer der Opposition, Dr. Herbst, das größere Aufsehen. Solange Herbst noch in den Reihen der sieghaften Partei kämpfte, wurde der Mißbrauch, welchen er mit seiner kritischen Begabung trieb, weniger beachtet und vielleicht auch durch den Nutzen, den sein Talent der Zersetzung bisweilen schuf, einigermaßen aufgewogen. Dennoch beklagten es die Gesinnungsgenossen dieses Mannes, daß, wenn er kein anderes Objekt der Zerstörung vorfand, sich seine Kraft gegen die eigene Partei, die Regierung, welcher er angehörte, die Collegen, die ihm zugesellt waren, kehrte. Als die Mehrheit zur Minderheit zusammenschrumpfte, scheint der Geist dieses Politikers denselben Redaktionsproceß mitgemacht zu haben; sein geistiges Vermögen schrumpfte im gleichen Maße ein; der Politiker und Staatsmann wurde zum Sophisten, der gewiegte Redner zum Wortverdreher, der Rechtskundige zum Rabulisten, das Parteihaupt zum Parteigänger. Seine letzte Enunciation als Generalredner, anläßlich der Budgetdebatte, zeigte verhängnißvolle Aehnlichkeit mit einer stattlichen Ruine, von welcher man auf die ehemalige Stärke und

Widerstandsfähigkeit der nunmehr gebrochenen und eingesunkenen Mauern und Thürme schließen mag.

Herbst trifft nicht geringe Schuld an der Regierungsunfähigkeit der Opposition, welcher er als Beispiel der Maßlosigkeit vorleuchtete. An ihm rankten sich alle jene verderblichen Schlinggewächse empor, welche wie der Baummörder die Feinde des festen Bestandes und der Erhaltung des kraftvollen Waldes sind. Kein Wunder, wenn minder geschulte Politiker, wie ein Schönerer, die Grenze des Erlaubten überschreiten und ihre geheimsten Gedanken zum nicht mehr gutzumachenden Schaden der Partei auf offenem Markte aussprechen; kein Wunder, wenn sie nach Herbst die unverblümte Blumensprache der Cyanen mit Breslauer Studenten reden und die Landespreisgebung unschwer errathen lassen. Ob derlei Dialoge aber die richtigen Mittel seien, den Monarchen von der Regierungsfähigkeit einer Opposition zu überzeugen, das möge die Partei unter sich ausmachen. Das Verdienst, den Grafen Taaffe allmählich von dem Lieblingsgedanken des Juste-Milieu abgedrängt zu haben, bleibt den Parteiführern der Linken ohnedieß unbestritten und unverkürzt.

Hätten es die Leiter der Opposition über sich vermocht auf die volkswirthschaftlichen Ideen der Majorität einzugehen und ihren guten Willen, dem leidenden Theil der Bevölkerung aufzuhelfen, durch positive Vorschläge zu bestätigen, es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, ein Stück des verlorenen Terrains zurückzuerobern. Hätten sie im Kampf um die Neuschule ein Herz für das Volk gezeigt und nur soviel von dem Buchstaben des Gesetzes aufgegeben, als das Wohl der ländlichen Gemeinden erheischte; würden sie mit Einem Worte den Beweis geliefert haben, daß ihr Blick weiter reichte als die Augen Shyloks, und daß ihr Patriotismus und dynastisches Gefühl über das Schellengeklingel der Phrase hinausgehe: sie hätten mit Beruhigung der Zukunft entgegensehen mögen. Bevor aber noch die Gewerbe-

novelle zur Behandlung gelangte, regelte ein Clubbeschluß die Taktik der vereinigten Linken. Sie zielte ab auf Verdunklung der Thatsachen und Hervorrufung von Zweifeln an der Möglichkeit, die Lage des Kleingewerbes zu verbessern, aber zugleich auch auf die Feststellung des Grundsatzes rücksichtlich der Reformen, die für die bäuerliche Bevölkerung in Aussicht genommen waren, daß die bäuerliche Generation der Gegenwart unaufhaltsam und unwiderruflich dem Verhängniß verfallen sei.

Anläßlich der Schulnovelle trat die liberale Fraktion des Herrenhauses dem Regierungsentwurf, dessen Werth für die conservativen Interessen so gering angeschlagen wurde, daß sich die Pairs auf der rechten Seite des Hauses ausdrücklich gegen die Zumuthung, daß ihnen in diesem Entwurf Zufriedenstellendes geboten würde, verwahren zu müssen glaubten, mit Entschiedenheit entgegen. Baron Hasner, der eigentliche Urheber der neuen Schulära, erlitt bei dieser Gelegenheit eine jener Niederlagen, von der sich Politiker, die von ihr betroffen werden, nie mehr erholen. Er selbst hatte einst die Unmöglichkeit, jüdische oder protestantische Lehrer an Volksschulen mit katholischer Mehrheit anzustellen, betont; die vielen akatholischen Glaubensbekenntnissen angehörigen Lehrer, die an den österreichischen Volksschulen funktioniren, überführen Hasner der Unwahrheit. Er reagirte aber gegen keinen noch so gerechten Vorwurf. Glücklicher wurde auf der rechten Seite des Hauses gekämpft, glücklicher — und lassen Sie das hinzufügen — auch ehrlicher. Graf Richard Belcredi hatte die Zeit seiner unfreiwilligen Muße zu eingehendem Studium der schwebenden Fragen und insbesondere des Schulproblems benützt. Er legte in wohlaufgebauter Rede die Mängel und Schäden des herrschenden Systems des Volksunterrichtes bloß, und that dieß in so überzeugender Weise, daß selbst die liberalen Gegner verstummten und sich in ihrem Gewissen beunruhigt fühlten.

Was in diesen Blättern wiederholt behauptet wurde,

daß die euphemistisch als „interconfessionell“ bezeichnete Volksschule confessionslos sei, bestätigte der ehemalige Minister von der Rednerbühne aus. Minder entschieden erklärte sich der Redner über die achtjährige Schulpflicht, vielleicht aus dem Grunde, weil ihm die ländlichen Zustände entfernter lagen als die dem langen Schulbesuche günstigeren der Stadt. Uebrigens gereicht es uns zu besonderer Genugthuung, daß unsere Klagen über das bunte Flickwerk und wissenschaftliche Quodlibet, das an den österreichischen Volksschulen nichtsowohl gelehrt als vorgetragen wird, im Herrenhause ein lautes Echo fanden.

Getreu dem unglücklichen Principe keinen Schritt zurückzuweichen, auch wenn dieser Schritt nichts kostete und vielmehr eintrüge, stemmt man sich im Abgeordnetenhause auch gegen das Minimum von Concessionen, welche Minister Conrad noch mit einem Commentar zu Gunsten der liberalen Anschauungen einbegleitet hatte. Die Opposition ließ sich keine Gelegenheit, wenn von den Ernteaussichten, oder der Donau-Commission, oder den in Tyrol angerichteten Wasserschäden gesprochen wurde, entgehen, um auf das ceterum censeo rücksichtlich der Schulnovelle zurückzukommen. Herbst hatte über das Budget zu reden und richtete einen vehementen Angriff auf die Schulnovelle. Wie der Geizige froh ist, die als nothwendigst erkannte Ausgabe auch nur um vierundzwanzig Stunden zu verzögern, und vielleicht erwartet, daß ihn ein feuriger Regen von der Zahlung ganz befreien werde, so entblödeten sich die Liberalen nicht, den irischen Vorbildern der Neuzeit in der Obstruktions-Taktik nachzustreben. Sie sprachen von allem Erdenklichen, Ziemlichem und Unziemlichem, und mit solchem Zeit- und Wortaufwand, daß der Geduldfaden der Majorität entzweiriß und sich dieselbe entschloß, die Vollendung der Budgetdebatte mit Aufschub der Discussion der Schulnovelle bis nach Ostern zu erkaufen.

Wir haben zu zeigen versucht, mit welchen An- und Absichten Graf Taaffe sein hohes Amt angetreten und wie es gekommen, daß der Krieg zwischen Liberalismus und Ministerium trotz der liberalen Neigungen des Ministerpräsidenten zum Ausbruch kam. Kein Staatsmann, der dieses Namens würdig ist, darf von sich behaupten, daß er je ausgelernt habe; am wenigsten wird dieß aber bei einem österreichischen Staatsmann, der sich mit dem steten Wechsel der kaleidoskopischen Bilder vertraut gemacht hat, der Fall seyn. Und wenn die österreichische Staatskunst auch von allen idealen Standpunkten absehen und sich lediglich auf die Selbstbehauptung beschränken wollte, so müßte sie die realen Faktoren scharf in's Auge fassen und mit denselben Rechnung pflegen.

Der Leiter des cisleithanischen Kabinetes hat im Verlaufe seiner Amtsthätigkeit die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß er mit dem System der bisherigen Schaukelpolitik nicht ausreiche und es Niemanden damit zu Danke mache; daß seine Bemühungen, die Opposition zu entwaffnen und mit ihr zu einem leidlichen Frieden zu gelangen, vergeblich seien; daß ihm die gegenwärtige Majorität keinen genügenden Stützpunkt gewähre, um die großen socialpolitischen Fragen in Angriff zu nehmen und die wichtigen, keinen längeren Aufschub duldenden staatsrechtlichen Probleme zu lösen. Graf Taaffe kann an der Unauffindbarkeit jener Mittelpartei, die ihn von dem doppelten Drucke der Rechten und Linken befreien und als Schemel für die Etablirung eines selbstständigen Regimes dienen sollte, nicht länger zweifeln; er wird aber auch Anstand nehmen, sich wehrlos der nationalen Begehrlichkeit von Polen und Czechen auszusetzen. Hat er bei Antritt seines Postens von einer gemüthlichen Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten ohne Rückendeckung durch eine compakte ministerielle Partei geträumt; hat er sich die Möglichkeit vorgespiegelt, die verschiedenen Fragen von Fall zu Fall, bald mit Unterstützung dieser, bald jener Clique, Fraktion

oder Partei lösen zu können: jener Traum und diese Fata Morgana werden sich nun längst in Dunst und Nebel aufgelöst haben.

Was der aktuellen Regierung noth thut, ist der Beistand einer starken aus conservativen Deutschösterreichern gebildeten Partei, deren gerechte Wünsche sie ohne Schädigung höherer Staatsinteressen zu befriedigen im Stande ist: einer Partei, die weder den Beruf in sich fühlt, die nichtdeutschen Nationalitäten an die Wand zu drücken, noch in die Atomisirung des Kaiserstaates zu willigen; einer Partei, die kein anderer Vorwurf treffen kann, als daß sie auch Gott und seine Kirche zu den zu conservirenden Institutionen und Gegenständen rechnet.

Ist die Schablonenhaftigkeit in den staatlichen Einrichtungen für jedes große Gemeinwesen ein Unglück, so wird sie für das musivisch zusammengesetzte Oesterreich vollends zur Unmöglichkeit. Jeder einzelne Stein hat hier seine Bedeutung und seine historische Berechtigung. Wenn die liberalen Politiker, statt die Deutschen in Oesterreich für die eigentlichen Staatsbaumeister und Reichsbegründer auszugeben, behauptet hätten, daß das österreichische Deutschthum den festen Kitt bildete, der die einzelnen Bestandtheile verband und den Zusammenhang bis auf den heutigen Tag erhält, man würde ihnen beipflichten müssen. Aber jenes Deutschthum war nicht von der gleichen Sorte, wie das der Veranstalter der deutschösterreichischen Parteitage, welche rasch mit Excommunicationsbullen gegen alle anders Denkenden oder Widerstrebenden bei der Hand waren. Hätten die maßgebenden Persönlichkeiten deutscher Nationalität in den Tagen der Erledigung der Throne von Ungarn und Böhmen die Sprache der Herren Herbst und Kopp geredet; hätten die deutschen Habsburger so wie sie gedacht und gehandelt: der österreichische Großstaat wäre nimmer zu Stande gekommen und das Reich stets auf die innerösterreichischen Länder beschränkt geblieben.

Das Material, welches jenen einigenden, unzerstörbaren Kitt lieferte, der noch jedem Angriff, der Zeit und ihren Stürmen Widerstand leistete, blieb im Kern der zumeist katholischen Bevölkerung Deutschösterreichs, in den Reihen der Deutsch-Conservativen erhalten. Ihre Stimme konnte wohl vom Lärm des Marktes übertäubt, aber nicht erstickt werden. Die bureaukratisch-bürgermeisterliche Verschwörung zur Zeit der letzten Wahlen mochte wohl ihre Bemühungen vereiteln, war aber nicht im Stande, diese ehrenwerthen Elemente auf ewige Zeiten lahm zu legen. Liberale Bezirkshauptleute verboten in jenen Tagen bäuerlichen Candidaten mit ächt bureaukratischer Frechheit den Mund und gaben den gleichgesinnten Bürgermeistern durch Huldlächeln ihren Beifall zu erkennen. Man bezeichnete ein solches Vorgehen der Behörden als strikte Neutralität der Regierung. Nun, die ländliche Bevölkerung verspürte diese Neutralität in allen Gliedern. Wurde doch der liberale Candidat von den vereinigten Bürgermeistern des Wahlbezirkes nominirt, die Bevölkerung aufgefordert, seinen goldenen Worten zu lauschen, während der conservative Candidat auf das Wohlwollen irgend eines Privatmannes angewiesen blieb, der sich erst die Gestattung einer Wahlbesprechung von dem widerstrebenden Bezirkshauptmanne erwirken mußte.

Wind und Sonne waren ungleich und ungerecht vertheilt, was Wunder, daß die Conservativen unter solchen Umständen den Kürzeren zogen. Wenn deßungeachtet hie und da ein conservativer Candidat durchdrang, so beweist dieser Erfolg nur das Ueberwiegen der conservativen Gesinnung. Wäre es nach Wunsch der Bureaukratie gegangen, nicht ein einziger conservativer Deutschösterreicher säße heute im Reichsrath. Und was hatten denn die Regierungsvertreter an jenen Männern auszusetzen? Stand ihre Anhänglichkeit an die Dynastie vielleicht unter dem Niveau der liberalen Durchschnittstreue? ihre Opferwilligkeit unter der Großmuth ihrer Gegner? Waren sie Verächter aller guten

Sitte, eines geordneten Familienlebens? Weigerten sie sich, Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist? Ach nein! Wenn es nur solche Kleinigkeiten gewesen wären! Die Conservativen — ihre schwerste Sünde! — konnten sich vom kirchlichen Beischmack nicht völlig frei halten, und die Staatsmode zieht jeden Parfüm, selbst leichten Pulvergeruch, dem Weihrauchduft vor.

Wir haben eine vieljährige Irrfahrt nach dem größtmöglichen Wohle des Staates hinter uns. Das goldne Widderfell haben die weisen Pilger nicht aufgefunden und Oesterreich überfließt auch heute noch nicht von Milch und Honig. Es wäre an der Zeit, sich des welthistorischen Berufes dieses einzigen Staates und seiner Dynastie zu erinnern; es wäre gut, dem liberalen Abenteuer ein letztes Lebewohl zuzurufen und alle verfügbaren Kräfte zu sammeln, um der Welt durch das hehre Beispiel der Selbstreformirung auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiete voranzuleuchten.

Anderswo liegt es in der Natur und Beschaffenheit des Bodens, daß ihm unter dem Weizen Unkraut entkeimt; anderswo haben sich die schädlichen Gifte in dem Volksorganismus tief eingefressen; anderswo herrschen politische Epidemien, deren kein Arzt Herr werden kann. Glückliches Oesterreich! dein guter Genius hat dich vor der inneren Verderbniß bewahrt. Was da an der Oberfläche von cadaverösen Substanzen herumwirbelt, vermochte wohl zu täuschen, aber nicht die hellen Bronnen zu vergiften. Es ist viel Mache, viel Kunst und Industrie dabei. Ein Theil der österreichischen Intelligenz hat sich allerdings an die rothe Fahne verdungen, ein anderer wurde durch äußere Erscheinungen irregeführt. Wie aber ein Windstoß die dürren Blätter hinwegfegt, wie der luftreinigende Sturm die schädlichen Miasmen auf seinen Flügeln fortführt, so bedarf es auch in Oesterreich nur des starken Willens, um das Kartenhaus wilder Träumer und ehrgeiziger Streber mit einem Hauche wegzublasen.

Wir sind weit davon entfernt, hiemit dem sogenannten

Staatsstreich das Wort zu reden. Damit wäre der österreichischen Monarchie, wie die Dinge einmal stehen, wenig genützt. Die Umkehr muß sich organisch, aus dem Volke heraus vollziehen, aber das Volk muß wissen, daß sein Gegner nicht von oben beschützt, vertheidigt, ja im Angriffskriege unterstützt werde; es muß zum Bewußtseyn des Volkes gebracht werden, daß die Regierung auf Liebesdienste, wie sie beispielsweise das Bürgerministerium heischte, verzichtet, der Bureaukratie, daß sie sich durch liberale Liebeswerke keine Beförderung und Auszeichnung zu erschmeicheln vermag, dem Priesterstand, daß die Preisgebung der eignen Ueberzeugung an die confessionslose Schule keine fette Staatspfründe oder Aufbesserung in Aussicht stelle, den Staatsbürgern aber insgesammt, daß ihr politisches Glaubensbekenntniß weder Vortheile noch Nachtheile, weder Bevorzugung noch Hintansetzung zur Folge haben werde.

Wir hatten Gelegenheit, Landleute zu hören, die sich über die schlechte Behandlung beklagten, die ihnen in Folge ihres Widerstandes gegen die Neuschule von Seite der Behörden zu Theil werde, und es wurde uns die Berechtigung zu solcher Klage von glaubwürdigen Gewährsmännern aus Oberösterreich, Steyermark und Salzburg bestätigt. Mit derlei Einschüchterung kann man den Geist eines Volkes gründlich verderben, den Autoritätsglauben vernichten, aber gewiß nicht die Quellen der „Bildung offener Charaktere“, wie das Volksschulgesetz will, erschließen.

Aber auch vorausgesetzt, daß Graf Taaffe heute die politische Lage richtig beurtheilte und abzuhelfen entschlossen wäre, so darf man sich ja nicht einbilden, daß sein Wille und Wort allein entscheide; daß er, die kaiserliche und allerhöchste Genehmigung vorausgesetzt, im Besitze des geheimen Zaubers sich befinde, das liberale, abgewirthschaftete Oesterreich durch einen schöpferischen Akt in sein Gegentheil umzugestalten.

Die noch immer in voller Blüthe stehende liberale Wirth-

schaft in Ungarn zählt unstreitig zu den schwerst zu bewältigenden Hindernissen, die einer vollständigen Regeneration Westösterreichs entgegen stehen. Wenn auch einige überlegene Geister in Transleithanien von dem Unheil überzeugt sind, das der Liberalismus über Ungarn gebracht hat und noch bringt; wenn sich auch richtigere nationalökonomische Ansichten immer weiter im Lande verbreiten und die jüngere Adelsgeneration, ihrer Pflichten gegen das Land eingedenk, an die Spitze der volkswirthschaftlichen Opposition tritt; wenn auch Verarmung und Auswanderung die blödesten Augen sehend machen könnten, so ist die Macht der herrschenden Clique zur Zeit noch zu fest begründet, als daß von einer baldigen Systemänderung die Rede seyn dürfte.

Die Fortdauer der Herrschaft Tisza's wird aber wesentlich durch den ungarischen Chauvinismus verbürgt. Solange die Ueberzeugung jenseits der Leitha vorherrscht, daß das Magyarenthum nur künstlich und mit Zwangsmitteln erhalten werden könne, und der Selbsterhaltungstrieb die Unterdrückung aller anderen Nationalitäten gebieterisch fordere; so lange das Nationalitätsprincip der Ungarn mit dem liberalen System zusammenfällt und in letzterem der Angelpunkt der Sicherung des magyarischen Einflusses erblickt wird; so lange die östliche Reichshälfte die dominirende Stellung im österreichischen Staatsverbande behauptet und Alles zurückdrängt, was vermöge der höheren Intelligenz und Steuerfähigkeit zur Theilnahme an der Herrschaft berechtigt scheint; so lange ein so kluger und dabei so gewaltthätiger Staatsmann wie Tisza das Steuerruder fest in seinen Händen hält, wird jedem österreichischen Ministerpräsidenten Vorsicht geboten seyn. Wir erinnern nur an die Intervention Andrassy's anläßlich des Ausgleichversuches, welchen Graf Hohenwart angebahnt hatte. Freilich war es nicht der exclusiv magyarische Standpunkt, von dem aus die Grafen Beust und Andrassy den Hebel gegen Hohenwart in Bewegung setzten; sie übertrugen vielmehr den Reibungscoefficienten der aus-

wärtigen auf die Bewegungen der inneren Politik und gelangten mittelst dieser Transmission zum erwünschten Ziele.

Wie sich die parlamentarische Opposition seit Jahren, wohl vergeblich, abmüht, die deutsche Regierung in ihr Interesse zu ziehen und das System Taaffe's als ein der deutsch-österreichischen Freundschaft abträgliches darzustellen; wie man in Berlin gerne den Verdacht erregte, als ob die Entfesselung der slavischen Nationalität ihre Spitze gegen Deutschland richten müsse: so könnte es eines schönen Tages in der deutschen Hauptstadt opportun erscheinen, dem Unkenruf des Vulgärliberalismus Gehör zu schenken oder auch, ohne auf die Lockstimme unserer Schönerer zu horchen, selbstständig die Initiative gegen die innere Kräftigung Oesterreichs zu ergreifen. Wir sagen nicht, daß die Dinge so kommen werden oder müssen, wohl aber, daß es so kommen kann.

Gewisse Ungleichheiten und Gegensätze dürften im gegebenen Augenblick als Handhabe benützt werden. Eine Regierung, die in ihren katholischen Unterthanen nur Heloten sieht, die sie in Zeiten der Gefahr gegen den Feind bewaffnet und während des Friedens nicht auf gleichem Fuße mit anderen Staatsbürgern behandelt, mag leicht dazu verleitet werden, in dem entgegengesetzten System eines Nachbarstaates — heute sind wir bei weitem noch nicht bei solcher Gegensätzlichkeit angelangt — einen feindseligen Animus zu argwöhnen, und wir vermögen es weder zu bejahen noch zu verneinen, ob die österreichischen Maigesetze der freien Initiative des Ministeriums Auersperg-Lasser oder doch ein wenig preußischen Einflüssen zuzuschreiben seien.

Fest steht, daß jede cisleithanische Regierung, ob sie auch das Beste des Reiches und aller Einzelnen anstrebe, mit widrigen Umständen und Verhältnissen zu kämpfen hat, und daß Graf Taaffe in dieser Richtung keine Ausnahmestellung einnimmt. Damit soll nichts Anderes constatirt werden, als die alte Erfahrung und Wahrheit, daß Niemand

über sein Vermögen hinaus verbindlich gemacht werden könne. Wenn der gegenwärtige Leiter der innern Politik nur etwas von dem Manne in sich hat, von dem Horaz singt, daß er unerschrocken ausharre, wenn er selbst unter dem Einsturz begraben zu werden fürchten müßte, dann werden jene Hemmnisse und Gefahren, sobald er nur das Richtige erkannt, seinen Fuß nicht am Fortschreiten hindern, vielmehr den Schritt beflügeln.

XLV.

Preußische Kirchenpolitik von 1747 bis 1757.

II. (Schluß.)

Es wurde bereits im vorhergehenden Artikel erwähnt, daß Friedrich II. dem Fürstbischof Schaffgotsch zugleich mit dem Ausdruck seiner Freude über die in Rom glücklich durchgesetzte Beförderung zu seinem hohen geistlichen Amte einen Verweis über sein Benehmen gegen den mit „Nebencommissionen“ vom König betrauten Agenten Bastiani ertheilte und daran die Warnung knüpfte, er möchte sich nicht gleich Anfangs mit ihm „brouilliren“. Das war der Anfang jener langen Kette von Demüthigungen, welche der Prälat zu tragen verurtheilt war. Schaffgotsch könnte beim Leser der Lehmann'schen Dokumente Gefühle des Mitleids erwecken, wenn jene nicht den unwiderleglichen Beweis dafür enthielten, daß der Prälat selber es war, der seine Fessel mitschmieden half. So aber kann man nur um die Würde des Amtes trauern, welches einen unbefähigten Träger gefunden hatte.

Von einem Manne, der wie Schaffgotsch dem König seine Beförderung verdankte, durfte und mußte Friedrich erwarten, daß er ihm ohne Verzug wenigstens seine Aufwartung in Berlin machen werde. Wer in Berlin nicht erschien, war der neue Fürstbischof. Ein Cabinetsbefehl an den Minister Münchow fand die vorgeschützte Entschuldigung von „schlechter Erheblichkeit", mit dem Hinzufügen, daß doch sonst geistliche Personen, „wenn sie durch Interposition und Beistand ihres Souverains zu notablen Dignitäten gelangt seind, mit dem größesten Empressement geeilet haben, sich ihren Souverains selbsten zu präsentiren." (S. 188.) Lehmann theilt auch die Formel des vom Bischof abgelegten Eides mit, in welchem Schaffgotsch dem König und seinem Hause Treue und Ergebenheit gelobt, wobei „Gott, die übergebenedeite ohne Erbsünde empfangene Mutter Gottes und alle Heiligen angerufen werden". Die Einführung eines von dem preußischen Episkopat abzulegenden Eides zur Beobachtung aller gegenwärtigen und künftigen Gesetze blieb einer Zeit vorbehalten, in welcher die Verachtung der Heiligkeit des Eides von den Justizbeamten und Culturhistorikern als eine Epidemie bezeichnet wird. (S. 234.)

Das Bestreben der Regierung ging unter Fürstbischof Schaffgotsch in erster Linie dahin, das Domcapitel von Breslau von österreichischen Elementen zu reinigen. Während der Minister Münchow den neuen Fürstbischof „schwach" nennt, bezeichnet er sämmtliche Capitularen als nicht „zuverlässig." (S. 143.) Grund genug, um gesunde Elemente dem verrotteten Stamm aufzupfropfen. Schaffgotsch selber leistete hülfreiche Hand. In seinem Bericht an Minister Münchow vom 18. April 1748 bemerkte er, die Verleihung der Canonikate in den ungeraden Monaten stehe dem Papste zu, welcher aber die Ausübung des Rechtes dem Fürstbischof, wenn er den Purpur trage, überlasse. In den übrigen Monaten verleiht der Bischof. „Euer Excellenz wissen, daß gemäß Vereinbarung kein Canonikat ohne Benehmen (agrément)

mit dem König meinerseits verliehen wird; die Sache liegt gerade so, als ob der König selbst ernännte. Ich bitte Sie daher, die Sache dabei zu belassen, sonst wird man zu dem Glauben kommen, ich hätte ein Recht preisgegeben, welches mehrere Jahrhunderte lang bestanden und von 51 Bischöfen vor mir ausgeübt worden. Hinsichtlich der Canonikate päpstlicher Collation könnte man die Sache bedeutend vereinfachen, wenn der König ein für alle Mal dem Papste erklären ließe: 1. daß Auswärtige, was auch den Statuten entspricht, nicht aufgenommen werden, 2. daß österreichisch Gesinnte (sujets de la cour de Vienne) ausgeschlossen bleiben und daß der König von jeder Ernennung zuvor in Kenntniß gesetzt werde." (S. 153.) Nachmals hat sich in Breslau jener Modus ausgebildet, nach welchem der Träger der preußischen Krone in den päpstlichen Monaten eine förmliche Verleihung ohne Berücksichtigung des Papstes vornahm, wohingegen die in Rom ausgestellte Provista der königlichen Nomination keine Erwähnung thut. Wenn die Bulle De Salute Animarum die Verleihung der Canonikate in Preußen nach dem Vorgange von Breslau eingerichtet wissen will, dann dürfte der Papst an die ursprüngliche noch unter Schaffgotsch bestandene, nicht aber an die nachmals eingeführte Praxis gedacht haben. [1])

Schon im Jahre 1748 sah der neue Fürstbischof sich veranlaßt, dem König eine Denkschrift zu übergeben, in welcher bittere Klage geführt wurde über Eingriffe der Regierung in die verbrieften Rechte der Kirche. Jene Vorstellungen betrafen die übertriebene Besteuerung des Klerus, die Verfügungen über gemischte Ehen, den Erlaß über den Zeitpunkt für Ertheilung der Weihen und den kirchlichen Instanzenzug. Bezüglich der gemischten Ehen hatte der König noch unter dem 30. Dezember 1749 die bis dahin in Schlesien

1) Vergl. m. Bemerkungen über den gegenwärtigen Collationsmodus in Vering's Archiv Bd. 42. S. 462—466.

bestehende Praxis bestätigt. Nach dieser sollten, wenn Antenuptialverträge nicht vorlagen, die Kinder je nach der Verschiedenheit des Geschlechtes in der Religion von Vater resp. Mutter erzogen werden. (S. 262.) Aber noch war kein Jahr verflossen, als ein neues Reglement sogar alle Antenuptialverträge der Contrahenten gemischter Religion als nichtig cassirte und dabei doch Erziehung nach dem Geschlechte in der Religion der Eltern beibehielt — ein Verfahren, welchem die katholische Kirche, ohne ihre obersten Grundsätze zu verläugnen, unter keinen Umständen ihre Zustimmung geben konnte. (S. 281.) Als allgemeinen Grundsatz stellte der König in einem Ministerialerlaß vom 2. November 1751 auf, daß über die Erziehung von Kindern aus gemischten Ehen das Gesetz, nicht der Wille der Eltern entscheide (S. 335). Friedrichs Verfahren in diesem Punkte bekundete auch nicht das geringste Ménagement mit der katholischen Kirche; mit der von ihm gelobten Aufrechthaltung des Status quo in Schlesien stand es vielmehr in schreiendstem Widerspruch. Unter dem Druck solcher Gesetze konnte es nicht ausbleiben, daß die Zahl der Katholiken im Laufe der Zeit bedeutend abnahm. Ob der König mit dem Erlaß des genannten Reglements für gemischte Ehen solche enorme Schädigungen des Katholicismus mit berechneter Absicht bezweckt habe, darüber bieten die vorliegenden Dokumente keinen Anhaltspunkt. Wenn Friedrich aber in der (S. 332 von Lehmann mitgetheilten) Instruktion an den Major von Borke, Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm (des nachmaligen Friedrich Wilhelm II.) den Grundsatz aufstellte: „rien n'est plus dangereux que lorsque les Catholiques ont le dessus dans un pays", und zwar wegen „der Verfolgungen, der Ehrsucht der Päpste und weil ein protestantischer Fürst freiere Hand in seinem Reiche hat als ein katholischer Regent", dann besitzen wir genügende Gründe, um jenes Verfahren bezüglich der schlesischen Mischehen zu verstehen.

Außer den gemischten Ehen waren es die königlichen

Verfügungen über den Eintritt in den geistlichen Stand, welche Vorstellungen seitens des Papstes hervorriefen. Friedrich gestattete den Eintritt in den geistlichen Stand nicht vor dem 22. Jahre und erst nach vorherigem Benehmen des Fürstbischofs mit dem Präsidenten der schlesischen Kammer. Allerdings, bemerkte er im Schreiben vom 23. Juni 1748 an Schaffgotsch, sei ihm bekannt, daß das kanonische Recht andere Bestimmungen getroffen; er aber handele hier auf Grund seiner Erfahrungen. Jünglingen, die im 18. Jahr in den geistlichen Stand träten, mangele vielfach die Kenntniß der Bedeutung eines Schrittes, „welcher ein für allemal über Glück oder Unglück ihres Lebens entscheidet." (S. 196.) Diese irrthümliche Auffassung der Tragweite des Empfanges der Tonsur wollte der Papst nicht gelten lassen. In Folge dessen richtete der König ein energisches Schreiben an Schaffgotsch, in welchem er „irrévocablement" an seiner Auffassung festhält und dem Bischof die gemessene Weisung ertheilt: „Unterwerfen Sie sich also dem, was ich in dieser Beziehung verfügt habe! Nichts vermag eine Aenderung meines Entschlusses herbeizuführen; ungeachtet des päpstlichen Mißfallens, welches ich mir zuziehen würde, müßte ich dennoch dabei verharren." Nur um dem Papst zu willfahren, erwiederte Schaffgotsch am 5. September, habe er remonstrirt. „Meinerseits darf ich Euer Majestät die Versicherung ertheilen, daß ich Ihre Befehle zur Ausführung bringen und mit dem Grafen Münchow mich benehmen werde." (S. 220.)

Auch der kirchliche Instanzenzug bildete einen Gegenstand der Verhandlungen. Bei seiner streng autokratischen Richtung konnte der König es nicht verwinden, daß kirchliche Angelegenheiten außer Landes abgeurtheilt werden sollten. Unter dem 1. August 1748 richtete Benedikt XIV. die Sache nun derart ein, daß der Fürstbischof, nach Einholung des Rathes seines Domkapitels, eine Liste rechtskundiger Geistlichen entwerfen und dem jeweiligen Nuntius am polnisch-sächsischen Hofe übersenden sollte. Die Nuntien, als vom

Papste für die Diöcese Breslau bestellte Richter zweiter Instanz sollten dieses Amt aber nicht persönlich, sondern durch jene vom Bischof erwählten Rechtskundigen ausüben. Uebrigens galten diese Bestimmungen für die zweite und dritte Instanz (S. 210). Am 3. Mai 1749 zeigte Schaffgotsch dem König die vollständige Erledigung dieser Sache mit dem Bemerken an, daß er sich anschicke, die Liste der Richter den Oberamtsregierungen einzureichen (S. 249). Was die letzteren mit dieser innerkirchlichen Angelegenheit zu thun hatten, ist vom Standpunkt des kanonischen Rechts aus unerfindlich.

Eine andere Frage betraf die Ertheilung von Ehedispensen in verbotenen Graden seitens des Fürstbischofes an protestantische Contrahenten, welche staatsrechtlich zu Polen gehörten, aber Landestheile bewohnten, welche in kirchlicher Beziehung unter dem Fürstbischof von Breslau standen. Da in Polen das kanonische Recht galt, so konnten dort Dissidenten nur unter Beobachtung der kanonisch rechtlichen Normen zum Abschluß einer auch vor dem Forum des Staates gültigen Ehe schreiten. Die polnischen Bischöfe hatten seit längerer Zeit ohne zuvor eingeholte päpstliche Genehmigung, sogar im Widerspruch mit dem hl. Stuhl in diesen Fällen Dispense ertheilt. Auch Cardinal Sinzendorff schloß sich diesem Gebrauch an, während sein Amtsnachfolger Schaffgotsch dem Papst die Angelegenheit vortrug und sich die nöthigen Vollmachten erbat. Nachdem Benedikt XIV. in dem von Theiner (II, 75) mitgetheilten Schreiben seinem Wunsch entsprochen, machte Schaffgotsch dem protestantischen Herrn von Pitrowky gegenüber von der Fakultät Gebrauch, wovon er dem Großkanzler Cocceji, der ihn vormals wegen seiner Gewissenhaftigkeit in diesem Punkte mit Vorwürfen überhäuft hatte, Nachricht zugehen ließ (S. 296). Dem Großkanzler Jariges, welcher Schaffgotsch 1757 in der nämlichen Frage interpellirte, erwiederte der Fürstbischof pflichtgemäß, daß der Papst vor sieben Jahren nur pro

casu eine Ermächtigung ertheilt, nachmals aber weitere Gesuche abgelehnt habe (S. 685. 686).

Eine weitere Angelegenheit, welche sehr viel Staub aufwirbelte und vom König gegen den ihm im Lauf der Zeit in hohem Grad unsympathisch gewordenen Fürstbischof nach Herzenslust ausgebeutet wurde, war die Frage nach Abschaffung einer Reihe von katholischen Feiertagen in Schlesien. Der aufgeklärten Richtung des Monarchen widerstrebten katholische Feiertage; religiöse und nationalökonomische Rücksichten leiteten ihn, als er dem Papst Anträge auf Beschränkung derselben überreichen ließ. Nachdem Benedikt XIV. die im Namen des Königs von Schaffgotsch vorgetragene Bitte gewährt, befahl der König dem Bischof, das Breve zu veröffentlichen, „und zwar sonder einiges Wort darin zu ändern oder die allergeringste Restriction solchen beizufügen" (S. 442). Der Anordnung des Monarchen kam Schaffgotsch pünktlich nach. Unglücklicherweise gelangte nachträglich zu Friedrichs Kenntniß, der Fürstbischof habe das Gesuch in Rom mit dem Hinweis auf die „traurigen Zeitläufe" motivirt, um derentwillen die Feiertage nicht mehr wie üblich beobachtet werden könnten. In hellen Flammen loderte des Monarchen Zorn auf, welcher dem Schaffgotsch am 26. April 1756 zu erkennen gab, „wie sehr Mich dieses von Deroselben gehaltenes üble Procédé mißvergnügt seyn und daß selbst Dieselbe sich dadurch gegen Mich sehr coupable gemacht haben." Am meisten betrübte den König die „üble Impression in denen benachbarten katholischen Landen." Der Brief schließt mit der wenig schmeichelhaften Bemerkung, „daß Ich Dero gegen Mich so sehr gerühmtes Attachement, Treue und Eifer zu viel zugetrauet habe" (S. 471). Die letzten Worte enthalten die Signatur der damaligen Stimmung des Monarchen gegen seinen vormaligen Günstling. Einen tiefen Blick in die Kluft, welche beide Männer trennte, gewährt Friedrichs Instruktion an den Minister von Massow, vom 5. Oktober 1753, welche im Capitel „De la politique

intérieure" folgende bemerkenswerthe Stelle enthält: „Ich rathe Ihnen nicht, dem Bischof Vertrauen zu schenken, geben Sie sich den Anschein, als ob Sie ihm trauten, aber seien Sie behutsam, denn obgleich er viele Verpflichtungen gegen mich hat, besitze ich allen Grund, ihn für einen Doppelzüngigen und Verräther zu halten" (de le croire et double et traitre. S. 391).

Der Fürstbischof nahm sich die Sache außerordentlich zu Herzen. Am 27. April 1755 richtete er an Friedrich ein Immediatschreiben, führte Klagen wegen der Chicanen des Ministers Massow und erbot sich sogar zum Erlaß eines neuen Hirtenbriefes, in welchem die incriminirten Stellen fehlen sollten. Uebrigens ruft dieses Schreiben mit dem bedenklichen Passus: „Sire, ich kann Euer Majestät beschwören, daß die Principien meiner Theologie mit der Denkungsart E. Maj. vollständig übereinstimmen" (S. 569), keinen angenehmen Eindruck beim Leser hervor. Die Verminderung der Feiertage wurde in manchen Kreisen Schlesiens nicht gern gesehen, mehrfach waren es sogar Protestanten, welche sie übel aufnahmen (S. 500).

Tief einschneidend in das kirchliche Recht und den Statusquo waren die königlichen Bestimmungen über die Vermächtnisse zu milden Zwecken; sie durften nach dem Edikt vom 21. Juni 1753 die Summe von 500 Thalern nicht übersteigen. Mit Recht remonstrirte der schlesische Klerus mit seinem Bischof gegen solche Beeinträchtigungen der kirchlichen Freiheit, welche den Statusquo sicher nicht wahrten. Um die nämliche Zeit führte Schaffgotsch Klage über den Minister Massow, welcher den Nachlaß der im Annenkloster verstorbenen Priorin eigenmächtig und ohne Rücksicht auf den Bischof, dem Jurisdiktion über das Kloster zustehe, habe versiegeln lassen. Friedrich ließ dem Bischof erwiedern, er möge sich hüten, seine Rechte als Souverain von Schlesien künftig wieder anzutasten und sich aller und jeder Umtriebe enthalten. „Stellen Sie", schließt das Schreiben, „Ihre

Betrachtungen darüber an und lassen Sie sich das ein für alle Mal gesagt seyn. Im Uebrigen danke ich Ihnen für die mir von Ihnen gewordene Mittheilung über die Abreise des Sängers Amadori von Bologna“ (S. 470). So behandelt man unbärtige Jünglinge und — Hofbischöfe. Aber Friedrich wußte, an wen er schrieb.

Schaffgotsch empfand Reue. Unter dem 28. April richtete er an den Monarchen ein Schreiben, welches weder fürstliche noch bischöfliche Würde athmete. „Vom tiefsten Schmerz durchdrungen“ unterbreitete er dem König den Brief. Nie werde er die im eben erwähnten königlichen Schreiben enthaltenen Anordnungen aus dem Gedächtniß verlieren; das soll der letzte Fehltritt in seinem Leben gewesen seyn. „Und Euer Majestät werden nie mehr Vorstellungen meines Klerus oder der meiner geistlichen Leitung als Bischof unterstehenden Klöster zu Gesicht bekommen, welche von mir verfaßt oder von meiner Hand unterzeichnet sind.“ Den Schluß bildet die Bitte um Verzeihung (S. 473).

Auch auf andern Gebieten wurde dem Fürstbischof die Leitung der Diöcese von den Beamten verbittert. Die letztwilligen Verfügungen der Geistlichkeit entzog man gegen die seitherige Praxis seiner Cognition; als Schaffgotsch die Verwaltung der frommen Vermächtnisse beanspruchte, wurde das als Anmaßung ausgelegt, überhaupt aber der Grundsatz aufgestellt, daß, wenn „der Herr Fürstbischof auf die canones und das Concilium Tridentinum provociren will: allermaassen solches alles in Schlesien keine Applikation finden kann“ (S. 402). Als Schaffgotsch die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem Nuntius Archinto am sächsischen Hofe nachsuchte, wurde sie unter der demüthigenden Bedingung gewährt, daß die Zusammenkunft keineswegs in Dresden selbst statthaben solle. Weil die kirchliche Trennung der Grafschaft Glatz von der Erzdiöcese Prag nicht gelang, erließ der König an Minister Massow einen Cabinetsbefehl, worin es heißt, er werde die dortigen geistlichen Angelegenheiten „nach der

Convenience meiner schlesischen Lande" behandeln, „und werde Ich gelegentlich darunter wohl die Stelle eines Bischofes von Glatz selbst vertreten". Aber Niemand, nicht einmal der Fürstbischof, dürfe das Geringste davon erfahren (S. 520). Indeß am allerempfindlichsten mußte den Fürstbischof die Parteinahme der Regierung gegen ihn und für den ihm so tief abgeneigten Domherrn Bastiani berühren. Bastiani, welcher sich im Bezug gewisser Emolumente beeinträchtigt glaubte, hatte Dokumente aus dem Archiv des Domkapitels mit Anrufung der Polizeigewalt an sich genommen und das Domkapitel beim Ober-Amt verklagt. Mit Recht bestand der Fürstbischof auf Cognition des Processes als einer Beneficialangelegenheit durch den geistlichen Richter. Ein königlicher Erlaß vom 30. November 1754 suchte ihn eines Besseren mit dem Bemerken zu belehren, „das Objekt sei schlechterdings temporel" (S. 541). Eine Remonstration des Nuntius in Dresden ließ Friedrich durch seinen dortigen Gesandten Maltzahn unter Berufung auf die in Frankreich und Oesterreich bestehenden Gebräuche abweisen (S. 594). Zwischen dem Fürstbischof und Bastiani verschärfte sich die Spannung immer mehr, so daß der Monarch endlich einzuschreiten sich genöthigt sah. Beiden Männern schärfte er Beobachtung des äußeren Anstandes gegeneinander ein (S. 616, 617).

In anderen Beziehungen bot sich der Fürstbischof, der ebenfalls von Zeitideen berührt war, als willfähriges Organ an. Der König genehmigte einen Immediatbericht des Ministers Massow vom 27. October 1754, welcher den Erlaß eines Verbotes der Wallfahrten nach Polen beantragte, „weil dadurch viel Geld außer Landes geschleppt, welches sonst im Lande consumiret würde." „Der Bischof, mit welchem ich darüber gesprochen, ist mit mir der Meinung, daß es gut seyn würde, wenn dergleichen Wallfahrten außer Landes abgestellet würden" (S. 528). Bald erfolgte wirklich ein königliches Verbot der Wallfahrten außer Landes. Dem Minister von Schlabrendorff war die Abhaltung von Con-

troversprebigten im Mathiaskloster zu Breslau an allen Sonn- und Festtagen ein Dorn im Auge. „Absurde und lächerliche Dinge" wurden seiner Ansicht nach darin vorgetragen. „Der Fürstbischof, welchem ich mein Sentiment darüber zu erkennen gegeben, ist selbst mit mir darin einig, daß diese Controvers-Predigten gar füglich cessiren können." Nachdem Schaffgotsch dem Rektor der Jesuiten intimirt, daß „der jetzige Controvers-Prediger wegen einiger Ausschweifungen die Kanzel nicht mehr besteigen solle" (S. 643), erschien am 26. April 1756 eine königliche Verordnung, welche die Abhaltung solcher Predigten gänzlich untersagte.[1]) Zum Schluß des sehr sonderbaren, aus tiefem Mißtrauen gegen den katholischen Klerus hervorgegangenen Aktenstückes heißt es: „Ich bin von E. Bdd. und Dero Penetration, auch wohlgemeinten patriotischen Gesinnung versichert, daß dieselbe sich hierunter meiner Willensmeinung und landesväterlichen Absicht völlig und auf das exacteste conformiren". Bald darauf erließ Schaffgotsch an den Klerus die erforderlichen Weisungen (S. 647). Das Kirchengebet für den Kaiser wurde abgeschafft. Als aber der Minister Schlabrendorff dem Fürstbischof zu erkennen gab, daß nur wenig Leute dem Te Deum zur Danksagung für den Sieg von Lowositz beigewohnt und dies auf bösen Willen der Katholiken zurückzuführen sei, muthete er dem Bischof zu gleicher Zeit zu, den Herrn Prälaten zu insinuiren, zum Zeichen ihrer guten Gesinnung in

1) Hinsichtlich der Jesuiten bedarf das Dokument Nr. 265 S. 237 einer Berichtigung. Minister Münchow meldet, es sei von Rom Weisung eingetroffen, „daß jeder Priester (bei den schlesischen Jesuiten) unter ihnen täglich 15 Messen vor E. M. allerhöchste Person und Dero Königliches Haus beten solle. Es haben dieselben mir die solcherwegen erhaltene Original-Instruktion vorgezeiget". Seinem Tenor nach enthält dieser Bericht innere Unmöglichkeiten. Wahrscheinlich ist von bestimmten Gebeten, nicht von der Darbringung des h. Opfers Rede. Lehmann faßt die römische Weisung in distributivem Sinne auf. „Die schlesischen Jesuiten lesen täglich 15 Messen für den König!"

den Klöstern „ein Festin zu geben und die Benachbarten von Adel invitiren“ (S. 663). Der Fürstbischof lehnte ab, weil er sich sonst „spitzfindige und moquante Antworten“ zuziehen würde, stellte aber dem Minister anheim, „ihnen zum Exempel anzuführen, daß ich verwichenen Sonntag hierinfalls den Anfang gemacht habe“ (S. 664).

Gegen den Schluß des Bandes gibt Lehmann einen Auszug aus dem „kurzen Verzeichniß einiger aus denen vielfältigen von Seiten des k. preußischen Hofes wider die Berliner und Dresdner Traktaten ausgeübten friedensbrüchigen Unternehmungen“ und deren Widerlegung durch den General-Fiskal Gloxin. Auf das Einzelne weiter einzugehen ist nicht dieses Ortes. Nur sei bemerkt, daß der Fiskal in seiner Entgegnung nicht selten einen Grad von Erregtheit (S. 673) bekundet, welche nicht zu seinen Gunsten spricht.

Schaffgotsch war nunmehr neun Jahre Fürstbischof von Breslau; des Königs Wohlwollen hatte ihn zur verantwortungsvollen Würde emporgehoben. Jetzt dagegen trennte beide Männer eine unüberbrückbare Kluft. Friedrich's letzte Schreiben lassen durchblicken, daß man den Bischof für einen Landesverräther hielt. Im Schreiben vom 12. Sept. 1757 macht der König ihm die bittersten Vorwürfe, auf welche in derber französischer Sprache das eigenhändige Postscript folgt: „Sie sind ein leichtfertiger Kopf, Ihre hundsgemeine Umgebung (vos coïons de domestiques) und österreichischen Priester mißbrauchen das. Hüten Sie sich, Rohheiten zu begehen, Sie könnten es Ihr Lebenlang bereuen“. Das Herz zittert einem vor Schmerz, wenn man bedenkt, daß ein katholischer Bischof, der durch Charakterfestigkeit, Ernst, Wissenschaft und Glauben Allen voranleuchten soll, in solcher Form aus dem Munde Friedrich's II. Belehrungen entgegennehmen muß.

Wenden wir uns an der Hand der Lehmann'schen Dokumente von Schlesien nach **Berlin** und den westlichen Provinzen der Monarchie.

Von der königlichen Maxime, nach welcher die Unterthanen freie Religionsübung genießen und jeder nach seiner Façon im Bereich der Monarchie selig werden konnte, waren in erster Linie die Katholiken in Berlin nicht berührt. Vornahme einer Taufe oder Trauung durch katholische Priester in der Landeshauptstadt war strenge verpönt. Das französische Consistorium hatte die Sache zur Anzeige gebracht. Der König verfügte gemäß der Cabinetsordre vom 19. Juli 1750, nach welcher „kein katholischer Priester in Dero Landen dergleichen actus ministeriales verrichten dürfe", am Rande: „Nein als Vohr Vohrnehme leütte" (S. 322). Nur in einzelnen Fällen wurde auf jedesmaliges Ersuchen zur geheimen Spendung der h. Taufe durch katholische Priester in Berlin die königliche Erlaubniß gewährt. Was jeder Christ gültig vollziehen kann, wurde dem Priester verwehrt. In seinem „Ménagement" ging der König soweit, daß er ausdrücklich erklärte, mit der Genehmigung zum Bau der Hedwigskirche in Berlin sei die Befugniß zum Taufen und Copuliren keineswegs verliehen (S. 328). Uebertretungen des Verbotes unterlagen unnachsichtlicher Ahndung. Als der Pater Riepe den Mohren Epoli von der Leibcompagnie im Lazareth eigenmächtig getauft hatte, wurde er verurtheilt, dem Feldprediger des Regiments die Stolgebühren zu ersetzen und überdem zehn Thaler fiskalische Strafe zu erlegen (S. 602).

Verhältnißmäßig wenig Dokumente beziehen sich auf die westlichen Theile des preußischen Staates, doch bieten einige aus ihnen ein hervorragendes Interesse dar, weil des Königs unerbittliche Kirchenpolitik in schroffer Weise sich darin offenbart. Als der Weihbischof von Paderborn, Graf Gondola, unter Bezugnahme auf Artikel IV § 1 des Religionsrecesses vom 6. Mai 1672 (Lehmann I, 86) um Erlaubniß zur Ausübung geistlicher Handlungen in der Grafschaft Ravensberg ersuchte, wies der Monarch den Petenten aus dem Grunde ab, weil diese Observanz ebensowenig zu Lebzeiten des verstorbenen Königs bestanden. Und doch sprach

für den Bischof der klare Wortlaut des Recesses (S. 580 u. 595). In ähnlicher Weise wurde der Bischof von Roeremond, Graf Robiano, beschieden, welcher sich über die Militärcommission von Gelbern aus dem Grunde beklagte, weil sie die Vornahme der Taufen bei den Kindern katholischer Soldaten dem lutherischen Prediger zugesprochen hatte. Der Bischof machte Artikel V des Vertrages von Utrecht vom 2. April 1713, außerdem aber auch die Verträge von Rastatt und Baden für sich geltend. Der König wies das Gesuch in einer Randbemerkung von zwei Zeilen ab. Andere Dokumente betreffen den Gottesdienst der Katholiken in Crefeld und Jülich, sowie Petitionen der Stände von Gelbern um Gewährung der Erlaubniß zum Besuch auswärtiger Hochschulen, insbesondere der Universität Köln.

Das Bild, welches die Lektüre der Dokumente des dritten Bandes von der Lage der katholischen Kirche in Preußen unter Friedrich dem Großen erzeugt, bietet wenig erhebende und tröstliche Züge. Mit tiefem Mißtrauen sehen wir den Monarchen die katholischen Angelegenheiten behandeln; ob wirklich freie Ausübung der katholischen Religion damals gewährt wurde, darüber ist die Antwort im Vorstehenden in ausgiebigstem Maße ertheilt. Aber in einer Beziehung steht der König groß da: in seiner unerreichten Thätigkeit, welche außer der Verwaltung der eigentlichen Staatsgeschäfte, neben der Leitung des Heeres in den damals fast ununterbrochen auf einander drängenden Kriegen auch noch die Angelegenheiten des geistlichen Departements umfaßte. Auch die katholische Kirche kann nur unter der Bedingung Licht und Luft gewinnen, daß ihre Mitglieder mit Klugheit, Eifer und Ausdauer ihre Interessen vertreten. Per aspera — aber auch nur per aspera, ad astra.

Köln. Dr. Bellesheim.

XLVI.

Peter Reichensperger's Parlaments-Erlebnisse von 1848.[1])

Es mag wohl Mancher gedacht haben: ach Gott, hat man doch an den neuen Parlaments-Geschichten übersatt und nun gar noch eine alte. Wer aber das vorliegende, überdieß elegant und unterhaltlich geschriebene, Buch zu lesen anfängt, wird bald anderer Meinung werden. Uns wenigstens hat die Lektüre einen tiefen Eindruck gemacht. Die Vergleichung zwischen der stolzen Sicherheit des heutigen Preußen und der damaligen „Monarchie in ihrer tiefsten Erniedrigung" läßt sich nicht abweisen; sie begleitet den aufmerksamen Leser von Seite zu Seite, verbunden mit dem Ekel vor jenem Treiben, das in Berlin an Gemeinheit, Unvernunft und Feigheit das Seitenstück in Wien noch weit übertroffen hat. Wo in einer Bevölkerung, und zwar nicht bloß auf der Straße, sondern auch im Salon, solche Dinge einmal möglich gewesen sind, da drängt sich der Gedanke auf, daß Aehnliches wiederkehren könnte und daß der Reichskanzler denn doch nicht ohne Grund die „guten Revolutionäre" scharf im Auge behält. Auch der Herr Verfasser wird sich das Seinige dabei gedacht haben, als er seiner Schrift das Motto vorsetzte: „Discite justitiam moniti, nec temnere Divos!"

1) „Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Von Peter Reichensperger." Berlin, Springer 1882. S. V. 263.

Dr. Peter Reichensperger, der ältere der berühmten zwei Brüder, von seinem Wahlkreis „Olpe" zubenannt, war Mitglied des Frankfurter Vorparlaments und dann der constituirenden preußischen Nationalversammlung. Hier hat er alsbald als felsenfester Jurist, schlagfertiger Redner und unerschrockener Kämpfer für Recht und Freiheit eine sehr bedeutende Stellung eingenommen. Auch die preußischen Ministerien, wie sie sich damals in rathloser Schwäche licitando ablösten, haben mehr als einmal zu dem patriotischen Rath und Beistand des feurigen Rheinländers ihre Zuflucht genommen. Er stand in der vordersten Reihe unter den Führern der „Fraktion der Rechten". Später freilich, als die Noth vorüber war, und als die Umstände die Gründung einer „katholischen Fraktion", sowie im weiteren Verlauf der Entwicklung die des „Centrums" beim preußischen Landtag, beides unter wesentlichster Mitwirkung P. Reichensperger's, veranlaßten: da war der nunmehrige „Oppositionsmann" über die Achsel angesehen. Er hat als Obertribunalrath viele Jahre lang seine Anciennetät bei dem jährlichen Ordensregen trocken bleiben sehen.

Anderen ist es auf der alleräußersten Gegenseite besser gelungen, zu hohen Ehren zu gelangen, wie z. B. Herrn Heinrich von Sybel, der beim Frankfurter Vorparlamente zu den Extremsten zählte. Ein anderes Beispiel politischen Charakters hat Herr Reichensperger in der Landtagssitzung vom 7. Februar 1856 selber aufzuführen Anlaß gehabt. Der Regierungspräsident zu Aachen hatte in einem Wahlerlasse die bisherigen oppositionellen Abgeordneten als „Staatsfeinde und Jakobiner" bezeichnet. Der Abg. Reichensperger warf darauf in der Kammer die Frage auf: „Waren meine Freunde und ich auch im Jahre 1848 antigouvernemental oder Feinde des Staates, als ich dem Unwillen der rechten Seite des Hauses gegen den damaligen Minister des Innern Ausdruck gab, welcher ein Vertrauensvotum von der Versammlung forderte, weil er — die Revolution anerkannt

habe?" Jener Präsident, dieser Minister und der jüngst verstorbene Oberpräsident von Westfalen, der inzwischen geadelte Herr von Kühlwetter, waren Ein und dieselbe Person. Er hatte sich später als eifriger Handlanger im Culturkampf bekannt gemacht, und somit die alten Sünden reichlich zugedeckt.

In den Tagen der Noth haben sich auch andere Stützen als morsch oder wenigstens angefault erwiesen. Der Verfasser kommt wiederholt auf die nicht immer klare Haltung in einzelnen militärischen Kreisen zu sprechen. Er war selbst bei der Parlamentswahl durchgefallen, weil er sich nach dem Urtheil eines als Wahlmann anwesenden „Offiziers in Uniform" nicht genügend gegen den Vorhalt zu vertheidigen wußte, daß er die in das Land gelangten Nachrichten über die glorreichen Märztage in Berlin keineswegs mit der gebührenden Begeisterung aufgenommen, vielmehr mißbilligende Aeußerungen darüber gemacht habe. Freilich ist den fraglichen Herren in Uniform der Rausch bald vergangen; aber d a war der Rausch gewesen, und Herr Reichensperger glaubt, trotz Allem was seither für die kastenartige Absonderung des Militärs geschehen ist, doch bemerken zu sollen: „Die Geschichte meiner Wahlniederlage zu Mayen habe ich aufzeichnen zu sollen geglaubt, weil sie zur Signatur jener Zeit dient, und zugleich das übertriebene Vertrauen der Regierenden in die Macht stehender Heere gegenüber revolutionären Strömungen der Zukunft auf das richtige Maß zurückzuführen geeignet scheint."

Ueber die „glorreichen" Berliner Märztage, namentlich über die dem König abgezwungene Leichenschau auf dem Schloßplatz und den Berliner Umritt des die schwarz-roth-goldenen Farben tragenden Monarchen am 20. März, berichtet der Verfasser sichtlich bewegt. Heute noch empört sich sein monarchisches Gefühl bei der bloßen Erinnerung an das Uebermaß der Schmach. Tags darauf fand die Leichenfeier der im Straßenkampf Gefallenen statt, deren Martyrium

in zahlreichen Reden von Geistlichen und Laien gepriesen ward. Von einem Hofprediger (wie es scheint, dem bekannten Sydow) wird erzählt, daß er von der Kanzel herab gesagt habe: „die Gefallenen seien mit weißen Kleidern, Palmen in den Händen, als selige verklärte Entrinner in den Himmel eingezogen."

Es ist selbstverständlich nicht möglich, hier auf die Einzelnheiten des Verlaufs innerhalb und außerhalb der constituirenden Nationalversammlung einzugehen. Die letztere gerirte sich würdig ihres Ursprungs aus den Erregungen der Straße und aus dem allgemeinen direkten Wahlrecht, durch das sie zusammengesetzt war[1]). Aber in Kürze möchten wir doch auf die Darstellung hinweisen, die Herr Reichensperger von der endlichen Wendung zum Bruche und von dem Uebergang der Nationalversammlung in's Rumpfparlament gibt. Er spricht hier als ganz besonders eingeweiht und als Nächstbetheiligter unter den Gegnern der parlamentarischen Rebellion.

Die Ermuthigung der Krone, welcher die „Gottes Gnade" vom Parlament soeben gestrichen worden war, kam eigentlich von Wien her. Den Sieg der Revolution in Wien am

---

1) Ueber die äußere Erscheinung der Erwählten bei der Eröffnung der Session im k. Schlosse bemerkt der Verfasser: „Dieselbe mochte für das verwöhnte Auge der Hofleute, welche den Glanz des Vereinigten Landtags geschaut, manch peinliches Gefühl erwecken, da die Staats- und Ritterschaftsuniformen gänzlich fehlten, während neben dem einfachen Leibrocke der Mehrzahl der Abgeordneten die Zwillichjacke des Handwerkers und Taglöhners, wie der Bauernkittel mehrfach vertreten war. Diese Erscheinung wäre an sich gewiß kein Unglück gewesen; allein minder ansprechend wirkte doch die sich verbreitende Mittheilung, daß einige dieser Erwählten des Volks sich vor der Wahl zur Abgabe der Hälfte der Diäten an ihre Wähler hätten verpflichten müssen. Späterhin wurde noch hinzugefügt, daß einige Collegen an freien Tagen, um nicht ganz aus der Uebung zu kommen, gegen bescheidenen Lohn Holz zu hauen nicht verschmähten."

15. März hatte der „Preußische Staatsanzeiger" mit den Worten gemeldet: „Demnach ist nun auch Oesterreich in die Bahn der Reformbewegung eingetreten, der es sich solange verschlossen hatte." Als nun Fürst Windischgrätz am 20. Oktober zur Bändigung der aufrührerischen Hauptstadt an der Donau schritt, stieg die Aufregung der Nationalversammlung auf's Höchste. Die Linke debattirte Anträge, wornach Preußen zur Rettung der „in Wien gefährdeten Volksfreiheit" auftreten sollte. Der bekannte Führer der Linken, Abg. Waldeck, sprach hiebei das denkwürdige Wort aus: „Es ist eine ganz falsche, eine traurige, eine verabscheuenswürdige Idee, wenn man ein Deutschland ohne Oesterreich haben will." Aber am 1. November verbreitete sich die Nachricht von der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen, und schon Tags darauf erhielt das bemitleidenswerthe Ministerium des Generals von Pfuel seine Entlassung und wurde der General Graf von Brandenburg mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt. Gegen diesen Akt der „Reaktion" beschloß die Mehrheit der Nationalversammlung eine drohende Adresse an den König und deren Uebergabe durch eine eigene Deputation. Die Scene, die sich bei der Uebergabe ereignete, ist viel besprochen worden; Hr. Reichensperger, als Mitglied der Deputation Augen- und Ohrenzeuge, erzählt den denkwürdigen Vorgang wie folgt:

Um 6 Uhr begab sich die Deputation mit Extrazug nach Potsdam und wurde nach anfänglicher Weigerung des Adjutanten des Königs, Majors von Manteuffel, des jetzigen Feldmarschalls, sie in Abwesenheit der Minister zu melden, im Schlosse Sanssouci vom Könige empfangen, nachdem ein Telegramm eingegangen war, in welchem das Ministerium Se. Majestät um Gewährung der Audienz bat. Der Präsident von Unruh verlas die Adresse, und es wollte mir vorkommen, als ob die ohnehin scharfen Worte derselben durch die herbe Betonung des Vorlesenden noch erheblich verschärft würden. Bei den Worten der Adresse, daß Sr. Majestät treues Volk seit Wochen durch unheilvolle Gerüchte über die Absichten der Reaktion erschreckt

sei, wandte sich der König halbwegs vom Lesenden ab, und als es weiter hieß, daß die Aufregung sich unzweifelhaft zum „Ausbruch“ steigern werde, sah ich, wie der König an den Degengriff schlug. Bei den folgenden Worten, die sich an das Herz des Königs richteten, wandte er sich freundlichen Blickes dem Lesenden wieder zu, nahm die Adresse entgegen und ging nach seinem Kabinet, ohne ein Zeichen der Entlassung gegeben zu haben, mithin in der unverkennbaren Absicht, die Adresse nochmals zu lesen, bevor er eine Antwort ertheile. In diesem Augenblicke trat der Abgeordnete Jacoby mit den Worten vor: „Wir sind nicht bloß hierher gesandt, um Ew. Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch um Ihnen über die wahre Lage des Landes mündlich Auskunft zu geben. Gestatten E. Maj. uns Gehör?“ Der König erwiderte, sich umwendend, mit einem kurzen Nein, und Jacoby rief dann dem Weggehenden nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen“. Alle Mitglieder standen einen Augenblick dieser Anmaßung gegenüber bestürzt da, und der Abgeordnete Rodbertus war der erste, ich aber, wie ich meine, der zweite, der zu dem im Saale zurückgebliebenen Adjutanten mit dem Ausdruck der Entrüstung und der Bitte herantraten, Sr. Majestät zu sagen, daß jener Abgeordnete ohne Recht und Fug geredet, und daß wir uns gegen dessen Verletzung des Hausrechts wie des Majestätsrechts dringend verwahrten. Nach einigen Minuten kam der Adjutant aus dem Kabinete mit der Erklärung zurück, daß Se. Majestät nach dem Vorgefallenen uns keine unmittelbare Antwort mehr zu ertheilen habe, und daß wir entlassen seien. Wir kehrten nach Potsdam zurück und entsendeten von da drei Mitglieder nach Sanssouci, um womöglich noch eine Antwort zu erlangen. Der König empfing dieselben zwar, erklärte ihnen aber, daß er kraft des konstitutionellen Prinzips, welches er bis ins kleinste Detail aufrecht zu halten entschlossen sei, seine formelle Antwort erst mit dem Ministerium berathen werde, und daß er dasselbe zu dem Ende auf den folgenden Morgen zu sich beschieden habe. Während unseres Aufenthaltes im Gasthofe wurde natürlich das Auftreten Jacoby's lebhaft besprochen und allseitig mißbilligt. Mitglieder der Linken regten darum die Frage an, ob es nicht

räthlich sei, in dem vom Präsidenten an die Versammlung zu erstattenden Berichte jenes Zwischenfalles keine Erwähnung zu thun. Meine Freunde und ich erklärten, daß hierdurch leicht ein falsches Licht auf das Verhalten des Königs gegenüber der Deputation fallen könnte, — daß wir das aber für minder bedenklich erachteten, als die öffentliche Verkündigung der demselben in seinem Schlosse widerfahrenen Ungebühr. Der Präsident wurde darauf durch einstimmigen Beschluß der Deputation ersucht, demgemäß zu handeln. Er that dies auch in der folgenden Morgensitzung der Nationalversammlung, — allein der Abgeordnete D'Ester, welcher selbstredend von dem Abkommen wie von dem Vorfalle Kenntniß erhalten hatte, war damit nicht zufrieden, sondern erklärte, „dem Referate des Präsidenten nothwendig noch etwas hinzufügen zu müssen, weil es von der größten Wichtigkeit sei.“ Nach einer nur allzu zarten Unterbrechung Seitens des Präsidenten trug er dann auch die Großthat des neuen Marquis Posa zum Staunen der Versammlung und besonders der getäuschten Deputationsmitglieder vor. Mehrere derselben eilten zur Tribüne, um ihr Bedauern wegen jener unberufenen Mittheilung auszudrücken und ergänzten dieselbe dann auch durch Hervorhebung der von D'Ester unterdrückten Thatsache, daß sofort viele Mitglieder gegen jene Aeußerungen Jacoby's aufs energischste protestirt und sie völlig desavouirt hätten. Ich fügte meinerseits hinzu: „Ich glaube, daß ein wichtiges Moment, durch welches die Bedeutung und die Wirkung der Jacoby'schen Aeußerungen am schärfsten charakterisirt wird, Ihnen noch nicht mitgetheilt worden ist. Es besteht darin, daß, als Se. Majestät die Adresse in Empfang genommen hatten und im Begriff waren, sich in ein Nebenkabinet zurückzuziehen, uns keineswegs das übliche Zeichen der Entlassung von Sr. Majestät gemacht worden ist, wir uns also keineswegs schon als ohne Antwort entlassen erachteten. In diesem Augenblick sprach Herr Jacoby die angeführten Worte, worauf sich Se. Majestät in das Nebenzimmer begab. Der dienstthuende Adjutant kehrte indessen sofort mit der Erklärung zurück, daß Se. Majestät mit Rücksicht auf die letzten Worte, die soeben zu Höchstdemselben gesprochen worden, eine weitere Antwort nicht mehr geben könne.“ (Der stenographische Bericht vermerkt: „Große Sensation“.)

Die Ereignisse entwickelten sich rasch. Das Rumpfparlament verharrte bei seinem verblendeten Protest gegen die königliche Ordre, welche die Sitzungen der Nationalversammlung vertagte und ihren künftigen Sitz nach Brandenburg verlegte; die Renitenten rechneten dabei auf die Zustimmung und Intervention des Frankfurter Parlaments. Auch die Rechte richtete ihre Augen dahin und entsendete eine eigene Commission, deren Mitglied, auch noch auf besonderen Wunsch des Ministeriums, Herr Reichensperger war, zur Berichterstattung und Aufklärung nach Frankfurt. Das Rumpfparlament war inzwischen zum Beschluß der Steuerverweigerung geschritten. Als aber am 10. November General Wrangel mit seinen Truppen in Berlin eingerückt war, der Belagerungszustand verkündet und die Bürgerwehr entwaffnet wurde, Alles ohne jeden Widerstand, da glaubten die guten Berliner dem „Vater Wrangel"[1]) ihre Befreiung von dem tollen Spuk allein verdanken zu sollen. Hr. Reichensperger ist anderer Meinung; er sagt: „Hätte die deutsche Nationalversammlung sich auf die Seite des Rumpfparlaments gestellt, so wäre für Preußen kaum eine andere Alternative übrig geblieben, als die des Säbelregiments oder der Republik."

---

1) Von dem wackeren Kriegsmann, der insbesondere durch die stete Verwechslung der Dative und Accusative sprichwörtlich geworden ist, erzählt das vorliegende Buch eine hübsche Anekdote. Es soll ihm nämlich in einem Drohbrief angekündigt worden seyn, man werde seine in Stettin weilende Gemahlin in der fünften Nachmittagsstunde des Tages, an dem er in Berlin einzurücken wage, aufhängen; und gegen 6 Uhr habe er sich, zu seiner Umgebung gewendet, laut gefragt: „Ob sie ihr nun wohl gehängt haben?"

XLVII.

Studien aus dem Benedictiner-Orden.[1])

Wenn die „zur bleibenden Erinnerung an das Ordens-Jubiläum" und somit zur Ehre des vor 1400 Jahren gebornen großen Ordens-Stifters begründete Benedictiner-Quartalschrift seinen Namen — wie zu erwarten stand — zu dem ihrigen gemacht und sich „Sanctus Benedictus" genannt hätte: so wären Veränderungen an den weiteren, gleichsam als Inhalts-Commentar fungirenden Worten des Titels gewiß minder beachtet worden, als es jetzt beim dritten Jahrgang derselben der Fall ist, von dessen erstem Hefte an die Zeitschrift unter Weglassung des prägnanten Prädicates „Wissenschaftliche" sich einfach „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden" titulirt. Wer bedenkt, wie verschiedene Kräfte bei einem derartigen Unternehmen zusammenwirken und häufig „quot capita tot sententiae" sich geltend machen, wird manche Gründe obiger Aenderung leicht errathen; wir constatiren demnach einfach die Thatsache, ohne uns durch jene beirren zu lassen, weil wir hoffen, daß die Zeitschrift mit dem Aufgeben jenes Prädicates ihren wissenschaftlichen Charakter nicht blos nicht verlieren, sondern Alles daransetzen werde, durch sorgsame Auswahl gediegener

1) Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden. Haupt-Redacteur: P. Maurus Kinter, O. S. B., Stifts-Archivar zu Raigern. III. Jahrgang, I.—IV. Heft. 1882. 8°. Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn. Im Selbstverlage des Ordens. (Würzburg, Leo Wörl. Wien, Agentur von Leo Wörl.)

und in jeder Sprache geläuterte Formen weisender Artikel den berechtigten Anforderungen nach Wissenschaftlichkeit zu entsprechen.

Sehen wir nun, was der Redacteur im 3. Jahrgang, der (ohne Beilage 901 SS. zählend) stärker ist als der zweite (861 SS.) und schwächer wie der erste (956 SS.), „Neues und Altes aus seinem Schatze hervorbringt" (Matth. XIII, 52), indem wir unter Ersterem zusammenfassen, was in das laufende Jahrhundert gehört, und die einzelnen Aufsätze in chronologischer Folge Revue passiren lassen.

Dr. Josef Dippel verficht in seinem Essay: „Die Urstätten der Benedictiner im bayrischen Walde" (I. 97—113) unter Beziehung auf das c. 731 begründete und im J. 741 von Mönchen bezogene Niederalteich und die Propstei Rinchnach mit vieler Wärme den Satz, „daß unsere gesammte heutige Geistescultur in allen Gebieten der Wissenschaft ohne Ausnahme auf der geistigen Arbeit des katholischen Clerus beruht und deßhalb ohne die letztere nicht vorhanden sein könnte" (I. 100). Dr. Otto Schmid (Professor am Clerical-Seminar in Linz) will in seinen „Beiträgen zur Geschichte des ehemaligen Benedictiner-Stiftes Mondsee in Ober-Oesterreich" (II. 129—139, 283—296) besonders „die letzten Zeiten des Stiftes (1749—1791) und dessen Aufhebung näher beleuchten"; doch sendet er einen längeren „Ueberblick der Schicksale Mondsee's vom Beginn" (739, richtiger 748 — als der Bau begann, welches Jahr vom Stifte selbst als Gründungsjahr gefeiert wurde) „bis 1748" voraus, der hier bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts gelangt.[1]) Professor P. Anselm Salzer (aus Seitenstetten) eröffnet eine Abhandlung „über die Entwicklung der christlich-römischen Hymnenpoesie und über ihre Bedeutung für die althochdeutsche Poesie, mit besonderer Berücksichtigung der Evangelienharmonie Otfrid's von Weissenburg" (I. Theil, II. 297—312) und P. Odilo Ringholz (aus Einsiedeln) schildert in einem etwas breit gehaltenen Auszug aus Chevallier „das Leben des ehrwürdigen Abtes Wilhelm" (962 † 1031)

1) II. 288 sind „Benedict XII" und „XVI Cal. Jul. 1342" unvereinbar.

„vom St. Benignusstifte in Dijon“ (II. 363—383[1]). P. Romuald Schramm (in Břevnov) liefert in seinen vom J. 993—1599 laufenden „Regesten zur Geschichte der Benedictiner-Abtei Břevnov-Braunau in Böhmen“ (I. 66—83, 292—309; II. 82—95, 312—322) eine fleißige Vorarbeit zu der für das neunhundertjährige Jubiläum des Hauses im J. 1893 prämeditirten Festschrift, in welcher wohl alle Daten nach Möglichkeit genau bestimmt erscheinen werden.[2]) Ab. Reiners (Vicar in Echternach) bespricht „das Fest aller heiligen Reliquien, entstanden 1059 in der Abtei Echternach“ (I. 386—388) und stellt die Frage auf: „Wo befinden sich zur Stunde die“ (seit 1798 vermißten) „kostbaren Reliquien von Echternach“ (I. 321—325). P. Florian Kienast (aus Admont) gibt in der mit dem Jahre 1074 beginnenden „Zusammenstellung derjenigen Regularen aus andern Ordenshäusern, welche in Admont selbst“ (als Aebte oder Administratoren, als Prioren, Officiale und Professoren) „und auf Admonter Pfarren gewirkt haben“ (I. 334—339), Details zur Biographik einer bedeutenden Anzahl von Ordensmännern, deren Werth Jeder kennt, der sich mit solchen Forschungen beschäftigte.

Von Dr. Benedict Braunmüller (in Metten), einem feinen Kenner der Geschichte und Institutionen seines Ordens, zugleich einem der rührigsten und in seinen Arbeiten genauesten Mitarbeiter der „Studien“, registriren wir — mit einer kleinen

---

1) Richtiger als die Schreibweise „Locedia“ ist nach dem Italienischen: „S. Michele oder S. Gennuario di Lucedio“, nach dem Lateinischen: Locedium, Lucedium.

2) Da die anni pontificatus bei den päpstlichen Regesten von P. Schramm nicht immer angegeben sind, so bleibt uns die Richtigkeit der Reduction in solchen Fällen zweifelhaft. Abgesehen von diesen machen wir aufmerksam auf die Jahre: 1252; 1260 Nr. 3; 1338 Nr. 1; 1396 Nr. 3; 1403 Nr. 2; 1404 Nr. 2. 3; 1406 Nr. 1; 1408: ist „die Saturni“ richtig und „28. Jänner“ auch? 1418 „sancte mater tage“ kann auch „S. Marterns Tag“ i. e. S. Materni seyn; 1453 Nr. 2; 1457 Nr. 1; 1500; 1523 Nr. 3 ist vom 10. August; 1525 Nr. 1; 1530; 1558 Nr. 2; 1565 Nr. 1; 1583; 1586; 1592 Nr. 1; 1599 Nr. 2.

Verletzung unsres chronologischen Arrangements — vier Beiträge: I. Die auf Grund sorgfältiger Forschung der letzten dortigen Mönche und eigener Vervollständigung festgestellte „Reihe der Aebte im Kloster Prüfening“ (in Bayern, I. 132—136), eröffnet mit Erminold am 20. Mai 1117 und beschlossen mit dem berühmten Rupert Kornmann am 21. März 1803 — dem Aufhebungstage der Abtei; II. aus der Zeit von 1275—1519 stammende „Confoederationsbriefe des Klosters St. Emmeram in Regensburg“ (I. 113—119), d. i. Verträge über die Suffragien für die Verstorbenen und engere Verbrüderungen bezüglich der Participirung aller geistlichen und weltlichen Güter, aus denen biographische und chronologische Daten berichtigt und ergänzt werden können; III. unter dem Titel: „Zur Reformgeschichte der Klöster im fünfzehnten Jahrhunderte“ (I. 311—321) einen Auszug des Visitations-Recesses, welchen die durch den Cardinal Nicolaus von Cusa eingesetzte Commission am 18. Februar 1452 für St. Emmeram erließ und dessen Grundlage die in der Disciplin von Subiaco wurzelnden Melker Statuten vom J. 1451 bilden — ein erwünschtes Beweismittel, daß es einerseits der Kirche an Reformationseifer nicht gebrach, andrerseits die Zustände der Klöster mehr verschrieen als wirklich und überall bedenklich waren; IV. interessante Mittheilungen über die in Clemens VIII Auftrag von Petrus Paulus de Benallis, Abt zu St. Barontius (Diöc. Pistoja), in Wessobrunn, Benedictbeuern, St. Emmeram und Prüfening vorgenommene „apostolische Klostervisitation von 1593“ (II. 383—391), die, obschon „großartig angelegt“ (weil auf eine General-Visitation aller Benedictiner-Klöster in Deutschland abzielend), „vielversprechend unternommen und glücklich begonnen“, doch in Folge der Haltung des Landesherrn und mancher Bischöfe ein rasches Ende nahm.

Zur Ordnung zurückkehrend erwähnen wir die von P. Rafael Pavel aus einem Codex seines Stiftes Hohenfurt (O. Cist.) veröffentlichte Probe von Dichtungen nebst einem Recept zur Bereitung von Glasfarben von dem (c. 1263 lebenden) Gleinker Benedictiner Heinricus Hagwaldarius (I. 326—334) und die von P. Jacob Wichner (in Admont)

mitgetheilten 40 Regesten gemischten Werthes aus einem (von ihm zuerst untersuchten) „Admonter Formelbuche“ (II. 140—147), welche der Zeit vom J. 1472—1501 angehören und sich auf 15 Benedictiner- und 3 Cistercienser-Klöster beziehen. Dr. Benedict Gsell (O. Cist. von Heiligenkreuz) beginnt in seinem „Beitrag zur Lebensgeschichte des Anton Wolfradt, Abtes von Kremsmünster, Fürstbischofs von Wien“ (II. 334—345), den Beweis zu liefern, daß dieser hochverdiente Mann nach dem im Stifts-Archive befindlichen Profeß-Zettel vom J. 1604 und anderen Urkunden keineswegs ein Mitglied des Stiftes Reun (wie in Brunner's „Cistercienserbuch“ behauptet wird), sondern des Stiftes Heiligenkreuz gewesen. Diese Abhandlung, der ähnliche erwünscht wären, wirft drastische Streiflichter auf die damaligen Zustände der Klöster; allein sie constatirt auch (was Referent in der Introductio p. XII seiner „Origines Cistercienses“ scharf betonte), welch hoher Werthschätzung der Cistercienser-Orden trotz mancher Schäden sich noch am Eingange des 17. Jahrhunderts erfreute, da acht, größtentheils durch Geburt und akademische Würden ausgezeichnete Männer, von denen drei bereits Canonicate in Breslau, Limburg und Olmütz besaßen, unter Aufgebung berechtigter stolzer Hoffnungen sich zu dem Zwecke im Collegium Germanicum zu Rom zusammenfanden, um in den Cistercienser-Orden einzutreten, das Noviziat in Cîteaux und Clairvaux durchzumachen und dann in Deutschland gemeinschaftlich in einem Stifte aufgenommen von dort aus zur Hebung der Ordens-Disciplin zu wirken. Wir sehen der Forsetzung dieser documentirten Mittheilungen mit Spannung entgegen.

Interessant ist der Schluß der in den „Studien“ leider zu oft unterbrochenen „Geschichte des Benedictiner-Stiftes Garsten in Ober-Oesterreich“ (II. 6—26, 241—248) von Dr. Gottfried Frieß (in Seitenstetten), umfassend die Jahre von 1615 bis zu der am 1. Mai 1787 verkündigten Aufhebung des Stiftes; interessant, sagen wir, sowohl in Rücksicht auf die bewegte Zeit und die von klugen Capiteln vorgenommene Wahl ihr gewachsener Aebte, wie in Rücksicht auf den Triumph der josephinischen Aufklärung, da man ja „die Bildnisse der Habs-

burger von der Meisterhand Röselfeldt's und andere sehr werthvolle aus dem Refectorium um 28 Gulden an mehrere Wiener Tröbler verkaufte"! Die Eybel von Garsten (das ist kein Adelsprädicat!) leben noch immer, z. B. im Süden. Hoc genus non moritur! Von P. Magnus Sattler (Prior in Andechs) folgt die weitere Darstellung der „Benedictiner-Universität Salzburg" (von c. 1645; I. 83—96), von Dr. Cölestin Wolfsgruber (aus dem Schottenstifte in Wien) drei (in die Zeit um 1671 gehörige) „Mauriner-Studien zur Imitatio" aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliothèque nationale zu Paris (I. 232—262; II. 26—48, 249—270), und aus der Feder des Redacteurs Kinter das „Vitae Curriculum" des P. Oliverius Legipontius O. S. B. von Groß-St. Martin in Cöln (1698 † 1758), der während eines ziemlich wechselvollen Lebens eine rastlose literarische Thätigkeit entwickelte, mit den ersten Repräsentanten der Wissenschaft enge Beziehungen cultivirte und eine stattliche Reihe von Werken (sehr verschiedenen Werthes), manche im MS., hinterließ (I. 285—291; II. 65—68, 322—332). Daran schließt sich zeitlich die Arbeit des keinem Benedictiner an fleißiger Forschung im Gebiete der Ordens-Literatur nachstehenden Weltpriesters der Diöcese Brixen, Augustus Lindner: „Die Schriftsteller und die um die Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benedictiner-Ordens im heutigen Königreich Württemberg vom J. 1750 bis zu ihrem Aussterben" (II. 113—128, 270—283), in deren erstem Stücke die im Verhältniß zu der kurzen Zeit höchst beachtenswerthe Zahl von 46 Namen allein aus Weingarten — darunter der durch die „Monumenta Guelfica" berühmte P. Gerard Hess — auf Grund quellenmäßiger Studien vorgeführt, zugleich aber auch die gedruckte und handschriftliche Literatur der Klostergeschichte sammt den Aufbewahrungsorten der letzteren, die Detaillirung des Stiftsbesitzes zur Zeit der Aufhebung, die Beschreibung der Kirche u. s. w. zu unserer Kenntniß gebracht werden. Vivat sequens! Daß aber auch die Nachbarn der Württemberger Benedictiner bis zu ihrem Sterbestündlein berufstreu waren, zeigt P. Rupert Mitter-

müller (aus Metten), dem wir nebst einem vom 5. September 1782 datirten Briefe des (früher schon genannten) Rupert Kornmann von Prüfening an seinen Abt, Martin Bronatz, über „das St. Rupert-Jubiläum in Salzburg" (I. 365—368) die kurze aber inhaltsreiche Mittheilung verdanken: „Ueber die literarische Thätigkeit der bayerischen Benedictiner-Congregation in den letzteren Jahren ihres Bestehens" (II. 158—161), bez. über die am 27. August 1797 auf dem General-Capitel zu Tegernsee in der Congregation errichtete gelehrte Gesellschaft und deren Preisfragen, welchen „Plan der großgesinnten Gesellschaft" die churfürstliche Akademie der Wissenschaften am 21. November 1797 „vortrefflich" nannte, indem sie zugleich „nichts mehr wünschte, als die von dieser Gesellschaft gekrönten historischen und philosophischen Preisschriften ihren akademischen Druckschriften einverleiben zu können", was sie alsbald an der ersten verwirklichte. Leider war jenes General-Capitel „auch schon das letzte der Congregation. Dann kam Krieg, Sturm und Ruin. Das Freimaurer-Regiment wollte nicht die Förderung der Wissenschaft, sondern den Sturz der Kirche und der Klöster."

Und es erreichte seinen Zweck im 19. Jahrhundert! Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 gab das Signal zum Klostersturm, und daß man nicht blos von Fürsten sondern auch von Republicanern sagen konnte:

Quas sacras aedes pietas construxit avorum,
Has nunc haeredes devastant more luporum —

zeigt uns Dr. Bernard Maria Lierheimer (aus Gries) in der „Leidensgeschichte" des „reichsten und angesehensten unter den aargauischen Klöstern", die er in dem musterhaft concipirten Aufsatze: „Des Stiftes Muri letzte Jahre" (1835—1841) „und die Uebersiedlung nach Gries" maßvoll und doch eindringlich erzählt (I. 5—41, 262—285; II. 96—113). Gewiß leben noch Viele, die bei dieser Aufhebung mitwirkten; mögen sie lesen, wie die Geschichte den neuschweizerischen Heldenmuth verewigt, mit dem „Truppen in Muri einmarschirten und Kanonen vor dem Kloster aufpflanzten"; mit dem „Geistliche von den Soldaten mit Unrath begossen und beworfen, der Weih-

wasserkessel in empörender Weise profanirt, Bilder in den Gängen durchstochen, Bücher und Kunstsachen von einzelnen Offizieren in Kisten abgeschickt, ganze Körbe voll von Büchern in den Oefen verbrannt wurden und die Münzen aus dem Cabinet verschwanden"! Einem solchen Elite-Corps von Schergen des „Gesetzes" gegenüber blieben selbst erschütternde Scenen — wie der unter sonderbaren Umständen plötzlich eingetretene Tod eines blasphemirenden Soldaten (I. 283) — eben so erfolglos, als die vom 8. Februar 1841 datirte „feierliche Verwahrung des Kaisers Ferdinand als Nachkommen des Hauses Habsburg, welches die Abtei Muri gegründet, gegen jeden Act, wodurch die aus dem Patrimonialvermögen seiner Ahnen herstammenden Güter der durch die Stifter festgesetzten Bestimmung entzogen würden" (II. 96), gegenüber der aargauischen Regierung war, welche mit dem Güterverkauf antwortete, der nur in der Zeit vom 18. December 1841 bis 17. December 1842 ihrem Säckel 207 409 Francs eintrug (II. 99). Dafür ließ derselbe „pientissimus princeps", „welcher den Wunsch hegte, daß die Habsburgische Erbstiftung nicht untergehe und seinen Altvordern die Gebete, die sie sich an ihrer Grabstätte gestiftet, so lange diese nicht zugänglich, an anderer Stätte dargebracht werden", dem Abte Adalbert und dem Convente von Muri am 13. September 1843 durch den Staatskanzler Fürsten Metternich „erklären, daß es von ihnen abhänge, ihren Sitz in das im Laufe der Zeiten" (1805) „erloschene Stift der Augustiner-Chorherren zu Gries in Tirol zu übertragen und dasselbe sammt dessen Stiftungsgut in Besitz zu nehmen" (II. 102). Nachdem Gregor XVI in seinem Breve vom 7. September 1844 „dem Abte die Annahme des Klosters Gries als Priorat gestattet und ihn zugleich beauftragt hatte, seine Rechte als Abt von Muri zu wahren", begann am 16. Juni 1845 der Auszug nach Tirol, am 1. August dess. J. wurde der factische Besitz des Stiftes angetreten, am 27. October die definitive Uebergabs- und Uebernahms-Urkunde aufgenommen — und der ganze höchst antijosephinische Act von Pius IX nach seiner Rückkehr in die ewige Stadt am 14. August 1852 sanctionirt. Da Aufhebungs-Geschichten auch für die noch nicht Auf-

gehobenen sehr lehrreich sind, so danken wir dem Herrn Verfasser für seine überaus gediegene Arbeit und wünschen, daß die Spalten der „Studien" bald wieder mit einer solchen bereichert werden.

Freudigeres, als in Muri sich zutrug, berichtet P. Simplicius Wimmer aus der Neuen Welt im Schlusse seiner — an sich wie durch Nebendetails, z. B. über die von amerikanischen Kaufleuten an den Indianern verübte Schwindelwirthschaft — ansprechenden „Kurzen Geschichte der Benedictiner-Abtei St. Ludwig am See, jetzt St. John's Abtei in Minnesota" (N. Amerika), der er selbst angehört (I. 42—65). Mit welchem Erfolge nach allen Richtungen ihres Strebens hin diese Benedictiner wirken, bezeugt die Ernennung ihres ersten am 11. December 1866 erwählten Abtes, Rupert Seidenbusch, nach einer kaum neunjährigen Amtsthätigkeit zum Titular-Bischof von Halia und apostolischen Vicar von Nord-Minnesota, bezeugt der gegenwärtige Stand des Klosters und des College: „Drei Patres verließen am 5. April 1856 in Begleitung von 2 Laienbrüdern St. Vincent,[1]) um in Minnesota eine neue Niederlassung zu gründen — und jetzt zählt die Abtei St. John's 42 Patres, von welchen nebst dem Unterricht im College noch die Seelsorge in 34 Gemeinden versehen wird. Nebst diesen hat das Kloster noch 11 Cleriker, 5 Novizen, 13 Scholastiker und 36 Laienbrüder. Am 2. September 1867 wurde das College im Missisippi-Thale mit 5 Studenten eröffnet und gegenwärtig zählt dasselbe über 160 Zöglinge." Diesen Benedictinern ist es auch zuzuschreiben, „daß Minnesota eine größtentheils katholische Bevölkerung aufzuweisen hat" (I. 64[2]).

1) Aus St. Vincent gibt P. Augustin Schneider (I. 339—364) nachträgliche Mittheilungen über das Jubiläum des Prälaten Bonifacius Wimmer, dessen Name mit der Kirchengeschichte Nord-Amerika's für alle Zeiten unzertrennlich verbunden bleibt.

2) Von demselben Verfasser wird über die Grundsteinlegung zu einer katholischen Kirche in der Chippewa-Indianer-Reservation in White-Earth Co. (Minn.) durch den Abt Edelbrock von St. John am 11. Juli 1881 berichtet (I. 206—211).

Gleich interessant und erfreulich ist die von P. Adalbert Vogel (aus Engelberg in der Schweiz) mitgetheilte Geschichte der „Benedictiner-Colonie Neu-Engelberg in Conception im Staate Missouri, Nordamerika, gegründet 8. December 1873“ (I. 209—232; II. 48—64) — ein werthvoller Beitrag zur neuesten Ordensgeschichte, aus dem man unschwer erkennt, welch tüchtiger Kern in den schweizerischen Ordensleuten beiderlei Geschlechts stecke, die ihre theuren Heimathsberge verlassen, um im Geiste ihrer Altvordern in einem weitentfernten Lande für Kirche und Schule zu wirken; der täglich sich erweiternde Schauplatz der Thätigkeit von Mönchen und Nonnen wird ihnen der schönste Trost im neuen Vaterlande sein. Leider ist unser Referat schon zu lang geworden, als daß wir uns bei Vogel's gut geschriebener Erzählung länger aufhalten dürften.

Traurig dagegen klingt der Bericht (von D. B. W. aus Maredsous) über die Zustände der Benedictiner-Mission Neu-Nursia in Australien (II. 161—164) seit 1878 — einer bei den Eigenthümlichkeiten der dortigen Wilden absolut nothwendigen Mission, die der Abt-Bischof Salvado, unterstützt durch die heroische Opferwilligkeit seiner wenigen Brüder, unter den schwierigsten Verhältnissen mit größter Energie leitet. „Seit 8 Jahren, schreibt er, hat es dort nicht ein einziges Mal geregnet. Die Saaten, wenn sie ja aus dem steinharten Boden“ (bei dessen Pflügen nicht selten sechs Dutzend Pflugscharen auf einem Acker zerbrochen werden) „hervorkommen, verdorren; ebenso die Obstbäume, die wir gepflanzt, und die Brunnen, deren Herrichtung je 1500 Franken gekostet hat, geben gar kein oder nur untrinkbares Wasser“. Da thäte wohl ausgiebigere Hilfe Noth, als die ohnehin beschränkten Mittel der Propaganda zu gewähren vermögen. Vielleicht bewegen diese Worte einen und den anderen Leser, sich Neu-Nursia's zu erbarmen!

Noch verdienen, als zur Ordens-Geschichte gehörend, erwähnt zu werden: Der Hirtenbrief des Erzbischofs von Rheims über die unvordenkliche Verehrung Urban II und das ihn betreffende Decret der h. Congregation der Riten vom 12. Juli 1881 (I. 121—131), nebst der Beschreibung

der imposanten Gedächtniß-Feier dieses Benedictiner-Papstes am 27—29. Juli 1882 (II. 400—408); die Einweihung der Kirche des Benedictiner-Collegs in Downside (Diöc. Clifton) am 11. Juli 1882 (II. 398) und die am 20. August deff. J. vorgenommene Wallfahrt zu den Ruinen von Orval (O. Cist., Luxemburg), in denen zum ersten Male seit 1793 ein feierlicher Gottesdienst stattfand, um die Wiederherstellung des Klosters zu erbitten (II. 399). Außer Bezug auf die Ordens-Geschichte stehen: Die aus dem J. 1878 stammende Uebersetzung des syrischen Alexanderliedes aus dem Nachlasse des P. Pius Zingerle (aus Marienberg; II. 346—362) und die Beilage mit den nach Dr. Hector Pais von P. Heinrich von Rickenbach (in Monte Cassino) verfaßten historisch-archäologischen Studien: „Die Insel Sardinien vor der Herrschaft der Römer“ (39 SS.). Dazwischen finden sich Hauthaler's Berichte zur Benedictiner-Literatur, Nekrologe von Ordens-Mitgliedern, Miscellen, Veränderungen im Personal-Status der österreich-ungarischen Benedictiner-Klöster und literarische Referate und Notizen, von denen wir jene absolut ausgeschlossen sehen möchten, welche zur Ordens-Geschichte in gar keiner Beziehung stehen, weil sie ihren Raum auf Kosten wichtigerer Beiträge einnehmen.

Im Begriffe, das Referat zu schließen, erhalten wir das erste Heft des 4. Jahrgangs, das den Titel führt: „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden“ — eine erfreuliche Satisfaction für unser auch an dieser Stelle wiederholtes Plaidoyer. Mögen die Hoffnungen, welche wir gleich der Redaction an den Beitritt der Cistercienser zu den „Studien“ knüpfen, in Erfüllung gehen! An Arbeitsstoff gebricht es nicht; denn abgesehen von den noch zu verfassenden allgemeinen Werken zur Cistercienser-Geschichte (s. Hist. Pol. Blätter, Band 85 S. 887) und einem würdigen Leben des h. Bernard von Clairvaux kann eine Legion von Monographien geschrieben werden und die nahenden Jahre 1891 und 1898 dürften Anregung zu manchen Abhandlungen bieten; die Trappisten gründen unablässig neue Stätten harter entsagungsvoller Arbeit, deren sie auch im österreichischen

Kaiserstaate bereits drei besitzen; die Cistercienser-Nonnen (Calzadas und Descalzas oder Recoletas) haben sich trotz aller ihnen feindlichen Revolutionen in Spanien nicht blos erhalten sondern noch vermehrt und zählen dort gegenwärtig über 40 Klöster (deren jüngstes nach eben einlaufendem Schreiben der H.H. Bischof von Las Palmas de Gran Canaria errichtet) — ein Beweis, daß auch in diesem Orden das Leben nicht stagnirt und somit Geschichtsstoff liefert, dessen bestes Depot die „Studien" sind. Mit den Mitarbeitern werden auch die Leser aus neuen Kreisen sich vermehren und die „Studien" auf ihrer allseits gesicherten Bahn nutzbringend fortschreiten können!

Dr. Leopold Janauschek.

XLVIII.

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

1. Kaulen's Assyrien und Babylonien.

Die Herder'sche Verlagshandlung hat ein Unternehmen begonnen, das in weiten Kreisen einer anerkennenden und dankbaren Theilnahme sicher seyn kann. Der gegenwärtige Stand der geographischen Wissenschaft macht es für die Gebildeten und die nach Bildung Strebenden zum Bedürfniß, den jetzigen Charakter dieser Wissenschaft zu erkennen, von der Erweiterung, die sie nicht bloß durch Erforschung neuer Theile der Erdober-

fläche, sondern auch durch Aufnahme neuer und vermehrte Pflege alter Bestandtheile erfahren hat, Kunde zu erlangen und die Beziehungen, die sie zu dem Menschenleben hat, die Beleuchtung, welche sie der Geschichte gewährt, verstehen zu lernen. Dabei wird der Nachweis verlangt werden müssen, wie die bedeutendsten Ergebnisse, die man theils den Forschungsreisen, theils den Fortschritten der einschlägigen Wissenschaften, theils der stärkeren geistigen Durchdringung und Verbindung des Stoffes verdankt, gewonnen worden sind, damit die aus der Darstellung zu schöpfende Kenntniß durch Antheil an der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, die sie bei ihren Begründern hatte, einen um so anziehenderen und fruchtbareren Besitz bilde. Für diesen Zweck ist eine frei sich ordnende Reihe von Arbeiten, die theils die Thätigkeit der Natur auf der Erdoberfläche, theils die Bedingtheit der Völkerschicksale durch Beschaffenheit des Bodens, theils den Gang der Zunahme unseres geographischen Wissens zu Gegenständen haben, einem großen, systematischen und vielgliedrigen Werke vorzuziehen, weil das Verlangen, an dem Gewinn der großen wissenschaftlichen Betriebsamkeit Theil zu nehmen, durch eine unter dem Einzelnen getroffene Wahl am nachhaltigsten geweckt wird und am sichersten einen Uebergang zu eindringenderem Studium vermittelt. In diesem Sinne ist die „illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" unternommen, von welcher die erste Abtheilung in Kaulen's „Assyrien und Babylonien" vorliegt und andere Abtheilungen in nächster Aussicht stehen.

Für das Unternehmen ist auf dem Gebiete der populärwissenschaftlichen Literatur, obgleich andere Unternehmungen sich ähnliche Ziele gesteckt haben, noch ein um so größerer Raum, als die nahe liegenden Beziehungen des fraglichen Wissensstoffes zu menschlichen Schicksalen, menschlichen Aufgaben und menschlicher Bestimmung, wenn die Darstellung wahrer Bildung förderlich werden soll, nicht gestattet, über diese Beziehungen gleichgültig hinwegzusehen, geschweige denn das, was zu ihrer vollen Würdigung führen kann, durch Einmischung voreiliger Urtheile, durch geringschätzige Aeußerung über religiöse Fragen, durch pädagogische Sorglosigkeit in seiner Wirksamkeit zu schmälern

oder seines Werthes zu berauben. Wer mit der hier in Rede stehenden Literatur bekannt ist, wird auch die beklagenswerthe Erscheinung kennen, daß in manchen ihrer Erzeugnisse, zuweilen bei sonst werthvollem Inhalte, die Religionen neu entdeckter Völker und die der Verbreitung des Christenthums gewidmeten Bemühungen in einer dem Ansehen des letzteren nachtheiligen Weise besprochen, in die Bezeichnung des durch die Geographie der Naturwissenschaft zufließenden Gewinnes unreife oder mißverstandene Ansichten eingemischt, in die Schilderung der Lebensweise ungesitteter Völker nicht Ernst und Zurückhaltung in dem Maße, wie es zur Vermeidung sittlicher Gefährdung nothwendig und ohne Schmälerung des lehrreichen Stoffes ausführbar ist, beobachtet sind. Daß dergleichen Schädlichkeiten diesem Unternehmen fremd bleiben werden, dafür bürgt der Name der Verlagshandlung, von welcher Leitung und Ausführung zuverlässigen Händen übergeben sind. Dasselbe empfiehlt sich daher christlichen Kreisen aufs entschiedenste, da ihnen hier geboten wird, was den wissenschaftlichen Ansprüchen der Gegenwart gemäß ist und sie nicht einladet, um der sachlichen Belehrung willen Dinge, die zugleich wissenschaftlich werthlos und sittlich oder religiös schädlich sind, sich gefallen zu lassen.

Zu wirksamer Empfehlung wird dem Unternehmen die Schrift, mit der es eröffnet ist, Kaulen's „Assyrien und Babylonien"[1]) dienen, die den Leser in das Verständniß bedeutsamer Hergänge und Zustände mit musterhafter Klarheit einführt und ihn nach einem großen geistigen Genuß mit dem vollen Gefühle des Werthes, den das Vernommene für hohe Interessen hat, entläßt. Man wird auf eine der ältesten Culturstätten versetzt, deren Bewohner in ihren Beziehungen zu Nachbarvölkern gewaltige Veränderungen bald bewirkt, bald erlitten haben. Man vergegenwärtigt sich die in der Natur des

---

1) Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. Fr. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. Zweite, erweiterte Auflage. Mit 49 Illustrationen, einer Inschrifttafel und zwei Karten. Freiburg, Herder 1882.

Zweistromlandes für dessen Bewohner gegebenen Lebensbedingungen, vermißt deren Beachtung und Benutzung unter dem in der Gegenwart dort lebenden thatlosen Geschlechte, erinnert sich an die Kunde von einer durch uralte Thätigkeit hervorgebrachten Wohnbarkeit und Fruchtbarkeit, sieht die Ueberbleibsel der zu diesem Zwecke getroffenen Veranstaltungen, begreift aus denselben den Contrast jetziger Bedeutungslosigkeit und ehemaliger Bedeutsamkeit, würdigt die Wichtigkeit, die das Land nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift für die Geschicke der geoffenbarten Religion gehabt hat. Bei Umschau erkennt man, wie vortheilhaft sich nach Boden und Klima Assyrien von Babylonien unterscheidet, und verknüpft diese Abweichung mit der Mittelstellung, die es zwischen semitischem und iranischem Gebiete, zwischen dem Niederlande der beiden Ströme und den armenisch-medischen Gebirgen einnimmt. In beiden Ländern aber erkennt man als den eigenthümlichsten Besitz die großen Denkmäler, welche einst glückliche Eroberer ihrer Macht gesetzt haben und welche durch eine über sie gekommene Zerstörung Denkmäler der Vergänglichkeit menschlicher Größe geworden sind. Von dem Staunen hierüber leitet die Schrift zu Erkenntniß der Thatsache, daß die Denkmäler, indem sie den Absichten ihrer Erbauer bei der Nachwelt zu dienen verhindert wurden, sich dem Blicke der Menschen entzogen, um das, was sie über die Zeit ihrer Gründung zu berichten vermochten, für ein um Jahrtausende jüngeres Geschlecht zu einem Zwecke, der an Werth den Zweck ihrer Errichtung überragt, aufzusparen. Das ungewisse und spärliche Licht, das aus lückenhafter Ueberlieferung auf die formlosen Trümmerhaufen der großen Ebene fällt, reizt erst die Neugierde der Reisenden, um dann, wenn sie die Nachricht von dem Gesehenen verbreitet haben, den Forschungstrieb ausdauernder Männer anzuregen, den für die Mühe des Eindringens in die Schuttgebirge ein von der Welt längst ersehnter geschichtlicher Ertrag belohnt. Man folgt der Reihe der in jüngster Zeit hoch gesteigerten Anstrengungen, durch welche in den allmählich aufgedeckten Resten grauer Vorzeit, nachdem sie den griechischen, parthischen, moslemischen Erbauern benachbarter Städte zu Steinbrüchen gedient hatten und von Habgier und Beutelust nach vermutheten Schätzen durch-

wühlt worden waren, Ausdehnung und Plan von Städten und Gebäuden so deutlich ermittelt wurden, daß Bestimmung und Ausstattung der Räumlichkeiten an's Licht traten. Man sieht, indem sich die Grundrisse dem Blicke zeigen, selbst die vertikalen Dimensionen, die durch den Zusammensturz verschwunden waren, nach Anleitung des noch aufrecht Stehenden einer Abschätzung unterworfen werden. Diese Untersuchungen, die in Assyrien begonnen und durch die Fülle ihrer Ergebnisse die Forschung auf den babylonischen Boden gewiesen haben, gestatten ohne zu große Kühnheit Reconstruktionen, wie sie sich unter den vortrefflichen Abbildungen des Buches für den Palast des Sargon und für die hängenden Gärten finden. Nun werden an die geographischen Namen Khorsabad, Kujundschik, Bors Nimrud, Warka Vorstellungen geknüpft, die in einem großen, von der geschichtlichen Ueberlieferung nur in flüchtigen, unzusammenhängenden Strichen entworfenen Bilde große Stellen in zuverlässiger Weise ausfüllen. In Babylon, über dessen Lage nie Zweifel gewesen war, treten, nachdem die Arbeit der Suchenden das Trümmergebirge in ein Labyrinth von Bergen und Thälern verwandelt hat, der Tempel des Belus, der Palast des Nebukadnezar und die hängenden Gärten hervor. Die Stadt Ninive, die in den Gedanken der Menschen keine feste Stelle mehr gehabt, wird entdeckt und man bringt in die Wohnungen der assyrischen Könige, von denen die Geschichte nur dürftige Kunde gab, so ein, daß man Empfangssäle, Harem, Observatorium, Höfe, Wirthschaftsgebäude, Weinkeller und Bibliothek unterscheidet. In der Stadt Warka, von der keine Erinnerung meldete, kam eine bloß der Aufnahme von Todten geweihte Stätte zum Vorschein, die durch die Beschaffenheit der Gräber die zur Zeit des babylonischen Reiches übliche Bestattungsart verrieth.

Mit der Bloßlegung der vergrabenen Städtereste hat sich auch ein Einblick in die Abhängigkeit der Baustoffe und der Bauart von Boden und Klima, in die Kunst der baulichen Einrichtung und Berechnung, in das Maß der verwendeten Kenntnisse und Menschenkräfte, somit ein Beitrag zu dem Bilde der Cultur der Erbauer ergeben. Näher noch bringen uns das Geschlecht der Erbauer zwei Dinge, mit welchen ein großer



Theil der geöffneten Räume sich ausgeschmückt und angefüllt gefunden. Diese beiden Dinge sind in Assyrien die Werke einer im Gefolge der Baukunst aufgeblühten Sculptur, in Assyrien und Babylonien die zum Theil an den Wänden angebrachten, zum Theil auf besonderen Tafeln, welche zusammengenommen die Bücher vertraten, eingegrabenen Inschriften. Beides ist in so großer Fülle vorhanden, daß wir aus einer Zeit, von der wir fast nur leere Namen kannten, seit jenen Entdeckungen in Bild und Wort über die mannigfaltigsten Verhältnisse ihres Lebens, das Wenige, was wir von ihnen wußten, mit großer Freigebigkeit ergänzend, zu uns reden sehen und hören. Die Bildwerke zeigen die Gottheiten mit Sinnbildern ihrer übermenschlichen Eigenschaften, die Herrscher unter dem Schutze ihrer Götter, in Ausübung ihrer Gewalt, in Thaten der Grausamkeit, in Bekämpfung ihrer Feinde, das Leben in mannigfachen häuslichen Verrichtungen, daneben eine reiche theils die menschlichen Figuren umgebende, theils unabhängig und abgesondert in breiter Fülle sich entfaltende Ornamentik. Noch reicher ist, was das geschriebene Wort verkündet, reicher nach der Menge des Vorhandenen und reicher nach der Menge der Dinge, worauf das Geschriebene sich bezieht, und nach der Menge der Beziehungen, worüber es Licht verbreitet. Da im Fortgange der Entdeckungen dieser Theil der Funde der Wissenschaft die größten Aufgaben stellte, zu deren Lösung, wenn das Gefundene nicht stumm bleiben sollte, Scharfsinn und Wissen den Schlüssel liefern mußten, handelt ein besonderer Theil des Buches von der Schrift in einer der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden Ausführlichkeit.

Es handelte sich, nachdem das Schriftwesen der Assyrier und der Babylonier sich den Augen der Gegenwart erschlossen hatte, um zwei große Fragen, die nach dem Lautwerthe der Zeichen und die nach der Sprache, deren Laute in die Zeichen gefaßt sind. Ueber die Schwierigkeiten, welche diese Fragen in ihrer Verflechtung boten, gibt der sprachgelehrte Verfasser ebenso wie über deren allmähliche Lösung einen Bericht, an dessen Hand man den Fortschritten dieses Theiles der Entdeckungen mit Leichtigkeit und Freude folgt. Für diejenigen, welche bisher

der hochwichtigen Arbeit der Wiederbelebung Assyriens und Babyloniens nicht gefolgt sind, ist die Thatsache, daß es eine zur semitischen Sprachenfamilie gehörige assyrische Sprache gibt, ebenso überraschend als die Kunde von dem Wege, auf welchem man dieses Ergebniß allen Schwierigkeiten zum Trotz errungen hat, erfreulich und lehrreich. Schon hat sich die Wissenschaft, obgleich zahlreiche Denkmäler der alten, vielgebrauchten Sprache vor der Entdeckung und während der Entdeckung verloren gegangen sind, zahlreiche unter den erhaltenen noch der Lesung und Deutung in den Museen Europa's harren, dieser Sprache hinreichend bemächtigt, um Grammatik und Wörterbuch derselben zu entwerfen. Die Geschichte der Entzifferung der hier durchgehends zur Anwendung gebrachten Keilschrift, die für eine ganz andere Sprache schon in Persien entziffert worden war, ist, nachdem für Persien die Frage nach der Sprache schon gelöst war, für die Länder am Euphrat und am Tigris bis zur Erkenntniß der hier durch dieselbe Schrift redenden Sprache fortgesetzt worden. Diese Geschichte ist in dem Buche so dargelegt, daß eine auszügliche Mittheilung an den Lesern, die das Buch zu finden in so hohem Maße verdient, ein Unrecht begehen würde, indem es ihnen den Genuß, den es ihnen bieten wird, nicht in seiner Frische und Vollständigkeit ließe.

Hat nun das Buch durch den Bericht über Schriftentzifferung, der die Einleitung zu den Angaben über den aus den schriftlichen Denkmälern fließenden geschichtlichen Gewinn bilden mußte, eine Abschweifung in das Gebiet einer der größten sprachwissenschaftlichen Eroberungen gemacht, so begrenzt und ordnet es darauf dasjenige Wissen, das aus den Denkmälern hergeleitet ist. Will man dem Inbegriff des in Stein Geschriebenen den Namen einer Literatur in einem etwas erweiterten Sinne des Wortes beilegen, so theilt sich die hier in Rede stehende Literatur in geschichtliche Nachrichten, Gedichte, Gebete, Zaubersprüche, mythologische Erzählungen, astronomische und astrologische Beobachtungen und Regeln, Befehle von Königen an Untergebene, Berichte von Untergebenen an Könige, Anweisung zu Deutung von Erscheinungen, Namensverzeichnisse, Bauurkunden, Geschäftsverträge, Rechnungen. Von allen diesen Gattun-

gen enthält das Buch Proben in Uebersetzung. Die Aufschlüsse über Begebenheiten, Staatsverhältnisse, Lebenseinrichtungen und Culturzustände, die sich daraus ergeben, sind eine große Bereicherung unserer Kunde ältester geschichtlichen Zeiten, indem sie ein Geschlecht, das schattenhaft in weitester Ferne stand, unserem Blicke in mancher Beziehung so nahe rücken, als ihm Untergegangenes gerückt werden kann. Ein Theil dieser Aufschlüsse führt, indem er sich zu einem Gemälde uralter Civilisation zusammensetzt und darein Züge äußerster Rohheit verwebt, zu der merkwürdigen, aber traurigen Betrachtung über die Größe des Gegensatzes, in welchem Civilisation und Gesittung stehen können. Erhebender ist, was sich zu den heiligen Schriften des alten Testaments in Beziehung setzt, dessen Nachrichten bestätigend, erklärend, ergänzend. Die von vielen Begebenheiten in Stein gegrabenen Urkunden werden zur Stütze christlicher Wissenschaft, indem sie vieles in der heiligen Schrift Enthaltene einer Vereinzelung, in der es sich dort befindet, entheben, um daraus wohlgefügte Glieder in großen jetzt erst übersehbaren Gruppen zu bilden. Wenn aber die neu der Erde entstiegene Wissenschaft auch so der heiligen Schrift sich nicht in dem Maße, wie man es wünschen könnte, dienstbar erweist, so erinnert man sich, daß das Ansehen derselben nicht von dem Zeugniß der Reiche, deren schrecklicher Untergang, von ihr voraus angekündigt, durch die neuen Bodenuntersuchungen in schrecklicher Wahrheit vor unseren Augen liegt, abzuhängen hat, sondern auf der Bürgschaft beruht, die ein unvergängliches Reich dafür leistet.

Nach soviel Belehrung mannigfacher Art bringt das Buch als werthvolle, Vielen gewiß dankenswerthe Zugabe eine von 1620 bis 1882 reichende Uebersicht über die gesammte den behandelten Gegenstand betreffende Literatur.

XLIX.

Marquis von Favras[1]).

Die vorliegende Schrift behandelt einen Mann, der das erste Opfer der Volkswuth beim Ausbruche der französischen Revolution geworden ist. Seine Verurtheilung zum Tode hat stets etwas Geheimnißvolles behalten, weßhalb das Schicksal von Favras eine eigene Literatur hervorgerufen hat. Diese ist durch die Schrift des Freiherrn von Stillfried nicht bloß wesentlich bereichert, sondern es ist auch auf Grundlage bislang unbekannter Briefe das Dunkel aufgehellt, soweit es möglich war.

Thomas de Mahy gehört einer alten Familie aus Orleans an, welche bis in das 12. Jahrhundert hinauf sich verfolgen läßt, und führt als zweitgeborener Sohn den Titel Marquis de Favras. Weiß nennt ihn in seiner Weltgeschichte (Band VII, S. 278) einen „Plänemacher", einen „Abenteurer", der überall dabei war, wo es Unruhen gab, und dabei sein Glück zu machen suchte. Nach Stillfrieds Schrift dagegen erscheint Favras als ein hochbeanlagter und edler Mann, welcher durch merkwürdiges Zusammentreffen verschiedener Umstände ein Held der Geschichte geworden ist. Schon als junger Mann wurde Favras mit dem ältesten Bruder Ludwigs XVI., dem Grafen von Provence, bekannt, welcher auf seine militärische Laufbahn wohl einen bedeutenden Einfluß nahm, aber auch die Veranlassung seines traurigen Endes wurde. Als dieser nämlich eine Art Gegenrevolution

1) Thomas de Mahy, Marquis de Favras und seine Gemahlin. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution aus den Jahren 1789 und 1790. Von deren Enkel Eduard Freiherrn von Stillfried-Ratenic. Mit dem Bildnisse des Marquis de Favras. Wien, Braumüller 1881. (VI, 208.)

beabsichtigte, brauchte er vor allem Geld und entschlossene Männer. Favras, der ihm von früher bekannt war, wurde ihm empfohlen und ging vielleicht mit allzugroßer Hingebung auf die Ideen des Prinzen ein. Bestimmte Pläne sind indeß nicht gemacht und eine Realisirung etwaiger Absichten ist von Favras nie versucht worden. Da er auch bereits durch sein Auftreten beim Volksauflaufe am 5. Oktober 1789 das Augenmerk der Revolution auf sich gelenkt hatte, wurde er am 24. Dezember verhaftet. Dasselbe Schicksal theilte auch seine Gemahlin. Am 2. Januar 1790 begann das gerichtliche Verfahren gegen ihn, welches mit seiner Verurtheilung zum Tode endigte. Am 19. Februar wurde er bereits hingerichtet, seine Gemahlin dagegen in Freiheit gesetzt.

Die Proceßverhandlungen, die Vertheidigung Favras' und seine Hinrichtung bilden nun den Hauptheil der Stillfried'schen Schrift (S. 18 bis 184) und gewähren uns in der That einen interessanten Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution. Die Darlegung Stillfrieds beweist zur Genüge, daß Favras vollständig unschuldig verurtheilt ist. Die gewöhnlichsten Belastungszeugen, wie die Werbeoffiziere Tourcaty und Morel, wurden gegen ihn aufgeführt, die Vernehmung von Entlastungszeugen dagegen rundweg verweigert. Und obgleich die Aussagen ersterer den offenen Stempel der Unwahrheit an sich tragen, so wurde auf sie allein hin Favras des Verrathes der Nation und Versuches einer Gegenrevolution für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Nicht einen einzigen schriftlichen Beweis aus seinen Papieren, welche man durchsucht, konnte man für die Wahrheit der Anklage beibringen; es fand sich keine Spur, daß er mit dem Grafen von Provence in geheimer Verbindung gestanden sei; von den vielen Tausenden, welche er bereits geworben haben sollte, konnte man auch nicht einen Mann nachweisen. Und die Vorräthe von Pulver, Waffen und Pferden, welche Favras in Bereitschaft haben sollte, kamen auch nicht zum Vorschein. Die ganze Anklage, Favras habe Soldaten geworben, um den König ungehindert aus Paris zu entführen, mußte sich endlich auch schon deßwegen als unbegründet hinstellen, weil dieses doch keinem vernünftigen Mann im Ernst einfallen konnte. Und selbst wenn Favras den Werbeoffizieren gegenüber derartige Aeußerungen gemacht haben sollte, so waren darin doch wohl nicht mehr als fromme Wünsche für die Rettung des

Königs zu sehen. Wie konnten ihn aber dann die Richter zum Tode verurtheilen? Hr. v. Stillfried überläßt die Beantwortung dieser Frage seinen Lesern selbst. Wir können mit Weiß antworten, daß der Gerichtshof die Freisprechung des unglücklichen Mannes nicht mehr wagte, weil er bereits am 29. Januar Bezenval für unschuldig erklärt und gerade daran war, auch den Generalpächter Augeard freizulassen. Favras fiel somit als Opfer der Volkswuth, wenn auch unter richterlichen Formen. Unter dem sichtbaren Eindrucke der Furcht vor dem aufgeregten Pöbel stimmten alle Richter dem Antrage des Procurators zu, Favras sei überführt, den Plan zu einer Gegenrevolution entworfen und beabsichtigt zu haben, den Monarchen zu entführen, fremde Truppen ins Land zu werfen, die Nationalversammlung aufzulösen und die Hauptheldender nationalen Erhebung zu ermorden.

Aus Stillfrieds Schrift, welche den Briefwechsel der beiden gefangenen Ehegatten mit in die Darstellung eingewoben hat, wird man für den unglücklichen Favras nicht bloß Sympathie, sondern auch eine große Hochachtung gewinnen. Namentlich muß man den wahrhaft christlichen Heldenmuth bewundern, mit welchem der Gefangene und Verurtheilte sein Schicksal trug. Die klare und ruhige Darstellung Stillfried's erhöht diesen guten Eindruck.

L.

Zeitläufe.

Die Budget-Verhandlungen im preußischen Landtag.
II. Der „Staatssocialismus“.

Den 12. April 1883.

Es war in der That ein prächtiges Wort, das sich jüngst, wenn auch vorderhand nur in der culturkämpferischen Presse, zu rechter Zeit eingestellt hat: das Wort nämlich von der „Specialmission“, die das neue deutsche Reich in

der Geschichte haben müsse, und zwar so nothwendig, daß dieses neue deutsche Reich „entweder nichts oder doch sehr wenig bedeuten würde, wenn es sich bloß neben die anderen Einheitsstaaten ältern Datums stellte“.

Wir haben jüngst auseinandergesetzt[1]), daß der Gedanke einer solchen „Specialmission“, mehr oder minder bewußt, allerdings auf dem Boden der Pandora-Büchse ruhe, aus welcher das Unheil des preußischen Culturkampfs aufgestiegen ist. Darin stellt sich aber nur die Eine Seite der „Specialmission“ dar. Die andere ist erst noch in der Entfaltung begriffen, hat sich indeß in den Sitzungen des preußischen Landtags vom 19. und 20. Februar bereits präsentirt. Der Vorgang ist schon deßhalb sehr merkwürdig, weil es die parlamentarische Antrittsvisite des Staatssocialismus war. Bis dahin hatte diese Art von Socialismus nur in der Presse und in den christlich-socialen Vereinen protestantischer Richtung ihr Wesen getrieben, die parlamentarischen Bretter aber ängstlich vermieden, wenn man nicht etwa sagen will, daß er für das erste Auftreten die Verkleidung der Vorschläge des Fürsten Bismarck zur socialen Reform gewählt habe, um den Ahnungslosen allmählig das Grausen abzugewöhnen.

Und zwar ist der Staatssocialismus in den Debatten vom 19. und 20. Februar gleich in seiner konkretesten Gestalt aufgetreten: nämlich als „sociales Königthum“. Aber auch das war noch nicht genug. Es wollte nicht bloß gesagt werden, daß nur die monarchische Staatsform im Stande sei, die neuzeitlichen Aufgaben der socialen Reform zu erfüllen; daß also die Gesellschaft einer monarchischen Spitze unbedingt bedürfe und es ihr in einer republikanischen Staatsform nicht möglich wäre, ihre tödtlichen Schäden von sich aus zu heilen. Darüber hätte sich ja Angesichts der wüthenden Parteikämpfe, in welchen die republikanischen Staatswesen der modernen Welt hin und wieder gerissen zu werden

1) Heft der „Histor.-polit. Blätter“ vom 1. April d. J. S. 569.

pflegen, immerhin noch reden lassen. Aber auch in dieser Allgemeinheit ist das „sociale Königthum“ nicht zu verstehen; sondern es ist ausdrücklich gesagt, daß gerade nur das preußische Königthum, die Monarchie der Hohenzollern, in der Möglichkeit sich befinde, als sociales Königthum aufzutreten, und die Vorbedingungen besitze, um die Aufgaben des Staatssocialismus zu erfüllen. Ganz unverkennbar zeigt sich also hier die sociale Seite jener „Specialmission“, die dem zu einem deutschen Reiche ausgewachsenen Preußenthum vor allen anderen Staaten älteren Datums in der Weltgeschichte zuerkannt wird!

Der Vorgang in den Landtagssitzungen vom 19. und 20. Februar war in Kürze folgender.[1]) Zur Berathung stand der Eisenbahn-Etat, und hier ergriff der neue Abgeordnete Dr. Adolf Wagner, Professor der Nationalökonomie an der Universität Berlin und seit Jahren als fortgeschrittenster „Katheder-Socialist“ bekannt, das Wort, um die ausgezeichneten Erfolge der von Preußen in großem Maßstabe betriebenen Verstaatlichung der Privateisenbahnen darzulegen. Dabei betonte er besonders das sociale Moment, daß durch diese ungeheure occupirte Gewalt in den Händen des Staats die Möglichkeit der fiskalischen Ausbeutung des Monopols, zu Gunsten der gesammten Bevölkerung, gegeben sei, und daß der Staat nunmehr bloß die Vortheile der Concurrenz zu benützen brauche, um die Course der Privateisenbahnen zu drücken, und dann zu weiteren Verstaatlichungen zu schreiten, also die Spekulation der Privatcapitalisten vom Eisenbahnwesen gänzlich zu verdrängen zum Besten der Gesammtheit. Angesichts dieser Erfolge, fuhr der Redner fort, lasse sich die Frage nicht mehr abweisen, „ob wir nicht auch auf anderen ähnlichen Gebieten mit öffentlichen Unternehmungen etwas Passenderes durchsetzen können als mit den spekulati-

1) Ausführlich sind die Debatten skizzirt in den „Christlich-socialen Blättern“ von Bongartz 5. u. 6. Heft d. Js.: „Der Staatssocialismus vor dem preußischen Abgeordnetenhause.“

ven Unternehmungen der Aktiengesellschaften. Ich erinnere nur daran, was für ein hohes Interesse die Landwirthschaft hat an der Errichtung von öffentlichen Anstalten des Credit- und Bankwesens, für Creditorganisation, in ähnlicher Weise fungirend für das Gesammtinteresse wie für die ganze Volkswirthschaft, wie es jetzt das öffentliche Verkehrswesen thut.“

Auf den Bänken der protestantisch Conservativen hörte man diese Darlegungen mit unverholenem Beifall an; auf anderer Seite aber erregte das von Hrn. Wagner aus der Eisenbahn-Verstaatlichung in Preußen entwickelte „socialistische Princip im gesunden Sinne“ heftige Sensation, und konnte nicht unwidersprochen bleiben. Namentlich erhob sich Dr. Windthorst sofort und sehr energisch. Sonderbarer Weise griffen die liberalen Gegenredner den Staatssocialismus keineswegs im Princip an. Während sie sich eigentlich nur mit den Unmöglichkeiten der Wagner'schen Aufstellung abgaben, hielt sich dagegen Hr. Windthorst an den Kern der Sache, daß nämlich diese Lehren folgerichtig dahin führen würden, wohin die Socialdemokratie uns gewaltsam führen wolle, zum vollständigen socialistischen Staat. Nur über das Theilen und die Art der Theilung, worauf es der Socialdemokratie allerdings in erster Linie ankomme, sagte Hr. Windthorst, habe sich Professor Wagner noch nicht schlüssig gemacht; jedenfalls könne er aber die Consequenz nicht abweisen, daß auch der ganze Grundbesitz verstaatlicht werden müsse, denn wie die Privatbahnen, so trage auch der Grundbesitz den Privatleuten etwas, was er fernerhin dem Staat ertragen soll.

Tags darauf suchte sich Hr. Wagner zu vertheidigen, namentlich gegen Windthorst. Er gab zu, daß die „eminent praktische Frage über die Grenzen der Staatsthätigkeit“ noch im Nebel liege. Für seine Person will er jedenfalls das heute von den Aktiengesellschaften und ihrer Privatspekulation occupirte Gebiet für den Staat einziehen, aber Ackerbau-, Gewerbe- und Handelsbetrieb seien von der Verstaatlichung

auszunehmen. „Für undenkbare Zeiten", wie er in der Kammer sagte, oder aber „in der Regel" und „auf vorläufig unbestimmte Zeit", wie er sich anderweitig ausdrückte.[1]) Für diese der Privatwirthschaft wenigstens vorläufig noch verbleibenden Gebiete soll aber zu den Rechtsprincipien der früheren Gesetzgebung zurückgekehrt werden. Des „Nebels" bleibt viel zurück, wie man sieht; vollkommen klar spricht sich der Herr Abgeordnete aber da aus, wo er die Specialmission Preußens betont, eine vollkommen neue Organisation der Gesellschaft im Staatssocialismus herzustellen, und zwar nicht etwa als Modell für die anderen Staaten; denn diese alle können das ja nicht nachmachen.[2]) Das Ausland, sagt Hr. Wagner, habe die preußischen Militäreinrichtungen sich zum Muster genommen; er muntert dasselbe auf, auch die Verstaatlichung der Eisenbahnen nachzuahmen; was aber die consequente Durchführung der ganzen socialen Verstaatlichung betrifft, das, versichert er der Kammer, sei nur Preußen vergönnt:

„Freilich, was uns erlaubt, ist vielleicht nicht jedem

---

1) So in der Berliner „Kreuzzeitung" (vom 6. März), wo er sich gegen das Botschafter-Organ, die „Post", vertheidigt, die ihm „staatssocialistische Phantasien" und „grundstürzende Pläne" vorgeworfen hatte; so auch in einer Rede, die er vier Wochen später zu Wien im „Wissenschaftlichen Club" gehalten hat.

2) In eben dieser Rede machte er zwar eine Ausnahme in Bezug auf Oesterreich. Es war aber wohl nur ein Akt der Höflichkeit, wenn er hier, auf Wiener Boden, auch für Oesterreich die Befähigung zum Staatssocialismus annahm, auf die Gefahr hin, sich in eklatanten Widerspruch mit seinen Erklärungen in der preußischen Kammer zu verwickeln. Dort in Wien sagte er: „Keine andere Staatsverfassung als die consolidirte Monarchie sei geeignet, die sociale Reform ernstlich zur Hand zu nehmen und durchzuführen, die christliche Lehre der allgemeinen und werkthätigen Menschenliebe auch in den Staat zu übertragen. In England, Frankreich, Amerika und Rußland sei dieß nicht zu hoffen. Aber die Häuser Hohenzollern und Habsburg werden es in schönem Vereine zu Stande bringen." S. Bericht der Münchener „Allg. Zeitung" vom 4. April.

Andern erlaubt. Was wir in Deutschland mit unsern Beamten thun, mit unsern ganzen socialen und wirthschaftlichen Einrichtungen, und mit unserm eminenten brandenburgisch-preußischen Staatswesen zu thun wagen dürfen, das kann freilich ein Staat wie Amerika mit seinem corrumpirten Beamtenthum, ein Staat wie Rußland mit seinem Nihilismus nicht wagen zu thun. Wir können das! Gerade daß wir so vorgehen, ist ein Beleg dafür, daß wir mehr wagen dürfen als die Anderen. Und sicher, wie man vom brandenburgisch-preußischen Staate rühmen wird, daß er das große Princip der allgemeinen Wehrpflicht in die modernen Bevölkerungen hineingeworfen hat, so wird die zukünftige Geschichte rühmen, daß er es wagte, mit voller Consequenz diese ungeheuern modernen technischen Vehikel der Eisenbahnen in die Hand zu nehmen.“

Herr Wagner fügte ausdrücklich bei: vor dem Gespenst des allmächtigen socialen Staats scheue er nicht zurück, wohl aber vor den entsetzlichen Zuständen der Gegenwart im volkswirthschaftlichen Leben. Sehr wohl! Allein diese Zustände sind allgemein und allen modernen Staaten, der ganzen civilisirten Welt gemeinsam. Was soll denn also das für eine Reform der Gesellschaft seyn, die nur für den brandenburgisch-preußischen Staat passen und deren nur er fähig seyn soll? Man hat sonst, und zwar mit allem Recht, die sociale Frage für eine internationale Frage in höchster Potenz erklärt, für ein Problem, das einem einzelnen Staat zu lösen unmöglich sei, weil eben auch die Gesellschaft über die ganze civilisirte Welt hin untrennbar zusammenhängt und nirgends eine Insel im socialen Weltmeer existirt. Nun stellen aber die preußischen Staatssocialisten die Thatsachen geradezu auf den Kopf, indem sie eine exclusive Befähigung Preußens zum socialen Königthum proklamiren. Ist es ein Wunder, wenn man die Absicht merkt und verstimmt wird? Wenn man argwohnt, daß eine solche Socialreform nicht so fast als Selbstzweck, sondern vielmehr als Mittel zum Zweck, nämlich zu immer höherer politischen Machterweiterung, angestrebt werde, und wenn man in derlei Prätensionen bedenkliche Anzeichen von eingetretenem Größenwahn sieht?

Die Controverse zwischen den genannten zwei Abgeordneten zog sich auch noch in die darauf folgende Steuer-Debatte hinein. Hier hielt Dr. Windthorst dem Herrn Wagner entgegen, die sociale Frage könne nur durch die Kirche gelöst werden, die in Preußen leider gefesselt sei. Die Aeußerung hat die alten Verdächtigungen wieder wachgerufen, daß das Centrum überhaupt von staatlicher Mithülfe und Betheiligung an der Verbesserung der socialen Zustände nichts wissen wolle. Das Centrum mit Dr. Windthorst an der Spitze hat diesen Vorwurf seit Jahren durch die That widerlegt, indem die Mithülfe des Staats von keiner anderen Seite dringender angerufen worden ist. Wenn es aber den protestantisch Conservativen, wie sie wiederholt behaupteten, ebenso Ernst wäre mit der „Mitwirkung der Kirche", dann hätten sie auf den Gedanken des Staatssocialismus und eines exclusiv preußischen „socialen Königthums" niemals verfallen können.

Ein solcher Gedanke und der Begriff einer allgemeinen Kirche schließen sich unbedingt aus. Man mag sich dieß mühsam zu verhehlen suchen, wahr ist es doch. Der Staatssocialismus braucht keine Kirche, am wenigsten eine allgemeine. Er ist vielmehr die folgerichtige Anwendung der materialistischen Lehren auf socialpolitischem Gebiete. Es ist zu bedauern, daß die protestantisch Conservativen das nicht erkennen, und sie erkennen es nicht, weil das preußische Staatsgefühl ihre Augen blendet. Darauf pocht denn auch Herr Wagner. Er hat kurz vor seiner Wiener Rede in einer Wählerversammlung zu Berlin den Forderungen Windthorst's das „protestantische Kaiserthum" und die Majorität auf Seite der Protestanten entgegengehalten, und seine Rede mit dem Ruf: „nach Canossa gehen wir nicht!" geschlossen[1]). In jener Wiener Versammlung aber hat die Aufforderung eines Redners, die sociale Frage durch Rückkehr zum Christen-

---

1) Bericht der Berliner „Germania" vom 25. März 1883, Erstes Blatt.

thum zu lösen, heftige Auftritte hervorgerufen und schließlich dem Prediger in der Wüste Ohrfeigen eingetragen.

Es ist schwer begreiflich, wie auch ein paar katholische Organe immer noch das „sociale Königthum" auf ihre Fahne schreiben mögen: ein nebuloses Schlagwort, das der odiosesten Deutungen fähig ist und jedenfalls die unnützen Dienste eines Erisapfels schon reichlich geleistet hat. Schon der zwitterhafte Ursprung des Schlagworts hätte gegen dessen Gebrauch vorsichtig machen sollen. Erfunden ist es von Ferdinand Lassalle. Derselbe schrieb am 24. Februar 1864 an Viktor A. Huber: „Von Kindsbeinen bin ich Republikaner. Und trotzdem, oder vielleicht gerade dadurch, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts eine größere Zukunft und eine segensreichere Rolle haben könnte als das Königthum, wenn es sich eben nur entschließen könnte, sociales Königthum zu seyn. Mit Leidenschaft würde ich dann sein Banner tragen, und die constitutionellen Theorien würden schnell genug in die Rumpelkammer geworfen werden. Aber wo gäbe es ein Königthum, das den Muth und die Einsicht hätte, sich zum socialen Königthum herzugeben?" [1]) Wenn er aber in dieser Beziehung noch eine Hoffnung hegte, so richtete sie sich auf Preußen, wo die Voraussetzungen eines ungebrochenen Königthums, das den Kampf gegen die „elende Bourgeoisie" aufnehmen könnte, am ehesten noch vorhanden wären [2]). So war also das sociale Königthum von Anbeginn dem Preußenthum auf den Leib geschnitten.

Lassalle stand noch auf deutsch-nationalem Standpunkt, gegenüber der internationalen Richtung des jüngst verstorbenen Marx und seiner Forderung der radikalen Republik. Uebrigens gingen seine Vorschläge auf autonome Associationen; er verband mit dem „socialen Königthum", wie er es meinte, keineswegs die Idee der Allregiererei und Omnipotenz des

---

1) Berliner „Culturkämpfer." Heft 75. Jahrg. 1883. S. 12.
2) Jörg J. Edm.: „Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland." Freiburg. Herder 1867. S. 223.

Staats[1]). Diese Tendenz erhielt das Schlagwort erst dann, als auf protestantischem Boden und durch protestantische Prediger der Versuch gemacht wurde, unter den Arbeitern eine Partei zu bilden, die den Socialdemokraten entgegenzustellen wäre[2]). Allerdings hatten die sogenannten „Social-Conservativen" den Weg bereits geebnet, und als am 20. Dez. 1877 die erste Nummer des Organs der neuen Partei: „Der Staats-Socialist", welcher indeß nach kaum zwei Jahren wieder einging, in Berlin erschien, da erhielt die Idee des „socialen Königthums" alsbald den vollen Inhalt, vor dem Lassalle ohne Zweifel selber erschrocken wäre. Kurz gesagt: das Königthum sollte zu der Masse der Bevölkerung und auf allen Gebieten des Volkslebens in ein analoges persönliches Verhältniß treten wie zu dem Gros der Armee. In diesem Vergleich prägte sich die Idee vollständig aus; und so war nun in dem Schlagwort die Quintessenz der socialistischen, protestantischen und militärstaatlichen Staats- und Lebensanschauung als trübe Mischung ineinandergerührt. Allerdings wäre es eine Specialität um ein solches Königthum!

Der Liberalismus fühlte sich damals noch hinreichend siegesgewiß, um die Proklamirung des „socialen Königthums" vornehm zu ignoriren. Erst als der Reichskanzler mit seiner Umkehr in der Zoll- und Steuerpolitik Ernst machte, wurden

---

1) Ebendaselbst. S. 220 f.

2) Professor Dr. Geffcken in Straßburg hat damals sowohl den Culturkampf als die Anfänge des Staatssocialismus seinem besonnenen und ächt conservativen Urtheil unterzogen. Ueber das Unternehmen der Herren Pastor Todt und Hofprediger Stöcker äußerte er: „Es ist auf protestantischem Boden die erste wirksame Reaktion gegen die Socialdemokratie, ein erfolgreicher Anfang, die Arbeiter aus den Klauen der Agitatoren zu reißen. Dagegen scheint mir das wirthschaftliche Programm der Partei in vielen Punkten so unklar und anfechtbar, daß ich dasselbe nie unterschreiben könnte." S. seine Schrift: „Der zweite Juni und die Reichstagswahlen. Eine Stimme aus der deutsch-conservativen Partei." Straßburg. 1878. S. 19.

die Liberalen überhaupt nachdenklich über die Bewegungen auf dem wirthschaftlichen Gebiet, die sie bis dahin achselzuckend belächelt hatten. Im Gegentheile haben wir dieselben auf Schritt und Tritt aufmerksam verfolgt, und auch die Partei des „socialen Königthums“ von ihrer Wiegenzeit an nicht aus den Augen verloren. Bei ihrer parlamentarischen Einführung, wie sie nun durch den Abg. Professor Wagner geschehen ist, hat der Abg. Windthorst den Brautführer mit den Worten angeredet: „Ja, mein verehrter Herr Collega, die Socialdemokraten wollen den Staat, wie Sie sich ihn denken, mit Gewalt von unten herauf machen; Sie meinen ihn machen zu können von oben herunter. Sie wollen einen königlich preußischen socialistischen Staat mit schwarz-weißem Banner; die Socialdemokraten wollen ihn aus dem Volke heraus mit bluthrother Fahne. Das ist der ganze Unterschied.“ Fast wörtlich so haben wir unsere Besprechung des „socialen Königthums“ vor fünf Jahren geschlossen: „Aber der Einsicht können wir uns doch auch nicht verschließen, daß hienach der Weg auf beiden Flügeln der norddeutschen Socialisten schließlich bei dem gleichen Endpunkt anlangt, nämlich in der Staats-Kaserne. Der Unterschied wäre nur der, daß auf dem Staatsbau der königlichen Socialisten das Hohenzoller'sche Hausbanner, auf dem der Socialdemokraten die Flagge der rothen Republik sich wiegte“ [1]).

Es hat den Debatten auch an einem pikanten Intermezzo nicht gefehlt. Dr. Windthorst hatte schließlich noch angedeutet, was denn aus der Jugend an den Universitäten werden solle, wenn ihr so gefährliche Lehren vorgetragen werden dürften? „Ich begreife“, sagte er, „nachdem ich Herrn Professor Wagner und Herrn Professor Enneccerus [2]) gehört

1) „Histor.-polit. Blätter.“ 1878. Band 82: „Das sociale Königthum.“ S. 718 ff.

2) Dieser Professor zählt übrigens zu den Nationalliberalen, und er will im Staatssocialismus nicht so weit wie Wagner, jedenfalls nicht weiter gehen, als sich mit der individuellen Freiheit und der berechtigten Freiheit kleinerer Autonomien, wie der Provinzen, Kreise, Communen, vertrage.

habe, wie es kommt, daß so viele unserer Jünglinge von den Universitäten mit socialdemokratischen Ideen zurückkehren." In der Sitzung vom 22. Februar kam Hr. Wagner auf das Thema zurück, und er rühmte sich seiner staatssocialistischen Erfolge bei den Studenten. „Wir bilden", erwiderte er, „Jünglinge zu Männern aus, welche die Consequenzen ihrer Principien zu ziehen wissen und auch in Zukunft ziehen werden. Wenn sie in den nächsten Jahrzehnten in den Dienst des Staats eintreten, werden sie mitbringen das große Gut eines strammen Staatsbewußtseyns. Mit den Jünglingen, die heute von den deutschen Universitäten gehen, wird jede Partei und werden die mächtigsten Parteiführer rechnen müssen, Partikularisten und andere." Uebrigens sei es die Politik der preußischen Könige, welcher er und seine Gesinnungsgenossen folgten; insbesondere stütze er sich auf die Autorität der höchsten Stelle in Deutschland und Preußen, nämlich auf die kaiserliche Botschaft, mit welcher 1881 der Reichstag eröffnet wurde.

Es war ein beißendes Wort Windthorsts, als er sagte: diese kaiserliche Botschaft könne auch ein Manchester-Mann unterschreiben. Allerdings ist nicht wohl abzusehen, was der Liberalismus in der Noth noch Alles unterschreiben wird. Aber auf die Docirung des „socialen Königthums" an den Universitäten blicken die Liberalen denn doch mit unverholenem Schrecken. Sie glauben nicht nur an die Erfolge, deren sich Herr Wagner rühmte, sondern sie fürchten überhaupt den Verlust der starken Reserve, die ihren Operationen stets zum Siege verholfen hatte. Die „deutsche Wissenschaft" diente ihnen wie ein eherner Schild; jetzt bringe der deutsche Professor selbst sie um den Credit. „Nicht lange mehr kann es währen", ruft der Wiener Moniteur klagend aus, „bis der Ruhm der deutschen Wissenschaft zu einer Fabel wird"; und das Einreißen des Unheils datirt er ausdrücklich „seit der Errichtung des neuen Reichs." Seitdem sei der politische Professor zur öffentlichen Calamität geworden. „Der beständige Wechsel der Gesinnungen, wie er, und zwar

stets im verrätherischen Einklang mit den Regierungstendenzen, zu Tage tritt, gehört zu den Phänomenen, die seit geraumer Zeit innerhalb des deutschen Universitätslebens fast zur Regel geworden sind. Es ist die Politik, welche die Wissenschaft verdirbt, die gouvernementale Tendenz, die sich in den Hörsaal schleicht, das gelehrte Streberthum, welches die Hallen der Universität mit seinem betäubenden Lärm erfüllt. Ein mächtiger Staatsmann tritt vor sie hin, und sofort bieten sie ihm, wie der Handelsmann einem vornehmen Kunden, ihren Lehrstoff in verschiedenen Sorten dar; er braucht nur zu wählen, was er der studirenden Jugend beigebracht wissen will“ [1]).

Aber, verehrte Herren, warum sollte denn der mächtige Staatsmann, dessen „Realpolitik“ Ihr selbst verhimmelt habt, nicht auch die Jugend in seinem Sinne angelehrt haben wollen? Und warum sollte der „starke Staat“, dem Ihr im Kampf gegen die Kirche zugejubelt habt, nicht im socialen Königthum noch stärker werden und aufsteigen wollen zu der schwindelnden Höhe, auf der er wirklich Alles in Allem wäre? Warum endlich sollten die Herren Professoren nicht der Logik des Culturkampfs, wie ihrem eigenen Interesse, die Ehre geben? Wohl bekomm's!

---

1) „Neue Freie Presse“ vom 27. Febr. 1883. — Als solche Streber, deren Wissenschaft nur eine Magd der Politik sei, führt das Blatt neben Dr. Wagner, früher ihr eigener Mitarbeiter, auch noch an: Herrn von Treitschke, der sich vom Geschichtsschreiber zum servilen Pamphletisten erniedrigt habe, und den preußischen Archivdirektor Herrn von Sybel. Letzterer soll einem jüdischen Gelehrten die Benützung der Archive verweigert haben, weil derselbe zu Gunsten des — Freihandels schreibe.

LI.

Haffner's philosophische Leitfaden[1]).

Die „Grundlinien der Geschichte der Philosophie" sind eine Fortsetzung des in Bd. 89 S. 329 recensirten Werkes, und behandeln die Philosophie der christlichen Zeit von den ältesten Kirchenvätern angefangen bis herab zur Blüthezeit der Scholastik einschließlich. Der letzte Philosoph, auf den die Besprechung sich erstreckt, ist Raimundus Lullus.

Vorliegende Fortsetzung besitzt im Wesentlichen dieselben Eigenschaften und Vorzüge, welche schon in der Recension des ersten Theiles verdienterweise hervorgehoben sind. Nur in Einem Punkte hat uns diese Fortsetzung weniger als die früher erschienene Partie desselben Werkes befriedigt. Es macht nämlich die Geschichte der Philosophie in dem Theile, welcher die patristische Philosophie behandelt, vielfach den Eindruck, daß sie fast mehr eine Patrologie, als eine Geschichte der Philosophie zu seyn scheint, indem das literargeschichtliche d. h. patrologische Element etwas gar zu stark in den Vordergrund tritt und das rein philosophiegeschichtliche zurücktritt. Man kann allerdings sagen, daß eine Geschichte der patristischen Philosophie nothwendig zugleich eine Art Patrologie seyn müsse, weil es sich eben um die Philosophie der Kirchenväter handle. Dieß ist insoweit wahr, als die Patrologie von der Geschichte der patristischen Philosophie sich natürlich nicht ganz trennen läßt. Aber wenn diese Trennung nicht ganz möglich ist, so ist etwas anderes möglich, nämlich die Einschränkung der patrologischen oder literärhistorischen Notizen auf diejenigen Punkte, welche für die Geschichte der Philosophie irgendwie von Belang sind. Diese Beschränkung nun scheint uns in dem besprochenen Werke zu fehlen, denn es finden sich eine Menge von literarhistorischen Notizen, welche zur Geschichte der Philosophie nicht die entfernteste Beziehung haben.

Wir wollen dieses Urtheil begründen. Bei Darstellung der Philosophie der Kirchenväter wird die Angabe der von denselben verfaßten Schriften nicht auf jene beschränkt, welche mehr oder weniger philosophische Elemente enthalten, sondern auch auf rein theologische Schriften ausgedehnt. So wird z. B. S. 293 bei Hippolyt hervorgehoben, daß unter seinen zahlreichen exegetischen, homiletischen und dogmatischen Schriften

1) Grundlinien der Geschichte der Philosophie. Von Dr. Paul Haffner. Zweite Abtheilung. Mainz, Kirchheim 1882.

die Abhandlung vom Antichrist besonders werthvoll sei. Auf derselben Seite wird in einer Anmerkung die berühmte Stelle des hl. Irenäus über den Primat der römischen Kirche wörtlich angeführt. Daß nun jene Schrift von Hippolyt und diese Stelle von Irenäus für die Theologie wichtig und werthvoll seien, soll durchaus nicht in Abrede gestellt seyn; aber was haben sie mit der Geschichte der Philosophie zu thun? Dieselbe Bewandtniß hat es mit vielen anderen literargeschichtlichen Bemerkungen, wie z. B. S. 307 bis 308 über Cyprianus Schriften de habitu virginum und de ecclesiae unitate, ferner S. 320 die Bemerkung über den Werth der Katechesen des Cyrillus von Jerusalem für die Lehre von den Sakramenten.

Wenn etwa zur Vertheidigung der Aufnahme solcher Notizen, die über Dinge zur Geschichte der Philosophie in keiner Beziehung stehen, auf das Sprichwort: „Superflua non nocent“ recurrirt werden will, so ist dagegen zu bemerken, daß diese superflua doch nicht so ganz unschädlich sind, indem sie bei der ohnehin sehr gedrängten Darstellung die Ausführung der rein philosophischen Gesichtspunkte theils verkürzen, theils verdecken. Mit diesem Nachtheil ist allerdings nach einer andern Richtung ein gewisser Vortheil verbunden, nämlich der, daß der Leser von der ganzen literarischen Thätigkeit und Bedeutung der behandelten Autoren, und nicht bloß von ihrer Philosophie, ein gedrängtes Bild erhält.

Vollkommen einverstanden ist Recensent mit dem, was Seite 432 und 433 über die Stellung und Einreihung der arabisch-jüdischen Philosophie in der Gesammtgeschichte der Philosophie gesagt ist.

Bei der Vertheidigung der Scholastik gegen die Anklagen, welche die moderne Wissenschaft gegen dieselbe erhoben (S. 459 f.), wäre zu wünschen gewesen, daß auch die bekannte Anklage der Scholastik betreffs ihres Verhältnisses zur Naturwissenschaft berücksichtigt worden wäre. Daß diese Anklage nicht so ganz berechtigt ist, wie die Vertreter der Naturwissenschaft meistens meinen, ist bewiesen in der Schrift: „Harmonische Beziehungen zwischen der Scholastik und modernen Naturwissenschaft“ von Dr. Pfeifer.

Die neuesten Beiträge zur Rechtfertigung der Principien der scholastischen Naturphilosophie, welche freilich bei Abfassung des besprochenen Buches noch nicht publicirt waren, sind: das 22. Ergänzungsheft der Laacher Stimmen, welches das Thema „Der belebte und unbelebte Stoff“ nach den neuesten Forschungsergebnissen aber in Uebereinstimmung mit den Principien der Scholastik behandelt, und die Artikel von Wasmann, S. J., in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ Bd. 29 Heft 1 und 2 über den Trichterwickler, eine Vertheidigung der teleologischen Naturauffassung. Dr. Pf.

LII.

Von Rom nach Assisi und Portiuncula.

In kurzen Tagreisen, immer auf's neue festgehalten durch die großartigen Bilder voll klassischer Erinnerungen und den Denksteinen der imposanten Tragödie der römischen Geschichte, wie sie der Weg durch die Campagna bietet, zogen wir von Rom auf der flaminischen Straße gen Norden. Hart am Fuße des Soracte windet sich der Weg hin; damals wähnte ich, ihm einen Abschiedsgruß für immer zusenden zu müssen.

Vides, ut alta stet nive candidum Soracte; wie oft war mir während der Jahre meines Aufenthaltes in Rom dieses Wort des Horatius im Gedächtniß aufgetaucht, wenn ich von der Höhe des Janiculus aus, manchmal nicht ohne ein Gefühl von Heimweh im Herzen, an hellen Wintertagen nach Deutschland hinblickte! Ein Heiligthum des Apollo hatte ehedem seinen Gipfel gekrönt; Summi Deum sancti custos Soractis Apollo, singt Virgilius. An seiner Stätte erhebt sich jetzt das Kloster S. Silvestro, schon im achten Jahrhundert von Karlmann, Karl Martell's Sohn, gegründet, der hier auf stiller Bergeshöhe das Leben eines Mönches erwählt hatte. Zur Zeit Constantins des Großen hatte Papst Sylvester in der Einsamkeit dieses Berges eine Zufluchtsstätte gesucht gegen die Verfolgung; nach der Sage sollte er das Werkzeug seyn, durch welches Gott das Kaiserthum zur Kirche hinführte.

So sind das heidnische Rom, das christliche Rom und das Mittelalter an diesem schön geformten 2100′ hohen Kalkfelsen nicht vorübergegangen, ohne die Erinnerungen an drei entscheidende Abschnitte der Weltgeschichte hier zurückzulassen: Virgilius mit Kaiser Augustus und dem allgemeinen Weltfrieden, Constantin und die Christianisirung des Reichs, Karlmann mit Karl dem Großen und der Erneuerung des römischen Kaiserthums. — Noch einmal blickte ich dort hinauf; nichts Beseligenderes hätte ich mir denken können, als dort in stiller Beschauung, in Studium und Gebet das ganze Leben zubringen zu dürfen, im Anblicke der ewigen Stadt, umgeben von der erhabenen Einsamkeit der Campagna, deren beredtes Schweigen uns so mächtig ergreift und mit großen Gedanken erfüllt, ferne, für immer ferne dem Treiben der Welt, all' ihrer Lust und ihrem Wehe.! Wohl konnte da oben gar Mancher, der weltmüde dahin wie in einen Hafen stillen Seelenfriedens sich geflüchtet hatte, mit dem Dichter [1]) sprechen, wenn er Rom zu seinen Füßen sah:

Col viso ritornai per tutte e quante
Le sette spere, e vidi questo globo
Tal, ch'io sorrisi del suo vil sembiante;
E quel consiglio per migliore approbo
Che l'ha per meno; e chi ad altro pensa
Chiamar si può veracemente probo.

Es war ein schöner Augustabend, als wir in Cività Castellana rasteten. Auf einem Fels gebaut, rings umgeben von tiefen Schluchten, in denen die Treja rauscht, ist sein Anblick außerordentlich überraschend; uralte Brücken führen in das Städtchen. Einen eigenthümlichen Eindruck

1) Dante, Divina Commedia Parad. XXII. 133.
Den Blick zurück durch alle sieben Sphären
Jetzt führend, sah ich diesen Ball also, daß
Mich lächeln machte sein verächtlich Anseh'n;
Und jenen Rathschluß schätz ich als den besten,
Dem er am mind'sten gilt; und wem nach Anderm
Der Sinn steht, der kann wahrhaft trefflich heißen.

empfing ich, als ich beim Läuten des Angelus am Fenster des Gasthauses stand und auf den Markt hinabsah. Alles kniete nieder und betete; tiefe Stille ringsum, nur unterbrochen durch die Glockenklänge, die allmälig verhallten; dazu das letzte Leuchten des Abendroths, in dem das schroff abfallende rothbraune Gestein wie im Feuer flammte.

Bei Terni, dem alten Interamna, waren wir bereits mitten in Umbrien, diesem Lande von zauberischer Schönheit mit seinen von allen Reizen der Natur überschütteten Thälern, den edel geschwungenen Linien seiner Gebirge, seinen hellleuchtenden Matten und dunkelgrünen Wäldchen von Steineichen, seinem Reichthum von Erinnerungen aus der schönsten Zeit des Mittelalters, mit seinen zinnengekrönten Mauern und den auch in ihren Ruinen noch so prächtigen Castellen. Man begreift, daß, wem irgend der Sinn für das Schöne gegeben war, hier er sich entfalten mußte. Mit einem gesunden Realismus verband sich hier jene Innigkeit der Empfindung, Tiefe der Andacht, jener gemüthvolle mit Würde gepaarte Ausdruck in der Darstellung, was sich in den Werken der Umbrischen Schule überall ankündet, und ihnen ihren eigenthümlichen Reiz verleiht. Der mehrhundertjährige Kampf der Stadt um ihre Freiheit war siegreich beendet, die Kreuzzüge hatten alle Anlagen des italienischen Volkes angeregt und entfaltet; jede Stadt und jedes Städtchen von edlem Stolze auf seine Selbstständigkeit getragen eilte, sich mit den Werken der Kunst zu schmücken.

In der Nähe von Terni sind die berühmten Wasserfälle, welche der Velino bei seiner Mündung in die Nera bildet. Ich habe seit jener Zeit die berühmtesten Wasserfälle der Alpenländer, in der Schweiz, Tyrol u. s. f. gesehen; was ihn mir schöner als alle diese erscheinen ließ, war die reiche, üppige Vegetation, die wie mit Millionen und Millionen Diamanten besäet, in hellem Morgenlichte glänzte. Von hier ging die Straße über einen Ausläufer des Apennin, den Monte Somma. Noch war der grelle Pfiff der Loko-



motive in diesen stillen Waldthälern nicht gehört worden; die an Abwechslung immer reiche, langsamere und darum genußreichere Fahrt mit dem Vetturino gab der Betrachtung des Landes mehr Raum; Leute jeden Standes schlossen sich an; die leichten Formen der Höflichkeit, wie sie auch der ungebildete Italiener hat, ihre Freude, wenn sie den Fremden auf besondere Merkwürdigkeiten ihrer Heimath aufmerksam machen können, mehrten das Interessante solcher Reisen, und machten sie besonders lehrreich. Als es sehr steil bergan ging, wurden ein und selbst zwei Paar Ochsen von silbergrauer Farbe, mit mächtigen, weit ausgebogenen schwarzen Hörnern, wie sie schon Virgilius und Varro schildern, vor die Pferde gespannt; ihr Schritt sei stetiger und sicherer, sagten die Leute aus der Gegend, als jener der Pferde.

Noch jetzt hat Spoleto sein mittelalterliches Gepräge nicht völlig verloren. Hier hatte Theodorich den Grund gelegt zu dem Castell, das heute noch finster und trotzig über die Stadt hernieder blickt; die Longobardenherzoge hatten dieses und die Stadt noch mehr befestigt; deutsche Stämme beherrschten von hier aus eines der schönsten Stücke Erde. Von hier gelang es dem großen Cardinal Aegidius Albornoz, die verloren gegangenen Besitzungen wieder den Päpsten zurückzuerobern. Damals, als ich zum ersten Male Spoleto sah, ahnte ich allerdings nicht, daß noch im Jahre 1860 wieder um diese Burg gekämpft werden sollte. Es waren die Piemontesen, die Nachkommen jener „räuberischen Longobarden“, welche dieselbe nach tapferer Vertheidigung durch die päpstlichen Truppen einnahmen. Gothen, Griechen, Longobarden, Piemontesen — die Figuren wechseln, die Sache ist immer dieselbe geblieben, die brutale materielle Macht, welche Recht und Freiheit unterdrückt. Großartig ist der Weg über die Brücke, welche nach dem Santuario des Monte Luco führt, und das Wasser über eine dreihundert Fuß hohe Schlucht nach der Stadt leitet. Hier standen vordem, um das Kloster S. Giuliano umher, viele Einsiedeleien; jetzt sind sie ver-

lassen. Hier ist so recht ein Ort zur Einkehr; in dichtem Eichenwald rauscht der Wind, nur selten kommt ein Wanderer hier herauf, weit blickt das Auge hinein in die sonnigen Gefilde.

Von hier ging es über Foligno. Ungefähr halbwegs, zwischen Foligno und Perugia, in den gesegneten, sorgfältig angebauten Geländen, welche die Tiber, die von den Höhen des Apennin sich herabstürzt, in malerischen Windungen durchströmt, einige Miglien seitab vom Wege erhebt sich auf hohem, nach Westen steil abfallendem Bergrücken Assisi, die heilige Stadt des Johannes Bernardone, des von Seraphsglanz umflossenen (geb. 1182). So lag sie vor uns, wie sie Dante[1]) schon geschildert hat:

Intra Tupino e l'acqua, che discende
  Del colle eletto del beato Ubaldo,
  Fertile costa d'alto monte pende.

Onde Perugia sente freddo e caldo
  Da Porta Sole, e dietro le piange
  Per grave giogo Nocera con Gualdo.

Di questo costo, là dov' ella frange
  Più sua rattezza, nacque al mondo un sole,
  Come fu questo tal volta di Gange.

Però chi d'esso loco fa parole
  Non dica Ascesi, che direbbe corto,
  Ma Oriente, se proprio dir vuole.

Zwischen Tupino und dem Bach entströmend
Dem Hügel, den erkor der sel'ge Ubaldus,
Hängt fruchtbar ein Gelända' von hohem Berge.

Darob von Porta Sole Kält' und Wärme
Perugia fühlt, und hinter Jenem weinet
Ob schweren Joches Gualdo nebst Nocera.

Von jenem Hang dort, wo sich seine Steilheit
Zumeist bricht, ging der Welt auf eine Sonne
Wie diese hier zu Zeiten aus dem Ganges.

Divina Commed. Parad. XI. 43.

Darum, wer jenes Ortes will erwähnen,
Der sag' Ascesi nicht, zu wenig sagt er,
Nein, Orient, wenn er genau will sprechen.

Von einsamer Höhe, umweht von den Erinnerungen einer sechshundertjährigen Vergangenheit, blickt sie ernst und schweigsam nieder auf die schönen weiten Fluren, ein stummer Anachoret, wie in die Betrachtung des Ewigen versunken. Der Wellenschlag des vielbewegten Lebens, der da unten wogt, bricht sich am Fuße des Gebirges, die geräuschvollen Laute der Welt, die Stimme der Lust und der Weheruf derer, die sie in ihren Hoffnungen betrogen, dringen nicht hinauf, zu stören die heilige Ruhe. Es ist ein stiller Friede in den Gassen von Assisi, heimlich still wie in der Umfriedung eines Klostergartens — nur unterbrochen vom Glockenklang und den monotonen Chorälen der Söhne des Heiligen, die, vom Wind getragen, bald näher bald ferner an unser Ohr schlagen. Ueber den Zinnen halbverfallener Mauern, welche die Anstürme der Saracenen gesehen, ragt in gewaltigen Dimensionen gleich einer mächtigen Burg auf ungeheuren Substruktionen der Sacro Convento empor mit seinen zwei wundervollen über einander gebauten Kirchen, die sich über dem Grabe des seraphischen Heiligen erheben. In altdeutschem Stile gebaut und mit herrlichen Fresken ausgeschmückt, bilden sie einen ernsten, riesigen, die ganze Ebene weithin beherrschenden Sarkophag, der dessen heilige Gebeine umschließt, die nun seit 1230 in dieser Felsengruft ruhen.

Es ist so. Es besteht ein inniger Zusammenhang, eine Art von prästabilirter Harmonie zwischen dem Land und seinen Bewohnern. St. Franziscus gehört nach Umbrien und dieses hat in ihm seinen poetischen und heiligen Ausdruck, seinen lebendigen Typus empfangen. Von hier ging er aus, hierher kehrte er immer wieder, wie Odem schöpfend, zurück, hier ist sein Grab. Von jeher zog es mich hin zu diesem wunderbaren heiligen Franziskus „von der hohen Minne". . . . La cui mirabil vita Meglio in gloria di ciel

si canterebbe.[1]) Halb Kind, halb Riese ist er in seinem Leben, das ein zarter Hauch tiefer heiliger Poesie durchzieht, so recht die Incarnation des Mittelalters mit seiner Innigkeit und seinem Thatendrang, seinem einfältigen Glauben und seiner sinnigen Naturbetrachtung, seiner mystischen Liebe zu Jesus, welche die Armuth, die verlassene Braut des Herrn erwählt, ihr treuer Ritter wird und begeisterter Troubadour. Sein Name war einer der ersten Klänge, die mein aufdämmerndes Bewußtseyn vernahm, und die silberklare Stimme des Klosterglöckchens, das am stillen lauen Vorabend des Portiunculafestes zur Mette rief, die Schaaren der heranwallenden Andächtigen, die mit frischen kräftig duftenden Kränzen umwundenen Altäre, sowie die ernste Gestalt des Quardians, P. C., mit seinem schneeweißen Bart und klugen Augen tauchte wie ein liebliches Bild aus längstvergangenen Tagen in meiner Erinnerung auf.

Der Zauber von Poesie, der über den Gestalten des heiligen Franz und seiner Jünger liegt, das Ehrwürdige ihrer uralten Stiftung, der Friede, den wir athmen, wenn wir durch diese stillen Klostergänge wandeln, das Natürliche, heiter Offene, Anspruchslose, Menschenfreundliche ihres Umganges und das unter rauhem Habit oft so kindliche Herz ist es vor Allem, was das katholische Volk zu ihnen hinzieht. Manzoni hat in seinem Fra Cristoforo dieses Walten und Wirken der Franziskaner und Kapuziner mit unübertroffener Naturwahrheit gezeichnet; er ist uns der Typus für so Viele, die heute noch in Liebe zu Gott und den Menschen, unter dem Mantel der Demuth gehüllt und den Augen der großen Welt unbeachtet, helfend und tröstend durch das Leben gehen.

Doch der denkende Geschichtskenner blickt tiefer. Der Ruf des Herrn an ihn: Franziskus, rette mein Haus! hat

1) L. c. Parad. XI. 94.
— Deß wunderbares Leben
Man besser in des Himmels Glorie sänge.

einen wahren und tiefen Sinn. Er war wirklich das Werkzeug, dessen der Herr der Kirche sich bediente, um sie durch eine gefahrdrohende, schwere Zeit unversehrt hindurchzuführen.

Die Kirche war reich geworden, an manchen Orten und in manchen ihrer Glieder zu reich. Da erhob sich die Häresie; Rückkehr zur apostolischen Armuth war ihre Forderung. Die Bischöfe, welche nicht selten bepanzert und hoch zu Roß mit ihren Lehensleuten in den Krieg zogen, die Aebte, reich begüterte Feudalherren, eingeschlossen in ihren weitläufigen auf Höhen gelegenen oder in Thalesgründen verborgenen Abteien, waren vornehm und dem Volke fremd geworden. Fast tausend Jahre hatten diese alten Mönchsorden gearbeitet; sie waren Menschen und ruhten nun aus, vielleicht in zu tiefer Ruhe, von ihren Arbeiten und genossen die Früchte ihres Fleißes. Neid und Scheelsucht thaten das Uebrige. In den Armen von Lyon, Petrus Waldus und seinen Anhängern, den Albigensern und manichäischen Sekten, welche in der armen Nachfolge Christi eine Erneuerung der von ihrer Idee abgefallenen Kirche anstrebten, allen Besitz den Priestern wehrten, nahte sich eine Gefahr für die Kirche, die um so größer war, als ja der sie treibende und beseelende Gedanke nicht an sich verworfen werden konnte, und wirkliche oder vermeintliche Mißbräuche ihr Beginnen zu rechtfertigen schienen. Und doch! Eine allgemeine Besitzentsagung für die gesammte Kirche, der Verzicht auf jede äußere Weltstellung hätte ihre Existenz selbst in Frage gestellt, hätte mit ihr alle höhere Cultur zugleich vernichtet. Es schien ein unlösbares Problem, vor dem die Christenheit stand. Da weckte die Vorsehung die beiden großen Heiligen, St. Franziskus und Dominikus. In ihrer Person und ihrem Leben gaben sie die Lösung. Sie verlangten nicht, daß der Papst herabsteige von seinem Throne und seine kostbare Tiara von sich lege; sie spotteten und fluchten nicht, wie die Ketzer, den mit irdischen Gütern gesegneten Bischöfen; sie beneideten nicht die Besitzenden noch zwangen sie dieselben unter Strafe

des Ausschlusses vom Himmelreiche ihre Habe von sich zu thun. Aber sie erkannten, wenn auch kein Gebot, in der freiwilligen Liebe zur Armuth doch einen Rath des Herrn; sie verdammten nicht hochmüthig die Reichen, vielmehr bewies Bonaventura mit vielen Gründen, daß man sie ehren müsse; aber sie entbrannten in Liebe zur Braut Christi, der von Allen gefürchteten, von Allen geflohenen Armuth. Und so wurden alle Worte des heiligen Franziskus ein fortwährendes Zwiegespräch mit dieser seiner geliebten Braut, und all sein Thun ein Arbeiten für sie, ihr Jünger zu gewinnen. In der Liebe zur Armuth soll die Liebe zu Dem mehr und mehr entflammen, der sie auf die Erde gebracht und mit sich hinauf ans Kreuz genommen, geheiligt und geweiht und mit überirdischen Gnaden und Reichthümern ausgestattet hat. Und der willkürlichen, subjektiven, falschen Schriftauslegung gegenüber, worin die Stärke der Ketzer lag, sandte der heilige Dominikus seine Prediger aus, die mit theologischer Wissenschaft ausgerüstet, das Wort Gottes dem Volke verkündeten und seinen Sinn deuteten.

La providenza, che governa il mondo
Con quel consiglio, nel quale ogni aspetto
Creato è vinto, pria che vada al fondo,

Perocchè andasse ver lo suo diletto
La sposa di colui, ch'ad alte grida
Disposo lei col sangue benedetto,

In sè sicura, e anco a lui più fida;
Due Principi ordinò in suo favore,
Che quinci e quindi le fosser per guida.

L'un fu tutto serafico in ardore,
L'altro per sapienza in terra fue
Di cherubica luce uno splendore.

Dell' un dirò, perocchè d'ambo e due
Si dice l'un pregiando, qual ch'uom prende,
Perchè ad un fine fur l'opere sue. [1])

1) Dante, Divina Commed. Parad. XI. 28.

Die Vorsicht, die die ganze Welt regieret
Mit jenem Rath, d'rin jeglicher erschaff'ne
Blick sich besiegt fühlt, eh' zum Grund er bringet

Daß dessen Braut, der unter lautem Ruf sie
Sich in gebenedeitem Blut verlobet,
In sich gesicherter und ihm auch treuer

Entgegen dem Geliebten wallen möge,
Verordnete zwei Fürsten ihr zu Gunsten,
Die ihr so hier als dort zu Führer dienten.

Der Eine war seraphisch ganz an Gluthen,
Durch Weisheit war der Andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen.

Von Einem red' ich, denn von beiden spricht man
Wenn man den Einen lobt, wen man auch nehme,
Weil auf Ein Ziel ergingen ihre Werke.

Kürzer und bezeichnender läßt sich die providentielle Bedeutung der beiden großen Orden nicht bezeichnen als es hier der Dichter gethan. Beide Orden, auf Armuth gegründet, haben dem verschiedenen Charakter ihrer Stifter entsprechend, eine verschiedene Aufgabe in der Kirche erfüllt; bei Dominikus war es die ruhige nüchterne Erwägung, der auf die Ausrottung der Ketzereien gerichtete praktische Sinn, der darum die Wissenschaft in erster Linie zur Bundesgenossin aufrief. Er ist der heilige Kämpfer für die Kirche und ihren Glauben.

Dentro vi nacque l'amoroso drudo
Della fede cristiana, il santo atleta,
Benigno ai suoi, ed ai nimici crudo; . . .

Poi con dottrina e con voler insieme,
Con l'offizio apostolico si mosse,
Quasi torrente ch'alta vena preme:

E negli sterpi eretici percosse
L'impeto suo, più vivamente quivi,
Dove le resistenze eran più grosse. 1)

1) L. c. XII. 55. 97.

Hier kam zur Welt der liebevolle Buhle
Des ächten Christenglaubens, jener heil'ge
Athlet, den Seinen mild und grimm den Feinden ....

Durch Lehre dann zugleich und Thatkraft drang er,
Mit apostol'schem Amt bekleidet, vorwärts
Dem Gießbach gleich, der tiefem Spalt entquillet,

Und am lebendigsten traf an der Stelle
Sein Ungestüm das ketz'rische Gestrüppe
Wo sich der Widerstand am dicht'sten zeigte.

Dante hat hier die beiden Heroen der Kirche nebeneinandergestellt, und mit Meisterhand ihre Verschiedenheit in der Gemeinsamkeit des Zieles charakterisirt. Die Generale beider Orden Humbert und Johannes von Parma haben den Gedanken dieser Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts in einem gemeinsamen Rundschreiben ausgesprochen, und Bonaventura hat es wiederholt verkündet. Die Ordenstradition spricht auch von einem persönlichen Verhältnisse der beiden Ordensstifter zu einander. Dominikus, heißt es, habe beim allgemeinen Concil im Jahre 1215 die Nacht betend in einer Kirche zugebracht und sich selbst gesehen, wie er von der allerseligsten Jungfrau dem Herrn als auserwähltes Rüstzeug vorgestellt wird, und zugleich einen Zweiten, ihm Unbekannten, dem eine gleiche Mission gegeben ist. Am andern Morgen habe er in der Kirche im heiligen Franziskus den erkannt, den er in der Vision vorher gesehen. Andere berichten von einer Zusammenkunft beider Heiligen zu Perugia und auf dem Mattencapitel, bei welcher Dominikus den Vorschlag gemacht haben soll, beide Orden in einen zu verschmelzen, was aber Franziskus mit den Worten abgelehnt haben soll: Mein lieber Bruder, Gott hat gewollt, daß wir zwei verschiedene Orden bilden in der Welt, der eine strenger, der andere weniger streng, um so den verschiedenen Bedürfnissen der Menschen zu entsprechen. Darauf habe Dominikus von Franziskus dessen Gürtel erbeten, den er von da an nicht mehr von seinen Lenden genommen.

Diese Erzählungen, der Ausdruck eines erhabenen Gedankens, wenn sie auch vielleicht auf historische Gewißheit keinen Anspruch machen können[1]), bezeichnen den Geist des Ordens. Sie stellen der Gefahr der Eifersucht zwischen den beiden Stiftungen gegenüber das Ideal der brüderlichen Eintracht in dieser Zusammenkunft von St. Franziskus und St. Dominikus an den Anfang ihrer beiderseitigen Gründungen und führen so in concreter, historischer Auffassung, den Brüdern zur bleibenden Mahnung diese Idee immer fort vor die Seele.

Heilige Gottesliebe, die den Menschen, die Natur, die ganze Welt umspannt, und darum alle Reichthümer für gering achtet, ja fürchtet, weil sie den Schatz im Himmel zu verringern drohen, ist es, was den Heiligen von Assisi ganz erfüllt, begeistert, in Niedrigkeit, Spott, Armuth und Verachtung mit heller Stimme Jubellieder singen läßt, so daß die Kinder dieser Welt ihn als Narren theils verwundert, theils geringschätzig ansehen. Das tiefste, innigste Mitleid mit den Armen läßt ihn selbst arm werden; in strenger Winterkälte gibt er einem dürftig Gekleideten seinen Mantel; denn „als Diebstahl würde er es erachten, wollte er einem noch Aermeren nicht geben, was er hat.“ Und weil er so dem geliebten Herrn am meisten ähnlich wird, liebt er am meisten die Armuth, gründet er auf sie seine Stiftung. Und so wandelt er, von der Schaar seiner eilf Jünger umgeben, betend, predigend, lobsingend, Alle mit unendlicher Liebe umfassend, in den Thälern Umbriens umher wie Christus einst in den Thälern Galiläa's. Wenn er

1) Die ersten und besten Quellen des Lebens der Heiligen, selbst Jordanus von Giano und Bonaventura, wissen nichts davon. Der Dominikaner Echard bestreitet die Glaubwürdigkeit dieser Berichte und die Bollandisten (Mai II. p. 827. Aug. I. p. 484) lassen die Frage ungelöst. Thomas von Celano in der „Vita secunda“ erwähnt zwar die Zusammenkunft beider in Rom, aber unter ganz anderen Verhältnissen.

in eine Stadt kam, erzählt der treuherzige Thomas von Celano, „freute sich der Klerus; die Glocken wurden geläutet, es frohlockten die Männer, jubelten die Frauen, jauchzten die Kinder. Oft zog man ihm mit Zweigen in der Hand und unter Psalmengesang entgegen. Die Bosheit der Irrlehrer ward zu Schanden, der Glaube der Kirche triumphirte und die Ketzer versteckten sich beim Jubel der Gläubigen." Und immer zahlreicher werden die Schaaren, die er sammelt, in deren Seelen er die heiligen Feuerflammen dieser wunderbaren Liebe wirft. Die Habgier spaltet und stiftet Hader. So dürfen wir uns nicht wundern, daß Franziskus überall auf seinen Wanderungen Seelen bekehrte, Feinde versöhnte, Zwietracht schlichtete und in dem höheren Leben, das überall durch sein Erscheinen geweckt wurde, auf lange hinaus die Spuren zurückließ der Wege, die er gewandelt war.

Ein Zweifaches aber ist es, was uns den Heiligen in seiner Armuth so liebenswerth macht. So begeisterte Lobreden er der Armuth hält, sie ist ihm nur so hoch, so groß, so erhaben, so göttlich, weil sie die Mutter der Demuth ist. Darum sein stetes Dringen auf diese Tugend. Sein Wort, das der heilige Bonaventura uns aufbewahrt hat, sagt Alles: Soviel bist du, als du bist vor Gott. Auch die heidnische Welt hat freiwillige Armuth gekannt in ihren Cynikern und den Anhängern der Stoa; auch die Ketzer kündeten das Lob der Armuth. Aber unter der Toga des Philosophen barg sich ein Menschen und selbst Götter verachtender Hochmuth, und die „Armen von Lyon" warfen in stolzer Verblendung sich selbst zu Propheten auf, von denen die Kirche Vorschriften zu empfangen hatte; die Alles umfassende, Alles tragende, Alles verzeihende Liebe kannten sie nicht.

Mir ist nie der seraphische Franziskus so groß erschienen, nicht in seiner bittern Armuth, nicht in seiner heiligen Begeisterung, nicht in seiner ächten Bruderliebe, nie so groß erschienen als an dem Tage, da er demüthig flehend vor Innocenz III. stand. Dieser Papst, auf der höchsten Höhe,

die je das Papstthum erstiegen, und vor ihm der arme Bettler. Dieser beugt sich vor Jenem, in dem er den Statthalter Christi verehrt; Jener ahnt die wunderbaren Segensströme, die durch diesen Armen von Assisi über die Kirche ausgehen werden. Die hierarchische von Gott gesetzte Ordnung der Kirche, wie sie im Papste als ihrem Mittelpunkt sich zusammenfaßt, und die außerordentlichen Gaben und Berufe, wie sie der Geist Gottes immerfort austheilt, wo er will, wem er will, wann er will, sind sich hier begegnet und haben jenen Bund wieder geschlossen, der von Anfang an immer, mehr oder weniger hervortretend, bestand, der die Kirche vor Verweltlichung und Verknöcherung ebenso wie vor falschem Spiritualismus, Aftermystik und hochmüthigem Sektenwesen bewahrt und ein Unterpfand ist, daß sie immerdar in ungebrochener Kraft wie ein Adler ihre Jugend erneut.

Che per tal donna giovinetto in guerra
 Del padre corse, a cui com' alla morte,
 La porta del piacer nessun disserra:

Ed innanzi alla sua spirital corte,
 Et coram patre le si fece unito,
 Poscia di dì in dì l'amò più forte.

Questa, privata del primo marito,
 Mille cent' anni e più dispetta e scura
 Fino a costui si stette senza invito:

Nè valse udir che la trovò sicura
 Con Amiclate al suon della sua voce
 Colui ch'a tutto il mondo fe' paura:

Nè valse esser costante nè feroce,
 Sì che dove Maria rimase giuso,
 Ella con Cristo pianse in sulla croce.

Ma perch' io non proceda troppo chiuso;
 Francesco e Povertà per questi amanti
 Prendi oramai nel mio parlar diffuso.

La lor concordia e i lor lieti sembianti
 Amore, e maraviglia, e dolce sguardo
 Facean esser cagion di pensier santi. [1]

---

1) L. c. XI. 58.

Denn mit dem Vater kam er schon als Jüngling
In Krieg ob solcher Frau, der, wie dem Tode,
Des Wohlgefallens Pforte Niemand aufthut;

Und vor zuständ'gem geistlichem Gerichte
Et coram patre eint er sich derselben,
Von Tag zu Tag dann inniger sie liebend.

Sie, ihres ersten Ehgemahls beraubet,
Blieb tausend Jahr und länger bis auf Jenen
Verachtet und im Dunkeln sonder Werbung.

Nicht half's, daß man vernommen, wie gesichert
Auf seiner Stimme Klang sie bei Amyclas 1)
Der fand, der alle Welt mit Furcht erfüllte;

Nicht half es ihr, standhaft zu seyn und muthig,
So daß, als drunten selbst verblieb Maria,
Mit Christus an das Kreuz sie ist gestiegen.

Und daß ich also dunkel fort nicht fahre,
Nimm jetzt in meiner ausgebehnten Rede,
Für dieses Paar Franziskus und die Armuth,

Ihr heit'res Ausseh'n, ihre Eintracht ließen
Lieb' und Bewunderung und süßes Schauen
Ursache heiliger Gedanken werden.

Wir haben Mühe, uns die gewaltige Bewegung auch nur annähernd vorzustellen, welche allenthalben die Menschen ergriff, als sie den Heiligen mit seinen Jüngern sahen und seinen Lobpreis der Armuth, Demuth, Niedrigkeit und Nächstenliebe vernahmen. Männer aus allen Ständen, zarte Jünglinge, selbst Kinder, wie der Flamländer Achaz, und ergraute Kriegsleute wie Lancilsotto und Guido von Montefeltro umgürteten ihre Lenden mit dem Strick der Armuth und des Gehorsams. In Schaaren zog das Volk ihm nach,

---

1) So hieß der arme Schiffer, der ohne Furcht Cäsar aufnahm, da die Armuth im Kriege keine Verluste zu fürchten hat. Cf. Lucan. Pharsal. V. 527:

. . O vitae tuta facultas
Pauperis angustique laris!

da es Hülfe von ihm erwartete in geistlichen und leiblichen Nöthen. Große Städte sandten Botschaft zu ihm, ihn einzuladen in ihre Mauern, und allmählig ging man daran, den „mindern" Brüdern Kirchen und Klöster zu bauen.

Franziskus folgte ihrem Rufe. Nicht in die Einsamkeit als weltflüchtige Anachoreten sandte er die Seinen wie ehedem Paulus, Pachomius und Antonius. Nicht in Abteiburgen, nicht selten mit Thürmen und Thoren fast vor der Außenwelt verschlossen, sollten sie weilen, fernab den Menschen und ihrem Treiben. Mitten unter den Bürgern, in den Städten selbst, zumeist unmittelbar vor ihren Thoren oder auch im Umkreis ihrer Mauern lagen ihre armen Zellen um eine ebenso arme Kirche; ihre Bedürfnißlosigkeit hatte von vornherein tausend Bedenken abgeschnitten, die bei anderen Stiftungen in den Vordergrund treten; durch sie gewannen sie eine noch größere Unabhängigkeit, als sie der Reichthum zu geben vermag, und eine Schnelligkeit der Bewegung, nicht gehemmt durch die Bürde irdischer Sorgen. Denn den Himmel fanden sie überall, und ein Stück Brod zur Nahrung; die Erde als Lagerstätte genügte ihnen.

Hierin liegt auch das Geheimniß ihrer ungemeinen, seit sechs Jahrhunderten noch immer im Volke lebendigen Popularität. Die Anklagen der Ketzer über die Entartung der Kirche verstummten. Es waren diese ein so populäres Mittel, die Völker gegen Papst uud Klerus zu hetzen, daß selbst Friedrich II., umgeben von den asiatischen Wollüsten seines Hofes und den Spott über das Christenthum auf den Lippen, sich nicht schämte, die Päpstlichen Ketzer zu nennen, welche er zur apostolischen Einfachheit wieder zurückführen wolle.[1]) Hier offenbarte sich eine so mächtige, so reine, so

1) Huillard-Bréholles, Histor. diplom. VI. p. 391: nostrae voluntatis intentio, clericos . . . ad illum statum reducere . . . quales fuerunt in Ecclesia primitiva Apostolicam vitam ducentes.

mystische Liebe zur Armuth, daß sie beschämt vor solcher Erscheinung stehen blieben, die sie nicht begreifen konnten. Und das arme Volk sah in ihnen die Armuth geehrt, verklärt, geheiligt, vergöttlicht. Freud' und Leid theilten sie mit ihm. Rathgeber in allen Sorgen des Volkes, empfing ihre Brust die Seufzer der Reuigen, die Thränen der Unglücklichen, wurden sie eine Stütze für die Wittwen, eine Vorsehung für die Verlassenen. Der Riß zwischen Arm und Reich, Hoch und Niedrig war geheilt, denn das Gewand der Armuth legte sich über alle diese Tausend und Tausend Brüder, die neuen Ritter von der Tafelrunde, waren sie auch hohen Standes wie der junge Salimbene, gefeierte Gelehrte und Dichter wie Fra Pacifico, Jacopone da Todi, Giacomino da Verona. Und wem es nicht gestattet war, Alles zu verlassen, um dem Ruf der Armuth zu folgen, der wollte wenigstens nach seinem Tode mit dem Ordenskleide angethan bei den Brüdern ruhen. Am Pfingsttage des Jahres 1219[1]), wenige Jahre nach ihrer Gründung (1207[2]), kurz nach ihrer mündlichen Bestätigung durch Innocenz III. (1215), noch vor der authentischen durch Honorius III. (1226), waren schon fünftausend Brüder[3]) zum zweiten Generalcapitel in Assisi versammelt; bei dieser Gelegenheit soll der Heilige jene herrlichen Worte gesprochen haben:

Magna promisimus, majora nobis promissa sunt;
Observemus ista, aspiremus ad illa.
Voluptas brevis, poena aeterna,
Modica passio mercet perpetua.
Multorum vocatio, paucorum electio, omnium retributio.

---

1) Nach neueren Forschungen (G. Voigt, Giordano da Giano, 1874. S. 69 ff. Rybka, Bruder Elias. 1878. S. 21) i. J. 1221.
2) Nach Anderen 1208 oder 1209.
3) Nach der besseren Lesart bei Giordano: dreitausend. Weil die Brüder im Freien auf Matten von Stroh lagerten, heißt es das Mattencapitel (capitolo delle stuore).

Eine neue Epoche war für Italien angebrochen. Nicht mehr waren es Hütten höriger Leute, die am Fuße der mächtigen Baronalschlösser sich angebaut hatten, den Schutz der Dynasten anflehten und vor ihrem Zorne zitterten, durch welche Franziskus zog. Das Welfenthum hatte nach schweren und blutigen Kämpfen gesiegt, die Freiheit der Städte war errungen. Aber die Freiheit brachte mit sich die Gefahr der Zügellosigkeit, die gewonnenen Reichthümer die Versuchungen weichlicher Lust, den Abfall von der alten ernsten Sitteneinfalt, wie sie Dante durch seinen Ahnen Cacciaguida schildert:

Fiorenza dentro dalla cerchia antica,
Ond' ella toglie ancora e terza e nona,
Si stava in pace, sobria e pudica.

Non aveva catenella, non corona,
Non donne contigiate, non cintura
Che fosse a veder più che la persona . . . .

Bellincion Berti vid' io andar cinto
Di cuoio e d' osso, e venir dallo specchio
La donna sua senza 'l volto dipinto;

E vidi quel de' Nerli e quel del Vecchio
Esser contenti alla pelle scoperta,
E le sue donne al fuso ed al pennecchio . . . .

L' una vegghiava a studio della culla,
E consolando usava l' idioma,
Che prima i padri e le madri trastulla.

L'altra traendo alla rocca la chioma
Favoleggiava con la sua famiglia
De' Trojani, di Fiesole, e di Roma. 1)

Florenz, im Umkreis seiner alten Mauern,
Von denen Terz und Non annoch es hernimmt,
War keusch und mäßig damals und im Frieden.

Noch keine Kettlein gab es, keine Kronen,
Nicht Frauen mit Sandalen, noch auch Gürtel,
D'ran mehr als an der Trägerin zu seh'n war . . .

---

1) L. c. XV. 97.

Bellincion Berti sah ich geh'n umgürtet
Mit Bein und Leder, und vom Spiegel kommen
Sein Weib mit ungeschminktem Angesichte;

Ich sah den von den Nerli's, von den Vecchio
Sich mit dem unbedeckten Fell begnügen,
Und ihre Frauen mit dem Knaul und Spinnrad . . .

Die Eine wachte sorglich an der Wiege
Und brauchte lullend jene Redeweise,
An der zuerst sich Väter freu'n und Mütter;

Die Andere, den Faden zieh'nd am Rocken,
Erzählte Märchen in der Ihr'gen Mitte
Von Rom, Fiesole und den Trojanern.

Franziskus brachte Ordnung in diese durch die neuen Zustände erschütterten Gemüther, lehrte Entsagung mitten in den immer mehr heranströmenden Reichthümern, Armuth gegenüber der Ueppigkeit in den mächtig emporblühenden Städten, Demuth da, wo die demokratischen Verfassungen jedem Strebenden die Möglichkeit und den Reiz gaben, sich emporzuschwingen — La gente nuova e subiti guadagni —[1] Versöhnung bei den vielen in gegenseitigem Wettkampfe der Städte unter sich wie der Parteien in ihnen in kurzen Zwischenräumen sich wiederholenden Bürgerkriegen. War doch die Verfassung seines Ordens selbst auf demokratische Grundlage gestellt, freie Wahl aller Obern nach bestimmtem Zeitabfluß, ganz wie die Bürger ihre Prioren und ihren Podestà wählten. Es war eine gewisse Gleichheit der Anschauungen, Interessen, der Art und Weise sich zu regieren, was beide zusammenführte und so den Franziskanern den Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten gerade da außerordentlich erleichterte, wo man in empfindlicher Eifersucht und voll Mißtrauen gegen jede Einmischung der edlen Geschlechter und Feudalherren sich zu schützen suchte. Man

1) Dante l. c. Infern. XVI. 73. Emporkömmlinge und schnell gewonnener Reichthum.

wählte die Brüder daher zu Geheimschreibern, Schatzmeistern, Räthen der kleinen Freistaaten. In ihren Klöstern fanden die Rathsversammlungen statt, wurden die politischen Verträge abgeschlossen, die Statuten berathen. Ein Bruder stellte in Piacenza den Frieden zwischen Adel und Bürgerschaft wieder her; ein anderer versöhnte die feindlichen Parteien in Parma. In Mailand legten Franziskaner die Streitigkeiten unter den Bürgern bei, indem man ihnen das Schiedsgericht übertrug. Ganz Italien durchzogen sie, wie Salimbene [1]) berichtet, um überall Frieden zu stiften; in Como versprachen die Bürger, hingerissen durch die feurigen Worte des Fra Silvestro, den verhängnißvollen Wahlspruch „Welf“ und „Ghibelline“ nie mehr auszusprechen, da sie alle Christen und Italiener seien.

(Forts. folgt.)

LIII.

Michelangelo's jüngstes Gericht.

Vielleicht kein Meisterwerk der Kunst steht so isolirt und so seltsam groß vor uns, wie Michelangelo's Gerichtsbild in der Sixtina in Rom. Ist der Charakter Michelangelo's und seiner Kunst überhaupt schwer zu erfassen und schwer zu zeichnen, bleibt er immer in gewisser Weise der dunkle, mysteriöse Mann des Verhängnisses, des Fatum für Architektur, Sculptur und Malerei, so ist vollends ein ernst-

---

1) p. 37 ed. Parm.

liches Studium nöthig, um einigermaßen in die Geheimnisse des genannten Bildes einzudringen, das beim ersten Anblick aus fremder kalter Ferne unserm Aug und Herzen entgegentritt. Es dürfte daher manchem angenehm seyn, zum richtigen Verständniß dieses Bildes, das alle nennen und wenige kennen, durch eine eingehende Betrachtung und Würdigung desselben vom Standpunkt christlicher Kunst aus angeleitet zu werden.

Im Jahr **1510** hatte Michelangelo die Deckengemälde der Sixtina beendet; das waren epochemachende Bilder, die der ganzen monumentalen Malerei einen neuen, kräftigen Anstoß gaben, insoferne sie zum erstenmal die vorhandene Architektur vornehm ignorirten und durch die Kunst der Perspektive sich ihre eigenen Räume und architektonischen Motive schafften; sie bedeuteten einen Sieg der Malerei über die Architektur, wie erstere ihn zuvor nie versucht hatte, einen Sieg freilich, erfochten sozusagen in einem Scheingefecht, mit den nicht ganz ehrlichen Waffen der Täuschung und Illusion. Damit war der Anstoß gegeben zu jenen Triumphen der Perspektive, die auf Jahrhunderte bezaubernd wirkten, die im Zeitalter des Zopfes in völlige Orgien ausarteten und die Geister förmlich berauschten. Wenn wir Vasari glauben, hatte Michelangelo den Auftrag zur Fertigung jener Gemälde seinem Nebenbuhler Bramante zu danken, der ihn vom Gebiet seiner Meisterschaft, der Sculptur, auf ein, wie er meinte, ihm unbekanntes und gefährliches Terrain locken wollte, auf das der Malerei. Er bewegte sich auch hier mit demselben sicheren Tritt, ohne eine Spur von Unsicherheit. Aber er dachte wohl damals nicht, daß die Zukunft ihm in der sixtinischen Kapelle noch ein weiteres, bedeutendes Arbeitsfeld für seinen Pinsel anweisen würde. Er gab sich vielmehr nach Beendigung der Deckengemälde wieder jener Arbeit hin, die einen großen Theil seines Lebens mit Sorge, Mühe und Aerger ausfüllte und die Condivi mit Recht la tragedia del sepolcro nannte. Das war das Grabmal

für Julius II., von ihm selbst zu seinen Lebzeiten noch bestellt, ursprünglich entworfen für die Peterskirche als Freibau in einer Höhe von 30 Fuß mit einem Schmuck von über 50 Statuen, schließlich als Wanddekoration in S. Pietro in vincoli mit 3 Statuen, Moses, Lea und Rachel ausgeführt. Am liebsten wäre er an dieser Arbeit geblieben und er hätte sie sicher nach seinem großartigen Plan ausgeführt, hätte man ihm nur einige Jahre gelassen; aber „der Lebende hat Recht", — die folgenden Päpste ließen ihn nicht an seiner Arbeit für den Todten, sondern waren eifersüchtig, ihn an ihrem Hof und in ihren Diensten zu haben. 1525 berief ihn Clemens VII. zu sich, schlichtete so gut wie möglich den Grabmalsstreit mit der Familie Rovere und belastete ihn mit seinen Aufträgen.

Von Clemens VII. ging auch die Idee aus, Michelangelo auf die eine abschließende Wand der Capella Sixtina das Weltgericht, auf die andere den Sturz Lucifers malen zu lassen [1]); er wollte, wie Condivi sagt, ihm Gelegenheit geben, eine Probe des Aeußersten seiner Kraft abzulegen [2]). Im letzten Lebensjahre von Clemens (1534) arbeitete Michelangelo an den Cartons, ja auch mit der Zubereitung der Wand scheint noch im selben Jahr begonnen worden zu seyn. Paul III. theilte in diesem Punkt die Wünsche und Intentionen seines Vorgängers wie dessen Zuneigung zu Michelangelo. In einem Breve voll des Ruhmes und Lobes ernannte er ihn zum ersten Architekten, Bildhauer und Maler des apostolischen Palastes; „die Meisterwerke deiner Künstlerkraft", heißt es hier [3]), „sowohl in der Sculptur und Malerei, als auch in Architektur aller Art, mit welchen du dich und

1) A. Gotti, vita di Michelangelo Buonarotti, narrata con l'ajuto di nuovi documenti. Firenze 1875. I. und II. (Der Hauptwerth dieses Werkes liegt in den Dokumenten) cfr. vol. I p. 224.

2) Condivi, vita di Michelangelo p. 39.

3) Gotti l. c. vol. II p. 123.

unser Jahrhundert so rühmlich geschmückt hast, indem du den Alten nicht nur gleichkommst, sondern sie durch Vereinigung aller Vorzüge, die einzeln für sich jene der Bewunderung empfahlen, beinah übertriffst, bewegen uns mit Recht, dir in Ehre und Liebe einen hervorragenden Platz einzuräumen und gerne deine Kraft für Gemälde, Sculptur und Architektur unseres apostolischen Palastes in Dienst zu ziehen." In diesem und einem weiteren Breve ward der Auftrag, das jüngste Gericht zu malen, unter Fixirung des Gehaltes erneuert [1]). 1534 begann Michelangelo mit der Frescomalerei, an Weihnachten 1541 war sie beendet und wurde der Besichtigung freigegeben; man fand, sagt Vasari, daß Michelangelo nicht bloß die anderen, sondern auch sich selbst übertroffen habe [2]).

Das Bild ist das Staunen der Welt geblieben bis auf den heutigen Tag. Indem wir dasselbe einer genauen Prüfung und Untersuchung unterwerfen, haben wir das Gefühl von Pygmäen, die an einem Koloß hinaufsehen; da wir aber nur die unverbrüchlichen Maximen der Kunst und der christlichen Kunst als Maßstab anzulegen uns bemühen, haben wir das Bewußtseyn, nichts Unberechtigtes und Unerlaubtes zu unternehmen. Denn so grandios kann kein religiöses Kunstwerk seyn, daß es den Grundgesetzen der Kunst und der religiösen Kunst entwachsen seyn könnte.

Wir müssen zuerst versuchen, so schwer es ist, eine Analyse des Bildes zu geben, in wenigen groben Strichen wenigstens die Umrisse der Composition nachzuzeichnen. Das Gemälde hat eine Malfläche von 1800 Quadratfuß; es zerfällt in zwei Theile, deren jeder so ziemlich gleichviel Raum einnimmt. Die beherrschende Gruppe der unteren Hälfte sind

---

1) Er erhielt 600 Goldgulden jährlichen Gehalt und ein Landgut prope Placentiam mit seinen Einkünften und Rechten.

2) Gotti I p. 265. Vergl. Herm. Grimm, Leben Michelangelo's. Hannover 1863. II. Theil S. 269 ff.

Diese Erzählungen, der Ausdruck eines erhabenen Gedankens, wenn sie auch vielleicht auf historische Gewißheit keinen Anspruch machen können[1]), bezeichnen den Geist des Ordens. Sie stellen der Gefahr der Eifersucht zwischen den beiden Stiftungen gegenüber das Ideal der brüderlichen Eintracht in dieser Zusammenkunft von St. Franziskus und St. Dominikus an den Anfang ihrer beiderseitigen Gründungen und führen so in concreter, historischer Auffassung, den Brüdern zur bleibenden Mahnung diese Idee immer fort vor die Seele.

Heilige Gottesliebe, die den Menschen, die Natur, die ganze Welt umspannt, und darum alle Reichthümer für gering achtet, ja fürchtet, weil sie den Schatz im Himmel zu verringern drohen, ist es, was den Heiligen von Assisi ganz erfüllt, begeistert, in Niedrigkeit, Spott, Armuth und Verachtung mit heller Stimme Jubellieder singen läßt, so daß die Kinder dieser Welt ihn als Narren theils verwundert, theils geringschätzig ansehen. Das tiefste, innigste Mitleid mit den Armen läßt ihn selbst arm werden; in strenger Winterkälte gibt er einem dürftig Gekleideten seinen Mantel; denn „als Diebstahl würde er es erachten, wollte er einem noch Aermeren nicht geben, was er hat.“ Und weil er so dem geliebten Herrn am meisten ähnlich wird, liebt er am meisten die Armuth, gründet er auf sie seine Stiftung. Und so wandelt er, von der Schaar seiner eilf Jünger umgeben, betend, predigend, lobsingend, Alle mit unendlicher Liebe umfassend, in den Thälern Umbriens umher wie Christus einst in den Thälern Galiläa's. Wenn er

1) Die ersten und besten Quellen des Lebens der Heiligen, selbst Jordanus von Giano und Bonaventura, wissen nichts davon. Der Dominikaner Echard bestreitet die Glaubwürdigkeit dieser Berichte und die Bollandisten (Mai II. p. 827. Aug. I. p. 484) lassen die Frage ungelöst. Thomas von Celano in der „Vita secunda“ erwähnt zwar die Zusammenkunft beider in Rom, aber unter ganz anderen Verhältnissen.

in eine Stadt kam, erzählt der treuherzige Thomas von Celano, „freute sich der Klerus; die Glocken wurden geläutet, es frohlockten die Männer, jubelten die Frauen, jauchzten die Kinder. Oft zog man ihm mit Zweigen in der Hand und unter Psalmengesang entgegen. Die Bosheit der Irrlehrer ward zu Schanden, der Glaube der Kirche triumphirte und die Ketzer versteckten sich beim Jubel der Gläubigen." Und immer zahlreicher werden die Schaaren, die er sammelt, in deren Seelen er die heiligen Feuerflammen dieser wunderbaren Liebe wirft. Die Habgier spaltet und stiftet Hader. So dürfen wir uns nicht wundern, daß Franziskus überall auf seinen Wanderungen Seelen bekehrte, Feinde versöhnte, Zwietracht schlichtete und in dem höheren Leben, das überall durch sein Erscheinen geweckt wurde, auf lange hinaus die Spuren zurückließ der Wege, die er gewandelt war.

Ein Zweifaches aber ist es, was uns den Heiligen in seiner Armuth so liebenswerth macht. So begeisterte Lobreden er der Armuth hält, sie ist ihm nur so hoch, so groß, so erhaben, so göttlich, weil sie die Mutter der Demuth ist. Darum sein stetes Dringen auf diese Tugend. Sein Wort, das der heilige Bonaventura uns aufbewahrt hat, sagt Alles: Soviel bist du, als du bist vor Gott. Auch die heidnische Welt hat freiwillige Armuth gekannt in ihren Cynikern und den Anhängern der Stoa; auch die Ketzer kündeten das Lob der Armuth. Aber unter der Toga des Philosophen barg sich ein Menschen und selbst Götter verachtender Hochmuth, und die „Armen von Lyon" warfen in stolzer Verblendung sich selbst zu Propheten auf, von denen die Kirche Vorschriften zu empfangen hatte; die Alles umfassende, Alles tragende, Alles verzeihende Liebe kannten sie nicht.

Mir ist nie der seraphische Franziskus so groß erschienen, nicht in seiner bittern Armuth, nicht in seiner heiligen Begeisterung, nicht in seiner ächten Bruderliebe, nie so groß erschienen als an dem Tage, da er demüthig flehend vor Innocenz III. stand. Dieser Papst, auf der höchsten Höhe,

die Engel des Gerichts, mit den Posaunen und Büchern des Gerichts, dem kleinen Buch des Lebens, dem großen der Schuld — stämmige, gewand- und flügellose Jünglinge. Von dem furchtbaren Klang der Trompeten wird die Erde erschüttert; die Gräber öffnen sich, aus den Rissen arbeiten sich die Leichname hervor, krampfhaft und mühsam, als wollte die Erde sie nicht freilassen; die einen sind halb losgerungen, andere schon ganz frei von den Umarmungen der Mutter der Sterblichen; ein Skelett geharrt der neuen Ueberkleidung; andere liegen noch schlafbeschwert und traumbefangen da, andere haben schon das volle Leben wieder gewonnen; wieder andere beginnen eben den Aufschwung in die Luft, während ein anderer Theil bereits die erste Wolkenregion, nahe der Region der Seligen erreicht hat. Einige schweben frei auf in Kraft eigener Tugend, andere werden von Freunden gezogen, an den Armen emporgehoben oder an einem Rosenkranz gleichsam aufgewunden, wohl eine Darstellung der beseligenden Macht der Fürbitte; auf ihrem Angesicht ist freudige Erregung, auch gespannte Erwartung zu lesen.

Aber nicht allen gelingt diese Reise aufwärts, nicht alle sind berechtigt diese Himmelfahrt zu wagen; nach Titanenart haben einzelne sich aufgeschwungen, gleichsam um den Himmel, auf welchen sie keinen Anspruch haben, sich zu ertrotzen. Rücklings werden sie hinabgerissen, dahin, wohin sie gehören; rechts von den Posaunenengeln entspinnt sich ein furchtbarer Kampf; eine Schaar, die ebenfalls die erste Wolkenschichte erreicht hatte, wird von den nervigen Fäusten der Engel und Teufel zurückgestoßen in den Abgrund, der dem Auge des Beschauers unsichtbar unter ihnen gähnt. Es ist ein Kampf der Verzweiflung, der hier gekämpft wird, ein Kampf, bei welchem die Verzweiflung die letzte Kraft aufs äußerste anspannt und anstemmt, um einem grausenerregenden Schicksal zu entgehen. Aber auf manchem Gesicht sieht man schon den letzten Funken von Hoffnung er-

loschen. Eine halbsitzende Figur, die mit der einen Hand das Gesicht zur Hälfte bedeckt und von zwei Teufeln an den Füßen hinabgezerrt wird, ist eine wahre Personifikation von Scham und Verzweiflung und scheint vom Bewußtseyn der eigenen Verworfenheit ganz durchbohrt. Die Schlünde der Hölle gähnen unter den verwegenen Titanen — im nächsten Augenblicke werden sie hinabstürzen und vom grinsenden Hohnlachen, von der gierigen Wuth der Teufel empfangen werden. Eben ist eine große Gesellschaft angekommen, die denselben Weg geht. Charon landet mit dem Menschenschiff an den Gestaden der Hölle. Stark ist seine Ladung, dichtgefüllt das Schiff; aber die Insassen zeigen wenig Lust, den Kahn zu verlassen; der Blick in die Tiefe malt auf ihre Gesichter namenlosen Schrecken, gräßliche Verzweiflung; Furcht bannt sie und sie würden das Fahrzeug nicht verlassen, wenn nicht Charon mit dem Fuß es umkippend und mit dem Ruder nach den Zögernden schlagend, es gewaltsam entleeren würde.[1]) In der Nähe des Schiffes ist eine Felsenhöhle, gleichsam eine Wartehöhle auf der letzten emporragenden Klippe des Höllengebirgs, dessen Zacken noch herausstarren; einige satanische Gestalten halten sich in ihr auf und schauen grinsend nach den Auferstehenden, nach welchen sie schon gierig die Hände ausstrecken.

Diese untere Hälfte des Bildes ist voll Aufregung, ganz durchzittert von der Furchtbarkeit einer Entscheidung für die Ewigkeit. Mühe haben die, welche der Klang der Posaune aus dem Grabe genöthigt hat, zu erwachen aus dem Schlummer der Jahrtausende, Mühe, den schweren Traum des Grabes abzuschütteln; aber dem schauerlichen Klang kann nichts widerstehen; auch das Auge öffnet sich und blickt starr ins Jenseits und in die ewige Zukunft. Nun ist es, als ob der Drang nach Glückseligkeit nochmals des ganzen Menschen sich bemächtige und ihn unwiderstehlich

1) Zug für Zug nach Dante. Inferno III. Gesang.

aufwärts ziehe; wohl denen, die im Leben sich das Recht zu dieser Fahrt himmelan erworben haben; wehe denen, die im Widerspruch mit ihrem Leben sich aufwärts schwingen; der Richter schleudert seine Blitze gegen sie, die Engel verwehren ihnen den Eingang in den Himmel, die Teufel fordern sie als rechtmäßiges Eigenthum.

Die Verbindung der oberen Bildhälfte mit der unteren ist hergestellt durch die Gestalt des Richters, der den Bösen das Urtheil der Verdammniß zuschleudert, durch die Aufnahme der Seligen in die große Schaar, die schon oben in der Nähe des Heilandes weilt, sowie durch das gespannte Interesse, das die ganze Versammlung auf der oberen Wolkenschichte an den unten sich abspielenden Vorgängen nimmt.

Genau im Mittelpunkt der ganzen Scene ist die herkulische, muskulöse Gestalt des Richters, mit bartlosem jugendlichem Antlitz. Er ist dargestellt wie er mit voller Entrüstung, flammendem Zorn im Antlitz, aus der sitzenden Stellung aufspringt, die Rechte hoch erhebt und drohend gegen die Bösen wendet. Die Madonna kauert an seiner Seite, beide Hände über der Brust gekreuzt, wie erschauernd über den Spruch des Sohnes. Christus ist umgeben von einem näheren und ferneren, engeren und weiteren Ring von Engeln und Heiligen, die sich theils in Hast und Eile herzudrängen, theils aus der Ferne herfliegen, um Zeugen des Vorgangs zu seyn. Eine ungeheure Bewegung und Aufregung durchwogt diese Schaaren. Die Apostel und Martyrer bilden des Richters nächste Umgebung; sie schauen zum Theil wie erschreckt und in größter Spannung auf ihn; zum Theil scheinen sie Fürsprache einlegen zu wollen; andere halten, wie Rache fordernd, ihre Marterwerkzeuge dem Richter entgegen. Da ist Petrus mit den Schlüsseln, eine gigantische Erscheinung; Bartholomäus läßt die abgezogene Haut von der rechten Hand herabhängen und hebt das Skalpirmesser empor; Laurentius trägt den Rost, Katharina das Rad, Sebastian die Pfeile u. s. f. Die Bewegung trägt ihre

Wellenkreise bis in die äußersten Reihen. Eine große Frage zittert auf allen Lippen und steht in allen Augen, die sich theils furchtsam auf den Herrn richten, theils sich weit öffnen in Staunen und Spannung, theils glänzen in seligem Ahnen. Die Frage: was geschieht? was geht vor? welches Wort wird er sprechen? diese Frage bannt alle Figuren an die Hauptgestalt und sammelt alle Bewegung in einem Brennpunkt. Zu beiden Seiten aber wogt über den Heiligen-Schaaren ein eiliger Zug hin: wie aus weiter Ferne, wie aus unendlicher Höhe schleppen Engel das Kreuz, die Geißelsäule und die übrigen Leidenswerkzeuge herbei, alle in freudig erregter Thätigkeit, in der verschiedensten Weise und Stellung Hilfe leistend.

Die obere Bildhälfte stellt somit den Richter dar, aus dessen Mund eben das Verdammungsurtheil loht; sie will ferner die Reflexe des blitzenden Richterauges, die Spannung, mit welcher das Urtheil erwartet wird, das Echo, das ihm folgt, den Wiederhall des Endes der Dinge auf Erden im Reich des Himmels schildern. — —

Ungeheuer war das Aufsehen, als an Weihnachten 1541 das Bild den Blicken freigegeben ward. Vasari, Condivi, der Biograph, und Vacchi, der Panegyriker Michelangelo's, deren Mund als Organ der gebildeten Gesellschaft von damals gelten kann, ergehen sich in Lobeshymnen, ihr Entzücken und ihre Bewunderung weiß keine Worte mehr zu finden. Ein eigener Kunstterminus bildete sich, des Werkes Eigenart und Größe zu bezeichnen; man pries und trug von Mund zu Mund die terribiltà des sixtinischen Gerichtes, ein Terminus, der mehr als eine Bedeutung hat und in mehr als einer Bedeutung zutrifft. Paul III. selbst war vom Gemälde so bezaubert, daß er Michelangelo sofort mit dem neuen Auftrag beehrte, die capella Paolina zu malen. Der immense Eindruck, den das Bild hervorrief, darf uns nicht Wunder nehmen. Michelangelo hatte alle Erwartungen getäuscht und übertroffen, — getäuscht, sofern diejenigen,

welche, die alten Gerichtsbilder im Auge, zu seinem giudicio kamen, von dem völlig andern Schauspiel frappirt seyn mußten; übertroffen, sofern auch die verwegensten Schlüsse von den Deckengemälden aus, durch welche Erwartung und Phantasie sich etwa dieses Gemälde voraus zu construiren suchte, weit hinter der Wirklichkeit zurückblieben und durch die Kühnheit und Gewaltigkeit des Bildes weit überholt wurden. Jene Verblüffung und Ueberraschung, die sich unser bemächtigt, wenn der wirkliche Anblick und die vorgefaßte Idee so durchaus contrastiren, jener Zauber, mit welchem eine geheimnißvoll unheimliche, das gewöhnliche Menschenmaß überragende geistige Macht unsern Geist umspinnt — sie zogen damals das Interesse und Auge Aller auf das Bild. Und manchen Geist wird wohl beim Anblick desselben die Ahnung von seiner epochemachenden Bedeutung durchschauert haben, die Ahnung von einer neuen Zeit, mit deren Geist das Bild gesalbt war; es wird jenes Zittern der Erregung und Erwartung hervorgerufen haben, das sich auf der Schwelle neuer Zeiten der Einsichtsvolleren bemächtigt.

Wer immer aber im Stande war, sich künstlerisch in das Bild zu vertiefen, der konnte nicht umhin, die großartige Compositionskraft zu bewundern, die in ihm ihre Triumphe feiert. Sozusagen mit strategischer Gewandtheit hatte der Meister die ungeheuren Massen vertheilt, die Schaaren geordnet, die hunderte von Gestalten so placirt, daß sich unter ihnen kein Müssiggänger, keine bloße Füllfigur findet, daß jede mitthätig ist und mithilft zur Ausprägung eines Gedankens. Und wann waren jemals in ein Bild solche Ströme von Leben, von Bewegung und Thätigkeit geleitet worden! Vom aufspringenden Richter bis zur kleinsten Gestalt, die auf dem Bilde sich findet, bis zu dem, der erst bis an die Brust sich aus den Windeln der Erde losgerungen hat, dieselbe drastische Aeußerung der Thätigkeit und Bewegung, eine Lebensfülle, die sich nicht mehr beherrschen kann, sondern in unbändiger Lust, in unbezwinglichem

Drang zu thun und zu wirken aus sich heraustritt. Wo das Auge hinblickt, wird es durch neue Scenen, durch eine sich nicht erschöpfende Mannigfaltigkeit des Lebens und Geschehens gereizt und ins Interesse gezogen, und bei alledem doch ein einheitlicher Plan. Denn der Moment unmittelbar vor der Urtheilsfällung und der Moment der Urtheilsfällung selbst beherrschen das ganze Bild. Die Todten haben den Mutterschooß der Erde verlassen, die letzten steigen heraus aus den Grüften, die Scheidung hat ihren Anfang genommen, die sich tollkühn die Himmelfahrt erzwingen wollen, werden bekämpft von den Dienern des Gerichts, — jetzt erhebt sich der Richter, das Wort, für welches er schon den Mund geöffnet hat, wird alles abschließen; auf dieses große, eine Ewigkeit umspannende Wort warten Himmel und Erde. Endlich wer würde nicht fortgerissen von der staunenswerthen Gewalt, mit welcher hier die Affekte gemeistert und zum Ausdruck gebracht sind? Noch nie war mit solcher psychologischer und physiognomischer Kraft der Ausdruck der Spannung und Erwartung künstlerisch gegeben worden, als in den Gestalten der oberen Gruppen, die zum Theil weit vorgebeugt, des Auges Blitz auf den Richter lenkend lauschen, zum Theil in größter Eile aus der Ferne herschweben, zum Theil andere ins Interesse ziehen für das, wovon sie ganz eingenommen sind. Eine Studie voll Genusses ist die nähere Betrachtung der Gruppe der Auferstehenden: hier das allmählige Einströmen des neuen Lebens in die schlaftrunkenen Glieder; dort hat erst das Ohr sich geöffnet vor dem schauerlichen Klang der Posaune, das traumschwere Auge ist eben daran, mühsam sich aufzuschlagen; hier die Lust und Wonne des erneuten Lebens in den wohlig Aufschwebenden, dort die große Frage der Zukunft auf dem bangen, zagenden Antlitz. Die furchtbarste Meisterschaft aber gibt sich kund in Wiedergabe des Affekts der Verzweiflung, in Schilderung der Verlorenen und ihrer Peiniger, — kalter Hohn, grinsende Schadenfreude, glühender, Jahrtausende alter Haß in den

Gesichtern der Teufel, die Gesichter der Verdammten durch Grausen, Verzweiflung und Entsetzen zum Medusenbild versteinert, das Auge weit aufgerissen, mit stierem Blick, der Mund geöffnet, aber sprachlos, unfähig eines Lautes, die Nasenflügel aufgezogen, als witterten sie schon den Brodem der Hölle, andere Gesichter wieder so unsäglich traurig, daß ein ganzes Klagelied über verlorenes Leben in ihre Züge eingegraben scheint. Und zur Hervorbringung aller dieser Effekte reicht ihm im Grunde ein einziges Kunstmittel, seine meisterhafte Zeichnung. Der Farbe verdankt er soviel wie nichts, schon deßhalb, weil er sich in der eintönigen Fleischfarbe hält; variirt er auch sehr geschickt das Carnat, so kann er doch von diesen geringen Nuancen Einer Farbe weiter keine malerische Wirkung erwarten. Die Sicherheit und Wucht der Contouren, die Kraft der Licht- und Schattengebung verleihen dem Bilde seine ganze sieghafte Macht.

Wenn somit Vasari[1]) als Hauptvorzüge des Bildes namhaft macht die meisterhafte Affektsschilderung, die ungeheure Varietät in den Körperhaltungen und Gesten von Menschen jeden Alters und Geschlechts, die reiche Fülle der Figuren, die „terribiltà e grandezza“, die Einhaltung nicht des großen, sondern des grandiosen Stils, die einheitliche Stimmung des Ganzen, welche glauben machen könnte, es sei alles an Einem Tag gemalt: so wird man ihm so ziemlich in allen diesen Punkten beistimmen können und wird diese Momente als Erklärungen des großen Enthusiasmus, den das Bild weckte, und als Bezeichnungen für seine bleibende Kunstgröße gelten lassen können. Hierin liegt in der That der bleibende Werth des Bildes, das auch noch nach Jahrhunderten, die wahrlich nicht spurlos an ihm vorübergingen, seine Zauberkraft an jedem Besucher der Sixtina bewährt.

Aber jeder Meister und wäre er auch Michelangelo, und jedes Bild, wäre es auch das giudicio universale der

1) Vasari, le vite de' più eccellenti pittori, scultori e architetti (Firenze, Felice le Monnier 1856) vol. XII. p. 221 squ.

Sixtina, muß sich gefallen lassen, mit dem Maßstab der Kunst gemessen, nach ihren unabänderlichen Gesetzen gerichtet zu werden. Sollen die ewigen Gesetze wahrer Kunst cessiren, wenn sie mit besonderer Kühnheit und Keckheit verletzt werden? soll die Kunst zur Gunst werden, und entgegen ihren unabänderlichen Normen den Uebertretern ihrer Gesetze Weihrauch streuen? Wir können nicht verstehen, wie gewisse Kunstkritiker jede Debatte über die künstlerischen Fehler unseres Bildes mit der Einen Bemerkung abschneiden zu können meinen: es ist Michelangelo. Wir anerkennen für die Genie's weder eine besondere Moral, noch besondere Kunstgesetze.

Unser Bild fesselt, setzt in Erstaunen und Bewunderung; aber kaum wird jemand sagen, daß es ihn befriedige oder gar entzücke. Die Wörter Entsetzen und Schauer werden weit besser den Eindruck wiedergeben, den es hervorbringt. Es ist etwas in dem Bilde, was uns abstoßt und fremdartig berührt, was jenen Genuß stört, den vollendete Kunstwerke uns bereiten. Worin liegt das? Wir sehen zunächst vom religiösen Standpunkt ganz ab und suchen die Frage vom rein künstlerischen zu beantworten. Wir werden sagen dürfen, daß das Gemälde sich an den Grenzen der Sculptur und Malerei bewegt, nicht ohne manche Uebergriffe ins Gebiet der Sculptur; es ist nicht so fast Gemälde, als Sculptur; nicht malerisch, sondern bildhauerisch gedacht sind diese Gruppen und Gestalten, sie sind aus der Fläche herausgemeiselt, mit dem Zweispitz von Licht und Schatten aus der Wand gehauen. Hiedurch wird der malerische Charakter alterirt, die malerische Ruhe und Einheit gestört. Es hat Grund, wenn Coindet[1]) den Vorwurf erhebt, es finde

1) Coindet, histoire de la peinture en Italie p. 186. — Mantz (les chefs-d'oeuvre de la peinture italienne. Paris, Didot 1870 fol.) kann den Vorwurf nur dadurch entkräften, daß er sich auf Vasari und Condivi beruft, die auch Kunstverständige

sich in dem Bilde kein Ruhepunkt, keine jener großen Linien, welche das Auge dirigiren und es das Ensemble der Composition erfassen lassen. Das Bild löst sich in der That auf und geht auseinander in eine Menge auf und neben einander geschobener, unter einander geballter Körper. Die excessive Modellirung, die bildhauerische Behandlung der Körper dissimulirt die Fläche nicht mehr, sondern negirt sie und hebt sie auf.

Der zweite Fehler hängt mit diesem zusammen und ist angedeutet in jenem klassischen Wort terribiltà; er liegt in der Uebertreibung aller Natur. Der Pinsel huldigt hier dem menschlichen Körper in einem Maß, wie es nie zuvor geschehen war; aber es ist nicht der Körper in seinen natürlichen und wirklichen Verhältnissen und Maßen, sondern der durch Uebertreibung und Ueberspannung aller natürlichen Maße und Verhältnisse zur Uebernatur oder Unnatur erhobene Körper. Es kann uns nicht wohl werden unter diesen Giganten mit den riesenhaften Gliedern, hochgeschwollenen Muskeln, verrenkten und erzwungenen Stellungen. Wir können nicht athmen in dieser Welt von Uebermenschen, Unmenschen, Ungethümen nach Statur und Muskulatur und wir fühlen uns abgestoßen durch die breite Rohheit und lärmende Wildheit, welche die Ueberschreitung aller Natur ins Bild einführt. Das Streben nach Naturnachbildung und nach Wahrheit ist hier auf eine Spitze getrieben, wo es zur Unnatur und Unwahrheit führt und das reine Wohlgefallen, den reinen Kunstgenuß stört.[1])

gewesen seien. Seit wann sind denn Vasari's Urtheile in der Kunstgeschichte maßgebend?

1) So sagt auch Burckhardt (Der Cicerone. III. Thl. S. 641 f.): „Keine noch so hohe Bezeichnung, kein Ausdruck der Macht kann es vergessen machen, daß gewisse Schulterbreiten, Halslängen und andere Bildungen willkürlich und im einzelnen Fall monströs sind.“ Er gebe „nicht sowohl eine ins Erhabene und Schöne vereinfachte Natur, als vielmehr eine nach gewissen Seiten hin materiell gesteigerte.“

Endlich fehlt dem Drama, das hier in Farben dargestellt ist, jede Versöhnung und Lösung; es bietet keinen Lichtblick, an welchem das geschreckte Herz sich wieder erlaben könnte. Die entfesselten Affekte finden nicht ihre richtige Bändigung und Beherrschung; die düstern, rauhen und herben Stimmungen finden kein gehöriges Gegengewicht in lichtvollen und lieblichen. Wie das Auge, so findet auch das Gemüth keinen Ruhepunkt. Der Meister schreckt, verwirrt und entsetzt es, aber er thut nichts, um es wieder ins Gleichgewicht zu bringen und zu beruhigen. Denn sein Himmel ist voll derselben Unruhe und seine Seligen sind dieselben grotesken Gestalten. Wie ganz anders wirken nach dieser Seite hin die Gerichtsbilder der vorhergehenden Jahrhunderte. Hiemit haben wir aber die religiöse Seite schon berührt.

Da Michelangelo's Weltgericht ein für eine kirchliche Stätte, ja als Altarbild gefertigtes Gemälde ist und einen christlich-religiösen Gegenstand behandelt, so wird uns jeder zugestehen müssen, daß neben dem rein künstlerischen Standpunkt der Betrachtung und Würdigung desselben auch der religiös-christliche seine Berechtigung hat, ja daß das entscheidende Urtheil ihm nur von letzterem aus gesprochen werden kann.

Wir müssen die christliche Kunsttradition bezüglich der Darstellung des jüngsten Gerichts kurz hier anziehen. Die ersten christlichen Jahrhunderte haben das Weltgericht nicht bildlich dargestellt; Anspielungen an dieses Thema wird man allerdings finden können in den Abbildungen des guten Hirten mit Schafen, die ihm zugewendet sind und mit solchen, die sich von ihm abkehren, noch mehr in der Mosaik in Sant Apollinare Nuovo in Ravenna, das zur Rechten des Herrn die Schafe, zu seiner Linken die Böcke darstellt[1]).

1) Cfr. Guide de l'art chrétien. Études d'esthetique et d'iconographie par le Cte de Grimoüard de St. Laurent (Paris, Didron 1874) tom. IV. p. 498 ff.

Ein eigentliches Gerichtsbild wird sich schwerlich finden vor dem 12. Jahrhundert, und wir werden uns nicht täuschen, wenn wir annehmen, daß das Gerichtsbild gleichzeitig mit den Passionsdarstellungen in weitere Aufnahme kam. Die Idee einer künstlerischen Darstellung des Weltgerichts auf die platonische oder neuplatonische Philosophie zurückzuführen, konnte nur einem deutschen Kunstforscher einfallen [1]). Nicht überhaupt der christliche Glaube an das Gericht des Welterlösers über alle Völker am Ende der Tage setzte die Pinsel der Maler in Bewegung und leitete sie, sondern die sozusagen historische, ins Einzelne gehende Schilderung, welche Christus selbst vom ganzen Verlauf dieses richterlichen Aktes gibt. Das 25. Kapitel des Matthäus enthält die ganze Composition eines christlichen Weltgerichtsbildes, und ein christlicher Künstler konnte naturgemäß nie eine andere Absicht haben, als die Schilderung, die Christus in Worten gab, in Formen und Farben zu übersetzen. Die christlichen Künstler waren sich bewußt hier auf historischem Boden zu stehen und einen historischen Vorgang der Zukunft zu schildern, dessen Kunde und Kenntniß sie göttlichem Vorherwissen und Vorhersagen dankten. Von einer Auflösung der Thatsächlichkeit des Weltgerichtes in phantastische Wolkengebilde, als symbolisire es nur „den ununterbrochenen Gewissenszustand in diesem Leben", die selige Freude der Guten, den Schlangenbiß der Reue im Herzen der Bösen, oder als sei es nur ein allerdings nothwendiges und gutes Schreckmittel des Christenthums, wußte man vor unserm Jahrhundert nichts [2]). Weil die mittel=

1) Hermann Riegel, Cornelius der Meister deutscher Malerei. Hannover 1866 S. 130.

2) Der sentimentale Pietismus kann den Gedanken an einen Richtergott und an ein Gericht, das über die Ewigkeit entscheidet, so wenig ertragen, als den Gedanken an eine Ewigkeit der Hölle. „Lassen wir", sagt Riegel a. a. O. S. 131, „der Kirche und denen, die daran glauben müssen oder wollen, diese Lehre, lassen wir aber uns unsere wissenschaftliche, poetische und protestantische

alterliche Kunst sich an Christus und die Schrift hielt, war sie auch nie im Schwanken und im Zweifel, wenn sie vor die Aufgabe trat, eine Darstellung des jüngsten Gerichts zu geben. Der Brennpunkt der alten Gerichtsbilder ist, wie es naturgemäß, Christus der Weltenrichter, ausgestattet mit allen Zeichen der Majestät, die der Kunst zur Verfügung stehen, sitzend auf einem Wolkenthrone oder auf dem Regenbogen. Auf den früheren Bildern ist der Richter in vollendeter Ruhe dargestellt, beide Hände gleichmäßig ausgebreitet, ohne Neigung nach rechts oder links. Der Maler des Gerichtes im Camposanto zu Pisa ist wohl der Erfinder jenes berühmten Gestus des Richters, der seine Rechte verwerfend gegen die Verdammten erhebt, während er mit der Linken die Seitenwunde enthüllt. Fiesole hat ganz gemäß seines Naturells auf seinem Gerichtsbild in der Akademie von Florenz den Gestus gewendet, dem Heiland die Richtung nach rechts gegeben und das Hauptmoment in die Beseligung verlegt. Den Platz zunächst dem Richter hat die Kunst regelmäßig Maria eingeräumt; meist ist sie in fürbittender Haltung

---

Freiheit nicht nehmen, diese Idee auch in tröstlicherer und reinerer Weise aufzufassen. Oder hätten die großen Männer unserer Nation umsonst gelebt, hätte Schiller gescherzt, der wie ein begeisterter Seher sang: ‚Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt; Brüder überm Sternenzelt richtet Gott, wie wir gerichtet!‘ Solche Zuversicht entspringt einem hohen Grade von innerlicher Heiligung.“ (!) Man verarge den mittelalterlichen Künstlern ihren anders gearteten Glauben nicht; damals hatte ja Schiller das erlösende, Gericht und Hölle aufhebende Wort noch nicht gesprochen. Wir werden freilich in den Augen dieser Schillerprotestanten und Schillergläubigen keine Gnade finden, wenn wir offen bekennen, daß wir noch nicht zu einem so hohen Grad innerer Heiligung gediehen sind, um den faden Vers Schillers (er stammt noch dazu aus der Periode unreifer Ueberschwänglichkeit) gegen das Wort Christi und gegen das 25. Kapitel des Matthäus in die Wagschale legen zu wollen.

dargestellt und ihr als Gegenüber Johannes der Täufer, oder auch Johannes der Evangelist beigegeben. Maria wird die Fürbitterrolle zugetheilt, vielleicht weil der Heiland an diesem Tag sein Amt als Fürsprecher beim Vater mit dem des Richters vertauscht hat, oder wahrscheinlicher um den christlichen Beschauer an jene zu gemahnen, durch deren Fürsprache er den Schrecken jenes Tages entgehen kann, wenn er sich nämlich dieselbe während seines Lebens zu Nutzen macht. Im Camposanto in Pisa ist Maria dem Richter coordinirt und senkt das Auge voll Trauer auf die Verdammten — ein Blick, der zugleich den schwersten Vorwurf gegen dieselben enthält, weil sie trotz so mächtiger Intercession und Mutterliebe ihr Verderben geplant und durchgesetzt haben. Bei Giotto (jüngstes Gericht in Maria dell'Arena in Padua) steht Maria als Anführerin an der Spitze aller zur Seligkeit Bestimmten. Die Apostel sind nach des Heilandes Wort die erhabenen Beisitzer des Gerichts; sie thronen entweder in unbeweglicher Ruhe, oder geben den regsten geistigen Antheil am Gerichtsvorgang kund, wie bei Giotto. Im Hofstaat des Richters und schon im Besitz der himmlischen Seligkeit denkt sich die alte christliche Kunst die erklärten, canonisirten Heiligen; die übrigen Gerechten werden auf dem Weg zur himmlischen Glorie dargestellt. Wie über dem Richter die Engel mit den Leidenswerkzeugen, den Insignien des Richters und den Beweisstücken des Gerichts, schweben, so sind zu seinen Füßen gruppirt die Engel des Gerichts, die Engel mit dem Kreuz, dem Wahrzeichen des jüngsten Tages, die Engel mit den Posaunen, deren Schall die Gräber sprengt, St. Michael und seine Genossen, die mit gezücktem Schwert ihres Amtes walten und die Scheidung der Guten und Bösen vornehmen. Zu ihren Füßen sprossen die Todten aus der Erde und werden sofort nach rechts oder links vertheilt; links beginnt der Absturz zur Hölle, rechts der Aufschwung zur Seligkeit; letztere weiß niemand so lieblich darzustellen wie Fiesole, der die Bewährten im himmlischen Reigentanz,

in Begleitung ihrer Schutzengel über blumige Auen zum Himmel wallen läßt[1]).

Vergleicht man nun rein äußerlich die Anordnung des Gerichts in der Sixtina mit den Gerichtsbildern vor Michelangelo, so entdeckt man keinen wesentlichen Unterschied. Im Großen und Ganzen sind die hergehörigen Momente in gewohnter Weise aufgereiht. Nur die Stellung einer Gruppe weicht ab von der Ueberlieferung. Der Sturz der Verdammten findet sich auf den alten Gerichtsbildern nicht in solcher Weise dargestellt. Auch sie schildern in der Regel einen Sturz von der Erde in die vertieft dargestellte Hölle, in deren Bulgen und Höhlen, oder in deren Rachen die Verdammten von den Teufeln in wilder Wuth hinabgerissen werden. Michelangelo aber schildert einen Sturz aus der Höhe, aus den Lüften; er kann nur motivirt werden durch die Annahme eines widerrechtlichen, überkühnen, verzweiflungsvollen Versuchs der Verdammten, sich mit Gewalt den Eingang ins Reich der Seligen zu ertrotzen; sie liegen auch in der That in den Lüften im schwersten Kampf, im Handgemenge mit den Engeln und Teufeln; einige scheinen noch Kräfte zum Widerstand zu haben, während allerdings bei andern die Niederlage schon in Gesicht und Haltung zu lesen ist. Dieser Zug ist ächt michelangelesk. Wie wir später sehen werden, mußte er diese Scene haben; für jetzt genüge die Bemerkung, daß dieselbe höchst wahrscheinlich aus dem zweiten projektirten, aber nicht ausgeführten Bild, das die gegenüberliegende Wand einnehmen und den Sturz der gefallenen Engel hätte darstellen sollen, in das Gerichtsbild herüberkam. Die mittelalterlichen Meister hätten es nicht gewagt, ihrer Darstellung einen derartigen Zug einzufügen[2]); sie hätten

1) Cfr. Grimouard de St. Laurent, Guide de l'art chrétien tom. IV. p. 498. The history of our Lord, commenced by the late Mrs. Jameson, continued and completed by Lady Eastlake (London 1865) vol. II pag. 414 sequ.

2) Förster, Fra Giovanni da Fiesole (1859 fol. Abbildungen).

es als einen Verstoß gegen die christliche Vorstellung angesehen, welche ein Aufbäumen des Bösen, eine Revolution der Verdammten in jener Stunde als unmöglich und undenkbar von sich weist, und welche die Niederwerfung dieses Aufstandes durch die Engel sich jedenfalls nicht denken kann als ein förmliches Handgemenge, als eine Balgerei mit erhobenen Fäusten, bei welcher die Engel Stöße austheilen und erhalten. Uebrigens hat Signorelli[1]) auch zu dieser Episode Michelangelo den Anstoß gegeben, nur ist er nicht soweit gegangen wie letzterer. Wenn Grimouard dieselbe dahin motivirt, daß sie den Sturz der Verdammten von der Höhe der Gnade, auf welche Gott sie gestellt, darstellig machen wolle[2]), so ist das ein symbolischer Gedanke, der Michelangelo sicher fern lag und sich beim Anblick dieser Gruppe in keiner Weise nahelegt. Die einzig richtige Erklärung wird vielmehr die seyn, daß Michelangelo aus Gründen, welche wir später hören, eine Scene des zweiten Wandgemäldes, das er nicht mehr ausführte, aber vielleicht schon componirt oder in Gedanken concipirt hatte, zur Verwerthung brachte — nicht zur Vermehrung des richtigen dogmatischen und religiösen Gehaltes unseres Bildes.

Die Idee und Tendenz, welche Michelangelo's Werk durchdringt, ist, wie betont werden muß, eine durchaus christliche. Seine ganze Composition ist nichts als ein in urkräftigen Zügen geschriebener Commentar zum dies irae; als Zornestag den Gerichtstag darzustellen ist seine Tendenz. Wir verzeihen es jedem christlichen Künstler und zweimal einem Geist wie Michelangelo, wenn er diese furchtbare schreckliche Seite des Gerichts auf Kosten der anderen beseligenden betont. Für Michelangelo, in dessen Herzen ein

1) Ueber Signorelli's Gerichtsbild in der Kapelle della Madonna di S. Brizio im Dom zu Orvieto und dessen Verhältniß zum sixtinischen wird später die Rede seyn.

2) l. c. p. 499.

tiefes moralisches Gefühl lebte, muß es eine Art Genugthuung gewesen seyn und wie eine sittliche Pflicht mag er es empfunden haben, seinem vielfach corrumpirten Zeitalter zu schildern, wie alle Verruchtheit, Schlechtigkeit und Verworfenheit, die in dieser Welt das Haupt hoch und frech emporhebt, einst beschämt und bestraft wird, wie diese Mächtigen im Reich des Bösen, diese Bedränger und Bedrücker der Guten, diese Heuchler und Verleumder einst vor aller Welt gerichtet und vernichtet werden. Durch seine Lebenserfahrungen und durch seine ernste und düstere Gemüthsanlage wurde er auf eine solche Erfassung seines Thema's geleitet, und er stellt sich mit ihr keineswegs abseits von seinen Vorgängern.

Dagegen in der Durchführung seiner Idee und Tendenz ist er außer allem Contakt mit der Kunstwelt vor ihm. Die Welt seiner Kunstmittel und seiner einzelnen Kunstgedanken ist von einem durchaus neuen Geist getragen und durchweht. Worin das Wehen dieses neuen Geistes sich zeigt, ist leichter zu fühlen als auszusprechen. Es gibt sich einmal darin kund, daß er den ganzen Gerichtsvorgang in diese Welt herabzieht und ihm jeden Hauch des Transcendentalen und Uebernatürlichen benimmt. Dieß macht sich natürlich in der oberen Bildhälfte weit störender geltend, als in der untern. Die herrliche Auferstehungsscene könnte, wenn auch neu entworfen und gedacht, doch ohne die Harmonie zu stören in jedes altchristliche Gerichtsbild eingefügt werden. Auch die Darstellung des infernalen Reiches ist weiter nicht zu beanstanden und steht wahrhaft groß manchem unstatthaften Versuch von Meistern vor ihm gegenüber, die im Streben das Dämonische darzustellen ridikül wurden, deren Teufel vor lauter Teufelei nichts Dämonisches mehr an sich haben, oder welche in unglücklicher Wiedergabe von Dante's epischer Schilderung zu jenen Schachtelhöllen kamen mit den frazzenhaften Teufeln und unzähligen Bulgen. Zum Vorwurf und zum Anstoß gereicht Michelangelo's Kunstsprache erst, wo die Region der Seligen, die Sphäre der Transfigu-

ration beginnt. Der Uebergang ist noch ziemlich befriedigend hergestellt, insbesondere haben zwei miteinander aufschwebende Gestalten schönen Schwung und erscheinen dem Gesetz der Schwere entrückt; freilich das krampfhafte Aufarbeiten einer anderen und das plump gedachte Aufziehen zweier Gestalten am Rosenkranz durch einen, welcher die Wolkenschichte schon erreicht hat, sowie andere mühselige Hilfeleistungen können den christlichen Gedanken nicht ansprechen; dem Glauben an die Macht der Fürbitte ist hier am unrechten Ort Ausdruck gegeben; an diesem Tag wird die Fürbitte keinen mehr zu retten vermögen, der durch die Schwere seiner Schuld niedergezogen würde, und wollte der Maler durch jene Gestalten überhaupt das ausdrücken, daß manche ihr ewiges Heil frommer Fürbitte und Mithilfe zu danken haben, so durfte er dieß nicht in der Weise darstellen, als ob einzelne gerade noch mühsam durch andere emporgeschleppt, gleichsam in den Himmel hineinbetrogen würden, denen eigene Tugend den Aufschwung nimmer verstattet hätte. Den Sturz der Verdammten haben wir schon beleuchtet; es genügt hier zu wiederholen, daß die widerliche Ringkampfscene insbesondere der christlichen Vorstellung von den Engeln entgegen ist; dasselbe muß von der Gruppe der Gerichtsengel gesagt werden. Und nun vollends Christus mit seinen Heiligen! Wer erkennt hier den Himmel wieder? Sind wir in einer Palästra? oder bei den Gladiatorenspielen des Colliseums? Welches christliche Gemüth fühlt sich nicht abgestoßen und beleidigt durch diese rohe, das religiöse Gefühl gröblich verletzende Darstellung der jenseitigen seligen Welt! Wer vermöchte mit Andacht in diesen Himmel hinaufzuschauen!

Worin liegt die verwegene, alle Frömmigkeit zerstörende Aenderung Michelangelo's? Darin, daß er gar nicht nach Mitteln sucht, das Uebersinnliche, Jenseitige, Himmlische über diese Welt hinauszuheben. Die Alten haben sich bemüht durch Ernst und Ruhe, durch ideale, lichtgesättigte, vergeistigte Schönheit und Anmuth, durch Symmetrie in Hal=

tung und Gruppirung ein leuchtendes, in lieblichstem Farbenreize schimmerndes Reflexbild jener Welten zu schaffen, das das Menschenauge aufzunehmen im Stande wäre, und das zugleich die Menschenseele wahrhaft in jene übersinnlichen Regionen emportragen würde; die Mandorla mit ihrem Feuerschein und Farbenglanz hatte dazu gedient, den Richter in seiner göttlichen Majestät herauszuheben aus der Schaar seiner Diener und Boten. Hoheit und Würde waren seine herrlichsten Attribute. All das verschmäht Michelangelo. Er macht jenes Reich schaubar, nicht indem er den Menschen zu ihm emporhebt, sondern indem er es zum Menschen herabzieht. Er schafft einen neuen Himmel, in welchem aber alles Himmlische nur in der Uebertreibung des Irdischen besteht. Die Heiligen und Christus selbst sind nur dadurch über die Erde hinausgehoben, daß sie ins Gigantische emporgewachsene Menschen sind mit herkulischer Körpermasse und Körperkraft. Auch der Aufschwung in diesen Himmel vollzieht sich mit körperlicher Kraftanstrengung und Muskelarbeit. Es sind überhaupt rein physische Potenzen und dynamische Kräfte, die er walten läßt; eine herbe, furchtbare, ins Uebernatürliche oder vielmehr Unnatürliche gesteigerte physische, sinnliche Kraft und Größe ist der einzige ihm zu Gebot stehende Ausdruck für das Uebersinnliche und Himmlische. Nicht Schönheit und Anmuth schildert bei ihm die Reize des Himmels und verräth die Seligkeit seiner Bewohner, sondern überschäumende und überschwellende Lebenskraft, die sich kundgibt in gewaltigen Leibern mit gewaltiger Muskelkraft und Muskelthätigkeit.

Diese seine Art, das Supranaturalistische zur Darstellung und Anschauung zu bringen, bewog ihn auch seine himmlischen Gestalten der Gewandung zu berauben. Hierin liegt ein principieller, folgenschwerer Bruch mit der ganzen christlichen Kunstüberlieferung; er verstößt hiedurch gegen einen Kanon christlicher Kunst, der nie vor ihm war verletzt worden. In Ehrbarkeit und heiliger Scheu hatte die alte Kunstübung

stets darauf gehalten, daß das Nackte nur dargestellt werde, wo es wesentlich zur Charakteristik gehörte und auch da nur in bescheidener und decenter Form. „Die Figuren des ersten Menschenpaares", sagt Frantz[1]), „werden nicht nur an den Außenportalen der Dome, sondern in den Mosaiken und Fresken in aller Einfalt zum Vortrag gebracht. Das göttliche Kind wird, um seine Entäußerung und Hingebung zu betonen, ganz oder theilweise entblößt dargestellt; ebenso der Erlöser bei der Taufe, im Leiden, am Kreuz, im Tode, aber immer in gewisser Decenz und Ehrfurcht vor der Erhabenheit des Gegenstandes. . . . . In der Schilderung der Hölle ist das Nackte der Ausdruck der höchsten Beraubung aller Güter und äußersten Pein der Verlassenheit, während das Paradies in den reich und schön bekleideten Figuren die Fülle aller Güter, das Ueberfließende der Belohnung, die Macht und königliche Würde im Sinne der heiligen Schrift darstellt." Wir sehen, mit welcher Rücksichtslosigkeit Michelangelo diese kirchliche Tradition umstößt, mit welcher Verwegenheit er Engel und Heilige und Christus selbst des Gewandes der Herrlichkeit beraubt. Seine Kunstrichtung führt ihn dazu, aber schon hieraus erkennen wir, daß dieselbe verfehlt und ein Irrweg ist.

(Schluß im nächsten Heft.)

1) Fra Bartolommeo della Porta, Studie über die Renaissance (Regensburg 1879) S. 84.

LIV.

Der Sieg des Freihandels in der nordamerikanischen Union.

„Viktoria! Viktoria!“ — knallte es am 4. März d. J. aus allen Ecken und Enden der manchesterlichen Niederlassungen im Reiche der Presse. An diesem Tage war nämlich die Nachricht aus Amerika herübergekommen, daß der Congreß der Vereinigten Staaten den neuen Tarif angenommen hatte. „Damit ist das stärkste Bollwerk des Schutzzöllnerthums gefallen, der Freihandel wird unaufhaltsam die Runde durch die Welt machen und die Erde erobern“ — rief triumphirend ein bekanntes Börsenblatt.

Die ausgelassene Freude sollte jedoch bald etwas gedämpft werden, als nach vierzehn Tagen die amerikanische Post mit den genauen Zolltabellen, den Verhandlungsberichten und Zeitungsstimmen ankam. Allerdings werden durch den neuen Tarif die Einnahmen der Union um etwa 400 Mill. Mark verkürzt, doch nicht durch die Herabsetzung der Zölle, sondern durch die Reduktion der internen indirekten Steuern auf Tabak und Tabakfabrikate. Die Industriezölle zeigen keine sonderliche Veränderung zu Gunsten des Freihandelssystems, einzelne Artikel wurden sogar nicht unbedeutend erhöht, nur die Zölle auf Lebensmittel und Rohprodukte wurden vermindert, was weder für Amerika noch Europa viel zu bedeuten hat.

Die große Bedeutung des Tarifs liegt ganz anderswo als in der Richtung nach dem Freihandel. Man muß dieses

Moment ganz besonders beachten, wenn man die nächste Entwicklung der amerikanischen Parteipolitik verstehen will. Vor Allem darf man nicht außer Augen lassen, daß der Tarif von einem „republikanischen“ Repräsentantenhause beschlossen und zwar in aller Hast durch die Sitzung vom 3. März gepeitscht wurde, ein Datum, das nur durch einen Zwischenraum von etwa 24 Stunden von dem Amtsantritte des neuen, in seiner Mehrheit „demokratischen“ Repräsentantenhauses getrennt ist. Die Vertretung der schutzzöllnerischen Industriestaaten gab sich einen freihändlerischen Anstrich und that scheinbar ein großes Stück eben der Arbeit voraus, welche die siegreiche demokratische Partei laut ihrem Programm verrichten soll. Die Republikaner schoben somit den Vertretern der freihändlerisch gesinnten Agrikulturstaaten in Süd und West einen Riegel vor, damit der Freihandel nicht die Schutzdämme der einheimischen Industrie überfluten möchte. Die Schutzzöllner verkürzten die Einnahme-Ueberschüsse der Unionskasse, um den demokratischen Nachfolgern die Lust zu benehmen, allzu willig und freigebig gegen die „verdienten“ Leute ihrer Partei zu seyn. Zugleich suchten jene unter die Demokraten Spaltung zu bringen, indem sie einen namhaften und einflußreichen Theil derselben, vor Allem die große Gruppe der Tabakinteressenten, durch die Tarifregulirung zu gewinnen gedachten. Indem die Schutzzöllner diesen einen Köder von mehr als 200 Mill. Mark hinwarfen, glaubten sie am besten die eigenen Interessen zu wahren. Der Plan war schlau ersonnen und geschickt durchgeführt; gleichwohl wird es sich fragen, ob er bei der starken freihändlerischen Strömung in den Süd- und Weststaaten die erwünschte Dauer haben wird.

Dem genaueren Beobachter wird es kaum entgehen, daß die Vereinigten Staaten seit einiger Zeit wieder einer schweren Krisis entgegentreiben. Die Tariffrage, welche von jeher seit dem Bestehen der Union wie ein rother Faden durch die ganze innere Politik zog, wird auch jetzt wieder das treibende

Element zu einem Kampfe seyn, dessen Ende nicht abzusehen ist. Je mehr sich die Einwohnerzahl und besonders die landbauende Bevölkerung vermehrt, um so schärfer werden die Gegensätze der Agrikultur- und Industriestaaten hervortreten. Jene produciren für die Ausfuhr. Diese aber wird hauptsächlich dadurch beeinträchtigt, daß die consumtionsfähigen Staaten Europas naturgemäß die Verbindungen mit einem Lande nur zögernd erweitern, welches denselben den Markt für den Austausch ihrer Erzeugnisse auf alle Weise beschränkt. Die amerikanischen Farmer gehen von der Ansicht aus, daß der Handel nur ein Tausch ist und daß dieser Tausch um so lebhafter wird, wenn die Abnehmer ihrer Bodenprodukte mit Fabrikaten bezahlen können. Die Farmer sagen sich ferner, daß ihr Absatz nach Europa noch viel größer seyn würde, wenn sie durch billigeren Einkauf der in Amerika freilich sehr vertheuerten Industrie-Artikel die Produktionskosten noch weiter vermindern könnten und dadurch noch fähiger zur Verdrängung der auswärtigen Concurrenz würden.

Auf den Einwand der Schutzzöllner, daß die Blüthe und das Gedeihen der Bodenkultur aufs innigste von dem Stande und Aufschwunge der einheimischen Industrie abhänge und durch diese zum Theil bedingt, jedenfalls aber ganz enorm gefördert werde, entgegnen die Farmer: das bestritten sie gar nicht, aber nun habe die Herrschaft des Schutzzolls lange genug und zumeist auf Kosten der ländlichen Bevölkerung gewährt; die Industrie habe Zeit und Gelegenheit zur kräftigsten Entwicklung gefunden, und sie stehe thatsächlich auf einer Höhe der Technik und Kapitalskraft, daß sie die Concurrenz mit dem Auslande recht gut aufnehmen könnte. Die Produktionskosten seien durch die außerordentliche Benützung der Naturkräfte, durch die fabelhafte Ausbildung der mechanischen Kräfte und durch die sinkenden Löhne der menschlichen Arbeitskräfte derart vermindert worden, daß die Concurrenz um so weniger zu fürchten sei. Außerdem trage die fortwährende Zufuhr fremden Menschen-

materials und Kapitals zur größeren Consumtionsfähigkeit des eigenen Marktes bei. Endlich würde die Concurrenz nur ein Ansporn seyn, um das ohnehin schon bewunderswerthe Bestreben der amerikanischen Industrie nach noch größerer Leistungsfähigkeit auf einen Grad zu treiben, der den von Rücksichten, Vorurtheilen und Hindernissen der verschiedensten Art eingeengten und gehemmten Industriellen und Erfindern des alten zopfigen Europa kaum erreichbar sei.

Diese Argumente der Farmerpartei sind ja zum Theil richtig, zum Theil aber auch recht fadenscheinig und anfechtbar. Allein in einem Gemeinwesen, dessen Grundzug eigentlich die manchesterliche Pflege der Privatökonomie, die energische, aber auch rücksichtslose Erwerbssucht ist, prallen im Kampfe um wirthschaftliche Interessen alle aus einem höheren Cultur-, Civilisations-, Staats- und Nationalinteresse abgeleiteten Gesichtspunkte so lange ab, als nicht die eiserne Nothwendigkeit, eine von außen drohende Gefahr, die kurzsichtigen Egoisten zur Einkehr, Einsicht und Opferwilligkeit zwingt. Die hervorragendsten Patrioten, Staatsmänner und Schriftsteller haben sich vergebens bemüht, einem solch gearteten Volke „Raison" beizubringen. Solange ihre Worte nicht zu Schlagworten einer siegreichen Interessengruppe geworden waren, galten sie überhaupt nicht viel, und auch nach dem Siege galten sie nur so lange, als die Männer des politischen Erfolges Zeit hatten, einen möglichst großen Antheil aus dem öffentlichen Vermögen in Sicherheit zu bringen. Die Republikaner hingen den Demokraten die große Unionskrippe höher, nicht aus Rücksichten für das Volkswohl, sondern in der fröhlichen Hoffnung, einerseits die Gegner vor einem Eingriff in ihre Industriemonopole ferne zu halten, anderntheils in der demokratischen Partei in Folge des größeren Sparzwanges und der geringeren Gelegenheit zur Befriedigung des Sackpatriotismus die Unzufriedenheit der Streber und „Ganser" zu erregen.

Freilich wird dadurch im Westen der Unwille und die Erbitterung über die „Tyrannen des Ostens“ nicht vermindert werden. Die Farmer erklären, daß die exorbitante Höhe der Schutzzölle für die großen Geldkönige förmliche Monopole garantire, daß die Macht dieser Leute und ihrer Cliquen gebrochen werden müsse, weil sie nicht bloß die Industrie, sondern durch diese auch den Handel, die Verkehrsmittel und sogar den Grund und Boden dominire und nach und nach alle Produktionszweige unter ihre Botmäßigkeit zwinge. Der Kampf gegen den Schutzzoll hat also in den Vereinigten Staaten nicht eine bloße wirthschaftliche Bedeutung; die Farmer legen dabei den Ton auf die politische Freiheit des Volkes und in dieser Wendung liegt die große unwiderstehliche Zugkraft der alten Devise: „freie Leute, freier Handel, freies Land!“

Dadurch erhält der Kampf um „lederne Ideen“ eine ideale Seite, welche vor dem Secessionskriege der durch die Sklavenhalter repräsentirten demokratischen Freihandelspartei mangelte. Damals sahen wir denn auch die ungeheure Mehrzahl der Deutsch-Amerikaner die Partei der Republikaner ergreifen, während heute die deutschen Industrie-Arbeiter der socialistischen Richtung bedenklich sich zuzuneigen anfangen und die deutschen Farmer im Westen die Avantgarde im Kriege gegen die „Raubstaaten“ des Ostens bilden.

Die Gegensätze spitzen sich zu, je mehr der Lebensstand der Farmer durch die Concurrenz der einwandernden Colonisten, durch die wechselnde Bodenproduktion anderer Länder (Rußlands, der unteren Donaustaaten, Afrikas, Australiens, Südamerikas, Mexikos und Indiens) sowie durch die Schutzzollpolitik und Sanitätsmaßregeln der europäischen Staaten bedroht wird. Dazu kommt der steigende Haß der deutschen und skandinavischen Farmer gegen die in der Republik herrschende Corruption, gegen welche ein gewiß unparteiischer Zeuge, der liberale Freihändler Dr. Karl Andree in seiner „Geographie des Welt-

handels", einen förmlichen Racenkampf entstehen sieht. „Der Racenkampf", sagt Andree, „ist bereits entbrannt und wird seinen Fortgang nehmen. So groß ist die Zerrüttung, daß ein Anglo-Amerikaner den Ausspruch gethan hat: Wenn die Republik noch gerettet werden kann, so wird es allein durch die Deutschen geschehen, die nur in sehr geringer Anzahl von der allgemeinen Corruption angesteckt sind und mit den skandinavischen Ansiedlern den rechtschaffenen Theil unserer Bevölkerung bilden."

Die augenblickliche Lage der Parteien und Zustände in den Vereinigten Staaten gemahnt in mancher Beziehung an die Zeit vor fünfzig Jahren. Die Freihandelspartei hatte dazumal bei den Präsidentenwahlen den Sieg davon getragen. Wie ein Triumphator zog der General Jackson, umjubelt von drängenden Volkshaufen, der „Pöbelkönig", wie ihn die Gegner nannten, in das weiße Haus ein. Sofort fegte er die Beamten aus. Großes Geschrei entstand. Der schroffe Wechsel wurde als eine Barbarei, als eine Undankbarkeit für geleistete Dienste, als die Zerstörung der Staatsverwaltung und die Aufrichtung des persönlichen Regiments verschrieen. Aber Jackson ließ sich nicht irre machen, er erwiederte: „Das Verbleiben derselben Person in demselben Dienste hat nothwendig ein lässiges Wesen zur Folge, wodurch dann mehr verloren als mittelst der Brauchbarkeit und erlangten Geschäftskenntniß gewonnen wird. Wer sein Amt verliert, erlangt wieder dieselben Mittel, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, wie die Millionen, welche niemals ein Amt bekommen. Die Meinung, das Amt sei ein Besitzthum, darf nicht aufkommen."

Nachdem er so der ehrlichen Arbeit in den Staatsämtern einigermaßen aufgeholfen, ging er daran das Geldmonopol der „Vereinigten Staatenbank" zu zerstören. Die Macht dieser über alle Staaten ausgebreiteten und mit dem Notenprivilegium ausgestatteten Aktienbank erschien dem Präsidenten unverträglich mit der Integrität der Staatsbehörden und

der bürgerlichen Freiheit. Er sprach geradezu die Befürchtung aus, daß die Bank durch Bestechungen der Congreßmitglieder das Gemeinwesen der Corruption zur Beute werden lasse. Jackson nahm der Bank die Staatsgelder weg und erklärte: der unerbittliche Kampf gegen den Riesenpolypen sei nothwendig zur Erhaltung der Volksmoral, der Preßfreiheit und für Reinheit der Wahlen. Trotz aller Opposition setzte der Präsident seinen Willen durch, die Privilegien wurden nicht mehr erneuert und nicht lange darauf krachte der Koloß zusammen, dessen Insolvenz Jackson klar erkannt hatte. Das Volk erlitt ungeheuere Verluste, aber gleichwohl wurde Jackson mit großem Mehr abermals zum Präsidenten erwählt. Nicht den gleichen Erfolg hatten seine Bestrebungen für einen freihändlerischen Tarif; der republikanische Congreß gab hier nicht viel nach, weßwegen mehrere Staaten im Süden sich von der Union lossagten. Erst dann kam ein Compromiß zwischen den Parteien im Congreß zu Stande.

Heute ist die Lage schlimmer. Präsident Garfield hatte alle Tugenden Jacksons und zudem waren ihm des letzteren unschöne Seiten ferne. Garfield sah die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform in den Staatsämtern und der Wirthschaftspolitik ein. Es bestand kein Zweifel, daß er ernstlich gesonnen war, der Corruption im Staat, der verderblichen, alles überwuchernden Tyrannei der Cliquen entgegenzuwirken. Die Repräsentanten der herrschenden, unersättlichen Bourgeoisie feindeten darum den Mann in der schändlichsten Weise an, so daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn ein am Größenwahn leidender und in seinen Ansprüchen enttäuschter Streber dem edlen Patrioten die Todeskugel gab. Sein Nachfolger gehört zur Partei der republikanischen Corruption, wogegen das neue Repräsentantenhaus in seiner Mehrheit der demokratischen Partei angehört. Aus diesem Gegensatz möchte sich vielleicht abermals ein Compromiß herausbilden, doch wird derselbe die zwischen den einzelnen Interessengruppen und Parteigegensätzen bestehende Kluf

kaum dauernd überbrücken. In der Parole „Freihandel" steckt ja außer dem wirthschaftlichen und handelspolitischen Begriff drüben noch ungleich mehr als hüben. Der größte Unterschied zwischen trans und cis besteht aber darin, daß dort der Freihandel das Schlagwort für eine Partei der ehrlichen Leute zu werden beginnt, welche das unerträgliche Joch des Geldkapitalismus abschütteln wollen, während bei uns gerade dieser letztere es ist, welcher mit dem an die politische und wirthschaftliche Freiheit anklingenden Schlagwort das Volk unter seine Knechtschaft zu beugen sucht.

LV.

Das Becken des Mittelmeeres.

Historisch-politische Studie.

In Napoleon's III. vielleicht von der Kritik mehr besprochenen als mit ernstem historischen Auge gewürdigten Leben Julius Cäsar's findet sich unter dem Titel: le bassin de la Méditerranée eine ebenso gelehrte als fesselnde Schilderung der Zustände und des Lebens jener zahlreichen Staaten, welche gegen die Zeit der punischen Kriege die gesegneten Gestade des alten sagenreichen, viel besungenen, Völker verbindenden Mittelmeeres umgeben. Es sind überraschend glänzende Bilder mächtigen Reichthums und blühender Cultur, die der kaiserliche Autor, für immer eine der Größen unseres wechselvollen Jahrhunderts, vor unseren Augen aufrollt,

die mit Trauer an den Ufern weilen, welche einst die Sitze blühendster Civilisation und regsten politischen wie Verkehrslebens, heute wüst und verlassen oder in Barbarei versunken sind.

Noch lange nach der Zeit, der Napoleon seine Schilderungen entnimmt, hat der Glanz der Länder des Mittelmeeres fortgedauert. Auch nachdem die kriegsgehärtete Hand der Legionen das stolze Carthago bezwungen, die griechische Welt in Europa und Asien unterworfen, Spanien und Gallien, selbst Theile des fernen Britannien und Germanien gewonnen hatte, blieb das Becken des Mittelmeeres der Mittelpunkt der alten Welt, in politischem und socialem Leben, in Handel und Verkehr, in Wissenschaft und Kunst. Denn die Römer schonten, pflegten und empfingen die Cultur ihrer unterworfenen Völker vermöge ihrer Eigenart, in der sie im Kriege ebenso viel erhielten und noch mehr aufbauten, als sie zerstörten. Nur ihre Staatseinrichtungen, ihr unübertroffenes Recht wurden als Bürgschaft der Reichseinheit den besiegten Völkern auch wider Willen zu Theil.

Die Stürme der Völkerwanderung schlugen den Küsten des Mittelmeeres schwere und nie geheilte Wunden, vor Allem verlegten sie den Mittel- und Schwerpunkt der europäischen Herrschaft in das große Frankenreich diesseits der Alpen. Allein was der menschliche Geist von den betriebsamen und schifffahrtkundigen Phöniziern her am Mittelmeere gezeitigt hatte, blieb, vereinzelte Zerstörungen abgerechnet, im Großen und Ganzen selbst an der afrikanischen Küste noch bestehen. In gewisser Weise den Römern ähnlich und wie diese zur Herrschaft berufen, verhielten die neuerobernden germanischen Völker sich nicht feindlich und ablehnend gegen die Cultur der alten Welt, die bereits in ihren Urwohnsitzen im Wechselverkehre mit den Römern sie lange berührt hatte. Sie ließen die eroberte römische Welt bei ihren Einrichtungen und ihrem Recht, nur selbst in den neugebildeten Staaten bei den eigenen Gebräuchen und Gewohnheiten verbleibend.

Es war dieses ihr System das unter dem Namen der persönlichen Rechte bekannte.

Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters sahen das Zerreißen des Bandes, welches in politischer Herrschaft zum großen Theil, ganz aber in Religion und Cultur die Länder des Mittelmeeres bis dahin einheitlich verknüpft hatte. Ein neuer Völkersturm von Osten her, den die Lehre Muhamed's des Propheten in den Hochebenen Arabiens angefacht hatte, führte die Heere der ersten Kalifen nach Syrien und Palästina, nach Egypten, die ganze afrikanische Nordküste entlang, ja über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien bis in Frankreich hinein. Das stolze Alexandrien, der Sitz großer christlichen Patriarchen, die Pflegestätte griechischer Wissenschaft erlitt grauenhafte Plünderung, in der die unersetzliche Bibliothek unterging; Damaskus, die Stadt des Apostels Paulus, war bald die Hauptstadt eines eigenen Sultanats; in Spanien endlich mit dem Mittelpunkt in Cordova erhob sich jenes glanzreiche Kalifat, von dessen wunderbarer Pracht und leider nur zu wenig gekannter Civilisation der Bericht des Johannes von Gorze, des Abgesandten Kaiser Otto's des Großen an den Kalifen Abdherraman aus dem berühmten Geschlecht der Ommaijaden, die erste Kunde nach Deutschland brachte. Diese Civilisation wie die ganze arabisch-islamitische Welt blieb nicht ohne Einfluß auf das Leben des Abendlandes im Mittelalter, doch sind darüber nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Als höchst eigenthümlich und merkwürdig erscheinen die diplomatischen Beziehungen des Kaisers Friedrich II. zu dem Sultan von Egypten, daneben das Leben der Tempelritter in Palästina, das später dieser mächtigen Corporation den Untergang bereitete.

Jedenfalls steht fest, daß in den arabischen Reichen die Cultur der alten Welt fortgewirkt und ihren belebenden Einfluß geübt hat. Denn zwangen auch die Sarazenen den unterworfenen Völkern mit dem Schwerte ihren Glauben auf, so waren sie doch hinwiederum in eminentem Grade

selbst für höhere Cultur empfänglich, wurden Förderer derselben und Pfleger von Kunst und Wissenschaft. Und wie Spanien unter ihrer Herrschaft eine Periode höchster, nie wieder erreichter Blüthe durchlebt hat, so sind auch in dieser Zeit die Länder der afrikanischen Küste noch reich und üppig geblieben.

Dem Türken aber verdorrt das Gras unter den Füßen; seit ihrer Herrschaft in Asien und Afrika, seitdem sie nach langem und hartem Kampfe auch die Hauptstadt des zwar erstarrten aber immer ehrwürdigen oströmischen Reiches genommen, sanken die Süd- und Ostküste des Mittelmeeres in die tiefe Barbarei, die sie heute noch gefangen hält. Nur mühsam wehrten nach dem Fehlschlagen der Expeditionen Karls V. gegen Tunis und Algier spanische und italienische Flotten dem Seeraube, dessen Sitz von nun an die Nordküste Afrika's wurde.

In den von uns noch zu berührenden abendländischen Küsten des Mittelmeeres erhielt sich wie in den morgenländischen Gebieten während des Mittelalters ebenfalls reiches Leben. Besonders entfaltete dieses seinen Glanz im südlichen Frankreich, in der sonnenheißen, sangesreichen Provence. Nicht weniger in Italien, wo der durch die Kreuzzüge eröffnete Verkehr mit dem Oriente die Handelsblüthe von Genua, Pisa, vor Allem aber der stolzen Venetia, der Königin der Adria, groß zog, deren 90jähriger Doge Dandolo den lateinischen Kreuzzug führte und Constantinopel einnahm. Nur das oströmische Reich siechte unter kraftlosen Selbstherrschern seinem endlichen Schicksale entgegen; von ihm erscholl nichts als die Erzählungen der Kreuzfahrer und Pilger nach dem heiligen Lande von der überschwenglichen Pracht seiner Hauptstadt, die in Fr. v. Hurters quellenmäßiger Schilderung im Leben Innocenz III. auch unserm erstaunten Auge märchenhaft erscheint.

Wir gelangen nunmehr zu den Begebenheiten, die den entscheidenden Wendepunkt in der Bedeutung und Weltstellung der Mittelmeerländer bezeichnen, die Entdeckung des

Seeweges nach Indien und die Amerika's. Beide weltbewegenden Ereignisse zerrissen die Jahrhunderte bestandenen Verbindungen der italienischen Handelsstädte mit dem Orient, die bis nach Hochasien und nach Indien sich erstreckten; die Italiener wurden abgelöst von Portugiesen, Spaniern und später von Holländern und Engländern, die auf dem neugefundenen Wege, der den Zwischenhandel entbehrlich machte, sich des Verkehrs mit Asien bemächtigten. Das Mittelmeer war für eine Zeitlang ein Tummelplatz abendländischer und türkischer Flotten.

Egypten freilich blieb ein Zielpunkt europäischer Eroberungsgedanken im Hinblick auf Indien. Zunächst in Frankreich, dem es am nächsten lag. Ludwigs XIV. völlig gereifter, von unserm Leibnitz auf's wärmste empfohlener Plan, das alte Pharaonenland zu besetzen, gelangte nicht zur Ausführung. Der erste Consul aber nahm dasselbe mit gewohntem Feldherrnglück an der Spitze eines nur kleinen Heeres im Fluge, und würde es dauernd mit Frankreich verbunden haben, wenn nicht Nelson, der große Seeheld der Engländer, ihn durch Vernichtung seiner Flotte in der mörderischen Schlacht von Abukir gezwungen hätte, die schöne Eroberung fahren zu lassen.

Treten wir jetzt, nachdem wir die historischen Epochen, welche an den Gestaden des Mittelmeeres in langem Zeitraum sich ablösten, unsern Lesern kurz wieder vorgeführt haben, in die Gegenwart ein, so führt zunächst ein Blick auf die Karte zu der Ueberzeugung, daß diese schicksalsreichen Gebiete abermals, und zwar in nicht zu ferner Zeit, der Schauplatz größter Ereignisse seyn werden, weil, verglichen gegen die letzten Jahrzehnte, hier Veränderungen in der politischen Situation sich zugetragen haben, die den Kampf der Interessen der europäischen Mächte herausfordern, besonders auch seitdem die Stellung der letzteren zu einander nach der Erhebung Deutschlands und dessen enger Verbündung mit Oesterreich gegen früher eine ganz verschiedene geworden ist.

In dem wahrscheinlichen Kampfe, worin Rußland gegen den Westen Europa's Front machen wird, kann es, wie eine neuerdings zu Wien erschienene politische Broschüre: „Politische Betrachtungen eines Unabhängigen" sagt, „sich nicht um einige glänzenden militärischen Erfolge, um kleine Territorialveränderungen, sondern nur um eine Reform der Geschichte handeln, die einen geistigen und materiellen Kraftaufwand erfordert, wovon unsere Schlafrock-Politiker sich nicht träumen lassen." Ja, um eine gewaltige Reform wird es sich handeln, um nichts Geringeres als auch um ein Wiedererwecken der Cultur in den Mittelmeerländern, die jetzt von einstiger Größe nur Reste und Erinnerungen bewahren.

Man ist in Europa seit Langem gewohnt, die ganze Complikation, welche in den östlichen Gebieten des mittelländischen Meeres ihre Wurzeln hat, und deren Lösung in absehbarer Zeit, nachdem sie durch diplomatische Kunst möglichst hinausgeschoben war, mit dem Ausdruck: „orientalische Frage" zu umfassen. Diese Frage wird breite Wellen schlagen und Manches in ihren Kreis ziehen, das mit ihr nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang steht. Es ist nicht die Aufgabe, hier alle ihre Consequenzen aufzusuchen, ebenso wenig ist dafür auch schon der geeignete Zeitpunkt eingetreten: verweilen wir deßhalb ausschließlich bei dem, was auf unserm Schauplatz sich unmittelbar vorbereitet.

Das osmanische Reich, äußerlich zwar noch die führende Macht des Islam, ist seit dem Tage von Lepanto in stetem Niedergange begriffen gewesen, mit ihm selbst befindet die gesammte islamitische Welt sich in einem Zustande von Zerfall und Auflösung, worin nirgends ein Ansatz zu neuem Aufschwung, zu neuer Staatenbildung sich erkennen läßt. Auf allen Seiten von europäischem Einfluß und europäischer Macht umgeben, sieht der Islam die Zeit herannahen, wo er in Gebiete zurückweichen muß, die vorläufig den abendländischen Waffen unerreichbar bleiben. Europa hat wieder seine Augen nach Osten und Süden auf das Morgenland

gerichtet und wird sich in steigendem Maße der Aufgabe bewußt, die alte Cultur in den gesegneten Ländern wieder in die Höhe zu bringen, wo der Fuß der Türken sie zertrat.

Zwar hat der Berliner Congreß noch einmal Halt geboten; zwar hat die Rivalität der Großmächte, deren Ziele vielleicht auch noch größerer Klärung bedürfen, der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel noch eine Frist verstattet: allein drohend genug lassen die Auslieferung Bosniens an Oesterreich, die Bildung der neuen unabhängigen Staatswesen auf der Halbinsel die bevorstehenden gewaltigen Kämpfe ahnen.

In einem langen historischen Verlaufe hat Oesterreich seine Consolidation im Osten Europa's, im Donaugebiet gefunden. In seiner jetzigen Stellung ist es der natürliche Verbündete Deutschlands, denn kein einsichtiger Politiker wird die Solidarität der Interessen beider Reiche verkennen wollen. Waren früher Oesterreich's und Preußen's Interessen in Deutschland schwer vereinbar und dort vielleicht nicht Raum für beide, so haben ihre Bündnisse stets gezeigt, welchen Einfluß sie in der europäischen Welt gewannen, sobald sie einträchtig nach Außen wirkten. Heutzutage ist dieses Zusammenwirken durch die Lage der Dinge gegeben und hoffentlich auf lange hinaus gesichert.

Es ist, wie schon angedeutet, weder an der Zeit noch auch gewährt es im Augenblick ausreichendes Interesse, hier alle Eventualitäten zu combiniren, welche ein neues Entbrennen der orientalischen Frage in Osteuropa hervorrufen mag. Der bewaffnete Conflikt aber zwischen Oesterreich und Rußland, den unter anderen Zeitverhältnissen eine energische Durchführung der Politik des Prinzen Eugen vielleicht abgeschnitten hätte, ist durch die Configuration wie durch die geographische Lage des Donaureichs in der Zukunft gegeben. Dabei erscheint Deutschland als des ersteren natürlicher Verbündeter; „denn an dem Balkan muß Oesterreich-Ungarn und mittelbar Deutschland die Zukunft gehören, sein Einfluß

muß über Kleinasien hinaus reichen und dort die Verbindungsstraße mit jenen Gegenden suchen, die ohne Zweifel noch berufen sind, nach der Niederwerfung des Islam eine bedeutende Rolle in der Geschichte zu spielen". (Polit. Betrachtungen 2c.) Wie in dem bezeichneten Conflikt das seemächtige Großbritannien sich stellen wird, mag einstweilen das Halt, das es im letzten Kriege auf der Balkanhalbinsel dem Vordringen der Russen gegen Constantinopel geboten, sowie die Besetzung von Cypern erläutern. Das Folgende führt uns unmittelbar hierauf zurück, wobei wir vorgreifend bemerken wollen, daß es nicht scheint, als werde England Lord Beaconsfield's Politik im Orient wieder verleugnen.

Wir müssen nach der Südküste des Mittelmeeres, nach Nordafrika zurückkehren. Barbarei und im Verein mit ihr der Wüstensand haben nach Norden zu die alte Cultur vernichtet und zurückgedrängt; Sitze des blühendsten Ackerbaues und Handelslebens, wie die stolze Pentapolis, sind heute öde und verlassen. Allein noch besitzt die afrikanische Nordküste in ihrer ganzen Breite, wie namentlich Algier und neuerdings Tunis zeigen, ausgedehnte Landstriche unerschöpflicher Fruchtbarkeit, also die wesentlichste Bedingung einer Wiederbelebung der früheren Cultur. Dafür zeugen auch die freilich bis jetzt theuer genug erkauften Fortschritte in Algerien, deren natürliche Folge schon ein weiteres Eindringen der Europäer in Nordafrika ist, mag dasselbe bislang auch noch durch die früheren politischen Verhältnisse aufgehalten seyn.

Die Franzosen selbst haben solchem Vordringen das Thor geöffnet. Die von ihnen zum Staunen der Welt durchgeführte Durchstechung der Landenge von Suez hat mit einem Schlage die Situation am Mittelmeere verändert, weil sie den uralten Handelsweg nach Süd- und Ostasien von dem Hinderniß, das die Landenge der großen und direkten Schifffahrt entgegensetzte, befreiten. Ob Napoleon III., der mit Vorliebe allen großen Ideen der französischen Geschichte nachging, an dieses Ereigniß weit aussehende Pläne geknüpft hat,

kann auf sich beruhen bleiben; das Ereigniß selbst hat seine Consequenzen gezeitigt und zeitigt sie weiter.

Den Franzosen freilich sind die unmittelbaren Früchte ihres genialen Unternehmens entgangen. Das entschlossene Eingreifen der Engländer in die jüngsten egyptischen Wirren unter der Gunst der augenblicklich noch andauernden europäischen Constellation hat ihnen den Nil in die Hände gegeben und den Einfluß ihrer Rivalen an dessen Ufern für unabsehbare Zeit ausgeschlossen. Der Befehl Sir Beauchamp Seymour's, die britischen Schiffe vor Alexandria klar zum Gefecht zu machen, verkündete eine weltgeschichtliche Thatsache, der die großen mitteleuropäischen Mächte ruhig zuschauen mochten, da sie deren Interessen nicht traf.

Es ist nun nothwendig, auf den Zusammenhang hinzuweisen, der zwischen der Besetzung von Cypern und der Occupation Egyptens durch die Engländer unverkennbar besteht, um bemessen zu können, welches die Stellung Englands in dem endlichen, dauernd nicht mehr hinauszuschiebenden orientalischen Conflikt seyn wird. Uns möchte klar erscheinen, daß die Großmacht, welche die Nilmündungen, den Suezkanal nebst der genannten Insel in Händen hält, ebensowenig ein Festsetzen Rußlands am Bosporus, als dessen Eindringen in Kleinasien dulden kann und wird, England also demnächst im Osten des Mittelmeeres als der natürliche Verbündete Oesterreich-Ungarns erscheint. Welche äußere politische Gestaltung dann die Balkanhalbinsel empfangen wird, wie über ihre Gebiete wird entschieden werden, entzieht sich der augenblicklichen Berechnung.

Wo wird, so fragen wir, in der zu erwartenden Eventualität die Stelle Frankreichs seyn? Sicher hemmen zur Zeit seine innern Verhältnisse eine große Aktion nach Außen. Aber Frankreich ist noch immer ein Land, das alle Voraussetzungen einer großen Machtstellung in sich trägt. Romanisch in seinem Grundcharakter, ist es gleichwohl höchst eigenartig in seinem Geist, in Sprache, Literatur und Kunst. Zugleich

ist es reich durch Bodenproduktion, blühend durch Handel und Gewerbe, daneben die zweite Seemacht in Europa. Ein Vorrang auf dem Continent, wie in der Zeit als es diesen mit seinem Geiste beherrschte, wie ihn noch Napoleon III. herbeizuführen vermochte, wird ihm aller Voraussicht nach nicht mehr beschieden seyn. Gelingt es aber einer energischen monarchischen Regierung, wohin doch die Zeichen weisen, das große einheitliche Reich wieder zu beruhigen und seine Kräfte zusammenzufassen, so fällt sein Degen mit gewaltiger Schwere in die Wagschale.

Ruhige Reflexion dürfte nun vielleicht nach Ansicht manchen Beobachters auf dem europäischen Theater Frankreichs richtige politischen Ziele und die dahin führenden Wege voraus bezeichnen können. Die Geschichte lehrt indeß, daß Völker sündigen wie Individuen, daß lange nicht immer ruhige nach dem Gange der Geschichte bemessene Staatskunst die Aktionen der Völker lenkt, daß im Gegentheil oft genug nicht nur falsche Theorie und Maximen, sondern auch Leidenschaften sie bestimmen. Dafür rächen allerdings die Fehler der Völker sich an diesen selbst, die Weltgeschichte geht ihren eisernen Gang, wenn auch mitunter zu Umwegen gezwungen.

Das französische Volk blutet an den Wunden, die ihm das deutsche Schwert geschlagen; tödtlich getroffen ist sein Stolz durch die ungeahnte Niederlage und den Länderverlust. Der Gedanke, daß die Niederlage gerächt, das Verlorne wieder gewonnen werden müsse, ist derjenige, in dem alle Franzosen einig sind, wie uns noch kürzlich ein Brief des Reichstagsabgeordneten für Metz, Thierarztes Antoine, an einen Freund in Lille, den französische Blätter mit Eifer abdruckten, belehrt hat. Wir sehen an der französischen Nation die Früchte einer absolut einseitigen politischen Anschauung, die, in Fleisch und Blut übergegangen, selbst bei einem Thiers so weit sich verstieg, daß er ein europäisches Gleichgewicht nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt anzuerkennen vermochte, daß Frankreich dessen steter Regulator

sei. (Rede im gesetzgebenden Körper nach den Ereignissen von 1866). Wenn deßhalb ausländische Auffassung vielleicht die Meinung sollte aufstellen dürfen, daß beim Ausbruch des Kampfes in Osteuropa Frankreich seine Interessen am Mittelmeer zunächst durch bewaffnete Neutralität vollständig sichern könne, so liegt es nicht in der Wahrscheinlichkeit, daß auch eine befestigte energische Regierung, wenn sie selbst auch möchte, die Nation zu solchem Systeme sollte bestimmen können. Vollends ist darauf nicht zu rechnen bei nicht befestigten Zuständen in Frankreich, und so stellt sich ein neuer Krieg Deutschlands mit Frankreich als Verbündetem Rußlands als die voraussichtliche Consequenz eines neuen Entbrennens der orientalischen Frage dar, bei dem andernfalls Deutschland als von Anfang an nicht unmittelbar betheiligt erscheinen könnte. (?)

Von der angedeuteten Verwicklung abgesehen und ganz außerhalb derselben liegend ist der Antheil, der nach Austrag der orientalischen Krise Frankreich naturgemäß zufällt, bereits gegeben: es ist Tunis, allenfalls mit Gebieten von Tripolis und Marocco, je nachdem hier und dort spanische und italienische Ansprüche sich Geltung verschaffen. Hierüber ist wenig zu sagen, weil die Frage entsteht, ob sowohl Spanien wie Italien in der Lage sind, an der afrikanischen Nordküste größere Gebiete zu colonisiren und dauernd zu behaupten. Eventuell würde also im Laufe der Zeit Frankreich die ihnen sonst zufallende Stellung einnehmen.

Ob Deutschland, das dem Mittelmeere fernliegende, dereinst, früher oder später an der maroccanischen Westküste Fuß fassen könne, ist eine Eventualität, die wir nur andeuten, indessen als wohl noch nirgends in's Auge gefaßt und zu weitab liegend nicht erörtern wollen, obgleich zwischen ihr und der gegenwärtig Deutschland zugewiesenen Aufgabe, im äquatorialen Afrika Colonien zu erwerben, ein Zusammenhang besteht.

Indem wir vielmehr hier unsere politischen und frag-

mentarischen Combinationen mit dem Vorbehalt abschließen, daß solche je nach dem wirklichen Laufe der Dinge und unerwarteten Wendungen stets variabel bleiben, müssen wir, um vollständig zu seyn, den muthmaßlichen Folgen und Wirkungen uns zuwenden, welche eine neue Civilisirung der jetzt islamitischen Mittelmeerländer für den afrikanischen Continent und durch diesen hinwiederum für die europäische Welt herbeiführen wird. Wir werden hierbei selbst Amerika nicht aus dem Kreis unserer Betrachtung lassen dürfen.

Seit den Tagen der Carthager und Römer ist uns das Innere von Afrika noch stets das Land geheimnißvoller Räthsel und Wunder. Zwar verengert sich der Raum, den sonst auf den Karten weiße Flächen mit der Inschrift: „unbekannte Länder“ einnahmen, von Jahr zu Jahr; dennoch mag über manches Gebiet uns noch nichts Anderes vorliegen, als was der berühmte arabische Reisende im Mittelalter, den die Abendländer Leo den Afrikaner genannt haben, überliefert hat.

Von dem unermeßlichen Reichthum des „schwarzen Erdtheils“ an Naturprodukten zu sprechen, hieße in Wahrheit Eulen nach Athen tragen; genug, daß diese zur Colonisirung auffordern, welche für rivalisirende und führende Nationen eine durch den Gang der ganzen Weltgeschichte bezeugte Nothwendigkeit ist.

Letztere konnte nicht besser erläutert werden, als durch Friedrich von Gentz, den unübertroffenen Publicisten, in dessen Schrift: „Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der französischen Revolution“ geschehen ist. Wir schalten die noch heute zutreffenden Worte des glänzenden Autors hier wörtlich ein: „Die Ausbreitung des Commerzial- und Colonialsystems war kein willkürliches Spiel des Ehrgeizes oder der Gewinnsucht einer einzelnen europäischen Macht; sie war ein allgemeines, nothwendiges, unvermeidliches Resultat der Entwicklung der menschlichen Kräfte; und jede Begebenheit, der dieser Name gebührt, muß sich

auf eine oder die andere Art mit den Zwecken der gesellschaftlichen Existenz vereinigen lassen. Ich habe es mit einem bestimmten Gegenstande zu thun und maße mir also nicht an, hier eine Geschichte der menschlichen Entwicklung zu schreiben. Wer diese aber jemals in ihren Grundzügen studirt hat, der wird mir ohne Schwierigkeit zugeben, daß es in dem Fortgange des gesellschaftlichen Lebens bestimmte Perioden gibt, in denen sich nach und nach die gesammten Zweige der menschlichen Thätigkeit, erst die einfacheren und dann die künstlicheren entwickeln; daß, wenn Ackerbau und Manufakturen zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gediehen sind, sich nothwendig ein Zeitpunkt einstellen muß, wo der Trieb nach einem auswärtigen Handel erwacht; daß die Befriedigung dieses Triebes, durch günstige Umstände beschleuniget, durch ungünstige zurückgehalten werden kann, daß aber früher oder später die rastlose Thätigkeit des Menschen die Mittel zu einer solchen Befriedigung herbeiführt; daß sie sich früher oder später den Zutritt zu solchen Regionen verschafft und dadurch ihr unablässiges Bestreben, die Verbindung zwischen allen Theilen der Erde zu bewirken und zu vollenden, bewährt; daß, wenn einmal der Wunsch, die Produkte der entferntesten Länder der Erde zu besitzen, ein neuer Sporn für die Industrie geworden ist, die Industrie nun fortdauernd auf die Erforschung, Benutzung und Cultivirung dieser Länder, und der Ueberfluß der Produktion dieser Länder wieder von seiner Seite fortdauernd auf die Erhöhung der Industrie in den alten und auf die Vervielfältigung der Handelsverhältnisse wirkt; daß dadurch zuletzt auch im Innern der früher cultivirten Staaten und in dem Systeme ihrer bisherigen Gemeinschaft eine größere Thätigkeit, eine mannigfaltigere Berührung geschaffen wurden, daß die Arbeit den Reichthum, der Reichthum wieder die Arbeit vermehren, und daß endlich der Handel eines der wichtigsten und festesten Bande und eine von den Grundlagen des ganzen gesellschaftlichen Gebäudes werden muß."

„So will es nicht der Eigensinn des Menschen, sondern die ewige Ordnung seiner Natur. In diesem nothwendigen Kreislaufe liegen alle allgemeinen und wohlthätigen Revolutionen der Menschheit, alle großen Epochen, alle wahrhaft universalen Begebenheiten ihrer Geschichte. Auf dieser uns von jeher vorgezeichneten Bahn lag nicht bloß der Ursprung, sondern auch die weitere Ausbildung des Handels. Auf ihr lag — man darf es kühnlich behaupten — die wichtige Entdeckung von Amerika, die, wenn sie auch der abenteuerliche Geist einiger außerordentlichen, unternehmenden Menschen nicht frühzeitig zu Stande gebracht hätte, doch in einer späteren Periode der Menschheit schlechterdings nicht entgehen konnte. Auf ihr lag das Colonial- und Commerzialsystem und jede mögliche und wirkliche Ausdehnung dieser Systeme. Auf ihr lag im fernern Laufe der Zeiten die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit jener nicht bloß für Europa geschaffenen und nicht bloß für Europa cultivirten Länder, und eine neue Ernte von Gütern, die selbst für Europa in ihrer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aufsprießt. Auf ihr sind noch unzählige Vortheile und unzählige glänzende Resultate für die Zukunft aufbewahrt, wenn nur blinde Gewalt die freie Entwicklung der Kräfte nicht hemmt, oder die menschliche Kunst sich nicht herausnimmt, noch klüger als die Weltregierung zu seyn."

So weit Gentz. Auf Deutschland angewandt beweisen seine Worte die übrigens nirgends mehr angezweifelte Nothwendigkeit, daß dieses nach Erlangung der erforderlichen Machtstellung und -Mittel in auswärtigem Colonialbesitz das unentbehrliche Complement seiner neuerworbenen Macht, wie seiner Entwicklung in Industrie und Handel zu suchen hat. Ein Feld ausgedehnter Colonisation mit allen Vorbedingungen einer segensreichen Rückwirkung auf das Mutterland, weil von unermeßlicher Naturproduktion und dadurch hinwiederum ein großer Markt für europäische Industrieerzeugnisse, bietet nur noch Afrika, besonders in seinen äquatorialen

Gebieten, welche erst sich uns zu erschließen beginnen. Einen Wettbewerb auch anderer Nationen wird Deutschland nicht auszuschließen vermögen. Es reicht aber der vorhandene Raum mehr als aus. Zu wünschen ist nur, daß der Impuls des jüngst entstandenen Colonialvereins die Reichsregierung bald zum Handeln bestimme.

Wenn dann in ferner Zeit die Civilisation in Hochafrika Boden gewinnt und im Norden sich wieder belebt, so werden auch alsbald die uralten Handelswege der Carthager und Römer, von Norden nach Süden, die selbst heutzutage noch Karawanenzügen dienen, aufs neue zur Geltung kommen und zwischen beiden Seiten einen Wechselverkehr herbeiführen, dessen Wirkung auf Europa vor Augen liegt. Man wende nicht ein, daß die Sahara ein unüberwindliches natürliches Hinderniß eines großen Verkehrs zwischen Nord- und Inner-Afrika bilde. Der rastlosen Energie der Menschen wird es gelingen, die notorisch in der Sahara inselartig bestehende Cultur zu erweitern und die Wüste schließlich mit Eisenstraßen zu durchziehen.

Es ist also nach allem, was wir hier berührt haben, ein Bild großartigster Wandlung in der alten Welt, welches zu erwartende, wenn auch Schritt vor Schritt sich vollziehende Ereignisse unsern Blicken eröffnen.

Welche Wirkung wird diese Wandlung, sobald sie thatsächlich einzutreten beginnt, auf die neue Welt, in erster Linie auf Nordamerika üben? Die Frage ist gegeben, allein ihre Dimensionen zu berechnen noch nicht thunlich. Die deutsche Einwanderung, dieses regenerirende und fördernde Element, das die vereinigten Staaten jetzt alljährlich empfangen, wird mit der Gründung eigener deutscher Colonien sich allmählig mindern und schließlich auf ein Minimum reduciren, nicht mehr groß genug, um wie bisher zu wirken. Darin liegt ein bedeutsamer Fingerzeig für amerikanische Staatsmänner.

Wir sind am Schlusse unserer kurzen Umschau auf einem

ungeheuren Felde. Kundigere Federn werden uns in eingehender Erörterung der hier zusammengestellten Gesichtspunkte folgen, wir selbst bescheiden uns gern, wenn auf selbe die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu lenken uns gelungen seyn sollte.

Dr. Hun.

LVI.

Geständnisse Laveleye's, des Nationalöconomen der Loge.

Der belgische Nationalöconom Laveleye hat in der „Contemporary Review" einen Artikel über den Socialismus veröffentlicht, der merkwürdige Geständnisse enthält, ohne daß jedoch der Verfasser daraus die nothwendigen Consequenzen zu ziehen beliebte. Er sagt, die französische Revolution habe im Volke eine Leidenschaft für die „Gleichheit" erzeugt, ohne doch dieselbe leichter erreichbar zu machen als dieß auch früher der Fall gewesen war. Laveleye gibt selbst zu, daß in der vor-revolutionären Zeit das arbeitende Volk, wenn es vielleicht auch größeren Mühseligkeiten ausgesetzt war als heute, was übrigens noch lange nicht feststeht, jedenfalls mit seinem Loose zufriedener war und von den aufreibenden Wirkungen der modernen Ruhelosigkeit befreit blieb. Jenes Sehnen nach gesicherter Ruhe, das dem Menschen angeboren ist, ward damals erfüllbar, und ob all das was wir im Austausch dafür erlangt haben, soviel werth ist, als das was wir verloren, wird durch Laveleye's Auseinandersetzungen nicht bejaht.

Das Volk sieht selbst allmählig ein, daß die Abschaffung der alten Vorrechte durchaus nicht mit einer Aufhebung der Rangstufen gleichbedeutend war; und während die Kluft zwischen Capital und Arbeit beständig tiefer geworden ist, nimmt die

Geneigtheit des Volkes, eine solche Kluft länger zu dulden, immer ab. Hierin liegt die Gefahr für die Gesellschaft in allen jenen Ländern, wo die Lehren der französischen Revolution stark in das Volk gedrungen sind und Wurzel gefaßt haben. Mr. Laveleye ist zu sehr Liberaler, um hieraus die entsprechenden Consequenzen zu ziehen; und daher sagt er nicht, daß der Contrast zwischen Reichthum und Armuth, ungemildert durch das Licht und den Schatten einer auf mannigfache Weise abgestuften Gesellschaftsordnung, nothwendig drückender seyn müsse, als wo der Abstand durch alte Traditionen und angeerbte Achtung vor Geburts- und Standesrechten gemildert wird. Aus dem ganzen Inhalt seines Artikels geht indeß klar hervor, daß, da der Socialismus die unvermeidliche Folge der Zerstörung jener feudalen Anschauung war, welche im alten Regime die Gesellschaft zusammenhielt, auch jene Länder, wo noch einige Reste dieser Gesinnung sich erhalten haben, am ehesten noch der socialistischen Herrschaft entgehen werden.

Unter solchen Ländern wäre in erster Reihe England zu nennen. Wenn die englische Aristokratie, die bisher das Steuer des Inselreiches geschickt geführt, dies auch in Zukunft thun wird und sich namentlich bei Zeiten zu den unerläßlichen Opfern verstehen wird, so könnte vielleicht England, dem so oft von den Politikern des Festlandes der nahe Zusammenbruch prophezeit ward, am sichersten von den Verwüstungen der rothen Revolution verschont bleiben. Und doch ist die Kluft zwischen Reich und Arm vielleicht nirgends größer als in England. So sehen wir in einer der letzten Nummern des „Nineteenth Century“ eine düstere Schilderung von der Lage der gewöhnlichen Dockarbeiter und Taglöhner in London. Ein solcher Mann verdient etwa ein Pfund Sterling (20 Mark) pro Woche. Dieser Lohn gewährt ihm Nahrung, Kleidung und Wohnung, d. h. ein einziges Zimmer, worin er das ganze Jahr hindurch mit seiner Familie in Schmutz und Elend lebt. Nicht so viel bleibt ihm übrig, daß er sich für eine halbe Mark ein Buch oder für zehn Pfennige eine Zeitung schaffen könnte; nie kann er sich und seiner Familie einen vergnügten Festtag bereiten; seine einzige Erholung bleibt die Schnapsflasche. Sein Loos ist stets, wie ein Pferd in der Tretmühle von Morgen bis Abend sich abzuarbeiten, inmitten niederdrückender Verhältnisse;

und glücklich kann er sich schätzen, wenn er einen Arbeitgeber gefunden hat, von dem er nicht zu gewärtigen hat, jeden Augenblick wieder an die Luft gesetzt zu werden. Aber es gibt noch andere Gesellschaftsklassen, deren Lage vielleicht noch trauriger ist, als die der Dockarbeiter; auch für sie gibt es diesseits des Grabes keine Aussicht auf Ruhe und ihnen verursacht der Gedanke an die Zukunft ihrer Kinder jedenfalls noch größere Pein als dem gewöhnlichen Tagelöhner.

Laveleye begreift nun, wie gesagt, die Folgen recht wohl, die daraus entspringen müssen, wenn alle die alten Gefühle, die uns daran gewöhnen, die Ungleichheit wie ein Naturgesetz ruhig hinzunehmen: — Religion, Loyalität, Achtung vor der Obrigkeit u. s. w., eines nach dem andern wegfallen, und wenn die Menschen sich der harten Wirklichkeit gegenüber gestellt sehen, die kein poetischer Hauch mehr berührt und keine liebgeworbenen Erinnerungen mehr mildern. Sind aber einmal diese besänftigenden Ideen der Gesellschaft verschwunden, so ist es kaum mehr möglich, dieselbe wieder einzuführen. Dann ist die schwere Frage zu lösen, wie solche Nationen zu regieren seyn sollen, wo die Sache der Ordnung auf jene mächtigen Verbündeten nicht mehr zählen kann, wo dagegen die selbstsüchtigen Instinkte und augenblicklichen Interessen der Massen die Oberhand erlangt haben und sofortige Befriedigung verlangen.

Hierauf weiß auch Hr. Laveleye, dessen Partei doch hauptsächlich solche Zustände herbeigeführt hat, keine befriedigende Antwort zu geben. Das zu lösende Problem wäre: wie kann eine gerechtere Vertheilung des Ertrages zwischen Capital und Arbeit erzielt werden? Der vorgeschrittene Socialist will das Privatcapital ganz aufheben und das Experiment der Capitalbildung von neuem beginnen. Es ist nutzlos, ihm zu sagen, daß sich die alten Ursachen der Ungleichheit sehr bald wieder geltend machen würden, und daß, wenn die Capitalisten jeder Art — Grundbesitzer, Fabrikbesitzer, Kirchen u. s. w. — alle weggefegt wären, der angeborene Unterschied zwischen den verschiedenen Menschen es bald wieder dahin bringen würde, daß sein Traum doch nur ein Traum bliebe. Der vorgeschrittene Socialist mag freilich denken, daß eine lange Zwischenzeit zwischen dem alten Uebel und dem Heranwachsen des neuen eintreten würde, während welcher das Proletariat flotte Tage hätte. Es

ist aber sicher anzunehmen, daß die Zwischenzeit so lange nicht dauere und daß darauf ein um so furchtbareres, weil allgemeines Elend folgen würde.

Auch Laveleye weiß, wie gesagt, auf alle diese Fragen nichts Rechtes zu erwidern. Er sagt, die Ungleichheit erzeuge den Luxus, und der Luxus lenke zu Gunsten der Produktion vom Ueberflüssigen alles ab, was zur Produktion von nothwendigen Gütern besser verwandt werden könnte, die andernfalls für Alle genügen würden. Uns interessirt es aber wenig, zu erfahren, wie der Luxus verhindert werden könne, sondern weit mehr, wie die Ursache des Luxus, die Ungleichheit, zu heben wäre. Das radikalste Mittel hiezu wäre eine periodische Neuvertheilung des Nationalvermögens, eine Art von Jubeljahr, so daß das Streben nach Ungleichheit, oder mit anderen Worten das Sparen und Anhäufen von Werthen, schon im Keime erstickt würde. Man braucht wohl kaum zu sagen, daß ein solches System allen Fleiß, Sparsamkeit, Unternehmungssinn, kurz Alles vernichten würde, was nicht nur für den Fortschritt, sondern auch für die Kräftigung und Veredlung des Nationalcharakters wesentlich ist. Etwas kann man aber aus dem erwähnten Aufsatze von Laveleye lernen, was namentlich unseren „Wissenschaftlichen“ sehr heilsam wäre, nämlich die Demuth. Ist die Lage der arbeitenden Klassen wirklich so trostlos, wie sie Laveleye beschreibt, was hat dann der ganze von allen „Liberalen“ in allen Tonarten gepriesene neue Fortschritt genützt? Wenn in früheren Zeiten, wie Laveleye eingesteht, das arbeitende Volk, also die große Mehrheit, glücklicher und zufriedener, die Kluft zwischen Reich und Arm viel geringer und ein weit zahlreicherer Mittelstand vorhanden war — worin besteht also dann der so hochgepriesene „Segen“ der modernen Cultur?

LVII.

Poetisches.

I. Gedichte von P. Johannes Bapt. Diel.

Dem heißgeliebten Vaterlande fern schied am 1. Aug. 1876 zu Toulouse in der Provence ein deutscher „Troubadour höherer Minne" zum himmlischen Vaterlande, aus dem man keine Jesuiten verbannt, dieweil ihr Herr und Meister dort die Macht hat. Mitten in der Blüthe des Lebens hat der Todesengel ihn heimgerufen, sein Scheiden war wie ein stiller Frühlingsabend, wo die gold'ne Wolke immer tiefer ins leuchtende Blau zieht. Sein Lied ließ er uns, und dieses würde ihn berechtigen, mit Heine zu sagen: „Nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt". Freilich die freien Geister der „Humanität" und „Toleranz" toleriren den Jesuiten nicht. Um so mehr wird es unsere Ehrenpflicht, auf eine so bedeutende Erscheinung hinzuweisen.[1])

In seinem schönen Manneslied „an die Dichter" klagt Eichendorff bitter, wie so alt und schwach die Zeit sei; die Einfalt, diese züchtigschöne Gottesbraut, werde nur ausgehöhnt, in der gnadenlosen Welt habe die Schönheit sich weinend abgewandt, indeß die geschminkte Dirne der Afterkunst im Dienste des Gemeinen klingle und gleiße; er mahnt die Dichter, vor Allem wahr und demüthig zu seyn, nimmer um blanken Scherz und eitlen Witz im Falschen sich zu gefallen, und bezeichnet es als Aufgabe: „Den blöden Willen aller Wesen, Im Irdischen des Herren Spur, Soll er durch Liebeskraft erlösen . . . Der Ehre sei er recht zum Horte, Der Schande leucht' er

1) Die „Gedichte" bilden den 1. Band der „Nachgelassenen Schriften Diel's", herausgegeben von W. Kreiten, S. J. Freiburg, Herder 1882. (434 S.) Inzwischen ist auch der 2. Band erschienen: (7) „Novellen von P. J. B. Diel", Freiburg 1883 (437 S.), eingeleitet mit einer sehr willkommenen Lebensskizze des verewigten Dichters von P. Kreiten.

in's Gesicht! Viel Wunderkraft ist in dem Worte, Das hell aus reinem Herzen bricht.“ Dies Alles ist bei Diel erfüllt. Sein Leben und dessen Spiegelbild, sein Lied, sind wie eine Fahrt im Kahne über einen spiegelklaren See, wo der Himmel oben lacht und sich unten in den Wellen lächelnd abspiegelt, wo der Wald leise von den Bergwänden rauscht und vom Kirchlein Geläute zum Ave feierlich tönt. Der Fluch der Welt ist Halbheit im Leben wie in der Liebe, in der Politik wie in der Kunst, ein Austausch von Sünde und Tugend, von Wahrheit und Heuchelei, von Weinen und Lachen — unser Dichter hat gewählt: Frieden ist in seiner Brust und in seinem Sang. Zu verwundern ist die reiche Fülle dieses Dichterfrühlings dabei, da sie „nur ein poetisches Athemholen aus ernsten philosophischen und theologischen Studien“ von einem Ordensgenossen genannt wird.

Für das große Welt- und Menschenleben finden wir ein tiefes Seelenleben, wie es die Einsamkeit und der Umgang mit Gott mit sich bringt. Hier ist kein humoristisch-satyrisches Aufsteigen bunter Blasen, wie es die Romantiker liebten und sich darin zersplitterten, sondern mehr eine innige, warme Gottesminne, die bald wie mit Adlerschwingen sich über Noth und Weh der Welt erhebt, bald in höherem Heimweh klagt, bald in innerer Seligkeit ihre hellsten Töne ausjubelt. Mahnt manchmal die Kühnheit der Gedanken und Bilder an E. Ringseis, so wieder die taubenhafte Reinheit und sanfte Gluth der Gefühle an Luise Hensel; überall aber fühlt man, daß dieser Quell „aus des Herzens verborgenen Tiefen“ kommt; diese frühlingsfrischen Blumen haben nichts gemein mit eingetrockneten, wie sie Rückert trotz aller Schönheit der Reflexion und Diction bietet. Wenn auch vorzugsweise das erste Buch „Gottesdienst“ ist, so ziehen sich doch wie eine goldene Kette solche Klänge fast durch alle Bücher. Zuerst führt er uns Gottes Minne gegen uns vor. In jugendlichen Tagen hat des Dichters Herz Ideale gesucht, aber keines ist treu geblieben, was Leben schien, trug nur den Tod in sich. Da ist ihm aus dem Tod das Leben gekommen: im Gottversöhner voll Weh und Wunden, ohne Schuld und Fehle, voll milder Liebe. Verlorenes Glück kam wieder, das Ideal war gefunden für immer. Wenn nirgends Trost, hier winkt er; wenn nirgends ein Ruheort, hier blinkt er wie ein Stern in dunkler Nacht.

Seele, dieses Leidbild schaue,
Schau der Wunden Rosengluth;
In der Rosen blut'gem Thaue
Allen Trostes Quelle ruht.
Will dein Herz verwundet brechen,
Schließ es in die Wunde ein;
Denn aus diesen Segensbächen
Strömet Heil für jede Pein.

Und der verklärte Herr des Lebens klopft ja an die Pforte gerade des Bedrängten und des Sünders. Wird er auch abgewiesen, von neuem sucht er Einlaß:

Glücklich, wer des Heilands Mahnen
In dem Wirrwar noch versteht,
Wer mit liebesfrohem Ahnen
Seine Thür zu öffnen geht!

O so öffne deine Pforte,
Da die Einkehr Gott begehrt!
Pochest dann am sel'gen Orte
Auch dereinst nicht unerhört.

Seine Gottesminne begehrt darum auch das Kreuz, um dem Geliebten gleich zu seyn; der Theil, das Glück, welches er sich erwählt, ist Leid: „des Kreuzes Hohn hier in der Zeit; des Kreuzes Lohn in Ewigkeit", oder wie Hevenesi gesagt: erst das Weinen, dann der Wein. Schön wie das alte Kirchenlied „vom Maien, der wundersam am Kreuz erblüht," ist „die hl. Rosenblüthe". Natürlich gilt in Bewährung des mittelalterlichen Spruches: „für Liebe gibt's nur einen Preis — die Liebe", auch bei Diel sein gefühltester Sang dem unter der Brodgestalt geheimnißvoll verborgenen Gottmenschen, der am Kreuz nur die göttliche Natur, hier aber auch die menschliche verbirgt, dort nur Opfer, hier Opfer und Seelenspeise, Unterpfand des ewigen Lebens ist. Wie ist z. B. das Minnelied: „Du bist mein und ich bin dein, deß sollst du gewisse seyn", so prächtig variirt; Diel kann nicht müde werden, den im Herzensschrein beschlossenen Heiland seiner heißen Gegenliebe zu versichern: „verloren ist das Schlüsselein, du mußt immer darinne seyn!"

Nicht minder hat Diel in einer Reihe schöner Lieder die Gebenedeite unter den Weibern besungen, die „Ohnegleiche", die „Schmerzenreiche", und so kindlich, wie es die Mutter ja gerne hört: als Rose möchte er vor ihr verblühen, als Kerze vor ihr verglühen; sie ist der Stern, auf den er schaut, dem er stets vertraut; mit ihr hält er die innigsten Zwiegespräche. Wenn

aber die Liebe des Gotteskindes und der hl. Mutter ihm vereint entgegentritt, dann wird sein Wort wie süßberauscht von Liebe und Reue, dann überfließt sein Herz von Schwüren ewiger Treue oder er legt mit den Empfindungen Mariä seine Gefühle dem Herrn zu Füßen. Wir wollen hier nur an das „Wiegenlied der Mutter Gottes" (S. 63) erinnern, in seiner altdeutschen Art so herzlich und herrlich als Lope de Vega's „Die ihr dort wallet unter den Palmen."

Wie mittelalterliche Dichter des geistlichen Liedes seufzt er nach der wahren Heimath, zu der wir alle pilgern: „werde ich das Ziel erreichen?" „„Wolle nie vom Wege weichen, wand're rastlos fort und fort!"" Mag er sich auch das sagen, oft muß er dennoch klagen: „Ach, das irre, wirre Treiben! wär ich dieser Welt doch los!" Aber vertrauend erwartet er den Abend der Ruhe: „ein ernster Feiersang wird in die Glockentöne klingen — du gehst den letzten Trauergang."

Trotz allem hat Diel die wundervollsten Waldsängertöne fröhlicher Naturliebe. Wie Grimme die Berge mit Himmelsleitern vergleicht, die der Herr den Menschengeistern und Menschenaugen hingestellt, so bekennt unser Poet: „Himmelsleitern seien die Geschöpfe mir, darauf die Liebe steiget, Herr, hinauf zu dir! All' ihr Glanz und Schimmer soll in Lust und Schmerz mir nach Oben leuchten, wo dein liebend Herz!" Wenn es wieder will Frühling werden, dann sendet der Himmel seinen Sternenhimmel in lauter Blumensternen hernieder, dann knien die Berge am Saum der Haide, und wo wäre ein Herz, das noch trübem Sinnen nachhinge? Kommt der Morgen, wie tritt er ein Herold Gottes herein in die Welt!

Die Blumen wachen aus dem Traum,
Und Weihrauch steigt von Flur und Au,
Es küßt der Dämm'rung Purpursaum
Des fernen Hügels Perlenthau.

Das ist der Schöpfung Morgenfleh'n,
Zum Altar werden Au und Flur,
Und all' die Opfer der Natur
Entflammet Gluth aus Himmelshöh'n.

Und am Abend lauscht der Dichter der Nachtigall im Hag und schaut nach den Sternen, die in lauter Lust und Herrlichkeit in's Waldgezweig wie Engelsaugen hereinlugen: „und so

haß' ich denn die Klagen, werf' sie aus dem Herzen fort, denn die Nachtigallen schlagen, und es klingt von Ort zu Ort." Klagt er aber doch, so glaubt man Eichendorff zu hören:

Einst rauschten mir die Wälder
In stiller Einsamkeit,
Die Vögel Lieder sangen —
Das war vor langer Zeit.

Und Frühling war im Herzen,
Und Frühling überall,
Es war ein helles Klingen,
Ein froher Wiederhall.

Da stand im Wetterleuchten
Ich auf den Bergeshöh'n,
Sah durch die frischen Thäler
Den Rheinstrom blitzend geh'n.

Das liegt nun in der Ferne,
Ach Gott, so weit, so weit!
Wohl ist es Frühling worden,
Doch jetzt ist and're Zeit.

Wem lachte nicht einmal ein solcher Lebensfrühling, und wem kommen nicht auch zuweilen Thränen tiefer Wehmuth, wenn ein Blatt des farbenhellen Lebens nach dem andern bricht wie Herbstlaub, das auch seinen Maientag mit Glanz gehabt?

Dem Kinde des Rheines, dem die grünen Wellen des Stromes das Wiegenlied gesungen, ist natürlich die „Perle des Westens, die grüngoldige Flut", wie Matzerath sie nennt, an's Herz gewachsen; Simrocks schalkhafter Rath: „Zieh' nicht an den Rhein"! thut's nicht, wenn man dran geboren ist. Wo ist ein Frühling schöner?

Sinnend ging ich vorüber
Am grünen, tiefen Rhein,
Schwäne zogen hinüber,
Weit in die Lande hinein.

Weiß nicht, was mir geschehen,
Es schwoll so hoch die Brust;
War es des Frühlings Wehen,
War es die Frühlingslust?

Das Herz, von Leid umnachtet,
War völlig nun geheilt,
Der Schmerz still unbeachtet
Mit der Welle vorübereilt.

Gewiß, die Provence ist schön mit „ewigen Maien Schnee auf dem Gezweig", wo die Olive so dunkelgrün, so licht die Silberpappel ragt, wo Taubenschwärme darüber fliegen und rauschen „eintauchend in's Blau", aber doch Gott zum Gruß, du Heimatstrom mit den Rebhügeln, die in goldner Mondnacht Kaiser Karl segnet, dieweil der Traubenblüthenduft ihn in der Gruft nicht gelassen, mit den alten Domen, diesen treuen Gotteswächtern katholischer Art und Sitte!

Auch auf epischem Gebiet hat Diel Hervorragendes geleistet sowohl im lyrisch-epischen Genrebild („der Geigenmüller", „der

Köhler", zumal das tiefsinnige, gleich Brentanos „lustigen Musikanten" schmerzlichlustige „Haus der Schmerzen") als in der Romanze und Ballade. Hier kommt Einzelnes Webers besten Dichtungen gleich, so „Bilder aus Spanien", „Karl der Große an der Nordsee", der mit H. von Mühlers Produkt glücklich concurrirt, die herrliche „Wartburg" und Anderes mehr.

„An ein Kind" singt der Dichter die im Gedanken (J. Kerner) nicht neue Strophe: „ich habe in dein Aug geschaut, darin ein ganzer Himmel blaut, und dieser Himmel klar und rein senkt tief sich mir in's Herz hinein." Ja, so ein himmelblaues Dichterauge schaut kindlich aus diesen liebenswürdigen Dichtungen. Ist wie bei Eichendorff ihr Horizont nicht übergroß, haben wir keine poetische Weltsprache, an welche die Romantik dachte, und nach der F. Schlegel kritisch, Rückert dichterisch rangen, so ist der Stoff dafür vertieft. Es ist zu bescheiden, wenn Kreiten diese Gaben nur Blüthen nennt, die reichen Herbst verhießen; und wenn wir mit einem der seelenvollsten Lieder scheiden, so glauben wir „reiche Frucht" zu bieten:

Herr, es will Abend werden,
Ach, bleibe doch bei mir,
Daß noch ein Trost auf Erden
Entströmet mir aus dir!

Herr, es will Abend werden,
Die Augen sinken zu,
Und auf der stillen Erden
Wacht Einer nur, nur Du!

Herr, es will Abend werden,
Halt' treulich bei mir Wacht —
Dann sage ich der Erden
Von Herzen gute Nacht!

Dr. Franz Alfred Muth.

LVIII.

„Die christliche Frau." [1])

Wie hat sich doch dieß Thema in die „gelben Hefte" verirren können? mag vielleicht mancher Leser mit einiger Verwunderung fragen. Nun, gewiß haben die Frauen von jeher einen

1) Ihre Bedeutung und Aufgabe in der Gesellschaft. Von Freiin Mathilde von Habermann. Mainz 1882.

nicht unbedeutenden Antheil an der Geschichte gehabt, und wenn sie auch die Politik direkt nichts angeht, so fehlt es doch im politischen Leben nicht an Momenten, welche die Frauen oft sehr fühlbar mitberühren. Heutzutage ist aber gerade die „Frauenfrage" ein nicht unwichtiger Theil der brennend gewordenen socialen Frage überhaupt geworden, wie schon die lebhaften Agitationen beweisen, die für eine sog. „Emancipation des Weibes" gegenwärtig vielfach in Scene gesetzt werden. Auch bewährt der alte Spruch der Franzosen: „les hommes font les lois, les femmes font les moeurs" noch immer seine Giltigkeit, und so dürfte es denn wohl der Mühe werth seyn, der Bedeutung und Stellung des weiblichen Geschlechts in der Gesellschaft größere Aufmerksamkeit zu schenken, als gewöhnlich geschieht, und muß auch viel daran liegen, daß die Frauen selbst ein klares Bewußtseyn ihres Berufs und ihrer Aufgabe gewinnen.

Ein solches Bewußtseyn zu vermitteln scheint uns die unten notirte kleine Schrift einen sehr trefflichen Beitrag zu liefern. Nur ganz kurz wollen wir über den Inhalt referiren.

Die Grundmomente des Menschenindividuums treten repräsentativ heraus auch als die Grundmomente der menschlichen Gesellschaft; der Dualismus der Geschlechter hat sein Vorbild in einem ähnlichen Dualismus von Kräften und Dispositionen der Menschenseele, und die Bedeutung dieses letzteren Dualismus ist maßgebend für die des erstern. Was das weibliche Moment in der Seele, das ist das Weib in der Gesellschaft. Wie aber die Menschennatur für ein Ziel geschaffen und veranlagt ist, das über sie selbst hinausliegt, so mag sie auch nur in jenem höheren Ziele ihr rechtes Verständniß gewinnen. Wie daher nur im Christenthum die Natur erst ihre volle Erklärung und Bedeutung findet, so ist in ihm auch allein der Schlüssel für Aufgabe und Stellung des weiblichen Geschlechts gegeben. Christenthum und Weiblichkeit sind aufeinander angewiesen; was letztere im göttlichen Schöpfungsplan seyn soll, nur im Christenthum kann sie es voll und ganz seyn. Gerade in dem, was nach der Naturseite die Schwäche des Weibes ist, liegt für seinen übernatürlichen Beruf seine Stärke begründet. Die Grundbegriffe, die Angelpunkte gleichsam sind hier Braut Gottes und Kind Gottes. Ist das eine der specifische Charakter der Weiblichkeit, so ist das andere der eigentliche Terminus ihrer Wirksamkeit. Was Maria, die Gottesmutter, in der concreten Urbildlichkeit ist, das soll das christliche Weib in subjektiver Nachbildlichkeit seyn.

Das ist die kaum anfechtbare Grundlage der streng logisch durchgeführten Gedankenreihen der edlen Verfasserin, wie wir sie mit unsern eigenen Worten aus dem Ganzen zu erheben versucht haben. Und gerade diese solide Unterlage zeichnet das genannte Schriftchen vor vielen andern vortheilhaft aus, die

sich sonst im Thema wohl damit berühren. Diese Grundgedanken finden dann bei Erörterung der einzelnen Verhältnisse des Weibes als Jungfrau, Gattin, Mutter ihre nähere Beleuchtung und Anwendung. Klar tritt seine Bedeutung und Aufgabe für Leben und Ordnung in Familie und Gesellschaft, in Staat und Kirche hervor. Tugenden und Gefahren, Erniedrigung und Emancipation werden in scharfen Contouren gezeichnet. Ueberall wird darauf hingewiesen, was das Weib im Heidenthum gewesen und durch das Christenthum geworden ist, und welch eine Zukunft in Aussicht steht, wenn gewisse moderne Tendenzen das Uebergewicht erlangen würden. Ein Anhang führt noch mit kurzen aber treffenden Strichen die für das behandelte Thema so wichtigen Parallelen zwischen Natur und Uebernatur, Mann und Weib, Staat und Kirche näher aus. Letzteres, beiläufig gesagt, ist keineswegs im beliebten Sinne eines Ehebundes gefaßt, womit sich gewisse staatspolitische Tendenzen der Neuzeit freilich hübsch vertragen würden, sondern im Sinne des Verhältnisses von Mutter und Kind.

Die landläufige Oberflächlichkeit wird in dem Büchlein manches ganz absonderlich finden, und die süßliche Sentimentalität wird dabei noch weniger ihre Rechnung finden. Eine leichte Salonlektüre ist die Schrift einmal nicht und will es auch nicht seyn. Wer aber principienhafte gediegene Geistesarbeit zu schätzen weiß, dem wird die etwas spröde Form kein Hinderniß seyn, sich darein zu vertiefen, und er wird nur bedauern, daß die edle Verfasserin sich einen so straffen Zügel angelegt und ihren wohldurchdachten Entwurf nicht mehr in's Detail gearbeitet hat. Wir wollen auch gar nicht sagen, daß nicht der eine oder andere Punkt hätte präciser gefaßt und so vor möglichen Mißverständnissen gesichert werden dürfen. So scheint uns namentlich die Analogie mit dem göttlichen Urbilde S. 17 f. eben keine recht glückliche zu seyn. Näher darauf einzugehen ist hier nicht am Platze. Doch können derlei kleine Unebenheiten uns nicht abhalten, allen, welche ein ernstes Interesse an dem Gegenstande haben, dies kleine Schriftchen angelegentlichst zu empfehlen.

P. Adalb. M.

LIX.

Michelangelo's jüngstes Gericht.

(Schluß.)

Betrachten wir einige Einzelnheiten. Wie hat Michelangelo's Geist und Pinsel die Hauptfigur des Richters geschaffen? Wenn wir viel sagen wollen, ist er ein Jupiter tonans, herkulisch an Gestalt und Gliedern, der wüthend und zürnend von seinem Thron aufspringt, mit hocherhobenem, sehnigem Arm die Aufständischen niederzuschmettern. Er ist nicht mehr der Richter Himmels und der Erde, sondern ähnlich ist er einem Gladiator, der mit der ungeheuren Kraft seines Armes den Gegner zu Boden schmettert; er verstoßt die Bösen nicht, er verwirft sie nicht, er stoßt und wirft sie nieder. Ganz ohne Grund sucht Riegel[1]) die geistige Bedeutsamkeit dieser Hauptperson darin, daß „der Heiland und Richter der Welt die Hand aufhebt, und im Nu, im nicht zu denkenden Augenblick bewegen sich Himmel, Erde und Hölle;" das liegt gar nicht in der Figur Michelangelo's; sein Gestus hat keine andere Bedeutung als die Niederschmetterung der Verdammten; die Erweckung der Todten besorgen mühsam genug die Posaunenengel und von Beseligung der Guten liegt nichts im Richterakt des Heilands, wie er ihn darstellt. An sich ist es nicht unstatthaft, den Heiland in Indignation darzustellen über das Böse, das seit Jahrtausenden die Welt beherrscht und befleckt hat und

---

1) Cornelius S. 139.

das nun an seiner Schranke angekommen ist und seinem Schicksale anheimfällt; nur darf der hl. Richterzorn nicht in einer Weise zum Ausdruck kommen, welche die Ruhe der Ewigkeit und die Majestät Gottes alterirt. Michelangelo ist hier viel zu weit über Fiesole hinausgegangen, der in Orvieto denselben Gedanken in maßhaltender und würdiger Form aussprach.

Nur bedauern kann man die neben Christus postirte Madonna. Fast könnte man meinen, der Maler habe ihr nur widerwillig, um nicht zu sehr gegen die Ueberlieferung zu verstoßen, den Platz neben ihrem göttlichen Sohn eingeräumt. Aber wie unwürdig ist ihre Stellung! Bisher war sie entweder als Mitthronende neben dem Richter und spiegelte in Antlitz und Aktion dessen Spruch und Gedanken wieder, sie kniete unter dem Richter und waltete zum letztenmal ihres Fürbitteramtes; hier kauert sie neben dem Richter, als wäre der Schrecken ihr tief in die Glieder gefahren, oder als hätte sie selbst noch zu zittern und zu bangen; ein schöner aber zu tief gegriffener und zu stark angeschlagener Ton von Mitleid und Schmerz liegt auf ihrem Antlitz. Man könnte sagen, es sei vielleicht absichtlich diese Darstellung gewählt, um die mater misericordiae an diesem Tag der Gerechtigkeit in Hintergrund treten zu lassen; richtiger aber ist die Erklärung, daß neben solchem Sohn sie nicht besser ankommen konnte. Doch muß man Michelangelo noch dankbar seyn, daß er wenigstens diese Gestalt ganz bekleidete, die einzige auf dem Bilde, der dies widerfuhr, und daß er auf ihre Gestalt und ihr Antlitz den einzigen Schimmer von Anmuth legte, der auf dem Bilde zu finden ist; die Madonna ist hier wenigstens keine virago, wie auf manchem andern Bilde von seiner Hand.[1])

---

1) Die Geschichte dieser Madonna ist eine ganz mysteriöse. Nach Grimm (Leben Michelangelo's II. Anmerkungen S. 584) wäre auf dem Stich von 1548 keine Madonna an der Seite des Richters, sondern ein Mönch mit der Kutte. Damit stimme

Den Aposteln und Heiligen sind ihre Thronsitze genommen und ihre Reihen sind aufgelöst in bewegte, unruhige Gruppen. Die Neugier scheint die meiste Bewegung zu verursachen; dieses Fragen und Reden unter einander, das eilige Vortreten, um genau zu sehen und zu hören, die Spannung, nicht selten untermischt mit Furcht und Bangigkeit, so z. B. bei Laurentius, der zagend zu den Füßen des Richters hervorkriecht, schafft ungemeines Leben und ist, malerisch betrachtet, eines der glücklichsten Motive des Bildes. Vom religiösen Standpunkte kann man es nicht ebenso billigen. Die das ganze Bild beherrschende Idee ist, ein Schreckensgemälde zu entwerfen; wollte er aber durchaus auch diesem obern Theil seines Bildes das Colorit des Schaurigen und Düsteren wahren, so durfte er doch nicht mehr thun, als auf das Antlitz der Seligen den feierlichen Ausdruck hoheitsvoller Trauer, strengen Ernstes legen, der wie eine Wolke über ihre Seligkeit hinzieht, aber sie nicht aufhebt. Und was wollen erst die Martyrer mit ihrem erregten Gesichtsausdruck und ihren Marterwerkzeugen, die sie eilends heranschleppen, als hätten sie dieselben aus den Gerümpelkammern des Himmels hervorgeholt? was Bartholomäus, der seine Haut in der Hand das Skalpirmesser dem Richter vor's Gesicht hält? was Petrus, der ihm wie vor-

---

merkwürdig die Farbe eines frühzeitig colorirten Exemplars, die Kutte ist braun, die Unterkleider weiß. „Was Michelangelo wollte," sagt Grimm, „weiß ich nicht. Daß dieser Stich ohne sein Vorwissen zu Stande gekommen sei, ist kaum glaublich. Die Vermuthung aber, Savonarola habe dargestellt werden sollen, liegt so nahe, daß ich sie kaum abzuschließen brauche . . . Die Verwandlung in Maria muß früh erfolgt seyn, da sie Vasari bereits nennt. Jedenfalls wurde die Aenderung schon vor der Vollendung des Gemäldes von Michelangelo selbst vorgenommen und im Stiche nach seinen Angaben das Ursprüngliche beibehalten. Seltsam ist, daß auf einer ersten Skizze, die von diesem Theil des großen Gemäldes vorhanden ist, die Figur der Maria ganz fehlt."

wurfsvoll fragend seine Schlüssel entgegenstreckt? Man kann sich dabei nichts anderes denken, als daß sie durch die Erinnerung an die erlittenen Unbilden und Torturen, Petrus durch den Hinweis auf die verachteten Heilsmittel, den Urtheilsspruch gegen die Verdammten provociren wollen; immerhin keine sehr heiligmäßige Gesinnung. Am wohlthuendsten berühren noch die heranschwebenden Engelschaaren, die dem Herrn zuzujauchzen und zum Tag seines Triumphes ihn zu beglückwünschen scheinen.

Um über die Engel noch ein Wort zu sagen, so hat Michelangelo auch ihnen die Levitenkleider und die althergebrachten Flügel abgestreift und hat sie zu menschlichen Monstren gemacht, die man schwer als Engel wieder erkennt. Die fliegende Gruppe mit dem Dornenkranz ist die hübscheste, geradezu abstoßend aber sind die Kreuz- und Säulenschlepper links und rechts; hier sind die Engel zu Gepäckträgern, zu Turnern und Akrobaten gemacht worden, die in verworrener Aktion zu zwölfen an Einem Stück schleppen und nicht einmal mehr in der Einheit der Handlung sich zu einer Gruppeneinheit verbinden. Diese Umbildung der Engel beleidigt fast noch mehr, als die der Heiligen; da ihnen leibliche Natur gar nicht eignet, so erscheint es doppelt unstatthaft, sie mit einer so massigen zu beschweren.

Da im ganzen Himmel Michelangelo's sich nichts Uebernatürliches, sondern nur übertrieben Natürliches findet, so ergibt sich der weitere schwerwiegende Mißstand, daß kein Unterschied waltet zwischen den himmlischen Gestalten und den übrigen; von ihnen unterscheiden sich nur die Teufel und jene Verdammten, denen die Verzweiflung aufs Angesicht geschrieben ist; die Engel, Heiligen, Auserwählten und Auferstehenden aber sind von Einer Struktur und in ihrem Leben und ihren Bewegungen einander ganz gleich; es fehlt gänzlich der Ausdruck himmlischer Seligkeit; die Heiligen sehen kaum seliger und zufriedener aus; Neugier und Angst plagt sie; sie benehmen sich, wie überhaupt Menschen

sich benehmen angesichts eines unerwarteten Schauspiels, das sich ihnen bietet. Sie sind auch um keinen Grad idealer, sondern nur kräftiger gestaltet, als wolle Michelangelo das Körpergewicht nach dem Grad der Heiligkeit bemessen: je höher auf der Stufe der Seligen, desto schwerer und größer. „Wenn man die enormen Muskeln sieht," sagt Rio,[1]) „mit welchen er die Apostel in der nächsten Umgebung des Heilands begabt hat, wäre man versucht zu sagen, er habe hier eine Anwendung des berühmten Gesetzes von Newton anticipirt und sei des Glaubens gewesen, die himmlische Anziehungskraft sei wie die Attraktion der Erde im geraden Verhältniß zur Masse". — Endlich hat Michelangelo die Wolken geschaffen und in den religiösen Bildern eingebürgert, d. h. die Wolkenregion als einen von physischen Menschen bewohnbaren und betretbaren Boden; er behandelt die Wolken als feste elastische Körper, auf welche seine derben Gestalten treten und knieen, an welche sie sich anstemmen, auf welchen sie sitzen. Ja Laurentius und Bartholomäus reiten bereits auf den Wolken und sind so die Vorreiter jener bekannten Engel der Zopfzeit, welche rittlings sich auf den Wolken tummeln. Mit Correggio hat Michelangelo das Verdienst, zu jenen Wolkenphantasien und zu jener Wolkenäquilibristik der Zopfzeit den ersten Anstoß gegeben zu haben.

Man hat Michelangelo's Gericht schon in Vergleich gebracht mit dem Luca Signorelli's[2]) und in der That ist letzteres Bild das einzige, an welches sich in ersterem einige Anklänge finden; bekanntlich bietet der Sturz der Verdammten und die Auferstehung der Todten auf beiden Bildern manchen Vergleichungspunkt. Gleichwohl sind beide von ganz verschiedenem Geist und das sixtinische Gericht wahrt auch

1) Rio, de l'art chrétien tom. IV p. 397.

2) Seroux d'Agincourt, Denkmäler der Malerei Tafel 156. Della Valle, Storia del duomo di Orvieto (Roma 1791) tavola XXXIV squ.

von dem Signorelli's streng und kalt die Entfernung. Signorelli hat mit seiner Composition den Boden der alten Kunst nicht verlassen; wie er im Thema und im Raum bei seiner Arbeit in Orvieto sich an Fiesole anschließen mußte, so hat er sich auch gehalten an die hergebrachten Compositionsgrundsätze. Die Gestalt des Richters war von Fiesole schon gemalt; Signorelli malte nach Fiesole's Entwurf die Apostel und die Engel mit den Passionsinstrumenten, dann nach eigner Zeichnung die Auferstehung der Todten, die Hölle und das Paradies. Die musicirenden, reigenführenden, blüthenstreuenden Engel, die mit vielem Liebreiz die Freuden des Himmels zur Anschauung bringen, diejenigen, die sich der Gerechten annehmen, ihnen Kronen aufs Haupt setzen, sie des Weges geleiten, die Gerichtsengel, geharnischte Ritter mit gezücktem Schwert — all das athmet die reine Luft altchristlicher Ueberlieferung; eine Aehnlichkeit mit Michelangelo und eine Vorbereitung auf ihn liegt allerdings in der ungeheuren Wucht und Energie der Schilderung, in der mit sichtlicher Lust verwendeten Kenntniß des Nackten und der Anatomie, in dem sich verrathenden Hochgefühl über die Bezwingung der Natur, über den Triumph der Kunst, der keine Körpergestalt und -Bewegung mehr undarstellbar ist, in dem bannenden, verblüffenden Eindruck, den manche Partien auf den Beschauer machen.[1]) Bei Signorelli ist aber immer noch ein Compromiß geschlossen zwischen der eigenen künstlerischen Eingebung und zwischen der religiösen Tradition. Michelangelo will von einem Compromiß nichts wissen; er vollzieht offen und mit Wissen den Bruch mit der Vergangenheit. Seine That ist eine Revolution auf dem Gebiet christlicher Kunst. Hier ist zum erstenmal in Farben der Grundsatz groß angeschrieben, daß der Künstler sich um keine Gesetze zu kümmern habe, außer denen seines eigenen

1) Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der ital. Malerei tom. IV. p. 22 ff.

künstlerischen Bewußtseyns und künstlerischen Gewissens, der Grundsatz von der Emancipation der Kunst von Kirche und Religion, von religiöser Tendenz und Norm, der Grundsatz von einer unbeschränkten individuellen Freiheit, die der Künstler für sich in Anspruch nimmt. Von diesem Bild an kann man die Herrschaft der Renaissance in der Malerei datiren; die Trompetenengel auf dem Gericht der Sixtina verkünden nicht das jüngste Gericht, sondern den Sieg der neuen Geistesbewegung, den Triumph der Renaissance, die Geburtsstunde der „unabhängigen" Kunst, welche das Attribut religiös von sich weist, auch wo sie religiöse Themate behandelt, die nichts seyn will als eben nur Kunst, und es unter ihrer Würde hält, sich in den Dienst einer Tendenz zu stellen, der Andacht ihre Kräfte zu leihen.

Die, welche die absolutistische Kunst als einzig wahr ansehen und für „von jeder Rücksicht und Ueberlieferung unabhängige, nur um der Kunst willen entstandene Werke" schwärmen,[1]) werden vor diesem Bild ebenfalls in die Trompete stoßen. Wir tragen in uns die Idee einer Kunst, welche sich nicht Selbstzweck ist, sondern eine höhere Macht über sich anerkennt, sich ihr fügt und dienstbar macht, und wir müssen eine solche Unterordnung verlangen von der religiösen Kunst; sie darf nicht titanenhaft den Himmel religiöser Vorstellungen stürmen wollen, sondern muß ihn achten und aus ihm ihre Befehle annehmen. Das eben ist die tragische Bedeutung von Michelangelo's jüngstem Gericht, daß hier zum erstenmal ein religiöses Thema ohne religiöse Absicht und Rücksicht, rein von einseitig künstlerischem Standpunkt aufgefaßt und durchgeführt wurde. Es ist zwar die Grundidee seines Bildes religiös, aber die Kunstsprache, in welcher er es behandelt, ermangelt jeden religiösen Klanges. Mit diesem Urtheil sprechen wir Michelangelo persönliche Religiosität uud christliche Gesinnung nicht ab; er war wohl

1) Riegel a. a. O.

gläubiger, als viele seiner Zeitgenossen; wir möchten auch entfernt nicht sagen, er habe absichtlich seinem Gemälde den religiösen Hauch abgestreift. Michelangelo war ein Kind seiner Zeit und ein Sklave seiner wilden Natur, — beides muß zur Erklärung unseres paradox scheinenden Satzes betont werden. Auf seinem Bild liegt ein Wiederschein des Geistes seiner Zeit, der durch Vermengung von Heidenthum und Christenthum die Geistesfunken aller Zeiten in einen Brennpunkt zu fassen und das höchste Maß von Bildung und Wahrheit zu erlangen vermeinte, der antike und christliche Weltanschauung in eine Flamme zu vereinigen trachtete, in der das heidnische Feuer obsiegte und mit seinem wilden Züngeln und unsaubern Qualm die reine Flamme christlicher Wahrheit überwand und fast erstickte. Wie in jenen Zeiten im Sprachgebrauch der Gebildeten, so ist hier im Bilde der Gott und Heiland zum Jupiter geworden. In jene Zeiten zügelloser Freiheit war Michelangelo hineingestellt mit seiner wilden Natur, mit der furchtbaren Kraft seines Genie's. Einen Lehrmeister hatte er nie gehabt; denen, die sich so nannten, verdankte er soviel wie nichts. Wo hätte sich auch in jener Zeit ein Geist gefunden, stark genug, seinen Feuergeist zu bändigen, zu lenken, in Schranken zu halten, ihn Mäßigung, Ruhe, klaren Blick aufs Ziel zu lehren. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, wenn ein von Natur so titanenhaft angelegter Geist in der heißen Luft jener paganistisch-christlichen Zeit, deren Grunddogma die Freiheit und Emancipation des Individuums war,[1]) solche Entwicklung nahm und solche Früchte hervorbrachte, wenn Michelangelo sein jüngstes Gericht in solchem Stil malte, ohne sich dabei einer Verletzung christlicher Kunst und Sitte bewußt zu werden.

Ferner muß man bedenken, in welcher Blüthe damals

---

1) Burckhardt, Cultur der Renaissance in Italien, bearb. von Geiger S. 161 ff.

die anatomischen Studien standen und mit welcher Leidenschaft Michelangelo sich ihnen hingab. Die künstlerische Wiedergabe des menschlichen Körpers war damals ein Problem, das die Kunst förmlich enragirte und in dessen Lösung sie mit der antiken Kunst ihre Kräfte messen wollte. Das Kunstwerk der Kunstwerke, das die sichtbare Schöpfung aufweist, nachzubilden, dem geheimnißvollen Leben in jedem Glied, in jeder Muskel nachzugehen, die feine Verbindung von Nerven, Adern, Sehnen, Muskeln, ihr wundersames Zusammenspiel auch in der Kunst in gewisser Weise nachzubilden und anschaulich zu machen, das war die neue Aufgabe, die fast alles andre vergessen ließ und der man insbesondere durch anatomische Studien beizukommen suchte. Aus den Studien am todten Körper floßen reiche Ströme neuen Lebensgeistes in die Adern der Kunst, ein wildes, hitziges, unruhiges Blut. Mit welchem Eifer Michelangelo anatomische Studien betrieb, erhellt zur Genüge aus der großen Zahl anatomischer Studien von seiner Hand, die noch auf uns gekommen sind[1]; hat er doch selbst in einer Federzeichnung seine nächtlichen anatomischen Studien verewigt: auf der Universität Oxford befindet sich das berühmte Blatt,[2] das einen auf dem Secirtisch liegenden Leichnam darstellt, in dessen geöffnete Brust die brennende Fackel gesteckt ist; zwei Männer sind in angelegentliche Betrachtung des so beleuchteten Leichnams versunken; der eine demonstrirt, der andere scheint zuzuhören; im ersteren wird man mit Recht einen Arzt erblicken, vielleicht jenen Realdo Colombo, den Condivi[3]) mit Michelangelo eng befreundet seyn läßt, in letzterem Michelangelo selbst. Condivi erzählt überdies, durch

1) Cfr. Gotti l. c. II, p. 168 ff. 233 ff.

2) Gotti l. c. p. 233. Seroux d'Agincourt, Denkmäler der Malerei Tafel 177.

3) Woodburn denkt an Michelangelo's Freund Antonio della Torre. Gotti, l. c. II p. 233. Abbildung bei Seroux d'Agincourt Denkmäler der Malerei Tafel 178.

die stete Beschäftigung mit den Leichnamen habe sich Michelangelo den Magen derart verdorben, daß ihm Trinken und Essen nicht mehr schmeckte.

In solchen Studien lebte er. Er war nicht gesonnen, noch einmal zum Pinsel zu greifen, sondern er sah als seinen Beruf an, die menschliche Gestalt plastisch nachzubilden, dem Marmor das warme Lebensblut einzugießen, durch den Klang seines Meißels Leben in ihm zu wecken. Aber die Themate, die seinem Pinsel zugedacht waren, brachen seinen Widerstand und nahmen ihn bald ganz gefangen. Das jüngste Gericht, den Sturz der gefallenen Engel sollte er darstellen: es wäre eine Entsagung gewesen, deren seine künstlerische Natur nicht fähig war, diese Gelegenheit von sich zu weisen, seine Meisterschaft in Nachbildung des menschlichen Körpers zu zeigen und zu üben. Kein Thema gab seiner künstlerischen Lust so freien Spielraum, keines so reichen Anlaß zur Schaustellung des menschlichen Leibes in allen möglichen Haltungen und Bewegungen, zur Schaustellung der errungenen Fertigkeit, künstlerisch sich aller seiner Lebensäußerungen zu bemächtigen. Betrachten wir nun noch einmal unter diesem Gesichtspunkte unser Gemälde und es wird uns ein helles Licht aufgehen über die wahre Absicht des Meisters. All sein künstlerisches Wirken gilt dem menschlichen Körper; es ist, als ob er keine Stellung, keine Bewegung, kein Verhalten, keine Lage, keine Thätigkeit desselben habe übrig lassen wollen, die nicht auf seinem Bilde naturwahr, mehr als naturwahr dargestellt wäre. Sein Schwelgen im Nachbilden des Körpers verleitete ihn dazu, entgegen aller christlichen Tradition die Menschenkörper völlig zu entkleiden, denn nur am entkleideten konnte er dessen ganzes Leben, dessen höchste Gewaltigkeit und Thätigkeit bloslegen, — verleitete ihn dazu, den Sturz der Verdammten aus dem zweiten projektirten Bild des Engelssturzes ins Gerichtsbild herüberzunehmen, als willkommenen Anlaß zur Darstellung neuer, interessanter Körpermotive, — verleitete ihn, nicht einmal mit Wiedergabe des natürlichen

Körpers sich zu begnügen, sondern eine Art Idealkörper mit gesteigerten Maßen und Verhältnissen zu erfinden. Wir müssen daher den Worten Rio's Berechtigung zuerkennen, wenn er sagt, der Cult des Nackten, dessen Apostel und Hohepriester er zu gleicher Zeit gewesen, habe unter ihm bereits begonnen, in Superstition auszuarten und in eine neue Phase einzutreten, in die der Monstruositäten.[1])

Nicht aus unchristlichem Sinn und in irreligiöser Absicht, sondern überwältigt und fortgerissen vom Drang seines Genie's und seiner wilden Natur, kam Michelangelo so ganz ab von der christlichen Tradition und von den kirchlichen Anforderungen an ein Gerichtsbild. Nun ist uns das Verständniß des sixtinischen Gerichtsbildes erst ganz erschlossen. Nun ist auch motivirt, warum wir seinem Bild eine tragische Bedeutung zuschrieben; im titanenhaften Voranstürmen dahin, wohin ihn seine schaffensgewaltige Natur lockte, eilte er über alle Grundsätze religiöser Malerei hinweg und trug viel dazu bei, daß man in der Künstlerwelt dieselben immer mehr nur wie lästige Fesseln ansah. Die Größe bleibt seinem Werke gewahrt — wer wollte sie ihm abstreiten? — aber es ist eine verirrte Größe.

Empfand die Mitwelt Michelangelo's diesen Widerstreit in seinem Gerichtsbild, den Antagonismus zwischen dem künstlerischen und religiösen Princip? Nach allem, was wir wissen, nicht. Michelangelo war der Interpret und Vorkämpfer von Ideen, die damals in der Luft lagen und die sein Bild gewissermaßen mit dem Mal des Geistes jener Zeit bezeichneten. Darum war er der Bewunderung seiner Zeit sicher. Condivi, Vasari, Varchi sind die Anführer und Dolmetscher jener Schaaren von Bewunderern, die ganz überwältigt von der dämonischen Uebermächtigkeit und Urgewaltigkeit des Bildes es als das Höchste priesen, was je auf Erden geschaffen worden. Das Volk wird wohl nicht

1) L. c. p. 397.

ermangelt haben, das Unstatthafte des Bildes an hl. Stätte zu fühlen, und wird fremdartig und seltsam berührt vor demselben gestanden seyn, aber von seinen Aeußerungen ist nichts auf uns gekommen. Doch haben wir aus jenen Zeiten zwei Tadelsvota gegen das Gemälde. Das eine ist eingekleidet in eine Anekdote und stammt von einem Manne, der der neueren Kunstbewegung vielleicht ganz fernstand und sich einfach die Frage stellte: paßt das Bild zu dem Zwecke, zu welchem es bestimmt ist, als Altarbild für die Kapelle des Oberhauptes der Kirche? Es ist der Ceremonienmeister des Papstes, Biaggio da Cesena, der auf die Frage, wie ihm das Bild gefalle, die Antwort gab, es scheine ihm überaus unehrbar wegen der vielen Nuditäten und würde nach seiner Ansicht besser in eine Kneipe passen, als in eine Kapelle.[1] Zur Replik auf diese drastische Antwort beehrte Michelangelo den schlangenumwundenen Höllenrichter Minos mit dem photographisch getreuen Antlitz des armen Ceremonienmeisters.[2] Die Anekdote entbehrt nicht allen Interesse's; wir glauben, daß Michelangelo's Strafantwort aus einem wirklich beleidigten Herzen kam, daß er es schmerzlich empfand, einer Verunehrung des Heiligen angeklagt zu werden, denn in der Tendenz lag ihm das sicher fern; eine Künstlernatur wie die seinige mochte es unbegreiflich finden, daß jemand nicht wenigstens zur künstlerischen Freude an dieser mit Virtuosität dargestellten Körperwelt sich sollte erschwingen können. Das andere Votum stammt von dem enfant terrible jener Zeiten, von Aretin. In einem Brief, den er im November 1545 an Michelangelo sandte, sagt er ihm folgende herben

---

1) Gotti l. c. I. 370. Vasari l. c. tom. XII p. 221.

2) Bekannt ist die Antwort, die der Papst dem Klage führenden Ceremonienmeister gegeben haben soll: Hätte er dich ins Fegfeuer versetzt, so würde ich alles thun, um dich zu erlösen; da er dich aber in die Hölle versetzt hat, so kommst du vergebens zu mir — quia ex infernis nulla est redemptio.

Worte: „Mein Herr! Nachdem ich nun die ganze Composition Eures jüngsten Gerichts gesehen habe, erkenne ich darin, was die Schönheit der Composition anlangt, die berühmte Grazie Rafaels wieder; als ein Christ aber, der die hl. Taufe empfing, schäme ich mich der zügellosen Freiheit, mit der Euer Geist die Darstellung dessen gewagt hat, was das Endziel aller unserer gläubigen Gefühle bildet. Dieser Michelangelo also, so gewaltig durch seinen Ruhm, so berühmt durch seinen Geist, dieser Michelangelo, den wir alle bewundern, hat den Leuten zeigen wollen, daß ihm in ebenso hohem Grade Frömmigkeit und Religion abgehen, als er in seiner Kunst vollendet dasteht ... Ihr, der Ihr ein Christ seid, ordnet den Glauben so sehr der Kunst unter, daß Ihr bei den Martyrern und hl. Jungfrauen die Verletzung der Schamhaftigkeit zu einem Schauspiel arrangirt habt, das man in übelberüchtigten Häusern selbst nur mit halb abgewandtem Blick zu betrachten wagt. In ein üppiges Badezimmer, nicht in den Chor der höchsten Kapelle durfte solches gemalt werden u. s. f." [1]) Der Charakter dieses Mannes, des Schmeichlerkönigs und Königschmeichlers, des feilen, frechen, geld- und lobgierigen Literaten niederer Sorte von ätzendem scharfen Geist und gemeiner Gesinnung, läßt an eine wahre sittliche Entrüstung in seiner Brust nicht denken und nimmt dem Votum viel von seinem Werth. Jener Brief ist diktirt von höchlichst beleidigter Eitelkeit, weil Michelangelo einen Entwurf zum jüngsten Gericht, den Aretin in einem andern Briefe ihm in Vorschlag zu bringen sich erkühnt hatte und der ganz mit Allegorien durchschwängert ist, einfach ad acta legte, und weil er allein unter den großen Männern jener Zeit stark und groß genug war, Aretin's

---

1) Bei Gaye, Carteggio inedito d'artisti tom. II. p. 233. Gotti, l. c. p. 268. Grimm, Leben Michelangelo's II. 401 ff. Ueber Aretin vgl. Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien (3. Aufl. von Geiger, Leipzig 1877) Bd. I. S. 190 ff.

Feder zu verachten. Aber der Vorwurf, den Aretin in obigem Briefe erhebt, scheint uns doch einiger Beachtung werth, eben weil er nicht wohl aus seinem Herzen stammen kann; es wäre ganz Aretin's Taktik, wenn er hier, wo er persönlich eine sittliche Entrüstung nicht empfand, jene als schneidige Waffe gegen Michelangelo gekehrt hätte, die in manchen Kreisen gegen das Altarbild sich aussprach. Wie dem auch sei, sowohl dem Urtheil Biaggio's und Aretin's, als auch dem bald nach Vollendung des Bildes gemachten Versuch, das Aergerniß der Nuditäten durch Aufmalung von Gewandstücken etwas zu dämpfen, wird man viele Berechtigung zuerkennen müssen. Vom künstlerischen Standpunkt kann man ja wohl zugeben, daß die Malerei dadurch beschädigt, in ihrer Farbenwirkung gänzlich alterirt wurde; vom kirchlichen Standpunkte erschien jene Uebermalung als die mindeste Forderung der Decenz. Wenn Riegel [1]) zugesteht, daß das Gemälde „an der Wand der Capella Sistina, wo der Altar steht, an welchem das Oberhaupt der katholischen Kirche celebrirt, seine geeignete Stelle nicht habe", aber meint, „es wäre schicklicher gewesen, man hätte den kirchlichen Gebrauch der Kapelle lieber aufgeben sollen, ehe man mit frecher Hand eines der größten Werke menschlicher Kunst entweihte", so ist letzteres Urtheil über ein Vorgehen, das doch nur die Hebung eines Aergernisses bezweckte, sehr hart und die ihm vorausgeschickte Forderung doch ziemlich stark.

Wir halten es nicht für unnöthig, am Schlusse dieser Betrachtung Einen Punkt noch besonders zu betonen. Michelangelo hat, wie wir sagten, nicht aus Grundsatz und Absicht, sondern in der Leidenschaft, sozusagen im Affekt sich gegen Glauben und Religiosität verfehlt in der Ausführung seines Thema's. Er ist sehr zu unterscheiden von jenen, die aus Grundsatz, aus Frivolität, aus irreligiöser Gesinnung das Heilige in den Staub ziehen und geflissentlich entehren, die

---

1) L. c. S. 139.

den sinnlichen Lüsten fröhnen, die Kunst zur Buhldirne herabwürdigen und in lasciver Absicht das Fleisch um des Fleisches willen malen. Er ist überhaupt kein Materialist und kein Naturalist im gewöhnlichen Sinne; er ist weit eher ein Idealist zu nennen: er idealisirt den Körper ins Gewaltige und Grandiose; er ist nicht Fleischesmaler, sondern eher Knochen- und Muskelmaler, d. h. er will nicht die sinnlichen und fleischlichen Reize des Körpers darstellen und zur Schau stellen, sondern die Kraft des Leibes, das Leben, das ihn durchströmt, die Thätigkeit und Bewegung, die ihn durchzuckt und straff spannt. Sein Name gehört nicht in die gemeine Klasse der Nuditäten- und Fleischesmaler; er würde jene, die das herrliche Werk des menschlichen Körpers zur Weckung elender und schlechter Begierden mißbrauchen, in tiefster Seele verachtet haben. Er fiel und fehlte — aber er fiel, das Auge nach oben gerichtet. Darin liegt seine Größe im Fall. —

Wir dürfen vielleicht hoffen, mit diesen Zeilen ein Weniges beigetragen zu haben zum richtigen Verständniß des sixtinischen Gerichtes. Beim ersten Anblick desselben findet man sich schwer zurecht und hat Mühe, sich ein klares Urtheil zu bilden; man steht in Gefahr, entweder zu Concessionen verleitet zu werden, die gegen den Geist religiöser Malerei sich verstoßen, oder ungerecht zu werden gegen die Größe oder die Absicht Michelangelo's; nach unserer Erklärung möchte beides zu vermeiden seyn.

Die Jahrhunderte haben den gewaltigen Eindruck, den das Kunstwerk in seiner ersten Frische machte, sehr gedämpft und einen dunkeln, verdüsternden Schleier von Ruß und Staub über dasselbe gebreitet. Doppelt schaurig und doppelt tragisch erscheint es nun dem Auge des christlichen Beschauers. Das Bild des Meisters tritt vor seine Seele, mit den herben, wie in Erz gehauenen Zügen, mit seinem faltenreichen, düstern Antlitz. Voll Wehmuth gedenkt man seines Strebens nach dem Höchsten, das nur deßwegen verfehlt war, weil er das

Höchste ganz aus eigener Kraft schaffen wollte; man meint vor diesem Riesenwerk seines Lebens ihn seufzen und jene bangen Herzensklagen ausstoßen zu hören, die er mit seiner Liedergabe zu Sonetten zusammenwob; man begreift, wie er so sehr Meister seyn konnte in Schilderung der Trauer, in bangen und schaurigen Tönen; viel von dem, was er malte, lag ihm tief in der Seele, die auf den Irrwegen, auf welche sein feuriger Geist sie fortriß, keine Ruhe finden konnte, und tief ergriffen gedenkt man jener Worte, die er einst an seine Freundin Vittoria Colonna richtete:

Bald auf dem rechten Fuß, bald auf dem linken,
Bald steigend, bald ermüdet zum Versinken,
Hintaumelnd rathlos zwischen Gut und Böse
Such' ich, was meiner Seele Zweifel löse;
Denn wem Gewölk verhüllt des Himmels Weiten,
Wie können den des Himmels Sterne leiten? —

Prof. Keppler.

LX.

Von Rom nach Assisi und Portiuncula.

(Fortsetzung.)

In der Stiftung des dritten Ordens (1221) offenbarte sich so recht der seraphische Geist des hl. Franz. Die späteren Traditionen erzählen verschiedene Anlässe zu dessen Gründung; der innerste Grund lag in der Seele des Heiligen selbst und in dem Geiste seines Ordens, dem die Liebe, Armuth im Geiste, Demuth das Höchste war, die äußere Regel

erst in zweiter Linie stand. Durch den dritten Orden sollte auch den Weltleuten der Weg gezeigt und ein Sporn gegeben werden, das Leben der Vollkommenheit in ihrem Berufe zu leben. Allen katholischen Christen steht er offen, und sie nehmen so Antheil an allen geistlichen und leiblichen Gütern der seraphischen Brüder. Doch erst müssen sie alles unrechtmäßig erworbene Gut zurückgeben, mit allen ihren Feinden sich aussöhnen, versprechen, Gottes und der Kirche Gebote zu halten; bei Ehefrauen wird noch die Einwilligung der Ehemänner gefordert. Die Mitglieder sollen einfach leben, allen Aufwand meiden, alle öffentlichen Belustigungen fliehen. Gebete, fromme Uebungen, Fasten sind nicht sowohl befohlen als empfohlen, mit steter Berücksichtigung der Leibes-Nothdurft und Lebensverhältnisse. Waffen sollen sie nur tragen zur Vertheidigung der Kirche und des Vaterlandes. Wir begreifen, wie wichtig dieser Paragraph der Regel war, da er bei den nur selten unterbrochenen Fehden ein Element des Friedens und der Civilisation werden mußte. Drei Monate nach ihrem Eintritte sollen sie ihr Testament machen, um jedem Streite über das Erbe vorzubeugen, dem gehässigsten von allen, der am meisten die Seelen vergiftet.

Es ist eine wunderbare Institution, jene des dritten Ordens, wie wir sie denn auch bei Dominikus und andern Orden wieder finden. „Es lag darin", meint der Geh. Kirchenrath und Professor der Theologie zu Jena, C. Hase, „eine Erhebung über das Mönchthum!" Nein, das war es am allerwenigsten. Es war vielmehr so recht das Mönchthum selbst, sein innerstes Wesen und Leben, das sich den Mitgliedern des dritten Ordens mittheilte, in sie überging, sie beseelte und in ihnen Früchte trieb der Entsagung und Weltverachtung, der Gottes- und Nächstenliebe, des Friedens und der Eintracht, der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, der standesmäßigen Keuschheit. Er hat darum jedes Haus zu einem Ordenshause, jede Stube im Palast des Fürsten wie in der Hütte des Aermsten zur Zelle, die Welt zum Kloster

umgewandelt und eine allgemeine Verbrüderung geschaffen, in welcher der Vasall seinem Lehensherrn, der Unterthan dem Könige, der niedrigste Christ dem Papste als seinem Bruder die Hand reichte.

Gewiß hatte der Heilige in seiner Einfalt die politische Tragweite dieser Institution nicht berechnet. Sie war aber auch in der That unübersehbar, und selbst uns nach den Erfahrungen der Geschichte, wie wir sie nun haben, dürfte es schwer seyn, ihr ganz gerecht zu werden. Könige, wie Ludwig von Frankreich, Bela IV. von Ungarn, Karl II. und Robert von Sicilien, die hl. Elisabeth trugen unter ihrem Fürstengewande das Kleid des Ordens; Dante gehörte ihm an und fand darum sein Grab bei den mindern Brüdern in Ravenna; Columbus war dessen Mitglied und fand beim Orden Schutz und Förderung. Wetteifernd drängte sich das Volk herbei, um so Trost, Kraft, Pflege zu finden für seine Seele und auch Sicherheit gegenüber dem weltlichen Drucke, den der Einzelne so oft von Seite der Feudalherren erfahren mußte. Denn der Orden trat für ihn ein, vertheidigte seine Freiheit, vertrat seine Rechte, gab Ausdruck seinen Klagen. Selbst Hase kann darum nicht umhin, zu gestehen: „Es liegt im dritten Orden etwas von der Zukunft des dritten Standes, selbst darin, daß der Orden einen Unterschied der Stände nicht anerkannte.“ [1]) Nicht umsonst hat sie Gregor IX., dieser heroische Greis, die „neuen Makkabäer“ genannt. Sie kämpften für die Seelen, darum für die Freiheit, für die Kirche, für das Papstthum. Darum nannte der Florentiner Chronist Giovanni Villani die welfischen papsttreuen Städte Florenz und Mailand „rocca ferma e stabile della libertà d'Italia.“ Nicht Empörung war es,

1) Franz von Assisi. Ein Heiligenbild. Leipzig, 1856, S. 68. Der Verfasser hat das Verdienst, ganz im Gegensatze zu seinen Glaubensgenossen das menschlich Schöne, sittlich und religiös Erhebende dieses Lebens offen auszusprechen.

was sie gegen Barbarossa und Friedrich II. trieb; im ehrlichen und ernsten Kampfe, sagt C. Witte,[1]) waren sie ihnen gegenübergestanden, wie die treuen und gehorsamen Stände eines Reiches unerschütterlich einem Fürsten widerstehen, der das alte, wohlgegründete Recht umzustoßen trachtet.

Die erste und Hauptregel ist äußerst kurz, aber inhaltschwer. Sie beginnt: „Die Regel der minderen Brüder besteht darin, dem Evangelium zu folgen durch ein Leben im Gehorsam ohne Eigenthum und in Keuschheit.“ Ihre Obern sollen Diener heißen (minister), Einer dem Andern an Demuth zuvorkommen. Wer ein Handwerk kann, soll es ausüben, um sein Brod zu verdienen;[2]) wer nicht, möge Almosen heischen, aber kein Geld. Auch der Orden soll, im Gegensatz zu den früheren großen Stiftungen St. Benedikts und seiner Nachkommen, kein Eigenthum besitzen. Den Armen, Kranken, Aussätzigen soll ihre vorzüglichste Sorge gewidmet seyn. Sie sollen durch die Welt gehen ohne zu rechten mit Jemanden noch zu streiten mit Worten, noch Andere richten; sondern in Milde, Sanftmuth, Friedfertigkeit, Bescheidenheit und Demuth mit Allen verkehren. Sie sollen fasten zu bestimmten Zeiten, doch nicht zum Schaden ihrer Gesundheit. Wenn sie in ein Haus treten, sollen sie Frieden diesem Hause wünschen, und von Allem genießen, was ihnen vorgesetzt wird. Sie sollen ein armes Gewand tragen, aber jene nicht verachten, die weiche Kleider haben. Barfüßig

---

1) Danteforschungen I. S. 4.

2) Das 97. Kap. der „Vita secunda“ des Thomas von Celano schildert die Arbeitsamkeit des hl. Franciscus und seinen Wunsch, daß Alle arbeiten, und Jene, welche kein Handwerk können, ein solches lernen. Also keine Verherrlichung des müssigen Bettels, wie kurzsichtige Freunde und böswillige Feinde des seraphischen Ordens behaupten. Das aber war der Grundgedanke der Stiftung: Was die Brüder empfangen und was sie geben, soll aus Liebe empfangen und gegeben werden, nicht als eine Pflicht der Gerechtigkeit.

sollen sie gehen, doch soll Schuhe haben, wer deren bedürftig ist. Sie sollen nicht predigen ohne Erlaubniß des Bischofs und Ordensoberen; ihre Predigt sei demüthig und kurz, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters einflößend. Ein erwählter General leitet den ganzen Orden, ihm sind die Provinciale, diesen die Quardiane der Convente unterstellt. Alle werden ernannt durch freie Wahl und nur für eine bestimmte Zeit.

Diese letzte Bestimmung unterscheidet die Verfassung der neuen Stiftung durchaus von jener der älteren Orden und leitet eine neue Epoche in der Geschichte des Mönchthums ein. Dort ist es der Abt, der paterfamilias, der den Gelobenden als Sohn in sein Haus aufnimmt, der darum auch nur in diesem Hause Rechte und Pflichten hat; hier ist das Kloster die ganze Welt. Dort ist der Obere selbstherrlich und auf Lebenszeit, hier ist er dem Rathe der Abgeordneten verpflichtet und hat zur Uebung der Demuth, zur Verhütung von Stockungen in der Leitung des Ganzen im Falle unglücklicher Wahl oder bei Altersschwäche, Siechthum u. s. f. nach Ablauf einer bestimmten Periode wieder in die Reihen der untergebenen Brüder zurückzutreten.[1]) Dort sind die einzelnen Abteien gar nicht oder nur lose mit einander verbunden, hier verknüpft das Band des Gehorsams alle Brüder durch die Local- und Provincialobern im General zu einer enge geschlossenen und zweckmäßig organisirten Körperschaft. Dort verbreiten von ihrer Ansiedlung aus die Mönche ringsum wie von einer Stätte des himmlischen Lichtes und Friedens in langer mühevoller Arbeit ihre Segnungen, trocknend die Sümpfe, rodend die Wälder, sittigend die Geister. Hier

1) Salimbene (de Praelato p. 407) sagt, die Erhaltung des Ordens hänge ab vom Wechsel der Obern; diese würden leicht übermüthig ohne denselben. (Ne nimis insolescant, si diu praefuerint, qui, quia quousque vivant, durant et non deponuntur, vilificant subditos suos, et tantum reputant eos quantum quintam rotam plaustri.)

gewinnt der Orden jene Beweglichkeit und Elasticität, die ihn befähigt, in alle Länder und Lebenskreise einzubringen und gleich einer leichten Truppe dem Feinde überall entgegen zu gehen, vertrieben, verfolgt, gemartert, immer wieder mit ungebrochenem Muthe zu kommen und aus dem uralten ehrwürdigen Stamme stets neue Wurzelsprossen zu treiben.

Zwei und zwei[1]) sollen sie hinausgehen zu predigen in Demuth und Bescheidenheit, stillschweigend betend vom Tagesanbruch bis zur Terz. Keine eitlen und unnützen Worte sollen sie unter sich reden, eingezogen seyn und demüthig auf dem Wege, als wären sie in einsamer Zelle; denn wo wir sind, tragen wir unsere Zelle, den Leib, mit uns, in welcher die Seele wie ein Einsiedler wohnt. Ist sie nicht einsam, dann ist auch die äußere Einsamkeit nichts nütze. So sollen sie vor den Menschen erscheinen, daß Alle, welche sie sehen, sich an ihnen erbauen und Gott loben. Allen sollen sie Frieden verkünden, sie selbst ihn aber nicht bloß auf den Lippen tragen, sondern im Herzen. Durch ihre Sanftmuth sollen sie Alle zum Frieden, zur Eintracht, zum Wohlwollen bewegen.

Wir kennen die politischen und socialen Zustände Italiens zu jener Zeit; Dante hat sie mit Meisterhand geschildert:

Ahi serva Italia, di dolore ostello,
  Nave senza nocchiere in gran tempesta,
  Non donna di provincie, ma bordello! . . .

Ed ora in te non stanno senza guerra
  Li vivi tuoi, e l'un l'altro si rode
  Di quei che un muro ed una fossa serra.

Cerca, misera, intorno dalle prode
  Le tue marine, e poi ti guarda in seno,
  Se alcuna parte in te di pace gode.[2])

---

1) Dante Infern. XXIII, 1. L'un dinanzi e l'altro dopo Come i frati minor vanno per via.

2) Purgator. VI. 76.
Weh' dir Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
  Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
  Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze! ...

In diese durch blutige Parteikämpfe zerrissene Welt tritt Franziskus; er hat nur einen Gedanken, einen Ruf, eine Predigt: Friede, Friede! Die Maler haben wohlgethan, ihn mit dem Lamm abzubilden; das ist sein Bild.

Nichts bezeichnet diesen seraphischen Geist so sehr, als die Fioretti (Blümlein), die Blüthensammlung wunderlieblicher Erzählungen aus dem Leben des hl. Franziskus und seiner Gefährten, vom Hauche hoher Poesie und Andacht durchzogen. Wahrheit und Dichtung, so möchte man ihren Inhalt bezeichnen. Wo St. Franziskus einherging, wand sich wie ein üppiger Epheu die Legende um sein Bild. Wir besitzen ihn auch ohne diese, aber in der frommen Sage hat das Volk seine innige Liebe und Verehrung zu dem Heiligen ausgesprochen, wirkt dessen Geist fort, sein frommer, reiner, kindlicher Geist, der darum dieses „Blüthengärtlein" auch zum Muster des edlen italienischen Idioms gemacht hat. Und alles concentrirt sich in dem Gedanken der rettenden, demüthigen, verzeihenden Liebe — der dem zur Rache geneigten italienischen Volke nie innig und warm genug an's Herz gelegt werden konnte.

Einmal zur Winterszeit, heißt es im achten Kapitel, ging der heilige Franziskus in Begleitung des Bruders Leo von Perugia nach Santa Maria degli Angeli, und als die strenge Kälte ihn sehr quälte, rief er dem vorausgegangenen Bruder Leo und sagte ihm: „Bruder Leo, sollte es Gott gefallen, daß die mindern Brüder in allen Landen ein großes Beispiel von Heiligkeit und auferbaulichem Wandel geben, so schreibe nichts desto weniger nieder und merke mit allem

---

Und jetzt sind ohne Krieg nicht die Lebend'gen
 In dir, und es bekämpfen sich einander,
 Die eine Mauer einschließt und ein Graben.

Such', Jammervolle, ringsum an den Küsten
 All' deiner Meere, und schau dir dann in's Inn're,
 Ob eine Stätt' in dir sich freut des Friedens.

Fleiße an, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit ist." Und eine Strecke weiter gehend, rief er ihn abermals und sprach: „O Bruder Leo, wenn auch der mindere Bruder die Blinden sehend, die Lahmen gehend machte, Teufel austriebe, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wieder gäbe; ja wenn er seit vier Tagen Gestorbene erweckte — schreibe, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit ist." Und wieder weiter gehend rief er laut: „O Bruder Leo, wenn der mindere Bruder alle Sprachen wüßte und alle Wissenschaften und die ganze Schrift, so daß er prophezeite und nicht nur zukünftige Dinge, sondern auch die verborgensten Geheimnisse der Herzen und Gewissen erkennte, schreibe, daß darin keine vollkommene Freudigkeit ist." Und abermals eine Strecke weiter gehend rief er wiederum laut: „O Bruder Leo, Schäflein Gottes, wenn auch der mindere Bruder mit Engelszungen redete und den Lauf der Gestirne kennte und die geheimen Kräfte der Pflanzen, und alle Schätze der Erde lägen vor seinem Blicke offen, und er wüßte die Kräfte der Vögel, der Fische, aller Thiere und der Menschen und der Bäume und der Gesteine und der Wurzeln und der Gewässer — schreibe, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit ist." Und er ging wieder voran und rief laut: „O Bruder Leo, und wenn der mindere Bruder so zu predigen wüßte, daß er alle Ungläubigen zum Glauben Christi bekehrte, schreibe, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit sei." Und nachdem sie also redend wohl zwei Meilen weit gegangen waren, fragte ihn Bruder Leo mit großer Verwunderung und sprach: „Vater, ich bitte dich um Gottes willen, daß du mir nun auch sagest, worin denn vollkommene Freudigkeit sei?"

Und St. Franziskus antwortete ihm: „Wenn wir nun nach Sta. Maria degli Angeli kommen, vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, mit Koth bedeckt und vom Hunger geplagt, und wir dann an der Klosterpforte klopfen und der Pförtner unwillig heraus ruft: was wollt ihr? und wir antworten: wir sind zwei von eueren Brüdern; und jener

spricht: ihr lügt, ihr seid zwei Schurken, welche die Welt betrügen und das Almosen der Armen stehlen, fort mit euch, hier wird euch nicht aufgethan! und er uns dann draußen stehen läßt im Regen, Schnee, Hunger, Kälte bis zur Nacht; wenn wir dann solche Schmach, solch' hartherziges Abweisen geduldig ertragen ohne Zorn und ohne Murren und demüthig und liebevoll bedenken, daß dieser Bruder Pförtner uns erkannt hat, und daß Gott ihn so gegen uns reden läßt, o Bruder Leo, schreibe, daß dieses die vollkommene Freudigkeit ist. Und wenn wir beharren im Anklopfen und der Andere zornig herauskommt und uns wie freche Gesellen mit Schimpf und Schlägen fortjagt und ruft: packt euch, ihr elenden Buben, geht in's Spital, hier findet ihr nicht Herberge und Pflege; wenn wir dieß mit Geduld und Liebe ertragen, o Bruder Leo, schreibe: daß darin vollkommene Freudigkeit ist. Und wenn wir, von der Nacht, von Hunger und Kälte gedrängt, noch einmal anklopfen und um der Liebe Gottes willen mit Thränen um Einlaß flehen und Jener noch mehr ergrimmt uns zuruft: das sind wahrlich zudringliche Bursche, wart' ich werde sie nach Verdienst traktiren! und stürzt nun heraus mit einem Knotenstock und faßt uns bei der Kapuze und wirft uns nieder und wälzt uns im Schnee und schlägt uns wund mit allen Knoten seines Stockes; wenn wir dieß Alles mit Geduld ertragen und an die Leiden des gebenedeiten Herrn Jesu denken, die wir in Liebe mit ihm theilen sollen, o Bruder Leo, schreibe: daß darin vollkommene Freudigkeit ist. Und nun, Bruder Leo, merke den Schluß: Ueber allen Gnaden und Gaben des heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden verheißen, steht sich selbst überwinden und um Christi Leiden willen Schimpf, Leid und Unbill dulden; denn aller andern Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, da sie nicht unser sind, sondern von Gott. Deßhalb der Apostel sagt: Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Und wenn du's von ihm hast, was rühmst du dich, als sei es dein eigen? In dem Kreuze der Anfechtung und

Trübsal allein dürfen wir uns rühmen, wie der Apostel sagt: Ich rühme mich nicht, außer in dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi."

Es ist ein großartiges Bild, das uns die Geschichte bietet, Antonius von Padua vor dem schrecklichen Tyrannen Ezzelino aus dem Hause der Romani, kaiserlicher Reichsvicar in der Trevisaner Mark und Friedrich's II. Eidam, der arme, waffenlose, ohnmächtige Mönch gegenüber dem Manne, vor dem der Schrecken einherging. Hätten die Franziskaner nur dieses Eine aufzuweisen, sie hätten Grund genug, von der Nachwelt den Zoll der Dankbarkeit zu fordern im Namen der Humanität, der Menschenwürde und des Volkswohles. Eilftausend Bürger hatte „der Schreckliche" in Padua hinrichten lassen. Da sucht ihn Antonius in Verona auf, geht hinein in seinen Palast mitten durch die Reihen seiner Gewaffneten und ruft ihm zu: „Grausamer Tyrann, wüthender Hund, schon schwebt das schreckliche Gericht Gottes über deinem Haupte. Wie lange willst du noch fortfahren, unschuldiges Blut zu vergießen?" [1]) Und Vieles fügte er dem noch bei. Mit jedem Augenblicke erwarteten seine erstaunten Trabanten den Befehl, ihn in Stücke zu hauen; doch Ezzelino ward ergriffen von dem Geiste, der aus dem wehrlosen Mönche sprach; er fiel vor ihm auf die Kniee nieder und bekannte seine Schuld. Es war keine gründliche Bekehrung; aber von dem Tage an fürchtete er Antonius mehr als alle Schaaren der Welfen. Ein schreckliches Gericht hat nachher ihn und seinen Bruder Alberich ereilt.

Italien genügte dem Seeleneifer der Jünger des Heiligen nicht. Schon im dreizehnten Jahrhundert sehen wir sie in den Steppen der Tatarei, im hohen Norden, im fernen Süden

---

1) Imminet cervicibus tuis, tyranne saevissime et rabide canis, horrenda sententia Dei. Quousque non temperabis tibi a fundendo insontum hominum sanguine? Rolandini, de factis in Marchia Trevisana ap. Murator. Script. Ital. tom. VIII. p. 202.

als Apostel des Evangeliums, unter den Saracenen in Asien und bald auch in der neuen Welt, nicht um Schätze zu gewinnen, sondern Seelen. Es ist etwas Wunderbares, diese rasche und mächtige Ausbreitung der Söhne des hl. Franz; am Ende des vorigen Jahrhunderts stieg ihre Anzahl auf einmalhundertachtzehntausend; vor der Reformation waren es mehr als zweimalhunderttausend. Und welche rastlose Thätigkeit unter ihnen! Sie lehren den Katechismus den Kindern, und sie sehen zu den Füßen ihrer Lehrstühle die Blüthe der Christenheit, die sie einführen in die Tiefen philosophischer und theologischer Speculation. Sie pflegen in stiller Zelle das mystische Leben, und eilen hinaus auf ihre Missionen bis an die Grenzen der Erde. Sie hören das Sündenbekenntniß des Armen in seiner Hütte, und verkünden Gottes Gerichte vor Königen und Fürsten, Kaiser und Papst. Sie sind einfältig mit den Unmündigen und Schwachen, und sie sind es, die einem Columbus die Wege bahnen zu seiner Entdeckung. Und der Hebel für alle diese gewaltigen Wirkungen war die aus heiliger Gottesliebe gewählte Armuth.

Prima peregrinos obscoena pecunia mores Intulit et turpi fregerunt saecula luxu Divitiae molles, klagt der römische Patriot. Es mag seyn, die Regel, wie sie Franz mit seinen ersten Schülern befolgte, war nicht unmenschlich, wie sie heute noch Manchem dünken möchte, aber übermenschlich, wenn wir bloß mit dem Durchschnittsmenschen rechnen. Franziskusnaturen sind eine Ausnahme. Darum gestattete die Kirche, daß Milderungen eintraten; denn ihr Blick ist weit und groß und umfaßt die Jahrtausende; aber das Wesen, die Entsagung auf allen Besitz ist geblieben, selbst bei Jenen, bei welchen die Kirche im Hinblick auf die menschliche Schwäche und ihre besonderen Lebensverhältnisse die ganze Strenge der Regel nicht in Anwendung gebracht wissen wollte, wie dieß von Seite der Observanten, Reformaten und Kapuziner geschah. Jeder religiöse Gedanke, auch der idealste, soll durchgeführt werden von Menschen;

darum trägt er in seiner Entwicklung durch die Jahrhunderte auch die Spuren des Menschlichen an sich. Sollen wir uns wundern, daß auch dem seraphischen Orden ein gleiches Schicksal ward, wie jeder von Sterblichen gegründeten Institution auf Erden? Doch die Wurzel ist immer gesund geblieben und hat immerfort Früchte getragen, wenn auch nicht mehr in solcher Fülle wie ehedem. Unser Auge weilt mit Vorliebe auf dem vielhundertjährigen Oelbaume; sein Stamm ist zerrissen, seine Aeste haben die Stürme zum Theil gebrochen. Aber immerfort trägt er noch seine süßen Früchte, auch für die Gegenwart, wenngleich nicht mehr in solcher Fülle, wie ehedem. Und der Landmann blickt dankbar auf zu dem alten treuen Baum. Das ist St. Francisci Orden.

Jene aber, welche dem Orden Abfall von der alten Strenge vorwerfen, würden auch die Beobachtung der möglichst erleichterten Regel als eine unerträgliche Last von sich werfen. —

Ich blickte hinüber nach den Feldern, auf denen vor sechshundert Jahren bei ihren großen Ordensversammlungen die Jünger sich gelagert hatten. Dann bog ich ab vom Wege und stieg den schlängelnden Pfad hinauf, der nach Assisi führt. Von uralten Ulmen ist er umsäumt, an denen in üppiger regelloser Fülle die Rebe sich hinaufwindet, deren schlanke Zweige, von der frischen Bergluft umspielt, sich lockend zum Wanderer niederneigen. Immer schöner wurde die Umgebung, immer weiter die Brust, immer größer die Fernsicht. In tiefer Bläue wölbte sich der südliche Himmel über mir, auf dem reinen Azur traten alle Umrisse der Stadt mit ihrer uralten wundersamen Architektur in scharfer Zeichnung heraus. Nur an den Berghalden, über den dunklen Schatten der Wälder von Steineichen und um die melancholischen Cypressen zogen leichte Nebelstreifen hin, welche, die hellglänzenden Farben der südlichen Beleuchtung mildernd, einen sanften, anmuthenden Ton über die Landschaft gossen. Der erste Eindruck

von Assisi ist fremdartig und überraschend. Es ist ein Stück Mittelalter auf dieser Bergeshöhe, das fast unberührt geblieben vom Sturme der Zeit. Wir finden uns um viele Jahrhunderte zurückversetzt; als wollten sie des Heiligthums schonen, hat der Lauf der Jahrhunderte nur leise Spuren in der äußeren Erscheinung dieser kleinen Stadt — sie zählt gegen viertausend Einwohner — zurückgelassen. Ein neuerer Tourist (Frommel) beklagt es, daß die Landstraße nicht über Assisi führt, und dieses darum so vergessen und verlassen, öde und traurig geblieben ist. Der gute Mann scheint nichts Theureres und Kostbareres für Reisende zu kennen, als theure Hotels mit den kostbaren Höflichkeiten ihrer routinirten Wirthe und das Comfort jener Cultur, die überall das historische Volksthümliche und Naturwüchsige verdrängt. Solche Leute muß man zu Nicolai seligen Andenkens schicken, der unter den dunklen Lorbeergängen von Florenz sich nach den sandigen Ufern der Spree zurücksehnte.

Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm.
Meinem Auge thut sie wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.
Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Brühen,
Ueberlaß' ich gern dem Wind —

läßt J. Kerner Spindelmann sprechen in seiner Recension der Gegend.

Soviele Jahrhunderte hindurch waren die Völker nach Assisi und seinen Heiligthümern gewallt, alle Geister, Jugend, Schönheit, Poesie, Ritter und Mönche, Edle und Knechte zogen huldigend hierher, knieeten unter diesen ehrwürdigen, altersgrauen Hallen an dem Grabe des Aermsten der Armen; die größten Meister jener Zeit wetteiferten, die Stätte, wo sein Leichnam ruht, mit den Schöpfungen ihrer Kunst zu schmücken, und der König der Dichter, Dante, feierte Assisi und seinen Heiligen in einem seiner schönsten Gesänge. Wie

viele Millionen haben hier gebetet, gejubelt und geweint — ihre Stimmen sind verklungen, aber die wehmüthigen klagenden Melodien der Mönche, die vom Chore herab durch die hohen Bogengänge hallen und wie leises Seufzen in den fernen Windungen des weiten Baues ersterben, rufen tausend Erinnerungen in unserer Seele wach.

Nach einer Legende wollte der seraphische Heilige auf der Richtstätte, vom Volke „Colle dell' inferno“ genannt, begraben seyn.[1]) Hatte er doch die Demuth als sein bestes Testament den Seinen hinterlassen wollen.

Ai frati suoi, sì come a giuste erede
Racommandò la sua donna più cara
E commandò che l'amassero a fede;

E del suo grembo l'anima preclara
Mover si volle, tornando al suo regno
Ed al suo corpo non volle altra bara.[2])

Schon ein Jahr nach dem Tode des Heiligen (1226), mitten unter den Kämpfen mit dem Hohenstaufen und selbst aus Rom vertrieben, ließ Gregor IX. den Canonisationsproceß einleiten und sprach ihn heilig am 19. Juli zu Perugia i. J. 1228. Hierauf legte er selbst den Grundstein zu dem erhabenen Heiligthume, zu dessen Aufbau die ganze katholische Welt ihre Gaben steuerte. Meister Jakob, ein Deutscher, war der erste Baumeister;[3]) nach wenigen Jahren, 1230,

1) Diese Sage knüpfte an den Namen des Platzes Collis infernus an, der niedriger lag als jener Theil des Hügels, der von dem Castell gekrönt wurde.

2) Dante l. c. 112.

Empfahl er noch als seinen rechten Erben
Sein vielgeliebtes Weib all' seinen Brüdern,
Gebietend, daß sie's treulich lieben sollen;

Und dessen Schooß entsteigend wollte heimwärts
Zu ihrem Reich die hehre Seele kehren,
Kein' andre Bahre für den Leib verlangend.

3) Der neueste Biograph des Heiligen, Palomes, bestreitet die deutsche Abstammung des Meisters, aber ohne jeden Grund. Ein allen Anforderungen entsprechendes Leben des Heiligen be=

waren die Arbeiten so weit gediehen, daß die Uebertragung des hl. Leibes (25. Mai) statthaben konnte — ein merkwürdiger Gegensatz zu unseren Münstern und Domen, an denen Jahrhunderte bauten, ohne sie auszubauen, ein Beweis der ausgedehnten Wirksamkeit und Macht des seraphischen Ordens; i. J. 1243 wurde Kirche und Kloster von Papst Innocenz IV. eingeweiht. Die Kirche des Sacro Convento ist die erste Kirche Italiens im gothischen Stil. Da der Boden ansteigt, so erhebt sich die Unterkirche noch in Rundbogen, die nur wenig Licht zulassen, über welche die obere, einschiffig mit Querarmen in streng gothischen Formen durchgeführt, sich aufbaut; diese hat hohe, lichtstrahlende Fenster, schlanke Gewölbe mit Sternen besäet. Die Unterkirche ist ein Bild des Büßerlebens, die obere des Himmels. Die schmalen Fenster gestatteten breite Mauerflächen; hier entfaltete nun die von den Formen des Byzantinismus befreite Kunst ihre Meisterschaft. Cimabue malte hier die vier Kirchenväter und Scenen aus dem alten und neuen Testament. Giotto schmückte die obere Kirche mit achtundzwanzig Darstellungen aus dem Leben des Heiligen. Von Dante begeistert, wie Vasari berichtet, schilderte er in der unteren Kirche auf den Gewölbekappen in dreifacher Allegorie die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams. Ergreifend ist besonders das Erste. In ruhiger Majestät steht Christus da, vor ihm Franziskus und eine Jungfrau; der Herr bietet ihre Hand dem Heiligen dar und dieser steckt ihr den Trauring an den Finger. Das Gewand der Braut ist grob und zerrissen, ihre Füße wund, denn sie wandeln über Dornen; aber ihr Haupt ist mit Rosen und Lilien umkränzt, die aus Disteln herauswachsen; die ganze Erscheinung lichtumflossen, um

---

sitzen wir immer noch nicht. Freilich gehören zu dessen Abfassung Eigenschaften, die selten sich vereinigt finden, nüchterne Kritik, Local- und Geschichtskenntniß und ein dem Heiligen sympathisches Gemüth.

ihren Mund schwebt ein heiliger Liebreiz, Engel frohlocken über ihr. An ihrer Seite steht die Hoffnung, in grüne Farbe gekleidet, und in weißer Farbe die Liebe und huldigen ihr, während in einiger Entfernung dagegen zwei Jünglinge ihrer spotten und ein Hund im Begriffe ist, sich auf sie zu stürzen. Der Heilige erscheint noch einmal zur Rechten in dem Augenblicke, da er sich selbst des Gewandes entkleidet, um einen Nackten zu bedecken; zur Linken drei Weltmenschen, darunter Einer, der den Geldsack liebkost, den Geiz, der Andere mit dem Falken auf der Hand die Weltlust, der Dritte mit dem Ausdruck der Betheuerung die Treulosigkeit darstellt. Darüber Gott mit schwebenden Engeln.

Die zweite Allegorie zeigt auf steilem Fels eine Burg mit zinnengekrönten Mauern und Thürmen; am höchsten derselben weht eine weiße Fahne. Am Fenster, uns zugewendet, erblicken wir eine Jungfrau im Gebete; zwei Engel reichen ihr Palme und Spiegel. Rechts vom Beschauer verjagt eine Frauengestalt den blinden Amor; er ist nach Weise der Griechen dargestellt, nur hat er Krallen an Händen und Füßen [1]) und an seinem Gürtel, der den Köcher hält, hat er viele Herzen befestigt. Die Unreinheit mit einem Schweinskopf steht ihm zur Seite und streckt nach einem liebeskrank Aussehenden die Hände aus. Hinter ihren Schultern steht der Tod. Sie werden von der Buße verfolgt, in deren Begleitung sich Diener mit Weihwasser und Kreuz befinden. In der Mitte von dem Fels reinigen zwei Engel einen Sünder, erstere halten das Gewand der Gnade bereit, während von oben herab die Reinheit ihr weißes Panier schwingt und die Tapferkeit einladet, empor zu steigen. Zur Linken steht St. Franziskus, welcher drei Gestalten auffordert, den Fels zu erklimmen. In der letzteren wollen Kenner das Bild Dante's, des Freundes Giotto's, finden, mit dem Strick

1) So hat auch Dante die leidenschaftliche Sinnenliebe dargestellt. Purgator. XIX. 7.

umgürtet. Wahrscheinlich stellt das untere Bild den General des Ordens vor, Giovanni da Muro, der dem Maler dieses Werk übertragen hatte: die dritte ist eine weibliche Figur, vielleicht die hl. Clara. So finden wir denn hier die drei Orden in ihren vorzüglichsten Repräsentanten und im Kampfe um den schönsten Tugendpreis, die Keuschheit, dargestellt.

Die dritte Allegorie zeigt uns eine Loggia mit drei Bogengängen; in dem mittleren legt eine ehrwürdige Gestalt im Mönchsgewand ein Joch auf den vor ihm knieenden Bruder, während er, den Zeigefinger auf dem Munde, Stillschweigen verkündet. Rechts und links unter den anderen Bogengängen erscheint die Klugheit und die Demuth; beide Tugenden sind dem nothwendig, der Vorgesetzter ist. Ihr geht ein Engel vorher und vertreibt einen Menschen, der in Thiergestalt, halb Hund, halb Löwe[1]) endet, und drohend sich gegen die Demuth wendet. Auf der andern Seite neben der Klugheit erscheint ein Mann und ein Weib, die Typen des Ordenslebens, in knieender Stellung. Ueber dem Portikus, zwischen zwei Engeln, erblicken wir den Heiligen stehend mit ausgebreiteten Armen; über ihm ragen zwei Arme vom Himmel herab, welche ihn mit dem Strick umgürten. Auch auf ihm liegt ein Joch. In der Apsis dann ist dessen himmlische Herrlichkeit vor Augen gestellt. Er sitzt, mit weißer Dalmatica angethan, auf einem Thron, von Engeln umgeben; die Einen stoßen in die Posaune, die Andern reichen ihm Palmen. Ueber seinem Throne weht das Kreuzpanier, von sieben Sternen umgeben, darüber ein Seraph.

Was Dante im eilften Gesange des Paradieses gesungen, hat das Genie des Malers in Farbe hier zur Anschauung gebracht.

Noch Anderes hat Giotto gemalt; nach ihm haben

---

1) Auch Dante stellt den Stolz im Bilde des Löwen dar. Inferno. I. 45.

Taddeo Gaddi, Puccio Capanna, seine Schüler, im Geiste des Meisters hier gearbeitet.[1]) Franciskus, Dante, Giotto, Bonaventura — alle vier waren bahnbrechend auf ihrem Gebiete. Jeder von ihnen gehört zu den Gewaltigsten aller Zeiten. Von Dante wollen wir hier nicht sprechen, seine Größe ist unerreicht; und je mehr die Perspektive sich verlängert, in der wir ihn erblicken, desto größer wird er. Giotto streift zuerst mit voller Entschiedenheit die Fesseln ab, welche seit Jahrhunderten auch seiner Kunst Freiheit der Bewegung verschlossen und den Schritt in die Natur gewehrt hatten. Die erhabensten Ideen, die innigsten Empfindungen weiß er mit den einfachsten Mitteln zum vollen Ausdruck zu bringen. Selbst einen gewissen Realismus hat er nicht verschmäht, der aber das Hohe und Heilige seiner Gedanken erst recht hervortreten läßt. Bonaventura ist hinabgestiegen in die Tiefen der katholischen Mystik und Scholastik; Dichter,[2]) Philosoph und Theolog vereinigt er mit der Klarheit und Bestimmtheit seiner Anschauungen, dem Umfange seines Wissens, der Schärfe seines Verstandes jenen Hauch warmer kindlicher Frömmigkeit, das Erbtheil des heiligen Stifters. Unsere Zeit weiß gar nicht, was die Söhne des hl. Franziskus auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur geleistet haben. Das Werk des Fr. Marcellino da Civezza,[3]) der nur gelegentlich und darum unvollständig die Bibliographie des seraphischen Ordens beschreibt, ist eine der schönsten Lobreden desselben.

Noch viele andere Maler und Künstler kamen nach ihm; trotzdem, daß die Ungunst der Zeiten, verheerende Kriege,

---

1) Vgl. G. Fratini M. C., Storia della Basilica del Convento di S. Francesco in Assisi. Prato 1882. Unter älteren Werken: Collis Paradisi amoenitas, seu sacri Conv. Assisiens. Histor. Libri II. Montefalisi. 1704.

2) Besonders in seiner „Philomena“ vgl. Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß. II. Ausg. S. 310 ff.

3) Prato, 1879.

beutegierige Eroberer dahin gezogen über den „Hügel des Paradieses“, ist der Sacro Convento eines der erhabensten Monumente katholischer Andacht, italienischen Unternehmungsgeistes, eine überaus reiche Schatzkammer der Künste, ein Mittelpunkt der Cultur. Hier ist das Heiligthum, ganz Assisi ist der Vorhof zu demselben; darum schwebt über dieser Stadt ein so eigenthümlicher Hauch, der Wohlgeruch vielhundertjähriger katholischer Andacht. Man sieht es diesen Häusern, die mit ihren fremdartigen, altersgrauen und verwitterten Giebeln, den gothischen Fenstern und unregelmäßigen und doch so malerischen Formen zu uns herschauen, an, daß sie schon Vieles gesehen haben. An verschiedenen bemerkte ich das Monogramm des Namens Jesu, wie es später die Gesellschaft Jesu adoptirte, in gothischer Form und nicht selten in kunstvoller Einfassung. Mir war es, als müßte der Heilige durch diese Gassen wandern, jene zarte, beinahe ätherische Gestalt, wie ihn sein frühester Biograph, der Bruder Thomas von Celano (1229) beschrieb, der auch einige Jahre mit dem heiligen Stifter seines Ordens gelebt hatte, wie ich sein Bild zu S. Francesco alla Ripa in Rom gesehen. Er war voll Anmuth im Umgange, von Natur sanftmüthig, gewinnend in der Rede, im Ermahnen maßvoll, in Ausführung des Befohlenen genau, vorsichtig im Rathen, tüchtig im Handeln, in Allem gefällig, heiteren Sinnes, von ansprechender Gemüthsart, nüchternen Geistes, im Gebete beständig, in Allem eifrig, fest im Vorsatze, ausdauernd in der Tugend, beharrlich in der Gnade, immer sich selbst gleich, zum Verzeihen schnell bereit, zum Zorne langsam, freien Geistes, mit gutem Gedächtnisse begabt, scharfsinnig bei Erörterungen, in der Wahl umsichtig, in Allem einfältig; strenge gegen sich, milde gegen Andere, in Allem überlegt. Er war von einnehmendem Aeußeren, heiter von Angesicht, mild in seinen Zügen, eher klein als groß von Gestalt, die Glieder zart und fast ohne Fleisch, das längliche Gesicht hell und freundlich, die Augen schwarz und nicht groß, die Stirne

nicht hoch, die Nase gerade und fein gebildet, die Zähne weiß und gleichmäßig, Lippen und Haut zart, der Hals dünn, die Stimme klar und weithin vernehmbar, Haare und Bart dunkel. So mußte er ausgesehen haben, seine seraphische Seele hatte, die Hülle des Leibes durchbrechend, diesen selbst vergeistigt und verklärt. Seine Seele war eine rein gestimmte mystische Harfe, deren zarte Saiten beim leisen Anhauch der Gnaden in süßen Tönen erklangen voll heiliger Liebe und wonniger Himmelslust. Hier entquoll seiner entzückten Seele jenes Hohelied heiliger Liebe, dem eine spätere Hand[1]) die rhythmische Vollendung gegeben.

In foco amor mi mise In foco amor mi mise.	In Gluth mich Liebe senkte In Gluth mich Liebe senkte.
In foco amor mi mise Lo mio sposo novello Quando l'anel mi mise L'agnello amorosello: Poi in prigion mi mise Ferimi d'un costello Tutto 'l cor mi divise: In foco amor mi mise.	In Gluth mich Liebe senkte Mein Bräut'gam jung erblühend, Als er den Ring mir schenkte, Das Lamm in Liebe glühend Den Stahl in's Herz mir senkte Mit Banden mich umziehend, Der Brand das Herz mir sprengte: In Gluth mich Liebe senkte.
Divisemi lo core E 'l corpo cade in terra: Quel quadrel de l'amore Che balestro disserra, Percosse con ardore: Di pace fece guerra. Moromi di dolciore: In foco amor mi mise.	Mein Herz brach qualentbronnen, Der Leib sank hin zur Erde, Der Pfeil der Liebeswonnen Mit Gluth mich ganz verzehrte, Dem Herzen schnell entronnen. In Krieg er Frieden kehrte, Ich sterb' in seinen Wonnen: In Gluth mich Liebe senkte.
S' io moro innaddolicato Non vi maravigliate: Tal colpo m'ha donato Di lancie smisurate. Di ferro è largo e lato Cento braccia sappiate Che m' ha tutto passato In foco amor mi mise.	Ich sterb' in süßen Freuden, Nicht wundert euch der Kunde: Vom Speer der Liebesleiden Ist mir mein Herz geschwunden. Der Stahl, so lang und breite Wohl hundert Fuß mit Wunden Durchbohrt mich aller Seiten: In Gluth mich Liebe senkte.

1) Jacopone da Todi.

Poi fuor le lancie spesse,
Che tutto m'agonizzaro,
Allor presi un pavese,
E i colpi più spessaro,
Che niente mi difese,
Tutto mi fracassaro:
Con tal forza le stese.
In foco amor mi mise.

Distesele si forte
Che 'l dificio sconciò.
Ed io scampai da morte
Come vi contarò,
Gridando molto forte,
Un trabocco rizzò
Che mi die' nuove sorte.
In foco amor mi mise.

Le sorte, che mandava
Eran pietre piombate
Che ciascuna gravava
Mille libbre pesate;
Si spesse le gittava,
Non le arei numerate
Nulla mai mi fallava.
In foco amor mi mise.

Non m'arebbe fallato
Si ben tirar sapeva.
In terra era io sternato,
Aitar non mi poteva,
Tutto era fracassato.
Niente più mi sentiva,
Com' uom ch' era passato.
In foco amor mi mise.

Passato non per morte,
Ma di gioia adescato,
Poi rivissi sì forte
Dentro del cor tornato,
Che seguii quella scorte
Che m' aviano guidato
Nella superna corte
In foco amor mi mise.

Der Sturm der Lanzen brüllte,
Er macht mich todesgleiche;
Da griff ich bang zum Schilde,
Doch mehrten sich die Streiche;
Nichts meine Aengsten stillte,
Ich sank, entfleischt und bleiche,
Der Kraft so stark und wilde;
In Gluth mich Liebe senkte.

So wilder Schläge Sprühen
Mich zu gewaltig trafen,
Heil sucht' ich da im Fliehen;
Ungleich sind unsere Waffen.
Mit heller Stimm' ich schriee;
Und neue Streiche trafen
Und neue Kämpf' erglühen.
In Gluth mich Liebe senkte.

Heiß war der Schlacht Gewühle
Felsblöcke schlugen Wunde;
Jedweder schmetternd fiele
Wohl wiegend tausend Pfunde;
Er warf sie dicht und viele
Der Zahl hab' ich nicht Kunde,
Ein jeder traf zum Ziele:
In Gluth mich Liebe senkte.

Kein Wurf mich da verfehlet,
Zum Ziel ein jeder drange.
Ich sank wie halb entseelet,
Um Rettung ward mir bange.
Zerschlagen, matt, gequälet,
Von Todesgrau'n umfangen,
Wie Einer der entseelet:
In Gluth mich Liebe senkte.

Entseelt, nicht todumfangen,
Von Wonne süß durchbebet,
Mit Kraft ich auf mich schwange
Die Glieder neu belebet.
Der Spur nach ich mich range
Die hoch zum Himmel hebet
Im Wonneüberschwange:
In Gluth mich Liebe senkte.

Poi chè tornato fui,
A Cristo feci guerra,
Tosto armato mi fui,
Cavalcai in sua terra,
Scontrandomi con Lui
Tostamente l'afferro
Mi vendico di lui.
In foco amor mi mise.

Gekräftigt, neu erstanden,
Mit Christo schnell zum Kriege
Nahm Waffen ich zu Handen,
In sein Gefild ich fliege,
Und neue Kämpf' entbrannten,
Die Arm' um ihn ich schmiege,
Mich rächend so zuhanden.
In Gluth mich Liebe senkte.

Poichè fui vindicato,
Jo feci con lui pace,
Perchè prima era stato
L'amor molto verace,
Di Cristo innamorato
Or son fatto capace
Di Cristo consolato.
In foco amor mi mise.

Nun Rache mich erquicket,
Uns Friede süß umwandte:
Das Herz mir, neu entzücket,
In aller Gluth entbrannte:
In Christo Huld beglücket,
In sel'gem Liebesbrande
Ewig in ihn verzücket,
In Gluth mich Liebe senkte.

Das Leben des Heiligen selbst war lauter Poesie, ein hehrer Hymnus seines liebetrunkenen Herzens an seinen himmlischen Bräutigam, der sich zusammenfaßte in dem Gebete: Mein Gott und Alles! Darum begann mit ihm eine neue, von überirdischer Liebe begeisterte Dichtung, die wie sein ganzes Erscheinen volksthümlich war, auch die Volkssprache zu ihrem Organe wählte. Und das gerade bildet den hehren Zauber dieser Franziskanerpoesie, daß wir in ihr das erste Lallen des italienischen Idioms vernehmen in seiner naiven und doch so kernigen Ausdrucksweise, so kindlich und doch so genial, so einfach und so tief. Dem Riesengeiste Dante's bot sie darum die Bausteine, die er zu seinem Meisterwerke zusammenfügte, das seinem Volke ein unvergängliches Epos gab und seine Sprache schuf.

Des Heiligen Begeisterung riß wie ein gewaltiger Strom Alles mit sich fort.

(Schluß folgt.)

LXI.

Zwei neue Conversionsschriften.

(G. Evers. L. v. Hammerstein.)

Der löblichen Sitte, die Gründe für die Rückkehr zur katholischen Kirche in einer eigenen Schrift zu behandeln, sind neuerdings zwei hervorragende Convertiten aus Hannover, der frühere evangelische Pastor Georg Gotthelf Evers und der ehemalige Assessor, gegenwärtige Jesuit Freiherr L. v. Hammerstein, gefolgt und zwar in einer so vorzüglichen Weise, daß wir die Leser dieser Blätter mit ihren Schriften näher bekannt machen müssen.

I.

Evers' umfangreiche Conversionsschrift „Katholisch oder protestantisch"[1]) hat bereits eine dritte Auflage erlebt. Sie ist durchaus sachlich gehalten und stellt alle persönlichen Verhältnisse des Verfassers so in den Hintergrund, daß man nur beiläufig erfährt, woher derselbe stammt und wo er als Prediger thätig war. Sein Uebertritt scheint, der Widmung des Buches zufolge, in Heiligenstadt unter der Leitung des Dr. Zehrt erfolgt zu seyn. Evers' Schrift präsentirt sich als eine wissenschaftliche Verurtheilung des Lutherthums, die Form ist gewandt, der Ausdruck fließend und kräftig,

1) Katholisch oder protestantisch? Von G. G. Evers, früher Pastor zu Urbach im Hannover'schen. Hildesheim bei Borgmeyer 1881 (3. Auflage). S. 434. (3 Mk.)

der eingeschlagene Weg durchaus originell. In einigen einleitenden Kapiteln: „Ob ich meine frühere Gemeinde habe katholisch machen wollen“ (S. 6—32), „Wodurch das mit großer Begeisterung ergriffene lutherische Pfarramt mir allmählich zu einer fast unerträglichen Bürde wurde“ (S. 32 bis 66), und „Aus welchem Grunde ich meine Kinder einem katholischen Kloster zur Erziehung übergeben hatte“ (S. 66 bis 71) gibt der Verfasser interessante Aufschlüsse über das „Glaubensleben“ der Protestanten, über protestantische Seelsorge und deren Früchte. Ich verweise nur auf die Proben der Abendmahlsaustheilung (S. 18), die Erfahrungen über den Mangel des Beichtstuhles (S. 6 und 28) u. a. m. Das Kapitel, in dem sich Evers rechtfertigt, warum er seine Kinder in ein Kloster nach Toul schickte, was bei ihm die Amtsniederlegung nöthig machte, sollte von jedem katholischen Christen gelesen und beherzigt werden. Die Hauptsache bildet in Evers' Schrift das vierte Kapitel, welches auch äußerlich den Haupttheil des Buches (S. 71 bis 432) ausmacht und in 25 Paragraphen uns eine Charakteristik Luther's bietet. Dieser Mann ist es vorzüglich gewesen, welcher Evers von der protestantischen Kirche abwendig gemacht hat und nun so zur Darstellung gelangt, wie er sich ihm nach seinen eigenen Schriften repräsentirt.

Wie unbequem Evers' Buch in seinem Haupttheile den Protestanten ist, zeigt uns eine Besprechung von Kattenbusch zu Gießen, in Schürer's „Theologischer Literaturzeitung“ (1881 Nr. 21, Spalte 504 ff.). Diese umfaßt 135 Zeilen, von denen der Lutherskizze ganze zwölf gewidmet sind. Dieselben will ich hier reproduciren: „Das Bild, welches E. von Luther entwirft, ist nun ohne Zuthat und Abzug dasjenige, welches uns die moderne ultramontane Geschichtsschreibung zeigt. Wer die Schriften der Jörg, Höfler, Janssen, Pastor, des ehemaligen Döllinger, wer die ‚historisch-politischen Blätter‘, den ‚Katholiken‘ kennt, sieht sofort, wo Evers sein ‚Verständniß‘ Luthers gefunden. Daß er jener

Auffassung Luther's je länger je mehr Vertrauen und Glauben geschenkt, ist ja nicht zum Verwundern. Es soll mit ihm nicht darüber gerechtet werden. Daß uns die sogen. Quellenbelege nicht imponiren, wird ihn, wenn er es sich überlegen möchte, vielleicht auch nicht verwundern". Mit diesen allgemeinen Phrasen geht er also um den Hauptinhalt hinweg, hüllt sich in hohe Gelehrsamkeit und schaut mit souveräner Verachtung auf die „Skizze" herab. Daß uns diese „Recension" Kattenbusch's „nicht imponirt, wird ihn, wenn er es sich überlegen möchte, vielleicht auch nicht verwundern". Warum er es verschmäht, auf den Hauptinhalt der Evers'schen Schrift einzugehen, dagegen über Nebendinge volle 123 Zeilen schreibt, „darüber soll mit ihm nicht gerechtet werden". Ich erlaube mir aus seiner „Recension" zu schließen, daß ihm das Hauptkapitel des Evers'schen Buches sehr unbequem war, und begreife darum wohl, daß er mit Siebenmeilenstiefeln daran vorbeieilt. Für die Leser dieser Blätter wird dieser Umstand eine ganz besondere Empfehlung der Evers'schen Conversionsschrift sein. Sodann hebt Evers des öfteren selbst hervor, daß er nicht durch Studium katholischer Schriften über Luther, sondern durch d e s s e n e i g e n e Schriften zu seiner Auffassung gelangt ist. Wenn er jetzt in seinem Buche nachträglich Janssen, die historisch-politischen Blätter u. a. citirt, so ist doch damit nicht gesagt, daß er aus ihnen seine Auffassung von Luther entlehnt habe.

Ja, Evers' Lutherskizze ist den Protestanten unbequem. Luther gilt ihnen als hochheiliger Mann, der mit Gottes Auftrag ausgerüstet den „römischen Augiasstall" reinigte. Daß er wirklich dieser Mann war, steht ihnen dogmatisch fest, eine andere Auffassung von ihm ist falsch, und Gründe für diese „imponiren" nicht. Luther in einem anderen Lichte darstellen, ist einfach „perfid". Ich begreife und achte diese Gefühle der Protestanten, kann sie aber nicht begründet finden. Luther ist bloß ein Mensch gewesen; seine Thaten und sein Leben unterstehen daher menschlicher Kritik; daß

er ein Heiliger und Vollkommener war, steht nicht von vorneherein fest und damit, daß bei den Protestanten diese Lehrmeinung als giltig hingenommen wird, ist noch nicht bewiesen, daß sie auch historisch begründet und correkt ist. Vom historischen Standpunkte aus erscheint es vielmehr gerechtfertigt, wenn jemand einer solchen allgemeinen Lutheranbetung einmal auf den Grund sieht und untersucht, ob Luther wirklich der reine und makellose Tugendheld, der „theuere Gottesmann" war, zu dem das protestantische Urtheil ihn gemacht hat. Aber auch vom religiösen Standpunkte aus sehe ich nicht ein, warum man von einer solchen Arbeit absehen soll. Die lutherische Kirche kann sich darüber doch nicht beleidigt fühlen, denn sonst müßten wir Katholiken es auch beleidigend finden, daß die protestantlsche Geschichtsforschung manche Päpste schonungslos mitnimmt und ihre Fehler in den schärfsten Worten geißelt. Eine quellenmäßige Untersuchung über Luther's Leben, Charakter und Absichten darf daher wohl angestellt werden, und falls dieselbe ein anderes Bild von dem Manne zum Resultate hat, als bislang in protestantischer Anschauung geltend ist, so kann man nicht so summarisch und absprechend darüber hinweg gehen. Daß Evers' Forschung im Allgemeinen wohl sich sehen lassen darf, haben auch die protestantischen Kritiker seines Buches bewiesen. Hätte man ihm Verdrehungen, Mißverständnisse oder gar absichtliche Fälschung nachweisen können, so wäre es sicher geschehen. Luther's Bild, wie es uns bei Evers entgegentritt, darf im Allgemeinen Anspruch auf Porträtähnlichkeit machen und daß dieses Bild kein schönes ist, liegt nicht an der Schuld des Zeichners.

„Luther hat irgendwo," so heißt es S. 71 unseres Buches, „prophezeit von seinen Epigonen: Adorabunt stercora nostra et pro balsamo habebunt. Hierin hat er richtig prophezeit, während er mit seinen Weissagungen über den durch ihn jetzt bevorstehenden Untergang des Papstthums jämmerlich zu Schanden geworden ist. Daß ein

solches unfläthiges Geschmiere, wie in seinen Tischreden, in seinen Schmähschriften wider „Hans Worst", Heinrich VIII. ꝛc. und in seinen Auslassungen über die Ehe, nicht bloß wiederholt gedruckt werden konnte, sondern auch außer Stande gewesen ist, bei Theologen und frommen Seelen Bedenken gegen die göttliche Sendung dieses entlaufenen Mönches hervorzurufen, ist fast einer Adoration seiner stercora gleichzustellen." Zunächst untersucht Evers (S. 76), ob Luther wirklich, wie er vorgibt, eine göttliche Sendung gehabt hat. Der „Reformator" hat allen Gegnern das Recht abgesprochen über seine Lehre auch nur urtheilen zu dürfen, weil diese direkt von ott stammt. „Man muß zugestehen, kein Innocenz III. und kein Bonifaz VIII. hat je von seiner Person so geredet, selbst der bei Protestanten gebräuchliche und geglaubte Popanz des unfehlbaren Papstes ist ein Stümper gegen dieses titanenhafte und mit unerschütterlichem Selbstbewußtseyn verkündete Dogma Luthers von seiner eigenen, nicht etwa amtlichen, sondern persönlichen Unfehlbarkeit. St. Peter und St. Paul müssen vor diesem Manne noch erzittern im Himmel, denn sie haben jedenfalls ‚Luther's Evangelium' nicht gehabt, nicht gekannt, oder doch so undeutlich gelehrt und so schlecht für die Verbreitung desselben gesorgt, daß die Kirche 15 Jahrhunderte im Dunkeln geblieben ist und in Unwissenheit, so daß Gott nöthig hatte, diesen ‚Evangelisten' Luther zu erwecken." Diese etwas beißende Sprache wird gerechtfertigt durch Luther's eigene Worte, welche aus seinen Schriften in Hülle und Fülle beigebracht sind. Womit beweist denn Luther seine Behauptung, daß er sein „Evangelium" von Gott habe? Mit Schimpfen, kann man sagen. Darüber belehrt uns Evers S. 91 bis 100 „Luther's Schimpf- und Schmähsucht". Der Anstand verbietet, diese Zoten und Gemeinheiten wiederzugeben. Ich verweise auf Evers. Selbst Zeitgenossen und Mitreformatoren Luthers, z. B. Bullinger, haben seine Redeweise „hündisch und schmutzig" genannt. Was sagen nun die Lutherverehrer hierzu? Sie sagen, es sei nicht schwer, aus

Luther's Tischreden u. s. w. Seiten von solchen derben Reden zusammenzustellen, allein es sei perfid, diese zusammenzulesen und danach den Mann zu beurtheilen. Ich sage, es kommt gar nicht darauf an, wie viel Seitenraum Luther's Gemeinheiten in seinen Schriften einnehmen, es ist genug, daß er überhaupt solche gesprochen und geschrieben hat. Ein heiliger Mann nimmt dergleichen nicht in den Mund. Wo in aller Welt findet man auch nur annähernd ähnliches bei den Kirchenvätern? Auch Cyprian polemisirt gegen den damaligen Papst, Tertullian schreibt eine scharfe Feder, aber lutherische Zoten findet man nicht bei ihnen. „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über." Diese alte Regel darf man auch auf den „Gottesmann" anwenden. — Oder man sucht seine Schimpfweise mit der Zeit zu entschuldigen. Ich will zugeben, diese sei durchaus unfläthig gewesen. Aber was beweist das? Doch nur, daß Luther dann eben so unfläthig war. Das mag seine Zoten wohl erklären, aber niemals entschuldigen. Aber man sehe einmal nach, ob bei Gerhard Groot, Thomas von Kempen und ähnlichen „Reformatoren vor der Reformation" sich auch nur ein Schein von Unanständigkeit findet. Diese Männer haben überall keusch und rein geschrieben. Muß man nicht billig zweifeln, daß ein Mann, welcher so abscheulich geschrieben hat, wie Luther es gethan, ein von Gott gesandter Apostel seyn kann? Evers schließt sein Capitel mit der Bemerkung: „So setzt sich der Mann hier zu Gericht über die Geschlechtssünden anderer, der in schamlosester, unzüchtigster Weise gepredigt und geschrieben hat über die Ehe und die Heiligkeit derselben zerstört hat. Aus dieser Art Rachedrohung blickt nach meinem Gefühle ein unbeschreiblich hämischer und unreiner Geist hervor, der ein Wohlgefallen hat daran, den Schlamm anderer auseinanderzutreten und ihre Schande in alle Welt auszuposaunen, während er doch gerade selbst in dieser Beziehung gleich seinem Collegen Zwingli sehr empfindliche Achillesferse zeigt." Um Luther's Charakteristik

nach dieser Seite hin zu vollenden, muß ich gleich zum 22. §. der Evers'schen Schrift übergehen, „Luther über die Ehe und geschlechtlichen Verhältnisse". Was der Mann in Schrift, Wort und Predigt nach dieser Seite geleistet, übersteigt geradezu alle Begriffe. Seine „Ehe" stellt er als Gotteswunder hin, bringt sie blasphemisch sogar in Vergleich mit der Incarnation, und schreibt über den Umgang mit dem anderen Geschlechte in einem Tone, der das sittliche Gefühl empört. Daß er behauptet, jeder Mann müsse sein Weib haben und ohne sie könne er gar nicht zum Himmel kommen, sei nur nebenbei erwähnt. Jedenfalls steht dieses lutherische „Evangelium" mit Christi makelloser und heiliger Person nicht in Verbindung.

Es kann natürlich nicht meine Absicht seyn, eine genaue Analyse der ganzen Evers'schen Schrift zu geben, ich will die folgenden Abschnitte nur noch kurz skizziren: „Luther's blutige Wünsche" (S. 100) zeigen uns, wie dieser Mann seinen Gegnern überall Verfolgungssucht und blutige Rache andichtet, obgleich er selbst wiederholt zur blutigen Vernichtung derselben auffordert. Der lange §. 4 (Seite 108 bis 143) schildert Luther als einen Mann, der es mit der Wahrheit zuweilen nicht genau nahm. Evers schließt diese Darlegung: „Wenn ich auf das Ergebnis dieser Vergleichung der angezogenen Briefe Luther's untereinander und seiner Handlungsweise blicke, so muß ich gestehen, daß mir bei derselben die Schuppen von den Augen fielen und die Meinung, die ich bis dahin von der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Luther's gehabt, gründlich zerstört wurde, daß mir Luther's Bild sich entpuppte als der richtige Typus eines ‚Jesuiten', nicht meine ich eines wirklichen Mitgliedes jener berühmten Congregation, sondern dessen, was man sich im Protestantismus unter Jesuit vorzustellen liebt: der Zweck heiligt die Mittel. Er hielt dem Papstthum gegenüber eben alles für erlaubt und sich in allem, was er that, hingerissen vom Geiste Gottes." §. 5 „Luther's Verbindung mit der Revolutionspartei des

Abels" bringt uns eine Fortsetzung seiner „blutigen Wünsche". Die beiden folgenden Abschnitte (S. 161 bis 198) geben weniger eine Charakteristik des Reformators als vielmehr eine Kritik seiner Lehre über den Primat und das Meßopfer. In beiden finden sich interessante Episoden, z. B. S. 166 eine solche über die Alaungruben in Tolfa, S. 170 über die ältesten Zeugnisse der Katakomben für das Papstthum (nach Kraus), S. 184 über das allerheiligste Sakrament des Altars in den ersten christlichen Jahrhunderten (ebenfalls nach Kraus), u. s. w. Diese Paragraphen bilden eine angenehme Unterbrechung der schließlich doch anwidernden Lesung lutherischer Kraftstellen, wenngleich sie streng genommen Abschweifungen vom Thema sind und Neues nicht bieten.

Die folgenden Abschnitte (S. 198 bis 343) beurtheilen Luther's Werk, die Loßreißung eines großen Gebietes von der allgemeinen Kirche und die Mittel, welche er zur Erlangung dieses Zieles anwendete. Evers meint, es sei Luther keineswegs auf das Seelenheil der Leute angekommen, sondern er habe die ganze Angelegenheit mehr und mehr als Machtfrage angesehen. Er wollte herrschen. „Politische Berechnungen, politische Zwecke, politische Machtmittel verschmähete er daher nicht nur, sondern er suchte gerade durch diese, nicht durch Predigt und Martyrium allein, seine Ziele, nämlich alleinige Herrschaft seiner Lehre zu erreichen." Mit Recht weist Evers darauf hin, daß die Verbindung mit einem Manne wie Hutten darüber wohl Zweifel aufkommen lassen darf, ob er einzig Gottes Ehre suchte. Ich bin nun nicht der Ansicht, daß Luther wissentlich und absichtlich die ganze Reformation als Machtfrage behandelte und die Religion dabei bloß als Deckmantel brauchte, um andere zu ködern. Soweit ich ihn kenne, glaube ich, daß er wirklich innerlich von der Richtigkeit seiner Lehre und der Unrichtigkeit der Kirchenlehre sich überzeugt hielt und sich so hinein verrannt hatte, wenn ich so sagen soll, daß er mit völliger Verbissen-

heit gegen die alte Kirche wüthete. Dies ist ja meistens die Erfahrung bei allen Häretikern.

Ueber den Charakter der lutherischen Reformation, ob sie Revolution, oder stilles und siegreiches Eindringen der Wahrheit gewesen sei, sollte eigentlich kein Streit mehr bestehen. Es läßt sich doch nicht wegläugnen, daß überall, wo Luther's Lehre Platz griff, die katholische Kirche mit Gewalt unterdrückt wurde. Es blieb überall viel der alten Lehre treu und die Abschaffung der hl. Messe ging erst allmählich. Hätten nicht die Welfen und die Brandenburger in ihren Territorien die Reformation eingeführt, so wäre es doch noch sehr fraglich, ob Luther's Lehre jemals in den Landgemeinden Platz gegriffen hätte. Es bildete sich zu Luther's Zeit in protestantisch gemachten Territorien eine ziemliche Zahl sog. Expectanten, welche zuwarten wollten, bis die Kirche entscheide. Diese müssen Luther's Zorn ganz besonders fühlen. Nicht viel besser wie diese fuhren seine Freunde und Collegen, sobald sie anderer Meinung waren, wie er (S. 343). Der folgende Paragraph (S. 362 bis 394) läßt „Luther über die Früchte seines Evangelii" reden. Die Zuchtlosigkeit der Jugend, sagt Luther, komme von der Zuchtlosigkeit der Alten. Wie ein Wolkenbruch und Sündfluth habe die Trunksucht und Schlemmerei alles überschwemmt, hoch und niedrig. Evers gibt interessante Aussagen Luther's, daß keineswegs eine sittliche Besserung des Volkes stattgefunden hatte. Einzig und allein war der Papst für diese Leute abgesetzt, und das ist auch Luther's Hauptverdienst, wenn man so sagen soll. Die nun noch folgenden Abschnitte legen dar, wie Luther über das Gebet, die Heiligenverehrung und die Sonntagsfeier schrieb und dachte. Man wird schließlich mit einem gewissen Eckel erfüllt, wenn man sich durch die vielen lutherischen Schriftstellen so allmählich für ganze 400 Seiten durchwinden muß, und ich glaube es gerne, daß sich Evers von dem Manne,

welcher diese vielen Stellen geschrieben, mit Trauer und Schmerz abwenden mußte.

Im Maximilianeum zu München ist ein Gemälde Schnorr's, welches Luther auf dem Reichstage zu Worms darstellt. Der Künstler hat ihn als den verklärten, engelreinen Heiligen gezeichnet, dem die Tugend und Gottseligkeit nur so aus dem Gesichte strahlt. Dagegen zeigen die Mönche thierisch dumme, die Cardinäle theilweise verbissene Gesichter. Daß dieses Bild nicht der Wirklichkeit entspricht und tendenziös ist, liegt auf der Hand. Die Bilder Luther's, welche wir noch besitzen, zeigen uns ein anderes Conterfei von ihm und lassen nicht viel Heiligkeit und Tugend sich abspiegeln. Aehnlich ist es auch mit dem glänzenden Gemälde, welches die protestantische Geschichtsforschung von Luther uns entwirft. Dieses zeigt ihn uns als heiligen Tugendhelden, während er in Wirklichkeit ein ganz anderer ist. So wie es die „Kunst" liebt, katholische Mönche stets mit stupiden Freßgesichtern und von wanstigem Umfange darzustellen, so hat auch bislang fast allgemein die „Wissenschaft" der Geschichtsforschung die mittelalterlichen Mönche als dumm und roh hingestellt. Es ist nicht zu früh, daß jetzt auch das audiatur et altera pars zur Geltung zu gelangen scheint. Evers' Schrift ist nach dieser Seite hin eine beachtenswerthe Arbeit.

Evers hat sich Jahre lang mit dem Studium Luther's beschäftigt. Ich möchte deßhalb den Wunsch aussprechen, derselbe möge seine vorliegende Luther-Charakteristik später zu einem eingehenden und selbstständigen Buche umarbeiten. Ich würde dann noch die Bitte aussprechen, alle Polemik und Beziehungen auf die Gegenwart, wie sie das gegenwärtige Buch wohl gestattet, fallen zu lassen. Zur Kenntniß Luther's beizutragen, scheint er wie kein zweiter geeigenschaftet.

Auf Evers' Conversionsschrift ließ sogleich ein protestantischer Prediger eine Gegenschrift erscheinen unter dem

Titel „Wir bleiben evangelisch“. Ihm hat Evers in seinem „Prediger in Trebra“ geantwortet[1]), eine Schrift, welche manche sachgemäße Ergänzung zu seinem „Katholisch oder protestantisch“ bietet. Die Schrift ist mehr populär geschrieben und eignet sich zur Lektüre in weiteren Kreisen.

LXII.

Dr. Ratzinger über das Bauernprogramm weiland des Grafen Ludwig von Arco-Zinneberg.

Des Allmächtigen unerforschlicher Rathschluß hat den edlen Grafen Ludwig von Arco-Zinneberg gerade in dem Moment aus dem irdischen Daseyn heimgerufen, als er wohlvorbereitet im Begriffe war, in die agrarische Frage mit allem Aufgebot seines nimmer müden Opfermuthes einzugreifen. Unfraglich wäre er da vollständig in seinem Element gewesen. Als ausübender Landwirth und mit den Leiden des Landmannes theoretisch wie praktisch vertraut, hätte er bald einen Kranz von Bauern-Vereinen auf dem rechten und natürlichen Boden dieses Standes um sich her aufblühen sehen. Für das was man sonst Politik nennt, namentlich in Bayern,

---

1) Der „Prediger“ in Trebra. Er bleibt „evangelisch“. Antwort auf die Schmähschrift des „Predigers“ in Trebra gegen mich und zugleich gemeinfaßliche Ergänzung zu „Katholisch oder protestantisch“ von G. G. Evers. Hildesheim bei Borgmeyer 1882. VI, 188. (1,40.)

war er zu gut und zu scharf; er stand da überall vor der Wand, vielleicht gerade deßhalb, weil er durch und durch ein socialer Mann war.

Sein rascher, im besten Mannesalter erfolgter, Tod war ein schwerer Schlag für alles menschliche Ermessen. Von allen Hoffnungen, die sich an ihn geknüpft hatten, ist nichts übrig geblieben, als das Reformprogramm, das er persönlich hätte beleben und als geborener Vertrauensmann der Bauernschaft in die agrarische Bewegung zur Richtschnur und zum Zielpunkt hätte einführen sollen. Dr. Ratzinger, der gelehrte Socialpolitiker, war seinem langjährigen Freunde und Gönner bei der Aufstellung des Programms mit Rath und That beigestanden; und nun veröffentlicht er die vereinbarten „Programmpunkte und Grundzüge eines Agrarrechts" mit einem eingehenden Commentar, in dem dieselben Wort für Wort erläutert werden.[1]) Ehe er aber auf die Sache eingeht, feiert er den dahingeschiedenen Grafen in einem aus warmem Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Nachruf als den Mann, von dem er sagen könnte: er war selbst ein Programm.

Dr. Ratzinger bemerkt ausdrücklich, daß das Programm nicht durchaus mit seinen eigenen ursprünglichen Vorschlägen übereinstimme, aber voll und ganz von ihm vertreten werde. Obwohl der von ihm beigegebene Commentar sich theilweise wie ein Auszug aus seinem allbekannten Werke: „Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen" liest, so scheinen sich doch, im Laufe der vielfältigen Berathungen und Erwägungen mit dem Herrn Grafen, seine Ansichten über die praktischen Mittel und Wege mitunter berichtigt, aber auch gefestigt zu haben. Wer das endlose Hin- und Herreden der socialpolitischen Rechthaberei und ihre literarische Hochfluth kennt,

1) „Die Erhaltung des Bauernstandes. Ein Reformprogramm des Hochseligen Grafen Ludwig zu Arco-Zinneberg. Bearbeitet von Dr. G. Ratzinger." Freiburg, Herder 1883. S. XVI. 118.

dem dürfte denn auch die Ratzinger'sche Schrift wie ein ruhiger Hafenort nach stürmischer Meerfahrt vorkommen. Staatsmänner und Abgeordnete könnten hier Anker werfen. Mir wenigstens ist es bei dieser Lektüre zum ersten Male nicht wie ein Mühlrad im Kopfe umgegangen.

Der Verfasser läßt von vornherein keinen Zweifel darüber, was das Programm des Herrn Grafen und ebenso er nicht will. Beide verhalten sich nach zwei Richtungen, welche in der Bewegung der „Agrarier" vertreten sind, ablehnend. Die Eine Richtung verlangt die Uebernahme und Ablösung der bäuerlichen Hypothekschulden durch den Staat; die andere wendet das Corporationswesen als Schablone auch auf die Bauernschaft an und sucht das Heil in bäuerlichen „Zwangsinnungen"[1]. Dr. Ratzinger erklärt dagegen: „Das Programm kehrt nicht das Oberste zu unten, sondern verbindet die Einrichtungen der Vergangenheit mit den Bedürfnissen der Gegenwart; es formulirt jene Forderungen, welche aus den natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen des Bauernstandes auf Grund der Erfahrung sich ergeben; es ist konservativ und will nichts gemeinsam haben mit gewissen Agrarforderungen, welche radikale Aenderungen anstreben und auf Unfreiheit in der Form des Staatssocialismus oder der Zwangsassociation hinauskommen". Gegen den Schluß der Schrift wird diese grundsätzliche Stellungnahme näher gekennzeichnet, wie folgt:

„Die Agrarier verlangen nicht mehr und nicht weniger, als daß der Staat die Hypothekenschulden übernehme und sie in eine unkündbare Rentenschuld mit jährlicher Tilgung verwandle. Niemanden würde das wohl angenehmer seyn als den Landwucherern und Inhabern zweiter und dritter Hypotheken, welche statt ihrer

1) Auf die unterschiedslose Behandlung in den Recepten für die Arbeiter-, Handwerker- und Bauernfrage haben auch diese „Blätter" bereits warnend aufmerksam gemacht. S. Heft vom 1. Januar d. Js. S. 74 f.

zweifelhaften Ansprüche sichere Werthe des Staates gewinnen würden. Der Staat dagegen würde sich eine Schuldenlast aufhalsen, welcher er kaum gewachsen wäre, ganz abgesehen davon, daß doch nur wieder die Bauern den größten Theil der Kosten in den Steuern zu tragen hätten."

„Unsere Vorschläge verlangen vom Staate nichts Anderes, als was ganz selbstverständlich erscheinen sollte, nämlich die Herstellung des Rechtsbodens, auf welchem der Bauernstand sich selbst helfen kann, die Schaffung eines Agrarrechtes und die Regelung der Bedingungen, unter denen der Grundbesitzer zu wirthschaften vermag, und welche zugleich die sorgsamste Pflege des Bodens ermöglichen. Wir glauben hinlänglich nachgewiesen zu haben, daß weder der Grundbesitzer, noch sein Besitz diesen rechtlichen und wirthschaftlichen Schutz heute genießen, daß sie vielmehr beide der Uebermacht des Kapitals preisgegeben und daß damit ebenso die Interessen der Landwirthe, wie die der Gesammtheit verletzt sind."

„Wir verlangen in erster Linie Regelung des Schuldenwesens: Begrenzung auf die Hälfte des Ertragswerthes und Unkündbarkeit, Gewährung der Darlehen durch eine centralisirte Landesanstalt auf Gegenseitigkeit unter obrigkeitlicher Leitung, zum mindesten aber, als Uebergangsmaßregel, einschränkende staatliche Bestimmungen für die Aktien-Hypothekenbanken. Wir fordern Organisation des Versicherungswesens, wie sie für Brandschäden in der bayerischen Landesanstalt bereits existirt; entsprechende Abänderungen in der Subhastationsordnung, im bäuerlichen Erbrechte, im Schul- und Armenwesen, bei Ansiedlung und Seßhaftigkeit; eine bäuerliche Organisation unter obrigkeitlicher Leitung, welche die Abschwendung und Zertrümmerung verhütet, Arrondirungen und sonstige wirthschaftliche Verbesserungen durchführt u. s. w.; kurz, wir verlangen ein den bäuerlichen Rechtsanschauungen und landwirthschaftlichen Bedürfnissen entsprechendes Agrarrecht, welches der Staat auf gesetzgeberischem und administrativem Wege gewähren kann und soll. Wird ein solches Agrarrecht dem Bauernstande geboten, dann erst ist der Einzelne im Stande, sich selbst zu helfen!"

„Geschieht dieß, so wird unser Bauernstand im Großen und Ganzen sich noch zu retten wissen. Ueberschuldete Grundbesitzer

werden freilich nicht zu retten seyn, sie werden der Gant verfallen. Das würde aber auch der Fall seyn, falls der Staat die Hypotheken übernähme, wenn nicht etwa diese Uebernahme der Hypotheken durch den Staat dahin verstanden würde, daß die Schulden nachgelassen werden sollten!"

„Für die bis jetzt eingegangenen Schuldverhältnisse müssen Gesetzgebung und Verwaltung dem bis jetzt bestehenden Rechte seinen Lauf lassen. Die heute überschuldeten Güter sind vor der Gant nicht zu retten. Aber für die Zukunft muß ein neues Agrarrecht geschaffen werden und zwar alsbald!"

Die Entwickelung, wie sie seit der Gesetzgebung von 1848 in Bezug auf den Bauernstand ihren Gang genommen, und die Zunahme der Verschuldung seit 1866 nennt der Verfasser erschreckend. Er stimmt dem Worte Schäffle's bei: in zwei Jahrzehnten könne der Grundstock unserer Gesellschaft, der Bauernstand ruinirt, der Grundbesitz durch Untergang der Bauern vom großen Geldkapital angekauft, die Latifundien-Wirthschaft mit nachhaltig extensivem Betrieb, aber besitzlosem Pächterstand und Taglöhnerthum hereingebrochen seyn. Er weist, mit besonderer Beziehung auf das grundlegende Werk des Herrn Eugen Jäger[1]), auf die alljährlich sich verdüsternden Absatzverhältnisse hin: wie das inländische Getreide unverkäuflich bleibt, während die Einfuhr trotz der bestehenden Schutzzölle steigt, so daß im deutschen Zollgebiet im Jahre 1882 die Einfuhr von Weizen gegen das Vorjahr sich verdoppelt, die von Gerste sich sogar mehr als verdoppelt hat. Dennoch will er den vielfach herrschenden Pessimismus noch nicht als gerechtfertigt ansehen, wenn nur der Staat endlich nach einheitlichem System und

1) „Die Agrarfrage der Gegenwart." — Bei diesem Anlaß möge es uns erlaubt seyn, den Irrthum (Heft 6 d. Js. S. 488) zu berichtigen, als wenn Herr Dr. Eugen Jäger persönlich nicht der katholischen Kirche angehöre. Der im dießseitigen Bayern weit verbreitete Irrthum dürfte auf einer Verwechslung mit einem sehr nahen und seinerzeit auch durch den Landtag bekannt gewordenen Verwandten des verehrten Herrn beruhen.

Plan mit der gesetzlichen Regelung des Agrar- und bäuerlichen Sonderrechts vorgehen würde.

Bei der Eigenthümlichkeit der Schrift als eines Commentars zu einer Reihe von Programm-Sätzen ist es nicht möglich, auf die Einzelnheiten einzugehen. Man müßte die halbe Schrift abdrucken. Zu besonders interessanten Exemplifikationen vom Standpunkt der schreienden Bedürfnisse des Bauernstandes haben, abgesehen vom Agrarrecht als solchem, überdieß auch die Programm-Sätze 10 und 11 Anlaß gegeben: „Die Gesetze über Schul- und Armenwesen, Ansässigmachung und Verehelichung bedürfen einer durchgreifenden Aenderung... Namentlich ist die Abminderung der Militärlasten im Interesse des Bauernstandes unabweisbar.“ Wie weit freilich in allen diesen Beziehungen der Weg zur Berücksichtignng der natürlichen Lage des Bauernstandes zur Zeit noch ist, beweisen gerade jetzt die Vorgänge in den Parlamenten zu Berlin und Wien. Namentlich wollen hier die Liberalen durchaus nicht zugestehen, „daß es Bauern mehr geben muß, als Professoren“.

Bei seiner eingehenden Kritik des bestehenden Zwangs-Armenwesens kommt Dr. Ratzinger auch auf die täglich mehr zur Rathlosigkeit heranwachsende Frage zu sprechen, wie denn den erwerbslosen, aber arbeitsfähigen und Arbeit suchenden Armen zu helfen sei. Von seinem scharfen Blick war es zu erwarten, daß er nicht von Arbeiter-Versicherung sprechen würde, ohne, wie das gewöhnlich geschieht, auch diese peinlichste Seite der Lage zu berühren, ebenso, daß er die hier vorliegende Hauptschwierigkeit sich nicht verhehlt: „Das Arbeitsleben im Handwerk muß in den Innungen wieder eine Organisation erlangen; in den Fabriken sind die Arbeitsbedingungen genau zu regeln, und zwar muß für die Arbeit internationale Regelung angestrebt werden, weil selbst bei dem ausgebildetsten Schutzzollsystem die Produktion eines Landes nicht mehr sich isoliren läßt.“ Das Wort „international“ hat Herr Ratzinger bedeutungsvoll unterstrichen.

Wie von einem Programm, das den Namen des Grafen Ludwig von Arco=Zinneberg trägt, nicht anders anzunehmen war, lautet der 14. und letzte Satz: „Alle wirthschaftlichen Reformen, welche segensreich wirken sollen, müssen eine religiöse Grundlage haben. Alle Gesetze und Organisationen sind machtlos, wenn die Bevölkerung jener sittlichen Kraft entbehrt, welche nur aus religiöser Ueberzeugung und kirchlicher Uebung entspringt.“ Schon darum erscheint allerdings auch uns unter den socialen Fragen die Lösung der Bauernfrage die am wenigsten verzweifelte.

LXIII.

Zeitläufe.

Innerhalb und außerhalb des Deutschen Reichstags.

I. Die kaiserliche Botschaft vom 14. April. — Die Arbeiter-Pensions-Versorgung.

Den 11. Mai 1883.

Wie gesagt: man kommt im neuen Reich aus den Ueberraschungen gar nicht mehr heraus. Der Reichstag freilich trägt nichts zu diesen Neuigkeiten bei. Er schleppt vielmehr die alte Misere mit wachsender Ungeduld wie der Sträfling die Kugel an langer Kette fort. Die wirthschaftlichen Vorlagen, die ihn beschäftigen, würden sicherlich im Volke das wärmste Interesse erregen; aber die breitspurige Langweiligkeit der Debatten, in welchen das Parteigezänk noch dazu täglich mehr in Persönlichkeiten ausartet, ertödtet die popu=

läre Theilnahme. Trotz des Parteieifers, der sich an beiden wirthschaftlichen Vorlagen entzündet hat, ist das Haus überdieß in der Regel zur Hälfte leer. Bei den wichtigsten Abstimmungen kommt es darauf an, ob der Telegraph auf der Rechten oder der Linken wirksamer ist, um im letzten Moment noch eine Mehrheit von ein paar Stimmen auf diese oder jene Seite zu werfen. Hienach wüthet die Parteischeere unter den Artikeln der Gesetzvorlage, welche den dringendsten Bedürfnissen der gewerbtreibenden Bevölkerung und der öffentlichen Sittlichkeit endlich gerecht werden sollte, und die Farbe des Einen Fleckes widerspricht der des andern. So leicht wiegen aber die Rücksichten auf die Wähler bei einer großen Zahl der Reichsboten, daß die Präsenz sogar unter die Zahl der Beschlußfähigkeit zurücksinkt. Gerade nach dem Einlaufen der kaiserlichen Botschaft ist der beschämende Fall wiederholt eingetreten. Erstaunlich rasch ist der Animus im neuen Reich verflogen, die Diätenlosigkeit aber ist geblieben, während der Reichstag mit unreifen oder hoffnungslosen Vorlagen überschüttet wird, als wenn er im Taglohn arbeite.

Fürst Bismarck wird, ob mit Recht oder Unrecht, beschuldigt, daß er von Anfang an von der Absicht geleitet gewesen sei, den Parlamentarismus durch das Parlament zu ruiniren. Wäre dem so, dann könnte er triumphiren. Niemand hätte vor zwölf Jahren die Erlahmung ahnen können, die jetzt bereits auf allen Verhältnissen im Reich, das Militär ausgenommen, bis zum Ersticken lastet, nicht am wenigsten auf dem Parlament. Andererseits befindet sich aber der Reichskanzler in der Lage, von der Begeisterungslosigkeit dieses gesetzgebenden Faktors die Einführung einer socialen Reform zu verlangen, wie die Welt dergleichen nie gesehen, und wie es vor zwölf Jahren im ganzen Reich sicherlich Niemand für denkbar gehalten hat. Wer die Entwicklung der Dinge im Reich während dieser kurzen Spanne Zeit gründlich überlegen will, dem wird es nicht verargt wer-

den können, wenn er mit dem Eindruck abschließt: „Mir schwindelt!“

Daß die wie vom Himmel gefallene Kaiser-Botschaft vom 14. April tiefe Unzufriedenheit des leitenden Staatsmannes mit dem Gang der Geschäfte im Reichstag verräth, läßt sich nicht verkennen. Er läßt die Krone zwischen den Zeilen eigentlich sagen: „Macht doch endlich vorwärts, denn es hat Eile!“ Im Reichstag selbst hat man die Zuschrift so verstanden, und eine solche Einmischung in die Geschäftsordnung des hohen Hauses stellenweise sogar staatsrechtlich zu beanstanden gedacht. Ungewöhnlich ist es allerdings, daß eine Thronrede mitten in der Session gehalten wird; nachdem aber einmal „Botschaften“ an die Stelle der Thronreden getreten sind und der leitende Minister den parlamentarischen Verhandlungen dauernd fern bleibt, so dürfte die formelle Frage wenig in's Gewicht fallen. Sie gehört zu den übrigen Anomalien in Preußen und im Reich, die vor Allem in der extraordinären Stellung des Reichskanzlers ihre unversiegliche Quelle haben. Andererseits mag auch die Absicht, die er seit einigen Jahren beharrlich verfolgt, dabei mitgewirkt haben, das persönliche Regiment des preußischen Königthums immer schärfer in den Vordergrund zu stellen, um die parlamentarischen Prätensionen niederzudrücken.

Auffallender ist es schon, daß dasselbe Bestreben mehr und mehr auch in Sachen des Reichs hervortritt, wo doch der Kaiser keineswegs als Landesherr sprechen kann wie in Preußen. Die Souveränetät steht im Reiche dem Bundesrath zu; und nicht das Präsidium desselben, der Kaiser, sondern die im Bundesrath vereinigten „verbündeten Regierungen“ sind der andere Faktor der Gesetzgebung neben dem Reichstag. Nun verlautet aber auch noch auf das Bestimmteste, daß die Botschaft vom 14. April dem Bundesrath gar nicht vorgelegen habe, daß die meisten Mitglieder desselben ebenso wie alle Welt von ihrer Verkündung vollständig überrascht gewesen seien. Die Umgehung des Bundesraths ist aber in diesem

Falle um so bedeutsamer, als bei den bisherigen socialen Projekten die Form noch gewahrt wurde, und überdieß die in der Botschaft in nächste Aussicht gestellte Alters- und Invaliden-Versicherung unmittelbar in das Reservatrecht der bayerischen Socialgesetze eingreift. Allerdings wäre es kaum mehr der Mühe werth, von derlei Rechten der Einzelstaaten, über welche die Logik der Thatsachen nun einmal mit Sieben-meilen-Stiefeln hinwegschreitet, viel Aufhebens zu machen, wenn nicht ein anderer in der Sache selber liegender Umstand sehr ernstlich zu denken gäbe.

Die Botschaft bezeichnet gleich in den ersten Zeilen die zum Wohle der Arbeiter einzubringenden Gesetzvorschläge als etwas specifisch Preußisches, nämlich als „Fortbildung der in Preußen im Anfange dieses Jahrhunderts begründeten Reformen.“ Es ist das dieselbe Idee, welche, um nicht abermals den Abg. Professor Wagner hier vorzuführen, im preußischen Abgeordnetenhause von dem anerkannten Führer der Conservativen, Herrn von Rauchhaupt, mit den Worten ausgesprochen worden ist: „daß vor Allem das Königthum der Hohenzollern unter der schwarz-weißen Fahne den Beruf habe, im großen Kampfe der Parteien und der Interessen zur Lösung der socialen Frage die Initiative zu ergreifen.“ Auch das vornehmste Organ der Rechten versteht die Botschaft nicht nur als „eine machtvolle Kundgebung des persönlichen Königthums“, sondern auch als eine Verlautbarung des „socialen Königthums“, und sie spricht zugleich aus, daß dieses sociale Königthum nur in Preußen recht eigentlich vorhanden sei. „Dieses sociale Königthum“, sagt sie, „kann überall seyn, wo ein Herrschergeschlecht seine überkommene Stellung unbestritten behauptet“, aber sie fügt bei: „Die Bedingungen der Leistungsfähigkeit sind bei uns in höherm Maße vorhanden.“ [1])

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. April 1883.

Man könnte nun freilich fragen, wie es gekommen sei, daß trotzdem die Gegenwart auch in Preußen so dunkel geworden und die jammervolle Zerrüttung eintrat, welche das Blatt in demselben Athem beklagt; ja, wie es sogar zweier Attentate auf das Leben des Kaisers bedurfte, um das sociale Königthum in Preußen zum Bewußtseyn zu bringen? Uns ist es aber nicht um Recriminationen zu thun, sondern ein klares Bild möchten wir von der Anschauung haben, aus der das Schlagwort von dem socialen Königthum in Preußen entsprungen ist. Dieses eigenartige Königthum muß jetzt auch die Dienste des Medusenhaupts gegen den Liberalismus thun, und insoweit wäre ja nichts dagegen einzuwenden. Man kann jetzt in der That selbst in hochliberalen Organen socialpolitischen Annäherungen begegnen, deren man die Herren als schlechthin unfähig hätte erachten sollen. Einer solchen Herzensergießung hat jüngst sogar die „Kölnische Zeitung" ihre Spalten geöffnet, und man braucht nur einen Blick auf die Republik in Frankreich zu werfen, um ihr völlig beizustimmen, wenn sie sagt: „Was uns vor den grauenhaften Folgen der (socialistischen) Bluttheorie retten kann, ist nicht die ausschließliche Fortbildung parlamentarischer Formen, sondern die reformatorische Mithülfe des Königthums. Nur eine Macht, welche, obschon mit der Nation identisch, über den Parteien steht, kann mit fester Hand eingreifen in das sociale Getriebe, hier einem Organe das mangelnde Blut zuführen, dort das wuchernde Schlinggewächs ausmerzen. Diese hehre Aufgabe ist der natürliche Beruf des Königthums im modernen Staat." [1]) Das läßt sich ja noch hören. Ist aber damit der Begriff des Schlagworts vom socialen Königthum erschöpft? Keineswegs; denn sonst könnte es nicht eine specifisch-preußische Potenz seyn.

Zu vollständiger Klarheit über die eigentliche Bedeutung des Schlagworts hat die Botschaft vom 14. April dem Wiener

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 4. April 1883.

„Vaterland“ verholfen, dessen verdienter Chefredakteur von dem Begriff des „socialen Königthums“ bis dahin einen etwas vagen Gebrauch gemacht hatte. Er sieht jetzt, daß das Wort in preußischem Munde eine ganz besondere Tragweite hat, daß das monarchische Element darunter nicht im gewöhnlichen Sinne verstanden wird, und daß somit allerdings die Sache nicht auf alle anderen Monarchien paßt, soweit dieselben eben ihre eigene und nicht die preußische Staatsnatur haben. Das war nun immer auch unsere Meinung. Er ist aber ferner der Meinung, daß die Bethätigung des socialen Königthums im specifisch preußischen Sinne nichts Anderes sei, als eine ebenso berechtigte wie verpflichtende Folge der Stellung Preußens im neuen deutschen Reiche. „Der Monarch, welcher mit gewaltiger Hand die Volksstämme unter seinen Scepter zwingt, der als ein machtvoller Kriegsfürst inmitten Europa's drohend seine Stellung genommen hat, ist mehr noch wie jeder andere Regent verpflichtet, seinem Volke den inneren Frieden zu geben und mit der Heilung der schweren Wunde dieser Zeit allen Andern weit vorauszuschreiten.“ Ja, der Herr Verfasser meint sogar, „ohne dieses Werk müßte ihm (dem Monarchen selbst) die gewaltsame Schöpfung des neuen Reichs fast als eine Thorheit, wenn nicht als ein Frevel erscheinen.“ [1])

Nun hat der Herr freilich unter den Fittichen des zahmen Doppeladlers leicht reden. Aber wir Süddeutsche stehen anders zur Sache. Wir besitzen unzweifelhaft auch unsere historische und natürliche Eigenart, die von der Staatsnatur Preußens wesentlich verschieden ist. Unsere vorherrschend ackerbautreibende Bevölkerung hat andere Bedürfnisse als die norddeutschen Fabrikländer, auch haben wir von der Socialdemokratie verhältnißmäßig sehr wenig zu fürchten. Dennoch sollen wir das Risiko und die Lasten der Experimente, die

---

1) Wiener „Vaterland“ vom 17. April 1883.

aus der preußischen Staatsnatur fließen, mit tragen, in der sicheren Voraussicht, daß wir darunter vollständig zerrieben werden müssen, aber ohne auch nur hoffen zu dürfen, daß aus unserem modernden Staatsgebein wenigstens eine gründliche Beruhigung der gesellschaftlichen Zustände erwachsen werde. Der Verfasser zieht für sich und für Oesterreich die „österreichische Methode" der socialen Reform vor, wie er sich ausdrückt; man braucht aber nur den von ihm selbst gezeichneten Gegensatz der beiden Methoden in's Auge zu fassen, um zu wissen, welche von beiden für die süddeutschen Länder die naturgemäße wäre, wenn sie noch zu wählen hätten. Die entgegengesetzte Methode, welche für das ganze Reich nun proklamirt ist, schildert das Wiener Organ selber ganz richtig, wie folgt:

„Als ‚Diener des Staats', wie sie sich mit Vorliebe nannten, fühlten sich die Hohenzollern in Wahrheit als der Staat selber, als der Staat in ihrem Sinne, als das zielbewußt fungirende einzige selbstberechtigte Exekutivorgan der Gesellschaft. Diese Auffassung liegt auch den neuesten socialen Enunciationen des Kaisers Wilhelm zu Grunde. Was uns, die wir in anderen geschichtlichen Traditionen leben, als eine vorübergehende Nothmaßregel erscheint, und was wir daher, als es uns unlängst von einem Berliner Gelehrten als die Socialreform an sich gepriesen werden wollte, als solche und für uns in Oesterreich zurückweisen mußten: das hat in Berlin eine ganz andere historische Grundlage und daher ein ganz anderes Recht."

„Auch in Oesterreich sind seit Alters unsere Monarchen ihres erhabenen socialen Berufes vollauf eingedenk gewesen und haben die Handhabung der Gerechtigkeit für die Schwachen mit Habsburgischer Pflichttreue geübt. Die Erhaltung eines social gesunden, leistungsfähigen Bauernstandes durch die Versuchungen langer Jahrhunderte war ihr eminentes Verdienst. Und wie die Monarchen für den Bestand des Handwerks gegen dessen Absorption durch den Capitalismus eingetreten sind, ist erst neuerdings in interessanten Schriften nachgewiesen worden. Die Habsburgische Dynastie ist, ganz im Sinne der Natur

und Geschichte Oesterreichs, bestrebt gewesen, die Gesellschaft gesund zu erhalten; die Hohenzollern dagegen haben, ebenfalls im Sinne der Natur und der Geschichte Preußens, die Gesellschaft durch den Staat beherrscht und nahezu absorbirt. Die ersteren rechneten darauf, daß, wenn die Gesellschaft gesund sei, es der Staat auch seyn werde; die anderen wollten vor Allem den Staat stark wissen und erwarteten von dieser Stärke den Frieden in der Gesellschaft".

„So auch gegenwärtig. Während bei uns die Bemühungen der erhaltenden Kräfte dahin gerichtet sind, die krankhaften Differenzen der Berufsclassen zu heilen und durch diese Herstellung der ausgleichenden Gerechtigkeit die Gesellschaft, und damit auch den Staat, gesund zu machen, will in Preußen die Staatsgewalt die bestehende sociale Krankheit unberührt lassen, aber der darunter schwer leidenden Classe eine Art von Staatsentschädigung aus allgemeinen Mitteln bieten, damit das jetzige empörende Schauspiel rücksichtsloser Unterdrückung den Staat nicht gefährde".

Die Botschaft vom 14. April fixirt wirklich den Punkt, wo die Wege auseinander gehen; sie bestimmt die Richtung als unabänderlich, in welcher der Staats-Herkules des Jahrhunderts das sociale Reformwerk verfolgen will. Durch die bisherigen Vorlagen war noch nichts endgültig präjudicirt. Die Veranstaltungen, welche durch das Krankenkassen- und Unfallversicherungs-Gesetz in's Leben gerufen werden sollen, sind nichts absolut Neues; sie waren theilweise bisher schon auf der Basis der Freiwilligkeit vorhanden; jetzt sollen sie nur noch allgemein und durch gesetzlichen Zwang eingeführt werden. Ein principielles Präjudiz wäre hiebei nur dann schon gegeben, wenn die Regierung mit ihrer Forderung des Staatszuschusses durchdränge. Dessen hat sich jedoch der Reichstag bisher beharrlich geweigert. Nun kündigt aber die Botschaft den weiteren entscheidenden Schritt an, und zwar rückt sie die bezügliche neue Vorlage in die nächste Nähe und fordert vom Reichstag sofortige Berathung des

Budgets für das nächste Jahr, damit die bevorstehende Wintersession ungestört der Bereifung der weiter in Aussicht genommenen Reformen auf dem socialpolitischen Gebiet verbleiben könne.

„Mit Sorge aber", so äußert sich die Botschaft, „erfüllt es Uns, daß die principiell wichtigere Vorlage über die Unfallversicherung nicht weiter gefördert worden ist, und daß daher auf deren baldige Durchberathung nicht mit gleicher Sicherheit gerechnet werden kann. Bliebe diese Vorlage jetzt unerledigt, so würde auch die Hoffnung, daß in der nächsten Session weitere Vorlagen wegen der Alters- und Invalidenversorgung zur gesetzlichen Verabschiedung gebracht werden könnten, völlig schwinden, wenn die Berathungen des Reichshaushalts-Etats für 1884/85 die Zeit und Kraft des Reichstags noch während der Wintersession in Anspruch nehmen müßten." Daß aber das Werk so große Eile habe, begründet der Kaiser mit seinem hohen Lebensalter und mit der Größe der Aufgaben, welche zu lösen seien, ehe „die in der Botschaft vom 17. Nov. 1881 ausgesprochenen Intentionen eine praktische Bethätigung auch nur soweit erhalten, daß sie bei den Betheiligten volles Verständniß, in Folge dessen auch volles Vertrauen finden."

Die eben erwähnte Botschaft hat außer der Alters- und Invaliden-Versorgung der Arbeiter, wie bekannt, auch noch die Uebernahme sämmtlicher Armen- und Schullasten von der Gemeinde auf den Staat, selbstverständlich nach Gewinnung der hiezu erforderlichen „erheblichen Mittel", wozu damals das Tabakmonopol vorgeschlagen wurde, in Aussicht genommen. Bezüglich des Projekts einer allgemeinen Versorgung der alten und arbeitsunfähigen Arbeiter wie ihrer Wittwen und Waisen hat man aber damals selbst in Regierungskreisen noch angenommen, daß dieß vorerst ideale Ziele seien; wenigstens war in den Motiven zum Unfallversicherungs-Gesetz ausdrücklich gesagt, daß hiezu die Arbeit eines Menschenalters nöthig sei. Wie schwierig und tiefgreifend alle

diese Materien sind, hat ja auch der Reichskanzler an sich selbst erfahren, indem er den ersten Entwurf eines Unfall-versicherungs-Gesetzes als unbereift zurücknehmen und einen neuen auf Grund der Reichstagsbeschlüsse einbringen mußte. Und nun erst die Alters- und Invaliden-Versorgung! Gewiß waren die beiden Vorlagen wegen Versicherung der Kranken- und der Arbeiter-Unfälle gegen diese Materie ein Kinderspiel. Ein Blatt, dem wir selten beistimmen können, sagt darüber mit Recht: „Jene Vorlagen sind nicht entscheidend. Krankheit, Unfälle sind Ausnahmen, Alter und Tod sind gewiß. Da zeigt der Lindwurm seine Zähne, hier ist ein Problem für die Gesetzgebung, wie es schwieriger kaum zu denken ist. Das Netz der staatlichen Sorgfalt würde ein Drittel des Volkes umfassen, und die versicherten Summen würden sich bis zu den Schneegipfeln vieler Milliarden erheben." [1])

Das soll nun sozusagen über das Knie abgebrochen werden, vielleicht auch aus dem Grunde, weil dem Geschmack des Nachfolgers nicht zu trauen sei. Aber auch das ist noch nicht Alles. Der erste entscheidende Schritt der Art würde mit Nothwendigkeit einen zweiten, noch gewagteren Schritt herausfordern. Auf dem einmal betretenen Wege könnte die Socialreform auch mit der Arbeiter-Pensionsanstalt nicht abgeschlossen seyn. Wir haben bereits vor ein paar Monaten unsere Verwunderung geäußert, [2]) wie man nur immer von solchen Staatsversicherungen reden könne, ohne an die schwerste Frage zu denken: was denn mit den leistungsfähigen Arbeitern geschehen soll, die beim besten Willen keinen Verdienst bekommen können? Und in der That hat sich unmittelbar an die kaiserliche Botschaft und ihre Ankündigung der Alters- und Invaliden-Versorgung das Gerücht geknüpft, daß dann auch noch eine Versicherung gegen — Arbeitsmangel nach-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 17. April 1883.

2) „Randglossen zur socialpolitischen Discussion". Heft vom 1. Jan. d. Js. S. 64.

folgen werde. Was in dieser Beziehung etwa bereits feststeht, wissen wir nicht. Aber schon vor der Botschaft vom 14. April hat eine Stimme, die auf dem Wilhelmsplatz in Berlin nicht unbekannt seyn mag, zwar gemeint, die letztere Frage dürfte zur Zeit noch weniger reif seyn, als es sogar die von der Alters- und Invaliden-Versicherung noch sei; die Consequenz jedoch wird vollständig zugegeben: „Nun steht aber noch einer, der verhängnißvollste aller Punkte, aus: die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß die Verallgemeinerung auch dieser Versicherung als eine leere Utopie angesehen werden müsse. Erst dann wird der Kreis der Arbeiter-Versicherung durch gemeinsame, einheitlich und systematisch geleitetete, Kassen-Anstalten geschlossen seyn, wenn auch dieses Schreckgespenst gebannt und damit für alle Fälle, die den Arbeiter und seine Familie zu Grunde richten können, Sorge getragen ist".[1])

Allerdings wäre dann das „sociale Königthum" gemacht, freilich nur für die industriellen Arbeiter. Die Berufsstände im Handwerk und in der Landwirthschaft kämen dabei nur insoweit in Betracht, als sie die Last der unerläßlichen Staatszuschüsse mit zu tragen hätten. Damit wäre dann aber auch der sociale Vorzug der monarchischen vor der parlamentarischen und republikanischen Staatsform wieder ausgeglichen. Denn praktisch sehen wir die französische Republik gerade jetzt ganz das Gleiche thun, was das sociale Königthum als höchstes Ziel für die industriellen Arbeiter erst noch zu erstreben hat. Nur daß man dort nicht erst einer gesetzlichen Anstalt und eines complicirten Kassen-Mechanismus bedarf, sondern, wenn Arbeitslosigkeit eintritt, so gibt die Republik von Fall zu Fall Geld her für Staatsarbeiten. Ob die Nationalwerkstätten offen stehen oder verhüllt sind, ist am Ende gleichgültig; nur das Ende der Schraube ist nicht abzusehen.

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 7. April 1883.

Die Berliner „Germania" tritt für die Ankündigung der Botschaft ein, unter der Voraussetzung, daß der Entwurf einer Alters- und Invaliden-Versorgung sich für den Weg des „corporativen Socialismus" und gegen den Staatssocialismus entscheide. Den Begriff des corporativen Socialismus hat sie schon früher festgestellt, indem sie gegenüber dem Hrn. Professor Wagner erklärte: „Wir unsererseits sind der Meinung, der Staat soll nur für seine Staatsausgaben Geld von seinen Bürgern erheben, im Uebrigen aber ihnen das Geld lassen, damit sie selbst in corporativer Organisation der Berufsstände diese socialpolitischen Aufgaben erfüllen, und wir sprechen dem Staate nur das Recht zu, solche Organisationen eventuell durch Zwang zu schaffen und zu ordnen."[1]) Das wäre auch unsere Meinung; aber wir fürchten, daß gerade das die Meinung der preußischen Staatsraison nicht ist. In Oesterreich hat man allerdings den Weg selbstständiger Corporationen der Berufsstände eingeschlagen; in Preußen dagegen sprechen alle bisherigen Erfahrungen dafür, daß die Scheu vor solchen Organisationen principiell und unüberwindlich ist, und daß die „corporativen Genossenschaften", von welchen die Botschaft vom **17.** November **1881** spricht, nur von einer gewissen Mitbetheiligung an der Verwaltung, soweit es mit der bureaukratisch-polizeilichen Leitung verträglich erscheint, zu verstehen sind. Augenscheinlich handelt es sich auch bei der neuesten Botschaft um nichts Anders als um das Rechenexempel allgemeiner obligatorischen Invaliden- und Altersversorgungs-Kassen.

Daß die neue Botschaft nur von der Arbeiter-Versicherung spricht, bemerkt auch die „Germania", und zwar sind augenscheinlich bloß die industriellen Arbeiter gemeint. Darauf deutet schon der Umstand, daß die Botschaft von den Zu-

1) Nummer vom 7. März, vergl. Nummer vom 18. April 1883.

sagen ausgeht, welche den Erlaß des Socialisten-Gesetzes begleitet haben; mehr noch der Umstand, daß die Regierung den land- und forstwirthschaftlichen Arbeitern nichteinmal die Einbeziehung unter das Unfallversicherungs-Gesetz zugestehen will. Um so weniger finden die Bedürfnisse der Mittelstände zur Rettung vor dem drohenden Ruin eine Erwähnung. In Oesterreich hat man diese zwei Hauptaufgaben der socialen Frage vor Allem in's Auge gefaßt, in Preußen dagegen hat man bezüglich der Organisation des Handwerks sogar einen Rückschritt gemacht. In dem Entwurf zu dem Innungsgesetz von 1881 war die Bestimmung enthalten, daß die Innungsmeister unter Umständen das ausschließliche Recht haben sollten, Lehrlinge zu halten. Der Artikel fiel aus durch die zufälligen Lücken im Centrum und auf der Rechten; als aber die beiden Fraktionen den Antrag auf Wiederaufnahme der Bestimmung in das Gesetz stellten, da hatte die Regierung ihren eigenen Vorschlag preisgegeben. Was die Bauernfrage betrifft, so benützt zwar Fürst Bismarck jede Anmeldung eines neu entstandenen Bauern-Vereines, um zu dem Entschluß zu gratuliren, daß die Bauern ihre Interessen selbst in die Hand nehmen und sich von der Vormundschaft unberufener Führer befreien wollten, deren Bedürfnisse, Leiden und Freuden wesentlich andere seien, als die der arbeitenden Produktivstände. Bei diesen Demonstrationen gegen die verhaßten „Berufs-Parlamentarier" hat es dann aber sein Bewenden. Die „Steuer- und Wirthschaftsreformer"[1]) und ähnliche Vereine, auch die Herren von Thüngen und Baron Fechenbach, läßt man lamentiren, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Auch die „Germania" ist der Meinung, daß für das

---

1) Das Programm dieser in Berlin seßhaften Vereinigung ist mit dem von Dr. Ratzinger jetzt veröffentlichten Programm des sel. Grafen Ludwig Arco-Zinneberg nächst verwandt.

Handwerk in Preußen nichts mehr und für den Grundbesitz wenig zu erwarten sei. Und warum? Zu der Scheu vor aller festeren und selbstständigeren Organisation kommt noch ein anderer Beweggrund, den die „Germania" höchst präcis bezeichnet: „Die jetzige capitalistische Produktion und ihre systemgemäße Weiterentwickelung wird bei uns als etwas Gegebenes hingenommen; ihre ärgsten Auswüchse durch Arbeiter-Schutzgesetze und Arbeiter-Versicherungen zu bekämpfen ist der höchste Inhalt der Bismarck'schen Socialreform." [1]) Auf diesem Wege soll der Staat immer noch stärker und allumfassender werden, während die preußische Staatsraison in selbstständigen Corporationen der Berufsstände die Schwächung des Staats erblicken würde. Auf dem ersteren Wege braucht auch die Gunst des großen Capitals nicht verscherzt zu werden, während der in Oesterreich betretene Weg zur socialen Reform die liberalen und capitalistischen Vertreter in eine Wuth versetzt hat, wie es bis dahin unerhört war. Herrn Windthorst's Wort gegenüber dem Bekenntniß des Abg. Wagner zur kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 hat einen tiefen Sinn gehabt: „Die Botschaft könne auch ein Manchestermann unterschreiben."

Im Reichstag ist dieser Botschaft die Thatsache entgegengehalten worden, daß noch im Jahre 1876 die Thronrede ausdrücklich gesagt habe: es gehe nicht an, mit Staatsmitteln die gedrückte Lage des Handels und der Gewerbe bessern zu wollen. Aber von dem Augenblicke an, wo man die Hunderttausende von Arbeitern aus der Umarmung der Socialdemokratie losmachen und herüberziehen zu müssen glaubte, ist der Beitrag aus Staatsmitteln das erste und letzte Wort der Regierung geblieben. Der Staatszuschuß ist überhaupt die Signatur des Staatssocialismus, und bei dem nächsten von der Botschaft angekündigten Schritt wird

---

1) Berliner „Germania" vom 7. April 1883.

er unvermeidlich seyn; es wird gelten: entweder — oder. Der Reichskanzler hat sein Anbringen von Anfang an mit der, von dem einmal eingenommenen Standpunkte aus, sehr rationellen Erwägung begründet, man dürfe nicht durch Abschreckung des Capitals von industriellen Unternehmungen noch mehr arbeitskräftiges, aber arbeitsloses Volk schaffen; es müsse eine Grenze geben, bis zu welcher man die Industrie belasten könne, ohne dem Arbeiter die Henne zu schlachten, die ihm die Eier lege.[1]) Die Grenze ist sicher erreicht, wenn die Industrie allein die ganzen Kosten der Unfall- und Krankheits-Versicherung trägt. Wollte man sie noch weiter belasten, so würde die Versicherung gegen Arbeitsmangel nur um so unvermeidlicher werden. Am Ende dieses Kreislaufs aber, den die sociale Reform bei uns jetzt betreten will, steht immer das verhängnißvolle Wort: „Recht auf Arbeit" — vom Staat!

Auch die Arbeitermassen werden die Sache so verstehen oder gar nicht. Sollte aber das Pfand, das ihnen jetzt gegeben ist, nicht eingelöst werden können — was dann? Und daß es durch ein „sociales Königthum" von und für Preußen, einschließlich der übrigen Bestandtheile des Reichs, nicht eingelöst werden kann, ergibt sich aus der Thatsache, daß Natur und Geschichte allerdings diesen oder jenen Staat, besser gesagt sein Regierungswesen, eigenartig charakterisiren mögen, daß aber die Grundlagen der Gesellschaft in der ganzen civilisirten Welt dieselben sind, wie auch ihre Uebelstände und Krankheiten. Es gibt kein besonderes Recept für sociale Heilung, das Preußen für sich allein anwenden könnte, ohne Gefahr, seine Gesellschaft noch kränker zu machen, den Infektionsherd durch steigende Aussaugung der noch gesunderen Glieder zu Gunsten des erkrankten über die ganze

1) Rede vom 9. Januar 1882, s. „Histor.-polit. Blätter". 91. Band, S. 65.

Volksmasse zu verbreiten, mit der industriellen Branche auch alle andere Produktion zu schwächen, und die lachenden Dritten jenseits der Grenze davon Nutzen ziehen zu lassen. Wo bleibt dann der „starke Staat"? Neben dem Militarismus noch ein vom Staat gefütterter Industrialismus: wer kann es fassen? Das Wort ist nicht neu von der Nation, die dereinst mit dem Mauser auf der Schulter und dem Bettelsack am Arm auf Fouragirung ausgehen müßte.

Man spricht auch sehr oft von den Körnchen Wahrheit in der socialen Bewegung; aber nichts in ihr ist wahrer gewesen als die — Internationale.

LXIV.

Zehn Jahre nach dem Wiener Krach.

(Zur Geschichte des Hauses Rothschild.)

Zehn Jahre sind vergangen, seitdem am 9. Mai 1873 der Prokuraträger des Hauses Rothschild in Wien, Herr „Ritter" von Goldschmidt die Börse betrat und auf die Bitte der Sensalen, doch für eine halbe Million Aktien in „Kost" zu nehmen, die vernichtende Antwort ertheilte: „Für alle eure Banken am Ring gebe ich keine 100,000 Gulden." Die Panik, welche sich damals der Wiener Börse bemächtigte, war unbeschreiblich. Alles schrie, fluchte und tobte. Der Vertreter Rothschilds ward zum Thore hinausgedrängt, schreckliche Verwünschungen wurden gegen ihn und sein Haus ausgestoßen. Wir wollen die Epitheta nicht wiederholen, welche gegen den Jupiter der Börse und seine Generalstäbler gebraucht wurden.

Als der Knäuel sich gelöst und der Schwarm sich ver-

laufen hatte, begann männiglich die Größe der erlittenen Niederlage, die Furchtbarkeit des zugefügten Schlages, die Unermeßlichkeit des allgemeinen Ruins zu ahnen. Wir sagen: zu ahnen. Der Gräuel der Verwüstung nahm mit den folgenden Tagen und Wochen zu: da erst fing man an, das Unerhörte zu hören, das Unsägliche zu sagen, das Unbegreifliche zu begreifen.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des „Krach“ hatte kein Mensch die vereinzelten Warnungen nüchtern gebliebener Patrioten beachtet. Damals war es, daß irgend ein Wiener Blatt die Frage stellte, was denn aus der Börse und dem ganzen Heere der Spekulanten würde, wenn es Rothschild eines Tages in den Sinn käme, alle Depots zu kündigen und seine ihm zugewandten Bankinstitute zu gleichem Vorgehen zu veranlassen. Es wurde der Untergang der tollen Spekulanten in halbwegs sichere Aussicht gestellt — vergeblich!

Bald darauf — es war im April 1872 — gab Rothschild einen kleinen Vorgeschmack von den Dingen, die da kommen werden. Es waren noch lange nicht die letzten Dinge, aber auch diese waren schon ziemlich arg. Die verrannteste Spiel- und Habsucht, welche damals Hoch und Nieder ergriffen hatte, sah gleichwohl das von dem Impresario eigenhändig an die Wand geschriebene Mene tekel nicht. Die Depotkündigungen und Creditverweigerungen thaten ihre Wirkung, Rothschild sah, wie weit er zu gehen brauche, welche Mittel und Kräfte nöthig wären, um seinen „höheren Zweck“ bei einer noch günstigeren Gelegenheit zu erreichen. Vorläufig war er mit der Baisse zufrieden, die er mit Vorbedacht hervorgerufen und weidlich ausgenützt hatte. Die Curse stiegen wieder und der alte Schwindel johlte jählings weiter. Neue Gründungen entstanden. Das „Geschäft“ blühte mehr als je. Rothschild selbst lebte still und eingezogen in seinem Hause. Nur für ganz wenige auserwählte Freunde und Clienten war er nicht „verreist“. Er ließ die meisten Geschäfte an der Börse durch dritte Personen außerhalb seines nächsten Wirkungskreises besorgen. Niemand sah die Fäden, die er in der Hand hatte, am wenigsten hatten die direkt von ihm angestellten Agenten, deren Zahl eine minime war, Klarheit über seine Ziele. Das Pub-

likum bemaß den wachsenden „Nationalreichthum“ und den eigenen „Privatwohlstand“ nach den steigenden Cursen der Börse, und selbst, als die Katastrophe hereinbrach, merkte es nicht, wohin die plötzlich verschwundenen Milliarden gewandert waren. Dutzende brachten sich ums Leben, hunderte wurden irrsinnig, tausende unglücklich, hunderttausende bettelarm. Rothschild nahm als Verwaltungsrath verschiedener Bahnen seine „Freikarte“ und fuhr gratis zu einer Sommerfrische nach der Schweiz. Er hatte seinen „Rebach“ gemacht. Alles andere kümmerte ihn weiter nicht.

Es ist für die Beurtheilung mancher nicht ganz erklärlichen Zustände und Erscheinungen der Gegenwart von Werth, auf einige Zeitungsstimmen zu hören, welche unmittelbar vor und nach dem „Krach“ des Jahres 1873 aus dem Bureau Rothschilds inspirirt zu werden pflegten. Als nämlich das „Welthaus“ bereits mehrere Wochen vor dem allgemeinen Zusammensturze mit massenhaften Depotkündigungen vorging, gab es denn doch verschiedene Leute, welche stutzig wurden und Miene annahmen zu retten, was zu retten war. Was geschah? Die „tonangebende“ Presse sang die schönsten Schlummermelodien und stimmte dazwischen mit vollen Akkorden die Nationalhymne des Börsenvolkes an: „Rothschild, unser Schutz und Schirm“. Die Meinung, daß Rothschild die Börse nicht fallen lassen werde noch fallen lassen könne, wurde zu einem Glaubensartikel der Spekulation und jeder, der sich erkühnte, denselben anzuzweifeln, wurde von der breiten Straße in die tiefe Gosse geworfen oder als ein gefährlicher Attentäter auf das Volkswohl vor allem Volke moralisch ausgepeitscht. Aehnlich wie in Oesterreich ging es in Deutschland, wohin Rothschild nach dem Kriege des Jahres 1870/71 eine Menge der zweifelhaftesten und schlechtesten Papiere aus aller Herren Ländern zu werfen und an den „dummen deutschen Hausknecht“ zu bringen wußte. Dabei spielte ein Stück französischer Revanche mit. Die beiden Geschäftsführer des Hauses sind nämlich die Herren „Ritter“ Moritz und Julius von Goldschmidt. Der erstere war vor dem Kriege kgl. preußischer Generalkonsul in Wien, wurde aber nach dem Kriege nicht zum kais. deutschen Generalkonsul pro=

movirt, sondern einfach „unter Verdankung für geleistete gute Dienste" abgethan. Der Grund für diese Zurücksetzung wurde darin gesucht, daß die Brüder Moritz und Julius während des Krieges in auffallender Weise mit den Franzosen sympathisirten. Wie zur Revanche an den Deutschen hängte das par nobile fratrum diesen ganze Fuder elender Börseneffekten auf. Die deutsche Presse leistete dabei den Franzosenfreunden redlichen Beistand.

Nach dem Mai-Krach war es wieder eine Journalstimme, welche den denkwürdigen Satz verkündete: „Keine einzige mittlere Bank hat eine Existenzberechtigung". Auf gut deutsch heißt das: „Nur diejenige Concurrenz hat Anspruch auf das Seyn, die ich — Freiherr von Rothschild — dulde; ich allein bin der Gott der Banken und der Börse, es darf neben mir keine anderen Götter geben, selbst nicht Halb- und Viertelsgötter, außer diejenigen, die ich für koscher erachte". Wenn Rothschild von Zeit zu Zeit Concurrenten aufkommen ließ, welche ihm nicht genehm waren, so that er es nur in der Absicht, in deren Hürden fette Hasen für seine Küche zu züchten. Er kaufte die Aktien derselben, ließ sie fallen und steigen, und steckte in jedem Falle seine Cursgewinne ein und, wenn die Dividendenzeit kam und eine erträgliche Ernte versprach, ließ er sich auch die Dividenden nicht entgehen. Als der Krach auch die scheinbar festesten Banken erschütterte, kündigte Rothschild die Credite, um alle zu ruiniren oder in seinem Netze zu fangen. Es war ihm ja noch nicht genug, daß er in mehr als dreihundert österreichischen Creditinstituten, Industriegesellschaften, Bergwerksunternehmungen und Eisenbahnen seine Creaturen als Direktoren, Verwaltungsräthe, Revisoren oder „Spitzel" hatte und mit diesem Apparate einen unglaublichen Einfluß auf die Gesetzgebung ausübte. Er wollte Alleinherrscher werden in der Volks- und Staatswirthschaft und als solcher auch mitsprechen in der Politik. Die inneren Verhältnisse in Frankreich und der ökonomische Niedergang Deutschlands waren wie gemacht, um selbst seine kühnsten Hoffnungen zu beflügeln. Wirklich gelang es dem „Welthause", auch in Frankreich einen rapid wachsenden Einfluß zu gewinnen. Gambetta's Sturz ward hauptsächlich durch Rothschild geschürt, da

der „Diktator" die Hand auf die Eisenbahnen legen wollte und auch sonst Anlagen zur Selbständigkeit zeigte. Zugleich mit Gambetta fiel Eugen Bontour, der John Law des neunzehnten Jahrhunderts, mit Hilfe eines ähnlichen Manövers, das der Allgewaltige 1873 in Wien ausgeführt hatte.

Bontour hatte große Hilfsmittel. Als ehemaliger Genosse Rothschilds und diesem an Geist weit überlegen, kannte er alle Börsenkniffe, Pfiffe und Machenschaften des „Welthauses". Der Jünger hatte es dem Meister trefflich abgeguckt, wie die Fäden gesponnen, gelegt und gezogen werden mußten. Bontour war sich auch bewußt, daß er nur mit gewaltigen Kräften reussiren werde. Zu diesem Ende verband er sich mit einer Reihe von Genossen, welche allesammt aus diesem oder jenem Grunde das Ziel verfolgten, der Macht des Hauses Rothschild und Cie. eine Gegenmacht zu schaffen. Die Alliirten vereinigten sich auf die Ideen des Freiherrn von Bruck und des Grafen Langrand, denen ja eine große Berechtigung inne wohnte. Minister Bruck hatte den Versuch gemacht, durch Gründung der österreichischen Creditanstalt den Kaiserstaat von dem Hause Rothschild zu befreien. Der Versuch mißlang, weil die Creditanstalt nicht genügende Hinterdeckung durch andere große Banken hatte. Rothschild brachte den größten Theil der Aktien an sich und befestigte durch die Creditanstalt, die er ganz in seine Botmäßigkeit brachte und allen Manövern dienstbar machte, seine Herrschaft über ein großes Eisenbahnnetz, die wichtigsten Industriegesellschaften, kurz über die Volks- und Staatswirthschaft in Oesterreich. Graf Langrand wollte das „christliche Kapital" concentriren und damit Rothschild aus dem Felde schlagen, allein der Plan scheiterte nicht blos an den überspannten Spekulationen des Leiters, sondern auch an dem Mangel ausreichender Mittel. Man kann den Mißerfolg Bruck's beklagen und das Gebahren Langrand's verurtheilen — immerhin vertraten Beide Gedanken, die mit der Lösung der socialen Frage nahe verwandt sind.

Bontour nahm die Gedanken der Beiden in einer umfassenderen Conception auf. Durch Gründung der Oesterreichischen und Ungarischen Länderbank, der Serbischen Nationalbank, der österr. Montangesellschaft und einer großen Unternehmung für

Eisenbahnen suchte er in das Herrschaftsgebiet Rothschilds auf allen Wegen und Stegen zugleich einzurücken und sich daselbst festzusetzen, einzugraben, auszubreiten, den Gegner zu verdrängen und in die Enge zu treiben. Wie Rothschild so versicherte sich Bontour einer Reihe von Zeitungen in der Hauptstadt, in der Provinz und im Auslande. Auch in parlamentarischen Kreisen fand er sowohl durch die von ihm genährten allgemeinen und speciellen Interessen als auch durch die von ihm verfolgten, über das gewöhnliche Niveau eines Financiers weit hinausreichenden Ziele einen bedeutenden Anhang. Die Regierung glaubte ihrerseits, in dem emporsteigenden Gestirn das Zeichen zu erblicken, in dem auch sie über die Tyrannei des Welthauses endlich zu siegen vermöchte. Rothschilds Stellung schien in der That mehr als je gefährdet, da es Bontour zudem gelungen war, die „Union générale“ zu einem Mittelpunkte der Spekulation für alle diejenigen Kapitalisten zu machen, welche vermöge ihrer religiösen, kirchlichen oder politischen Ueberzeugungen gegen das „Welthaus“ eingenommen waren. Allein Bontour überstürzte sich, die Erfolge machten ihn blind und toll, er spielte va banque und siehe da: er stürzte von einer rasch erklommenen Höhe herab tief in den Pfuhl der Schmach — und oben stand sein Todfeind, der hohnlachend das Schlachtfeld behauptete und die ganze unermeßliche Beute in seine Schränke und Keller barg. „Die alte Finanzschule“ — schrieb schon 1873 der „Frankf. Aktionär“, das Leibblatt Rothschilds — „hat wieder einmal gesiegt und die modernen Banken und Bankiers allmälig ganz verdrängt.“

Rothschilds Plan, der König der Welt zu werden, neigt sich seiner Verwirklichung zu. Aber schon hören wir in der Ferne einen gar sonderbaren Tritt, als ob ganze Völkerheere aufmarschiren wollten. Und selbst in Frankreich, dieser Domäne Rothschilds, erhebt sich der Unwille der Massen gegen den Vogt, der die „Freiheit“ und „Gleichheit“ nur mit der „Brüderlichkeit“ in Wien, Frankfurt, London, Neapel und New-York theilt. Es geschehen Zeichen und Wunder, doch König Rothschild glaubt alles mit seinem Gelde machen zu können. Gleichwohl scheint ihn hie und da ein Gruseln zu überfallen wie jenen Despoten,

der sich in keinem Zimmer seines Palastes mehr behaglich fühlte. Der Börsenfürst sucht darum die unangenehmen Vorwürfe zu ersticken, mit denen ihm hie und da ein eingeweihter Schriftsteller sein Gewissen zu erregen sucht. So erschien im Jahre 1875 in einer ungarischen Buchdruckerei eine Broschüre: „Rothschild in Oesterreich", welche bis ins Detail nachwies, mit welch elenden Praktiken das „Welthaus" jede halbwegs gefährliche Concurrenz zurückdrängte und wie ein Polyp den Staat festhielt und das Volk aussog. In der Schrift wurde ziffern= und aktenmäßig erhärtet, wie diese Macht den Wiener Krach inscenirte und mit Hilfe von flunkernden Zeitungsberichten, falschen Schätzungen, verschleierten Bilanzen und unverdienten Dividenden die Oesterreichische Baugesellschaft und die Oesterreichische Südbahn bis zum Bankerott und unzählige Personen und Familien zum Ruin und an den Bettelstab führte. 21 Aktionäre der Baugesellschaft brachten sich aus Verzweiflung in der Stadt Wien ums Leben. Die Broschüre erzählte dies alles mit einer furchtbar eindringlichen Kälte und schloß ihre Betrachtung mit dem Satze, daß die Bureaux der durch Rothschilds Schuld so furchtbar verkrachten Unternehmung gegenüber dem Laternenpfahl sich befanden, an welchem anno 1848 der Kriegsminister aufgehängt wurde! Das war selbst einem Rothschild zu arg. Er ging und — übergab den Verbrecher gegen Seine Majestät von Bals Gnaden den Gerichten?? Mit nichten! Man sagt, er habe vom Buchhändler, der dem Schriftsteller das Manuskript abgekauft hatte, das Verlagsrecht für eine große Summe erworben. Kurz, die Schrift erschien nicht im Buchhandel, nur der Schreiber dieser Zeilen besitzt zufällig von derselben eine Abschrift, aus der wir die Anregung zu dem vorstehenden Artikel geschöpft haben und die wohl noch mehr Stoff zu einer Geschichte des Hauses Rothschild bietet.

LXV.

Zur Sprichwörterliteratur.

Der gelehrte Professor der Exegese am k. Lyceum in Bamberg, Dr. Adam Martinet[1]) (geb. 12. Jan. 1800 zu Höchstedt, gest. 11. Okt. 1877 zu Bamberg), ein Mann, der wie nicht leicht ein anderer als Muster für alle Lehrer und Professoren aufgestellt zu werden verdient, ein Kenner der orientalischen und occidentalischen Sprachen, machte es sich zur besonderen Aufgabe, jungen strebsamen Männern in den verschiedensten Sprachen (und zwar unentgeltlich) Unterricht zu ertheilen. Eines Tages, als sich einige Zuhörer zur Erlernung der spanischen Sprache zusammengefunden hatten, begann er den Unterricht mit folgenden Worten: „Spanisch zu lernen lohnt sich schon deßhalb, um den Don Quixote in der Ursprache lesen zu können.“ Jeder Kenner dieser reizenden Dichtung, der sie in der Ursprache gelesen und mit dieser auch die beste Uebersetzung verglichen hat, findet allsogleich die Wahrheit dieses Satzes. Cervantes bringt in seinem Romane so viele schöne und geistreiche Sprüche und Sprichwörter, welche der spanischen Sprache

---

1) Vgl. über ihn: 40. Bericht über den Bestand des histor. Vereins für Oberfranken in Bamberg im Jahre 1877, S. 303—16, von Val. Loch.

eigen sind und deren Schönheit nur von dem Kenner der Sprache beurtheilt werden kann. Wo hatte aber Cervantes diese Sprüche und Sprichwörter hergenommen? unmöglich hat er sie selbst erfunden; er mußte sie aus dem vorhandenen Sprachschatze schöpfen. In der That waren sie schon vor ihm von Mosen Pedro Valles in dem „Libro de Refránes" gesammelt, welches 1549 zu Saragossa erschienen war. Auf dieses äußerst seltene Buch, welches nur aus 78 Blättern besteht, machte im Jahre 1877 der um die Wissenschaft im Allgemeinen wie namentlich um die k. bayerische Hof- und Staatsbibliothek so hochverdiente Oberbibliothekar Föringer Herrn Hofrath Dr. Haller aufmerksam, welcher die Bedeutung des Buches erkannte und eine neue Ausgabe und Bearbeitung desselben zu geben beschloß. Von dieser fünfjährigen mühevollen Arbeit liegt nun der erste Theil vor.[1])

Der unten angeführte Titel gibt Alles, was der Verfasser in seinem fleißigen Buche geleistet hat, und es erübrigt nur einerseits das Verhältniß der Haller'schen Bearbeitung zur spanischen Vorlage, andererseits die Art der Behandlung zu besprechen. Das „Libro de Refránes" enthält 4300 spanische Sprichwörter in rein alphabetischer Ordnung ohne jede Erklärung. Die Aufgabe des Herausgebers und Neubearbeiters war es nicht, einen einfachen Wiederabdruck des Buches zu ver-

1) Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes, in's Deutsche übersetzt, in spanischer und deutscher Sprache erörtert, und verglichen mit den entsprechenden der alten Griechen und Römer, der Lateiner der späteren Zeiten, der sämmtlichen germanischen und romanischen Völker und einer Anzahl der Basken, endlich mit sachlichen, sprachlichen, geschichtlichen, literarhistorischen, biographischen, geographischen und topographischen Erläuterungen versehen, nebst Vorwort, Einleitung, Index und einem kleinen Anhang, von Dr. Joseph Haller, k. bayer. Hofrath ꝛc. I. Theil. Regensburg in Commission der G. J. Manz'schen Buchhandlung 1883. (XXXII und 632 S.) Lex. 8°. (M. 15.)

anstalten, der schon an und für sich bei der außerordentlichen Seltenheit des Originals von großem Werthe gewesen wäre, sondern es mußten, wie auch der Titel angibt, die deutsche Uebersetzung, die Parallelsprichwörter, die Erklärung der unverständlichen Ausdrücke, der weniger bekannten Personen und Orte gegeben werden. So unternahm denn Herr Dr. Haller die gründliche Bearbeitung der ersten 555 mit dem Buchstaben A beginnenden Sprichwörter, übersetzte sie wortgetreu ins Deutsche, gab die nöthigen Erklärungen, und hieraus entstand der stattliche nun vorliegende Band von 684 Großoktav-Seiten, welcher so viel des Interessanten enthält. Es ist schade, daß der Hr. Verfasser nicht schon diesem ersten Theile einen umfassenden Materien-Index beigegeben, sondern daß er sich diesen erst auf den zweiten Theil verspart hat; aus diesem würde man erst ersehen, welche Fülle von Material dieses Buch an Sentenzen, Sprüchen und Sprichwörtern bietet. So finden sich, um aus dem reichen Schatz nur einiges herauszugreifen, unter Nr. 19 Sprichwörter über Eigenartigkeit, Nr. 139 Ende, 333 Fleiß, Nr. 57 das Geben, 175 Freundschaft, 144 Gesetze, 394 die Gezeichneten, 271 Geiz und Verschwendung, 141 Genügsamkeit, 420 Ungenügsamkeit, 403 Gegenseitigkeit, 295 und 510 Gewohnheit, 168 gute Gesellschaft, 418 Glück, 272 Gottvertrauen, 286 Hilfe, 81 und 479 Hunger, 448 Liebe, 144 Recht, 405 richtige Rechnung, 91 Sättigung, 166 Schmeichler, 167 Schweigen, 147 unzeitige Sparsamkeit, 337 und 540 Tod, 188 Trennung, 450 Tugend, 356 Voreiligkeit, 227 Vorsicht, 503 Wagen u. s. w. Es läßt sich natürlich dieses kurze Verzeichniß leicht verzehn-, ja verhundertfachen, so reich ist der Inhalt des so fleißig gearbeiteten Buches. Ueber die Art der Behandlung der einzelnen Sprichwörter möge ein Beispiel genügen. Unter Nr. 272 steht das Sprichwort: „A quien Dios quiere bien: la casa le sabe: y a quien mal: la casa y el hogar.“ „Wem Gott wohl will, deß' Haus nimmt ihn wahr, und wem er übel will, deß' Haus und Herd“ (nehmen ihn nicht wahr). Unmittelbar nach dem Sprichworte und dessen deutscher Uebersetzung folgt die Erklärung desselben nach dem Wörterbuche der spanischen

Akademie. Im vorliegenden Falle reiht sich sogleich die Stelle aus dem ersten Buche von Cicero's Tusculanen an: „Und es wird niemals dem Guten etwas Schlimmes begegnen können, weder im Leben noch nach dem Tode, und niemals werden dessen Angelegenheiten von Gott hintangesetzt." In langer Reihe folgen nun die Parallelsprichwörter der verschiedensten Nationen; den Anfang machen die Spanier mit 8, von denen: „Wem Gott wohl will, dem wirft die Hündin Ferkeln" erwähnt sei; die alten Griechen sagen: „Immer fallen die Würfel des Zeus glücklich", Plinius: „Die Glücklichen haben auch Dreimonatskinder." Von den Neulateinern werden 6, von den Deutschen 31, den Schweden 8, den Isländern 5, den Dänen 4, den Holländern 10, den Flamändern 1, den Engländern 4, den Franzosen 14, den Graubündnern 1, den Italienern 29, den Neu-Catalanen 1, den Valencianern 2, den Portugiesen 2 und von den Basken 1 Parallelsprichwort aufgeführt. Man sieht aus dem einen Beispiele, welches aber noch lange nicht das am reichsten mit gleichbedeutenden Sprichwörtern belegte ist, welche Arbeit es sich der emsige Verfasser kosten ließ, um aus der Literatur aller europäischen Nationen das Gleichartige des vorhandenen Sprichwörtervorrathes zusammenzubringen. Der ursprüngliche Plan des Herrn Verfassers war, die sämmtlichen 4300 von Valles in seinem „Libro de Refránes" aufgeführten Sprichwörter in gleicher Weise zu behandeln, wie die 555 in diesem ersten Theile bearbeitet sind. Allein die Zeit, welche schon die Ausarbeitung dieses Bruchtheils in Anspruch genommen hat (der Hr. Verfasser arbeitete mit voller Rüstigkeit an diesem ersten Bande 1223 Tage und viele Stunden der Nächte), zeigte ihm, daß die Durchführung des ursprünglichen Planes im 73. Lebensjahre ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wenn nun auch die gleichmäßige Bearbeitung der noch übrigen 3745 Sprichwörter des „Libro de Refránes" weniger Raum und Zeit beansprucht hätte, da bei gleichbedeutenden Sprichwörtern immer nur auf das schon früher behandelte Sprichwort hätte verwiesen werden können, wie ja schon in diesem Bande, z. B. bei Nr. 401 „Abwesenheit ist Feindin der Liebe: so ferne von den Augen, so

ferne vom Herzen", auf Nr. 188 „Für Todte und Weggegangene gibt es keine Freunde", oder bei Nr. 402 auf Nr. 399 u. s. w. verwiesen worden ist, so würde doch die gänzliche Bearbeitung der noch übrigen 3745 Sprüche mehrere Bände umfassen.

Deßhalb entschloß sich der Autor mit diesem Bande die Bearbeitung zu beschließen, und als zweiten Theil eine Bibliographie raisonnée der sehr reichhaltigen Literatur der Sprichwörter in allen germanischen und romanischen Sprachen zu geben, ein Unternehmen, welches gewiß allseitig mit Freude begrüßt werden wird.

Daß dieses mit großem Aufwande von Zeit, Mühe und Gelehrsamkeit gearbeitete Werk dem unauslöschlichen Andenken seines edlen, zu früh dahingeschiedenen Freundes, Herrn Hofraths Heinrich Konrad Föhringer aus reinster Pietät und Dankbarkeit vom Verfasser gewidmet ist, ehrt den Hrn. Verfasser ebenso, wie den trefflichen Heimgegangenen, der, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, als Mensch, Beamter und Gelehrter stets in gesegnetem Andenken stehen wird.

LXVI.

Zur irischen Frage.

Irland von 1660—1760.

Die Jetztzeit ist überreich an entsetzlichen politischen Verbrechen, Rußland und England, der in politischer Entwicklung am weitesten zurückgebliebene und der am weitesten vorgeschrittene Staat stehen dabei obenan: die Ermordung des Czaren Alexander II. und der Mord im Phönix-Park wetteifern mitsammen um den Vorrang, welches die schrecklichste, verruchteste That sei. Es liegt nicht in unserer Absicht, auf die russischen Zustände näher einzugehen; aber wenige Tage bevor wir diese Zeilen begannen, fand das Dynamit-Attentat am Parlamentsgebäude in London statt, das, wenn es auch kein Menschenleben auslöschte, doch der teuflischste Plan war, den seit unzähligen Jahren das Gehirn eines Bösewichts ausgeheckt; es wurden die Nitroglyzerin-Fabriken und Niederlagen in Birmingham und an anderen Orten entdeckt, mit solchen Mengen von Sprengstoffen, um ganz London vom Erdboden wegzufegen, und gerade in den Tagen, wo wir dieß schreiben, enthüllt der Prozeß gegen die Mörder im Phönix-Parke Zustände des Schreckens, welche in der Geschichte aller Zeiten ihres gleichen suchen. Es sind nicht einzelne Menschen, welche da als Verbrecher raffinirtester Art sich zeigen; nein, es ist, wenn auch nicht das ganze, aber doch ein erheblicher Bruchtheil eines Volkes, des Volkes der Iren, welches dem englischen Volke den Unter-

gang geschworen; geschworen hat die Engländer zu morden mit Dolch und Gift, und weil des Menschen Kunst und Witz bislang noch nichts Dämonischeres erfunden hat, mit Dynamit und Nitroglyzerin. Und die Verschwornen halten ihr Wort, oder machen wenigstens den Versuch es zu halten — unbekümmert um ihr eigenes Leben. Das sind die heutigen Zustände in Irland-England, das ist der Krieg bis aufs Messer zwischen zwei Volksstämmen, und zwar nicht in offener Feldschlacht, sondern in allen Schlichen des Meuchelmordes Mann gegen Mann. Der keltische Ire ist der Angreifer, der Anglo-Sachse mit Normannen-Blut der Angegriffene, und er hat schweren Stand mit dem Aufwand aller Mittel an Klugheit, Kraft und Geld, seine Existenz zu retten. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Volk in seinem großen Theile so tief sinken könnte, um zur Verübung solcher Frevelthaten fähig zu werden. Aber der einzelne Verbrecher empfängt seine Anlagen wohl nicht bereits im Mutterleibe — er wird zum Verbrecher erzogen und herangebildet; von Natur aus ist er das Ebenbild Gottes. Und so gings auch mit dem irischen Volke. Nach dem Falle des römischen Reiches gingen von „green Erin" die Sendboten des göttlichen Glaubens aus, die Iren waren ein edles Volk — aber als sie unter Englands Herrschaft geriethen, da begann der Himmel, in dem sie lebten, in eine Hölle sich zu verwandeln: Jahrhunderte lang wurden sie in unerhörter Weise mißhandelt, mit Henkergesetzen gepeinigt, verfolgt, zertreten. Ist es da ein Wunder, wenn selbst ein von Natur aus glücklich angelegtes und begabtes Volk mit der Zeit zum Verbrecher wird? Nein, die Verzweiflung, der Selbsterhaltungstrieb und das bitterste Gefühl der geschändeten Ehre macht den Einzelnen zum Massenmörder, treibt auch einen ganzen Volksstamm zur Begehung von Verbrechen, wie die Welt noch nie erschaut.

Es war ein zeitgemäßer Gedanke, daß Dr. Robert Hassencamp, Oberlehrer am Gymnasium in Ostrowo,

Preußisch-Polen, ein Hesse seines Stammes, gerade in diesen Tagen ein bedeutungsvolles Jahrhundert irischer Geschichte und Zustände zum Vorwurf eines Essays gemacht hat. Das Programm des königlichen Gymnasiums zu Ostrowo für Ostern **1883** enthält aus seiner Feder eine Abhandlung „Irland in der Zeit von **1660—1760**". Es soll kein Tadel seyn, daß diese äußerst verdienstvolle Arbeit, eine geschichtliche Studie, die von vollster Objektivität zeugt, klare Darstellung mit ebenso klarer Schlußfolgerung verbindet und ein umfassendes Quellenstudium — es finden sich darin etwa **180** Quellen meist englisch citirt — bekundet, in dem Programm des Gymnasiums einer im Ostende des deutschen Reiches gelegenen Stadt verborgen wurde: aber es dürfte ein ganz berechtigter Wunsch seyn, daß der Verfasser diese seine Arbeit in anderer Weise möglichst allgemein zugänglich machen und verbreiten möchte, wobei wir uns die Andeutung erlauben, daß es zweckmäßig wäre, die Einleitung etwas zu erweitern und die Studie nicht mit dem Jahre **1760** zu schließen, sondern sie fortzuführen bis zur völligen Union Irlands mit England oder noch besser bis in die neuere Zeit.

Der Verfasser theilt seine Darstellung in sechs Abschnitte und schickt eine Einleitung voraus, welche einen gedrängten Abriß über die irische Geschichte von der englischen Invasion **1168** bis zur Thronbesteigung Karls **II. 1660** gibt. In den sechs Abschnitten werden klar und übersichtlich die Ereignisse und Maßnahmen dargestellt, welche das irische Volk in einen Stand ökonomischer, körperlicher, geistiger und politischer Sklaverei zu versetzen bestimmt waren. Wir folgen diesen Darstellungen in möglichster Kürze, soweit die Wichtigkeit des Stoffes es gestattet.

Die größten Unbilden erfuhren die Iren wegen ihres unerschütterlichen Festhaltens am katholischen Bekenntnisse; und da ist es eine sonderbare Thatsache, daß Irland ursprünglich dem Papst gehörte, und im Jahre **1154** Papst Hadrian **IV.**, ein Engländer von Geburt, Hibernien und alle Nachbar-

Inseln dem englischen König Heinrich II. als Lehen überließ, gegen die Verpflichtung, von jedem Wohngebäude der Insel alljährlich einen Denar an den päpstlichen Stuhl abzuführen. Die Invasion der Engländer, gerufen durch den irischen Fürsten Mac Dermont von Leinster, begann **1168**, bald erkannten die meisten einheimischen Fürsten die Oberhoheit Englands an. Heinrich II. behielt Dublin und Umgegend für sich; mit der Ostseite der Insel, des sogenannten Pale, wurden mehrere anglonormannische Barone belehnt. Schon von der ersten Stunde an stellten sich die Engländer aufs äußerste feindselig; sie sahen den Iren, den keltischen Eingebornen, als einen Menschen niederer Race an, den man beliebig mißhandeln und unterdrücken dürfe. Dieses System der Unterdrückung ging schließlich so weit, daß sich der Papst der verfolgten Iren anzunehmen für verpflichtet hielt. Man wollte z. B. keinen Iren zum Geistlichen haben, und das Zeugniß eines Iren vor Gericht wurde nicht respektirt. England wollte um jeden Preis jede Amalgamirung der Iren mit den Engländern verhindern, und in diesem Sinne war das Statut von Kilkenny (1367), worin den Engländern bei Hochverrathsstrafe untersagt war, irgend einen näheren Verkehr mit den Iren zu pflegen; selbst denjenigen, der die irische Tracht annahm, die keltische Sprache redete oder den Bart nach keltischer Mode scheeren ließ, traf Einkerkerung und Vermögensconfiskation. Alle Maßnahmen waren darauf gerichtet, daß die Engländer die Iren schließlich ausrotten sollten.

So ging's bis zum **16.** Jahrhundert: da kam zu diesem alten Gegensatz zwischen Colonisten und Eingebornen ein neuer hinzu, der religiöse, und dieß machte das Maß des irischen Unglücks voll. Die englischen Colonisten in Irland schlossen sich der Reformation an, die Iren blieben dem alten Glauben treu. Es folgten Aufstände; Heinrichs VIII. Truppen warfen sie mit furchtbarer Grausamkeit nieder, bei der Empörung des O'Desmond (1582) sollen außer denen, die

gehängt wurden oder durch's Schwert umkamen, allein 30,000 Menschen durch Hunger getödtet worden seyn. Und als mit der Niederwerfung des Aufstandes die Ruhe des Kirchhofes in Irland eingetreten, schrieb der Oberbefehlshaber Lord Muntjoy: „Se. Maj. habe in Irland über nichts als todte Leiber und Haufen von Asche zu gebieten". Viele irische Stammeshäuptlinge wurden jetzt depossedirt, ihr Grund und Boden an die hereingerufenen schottischen und englischen Colonisten vertheilt. Alles geschah, um die Iren zu vertilgen — das zur Verzweiflung getriebene Volk erhob in äußerster Noth neuerdings die Fahne des Aufstandes, es kam zur Revolution von 1641. Der eiserne Cromwell bezwang sie, und in diesen von 1641—1652 dauernden Kämpfen verloren von den anderthalb Millionen irischer Bevölkerung 616,000 Menschen das Leben. Ueber die Ueberlebenden erging nun aber ein unerhörtes Strafgericht. Alles Land, das sie noch in den besseren Provinzen besessen, wurde ihnen genommen, nur das wüste Connaught, das fast ganz aus Fels und Moor bestand, wurde ihnen zugewiesen. „Geh zum Teufel oder nach Connaught!" war der den Iren zugerufene Fluch. „Es war eine völlig agrarische Revolution."

Im Jahre 1660 bestieg Karl II. den englischen Thron, er hatte den Iren Erleichterung ihres Looses versprochen, insbesondere sie wieder in früheren Besitz einzusetzen; aber die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die kgl. Deklaration vom November 1660, welche die Grundlage der Siedlungsakte (act of Settlement) geworden ist, befriedigte nicht, ebensowenig die vier Jahre später erlassene Erläuterungsakte. Die Enteignung der Iren nahm ihren Fortgang. Einmal noch leuchtete ein Hoffnungsstern, als Jakob II. 1685 den englischen Thron bestieg. Allein Jakob II. war kein Monarch von staatsmännischer Rücksicht und Vorsicht; er hatte den Willen, aber nicht das Geschick, einen Theil des Unrechts gut zu machen, und auch diese Zukunftsträume schwanden, als 1688 Jakob den Thron verlor.

Wilhelm III. suchte den Statthalter von Irland, Richard Talbot, Earl of Tyrconnel, auf seine Seite zu ziehen, aber Tyrconnel hielt zu dem in Frankreich weilenden Jakob II. und veranlaßte diesen zur Landung in Irland, die im März 1689, im Hafen von Kinsale, erfolgte. Das Parlament wurde zusammenberufen; die Maßnahmen, die es traf, waren jedoch nicht geeignet, das Wohl Irlands zu fördern. Ein Fehler um den andern wurde gemacht, und schließlich kam die Hochverrathsakte, eine vom erbitterten Rachegefühl diktirte Maßregel dieses Parlaments. Aber die Tage der irischen Herrlichkeit waren bald gezählt: am 1. Juli 1690 vernichtete Wilhelm III. am Boynefluß die undisciplinirten Schaaren der Iren und zog am 6. Juli in Dublin ein. Der Ueberrest der irischen Armee sammelte sich in Limerick, setzte den Vertheidigungskampf fort, um doch wenigstens die Religionsfreiheit zu retten; am 2. Oktober 1691 jedoch erfolgte die Capitulation. Im politischen Theile des über die Capitulation abgeschlossenen Vertrages war den Katholiken Irlands die Religionsfreiheit garantirt: alle Einwohner von Limerick und der Umgebung, sowie die dort und in anderen Plätzen Irlands garnisonirenden Offiziere und Gemeinen sollten ihre Güterrechte und Freiheiten zurückerhalten, welche sie zur Zeit Karls II. besessen hatten, waren aber verpflichtet, den vom Parlamente vorgeschriebenen Huldigungseid an König Wilhelm und Marie zu leisten. Der militärische Theil des Vertrages gewährte allen Soldaten und Offizieren der Garnison Limerick die Freiheit, mit ihrer beweglichen Habe auszuwandern. Allein dem Aufstande folgte wieder das Nachspiel der Confiskation, und Irlands Zustände wurden elender als je.

Der Vertrag von Limerick enthält in seinem ersten Artikel die Bestimmung: daß die Katholiken Irlands alle Freiheiten und Privilegien behalten sollten, die sie zur Zeit Karls II. gehabt hatten. Für diese Festsetzung war noch die Sanktion des englischen Parlaments erforderlich: die

Iren hatten an der Zustimmung des Parlaments nie gezweifelt. Der Vertrag war von den Lordsrichtern unterzeichnet und von Wilhelm III. und seiner Gemahlin ratificirt — aber das englische Parlament verweigerte die Zustimmung.[1]) Dasselbe ging, um Rache an der verhaßten Race zu nehmen, weiter. Es wurde ein System der Gesetzgebung inaugurirt, welches formell den Zweck haben sollte, das weitere Anwachsen des Papismus zu verhüten, das aber thatsächlich, um mit Burke zu reden, nur die Wirkung des nationalen Hasses und Hohnes gegen ein Volk war, das die Sieger „frohlockend mit Füßen traten und welches zu provociren sie sich nicht fürchteten." Der Limericker Vertrag wurde im Dezember 1691 vom englischen Parlament einer Revision unterworfen und nur unter der Bedingung genehmigt, daß kein Katholik im irischen Parlamente sitzen solle. Dieses irische Parlament, welches seit 1691 die einseitigste Vertretung des englisch-hochkirchlichen Interesses darstellte, verfuhr noch übler. Von dem glühendsten Hasse gegen die katholisch-keltische Race erfüllt, erfand es gegen die einheimische Bevölkerung jenes System von Strafgesetzen, das so recht geeignet war, die feindliche Nation, um wieder mit Burke zu reden, „zu einem elenden Pöbel ohne Eigenthum, ohne Ansehen, ohne Erziehung herabzuwürdigen" — jenen Strafcodex, der nach dem Bekenntniß Hallam's „fast seines Gleichen nicht hat in der europäischen Geschichte."

Es sind das die gegen die Katholiken gerichteten „Unfähigkeits-Erklärungen" (disabilities); die ersten fallen unter die Regierung Wilhelms III., die meisten und die grausamsten in die Regierungszeit der Königin Anna, und die Könige aus dem Hause Hannover hielten damit gleichen Schritt. Auf dem Wege dieser teuflischen Gesetz-

---

1) Limerick heißt seitdem im Volksmunde „die Stadt des gebrochenen Vertrags". Vgl. diese Bl. Bd. 48, S. 394–96.

gebung wurden die katholischen Iren aller bürgerlichen Rechte beraubt: sie waren ausgeschlossen von allen staatlichen und communalen Aemtern, von der Advokatur, vom Besuche der Universität, vom Eintritte ins Heer und die Flotte; es wurde ihnen 1727 das aktive Wahlrecht zum Parlamente entzogen; Schießpulver, Feuerwaffen, Degenklingen in seinem Hause zu halten war dem Katholiken unter schwerer Geld- und Kerkerstrafe, ja Auspeitschung, nicht gestattet. Sogar der Besitz eines Pferdes war ihnen untersagt, wenn der Werth des Thieres die Summe von 5 Pfd. St. überstieg, und jeder Protestant konnte den Wagen eines katholischen Iren anhalten und sich gegen Hinreichung einer Guinee in den Besitz des schönsten Kutschenpferdes setzen. Den irischen Katholiken wurde die Ausübung von Handel und Gewerbe möglichst erschwert. Kein Papist, mit Ausnahme von denjenigen Seeleuten, Fischern und Taglöhnern, die nicht über 40 Schilling Jahresmiethe zahlten, durfte sich in den Städten Limerick und Galway aufhalten. Der Schaden, der in irgendeiner Grafschaft durch feindliche Kaperschiffe oder irgendwelche Räubereien verursacht wurde, mußte durch Papisten gedeckt werden, als ob man in ihnen immer die Urheber des Frevels vermuthet hätte. In keinem katholischen Geschäfte, die Leinwandmanufaktur ausgenommen, durften mehr als zwei Lehrlinge gehalten werden. Diese schändlichen Bestimmungen wurden 1703 durch eine Akte der Königin Anna angeordnet.

Von derselben Grausamkeit diktirt waren die Bestimmungen bezüglich des Grundbesitzes: Kein Papist durfte von einem Protestanten ein Grundstück kaufen oder als Geschenk annehmen; selbst eine Pachtung auf Lebenszeit war ihnen untersagt. Aller Scharfsinn wurde aufgeboten, um die katholischen Iren gesetzmäßig zu schädigen. Selbst die Testierfreiheit war dem katholischen Besitzer versagt, sein Gut wurde nach dem Gesetze von 1703 unter allen Kindern gleich vertheilt; nur wenn ein Sohn zur Hochkirche über-

trat, erbte dieser, gleichviel ob der älteste oder nicht, das ganze Besitzthum; von diesem Augenblicke an verlor der Vater die freie Disposition über sein Vermögen und es wurde ihm nur die Verwaltung desselben überlassen. Nach der Publikation dieses Gesetzes sank selbstverständlich der Werth der Grundstücke beträchtlich und Gewerbe und Industrie welkten dahin. In der gleichen Intention ging die Gesetzgebung des irischen Parlaments gegen Mischehen vor. Keine Protestantin, die Grundbesitz oder ein Vermögen von mehr als 500 Pfd. besaß, durfte bei Verlust ihres ganzen Vermögens sich mit einem Katholiken verheirathen. Ein Gesetz von 1725 verhängte sogar über jeden papistischen Priester, der eine Mischehe einsegnete, die Todesstrafe, und die Gesetzgebung von 1745 zog die letzte Consequenz, indem sie alle Ehen zwischen Papisten und Anglikanern für null und nichtig erklärte.

Dem entsprechend waren die Eingriffe der Gesetzgebung in den Unterricht und die Erziehung. Kein Katholik durfte eine Vormundschaft annehmen; Vormund durfte nur werden ein Protestant, der damit die Verpflichtung übernahm, das Kind im Glauben der englischen Hochkirche erziehen zu lassen. Dem Papisten war die Universität verschlossen, aber auch untersagt, eine Schule einzurichten und in ihr als Lehrer zu fungiren. Es sollte dem katholischen Iren eben nichts übrig bleiben, als seine Kinder entweder in größter Unwissenheit zu lassen oder zur Hochkirche zu erziehen. Selbst die Ausübung des katholischen Cultus suchte man möglichst einzuschränken. Die Kapellen durften keine Thürme und keine Glocken haben. Wallfahrten waren streng untersagt und selbst auf die Feier der staatlich nicht anerkannten kirchlichen Feiertage eine hohe Buße gelegt. Wer ein Mitglied der Hochkirche zum Uebertritt verleitete, wurde mit Confiskation seines Vermögens bestraft; den katholischen Priester dagegen, der selbst zur Hochkirche übertrat, erwartete eine jährliche Belohnung von 20 später 30 Pfd. Um die Zahl

der Priester möglichst zu beschränken, war jeder derselben bei Strafe der Verbannung angehalten, sich in ein bestimmtes Register eintragen zu lassen; nur die eingetragenen durften Messe lesen und auch diese nur in ihrem Kirchspiel. Aber nur Priester genossen diese kümmerliche Duldung, alle Bischöfe, Dekane und Ordensgeistliche hatten schon 1698 bei Strafe des Hochverraths das Land zu verlassen.

Trotz dem Druck dieser barbarischen Gesetze von 1703 traten bis zum Jahre 1709 nur 36 Personen zur Hochkirche über und in den nächsten zehn Jahren stieg diese Zahl nur auf 150. In der Verspottung und Verhöhnung des katholischen Glaubens und seiner Anhänger wurde das Alleräußerste geleistet. Aber die Gesetze hatten in erster Linie den Zweck, den Katholiken allen und jeden Einfluß zu entziehen, und dieser Zweck wurde nur zu gründlich erreicht. So schrieb 1708 Swift: „Die papistischen Leute ohne Führer, ohne Disciplin und ohne natürlichen Muth sind wenig besser als Holzhauer und Wasserträger, gänzlich unfähig, irgend einen Schaden zuzufügen, selbst wenn sie auch wollten.“ Und der berühmte Nationalökonom Young bemerkt, daß diese Gesetzgebung nicht gegen die Religion, die sich unter dem Drucke nur ausbreite, gerichtet sei, sondern „gegen das Eigenthum und den Gewerbefleiß aller derjenigen, welche dieser Religion angehören.“

Die von Swift hervorgehobene Apathie zeigte sich auch, als 1715 der jakobitische Aufstand in Schottland losbrach: das erschöpfte Irland blieb so völlig ruhig, daß ein Theil des dort garnisonirenden Militärs gegen die schottischen Hochländer verwendet werden konnte.

Lange Jahre schmachtete Irland unter dieser himmelschreienden Gesetzgebung. Erst nach dem Sturze Walpole's trat einige Besserung ein, namentlich unter der Statthalterschaft Lord Chesterfield's, von dem das zutreffende Wortspiel herrührt, daß für Irland die „Poverty“ ein weit gefährlicheres Uebel sei als die „Popery“. Die alten peinlichen

Gesetze wurden zwar nicht abgeschafft, aber man brachte sie auch nicht mehr zur Anwendung. Im Jahre 1778 wurde wenigstens ein Anfang gemacht, die alten Strafgesetze und Beschränkungen des Katholicismus aufzuheben. Aber erst unserm Jahrhundert blieb es vorbehalten, die letzten Schranken, welche das vielköpfige Ungeheuer der Intoleranz und Habsucht zwischen Katholiken und Anglikanern aufgerichtet, zu durchbrechen.

Was war von Seite der herrschenden Klassen Englands nicht alles geschehen, um auch im Handel und in der Industrie die irische Nachbarinsel möglichst zu schädigen, das unglückliche Land concurrenzunfähig zu machen und wirthschaftlich zu unterjochen! Als im Jahre 1663 die neue Navigationsakte erlassen wurde, blieb Irland davon ausgeschlossen und es war fortan nur englischen Schiffen gestattet, europäische Waaren nach den Colonien auszuführen, und im J. 1696 wurde diese Beschränkung noch hinzugefügt, daß niemand bei Strafe der Verwirkung des Schiffes und der Ladung irgend welche Waaren aus den amerikanischen Colonien nach Irland hinüberführe, ohne zuvor in England gelandet zu seyn und dort die festgesetzten Gebühren bezahlt zu haben. Damit war der Colonialhandel Irlands mit einem Schlage vernichtet und zugleich auch die Schifffahrt und das Schiffsbauwerk geschädigt. Im J. 1727 behauptet Swift, daß Irland in Folge dieser tyrannischen Maßregel trotz seines Reichthums an herrlichstem Bauholz und seiner trefflichen Häfen seit 50 Jahren um kein Schiff reicher geworden sei. England blieb hiebei nicht stehen: die nächste Maßregel traf die hochblühende irische Viehzucht. 1660 wurden Gesetze erlassen, welche die Ausfuhr von Fleisch, ja selbst Butter und Käse von Irland nach England direkt verboten. Der irische Landwirth verlegte sich nun, da ihm die Ausfuhr von Vieh untersagt, dagegen die von Wolle noch gestattet war, auf die Schafzucht. Dank seiner Energie erreichte die Wollenindustrie in kurzer Zeit eine hohe Blüthe. Jetzt hieß

es, auch diese zu hemmen, womöglich zu ruiniren. Durch ein Gesetz vom 25. März 1699 wurde auf den Export der irischen Tuch- und Wollenzeuge eine Steuer gesetzt bis zu 20 % des Werthes; gleichzeitig wurde die Ausfuhr aller Wollwaaren aus Irland nach anderen Ländern als England und Wales völlig verboten. Mit eiserner Faust trat man jeder Opposition gegen diese Anordnung entgegen. William Molyneux, ein irisches Parlamentsmitglied, hervorragender Gelehrter und Freund des Philosophen Locke, ließ das Buch „the case of Ireland" erscheinen, worin er die Verderblichkeit der vom Parlamente beschlossenen Maßregel beleuchtete und die Ansicht aussprach, daß der englischen Legislatur über Irland keine Autorität zustehe — sein Buch wurde vom Henker verbrannt und Molyneux selbst entging nur durch seinen baldigen Tod einer Anklage. Die Folgen dieser tyrannischen Maßregeln ließen nicht auf sich warten. In Orten, die früher ganz von der Wollmanufaktur lebten, war 22 Jahre nach jener Gesetzgebung kein einziger Webstuhl mehr zu finden und in den Jahren 1700 und 1701 mußten 20—30,000 Arbeiter durch die Mildthätigkeit anderer unterhalten werden. Nun hatte Irland noch eine Leinenindustrie, die mit der englischen concurrirte. Durch eine Akte Georg's III. wurde ein hoher Zoll auf irisches Segeltuch gelegt und die Einfuhr irischer gestreifter Leinwand nach England verboten. Die Gesetze, welche Irland in so schwerer Weise bedrückten, wurden in erbarmungsloser Härte gehandhabt. Erst als Männer wie Burke, Sheridan und andere talentvolle Redner die politische Arena betraten, trat Besserung ein. Zunächst wurde (1769) ein Theil der Ausfuhrverbote, die gegen die landwirthschaftlichen Produkte Irlands erlassen waren, weggeräumt. 1779 legte Lord North Gesetzentwürfe vor, welche die Wollenindustrie Irlands freigaben und die Irländer im Handel mit Westindien den Engländern gleichstellten. Aber damals ging nur der erste dieser Anträge durch und erst 1801 gelang es dem Ministerium Pitt durch die Unionsakte, die

im Juli 1800 gegeben wurde und mit dem 1. Januar 1801 in Kraft trat, den irischen Handel mit dem englischen auf gleichen Fuß zu stellen.

Erwähnen müssen wir noch, wie muthvoll der geistreiche Jonathan Swift für die Irländer in ihrer äußersten Bedrängniß eintrat. Im J. 1720 warf er eine Flugschrift unter die Massen mit dem Titel: „A proposal for the universal use of irish manufacture in clothing and furniture of houses, utterly rejecting and renouncing everything wearable, that comes from England". Es war das eine heftige Anklageschrift gegen England, eine glühende Vertheidigungsschrift für die Iren, mit praktischen Vorschlägen, die letzteren zu schützen. Die Schrift erschien anonym, der Oberrichter Whitsed zog den Drucker vor Gericht, er ging mit der äußersten Parteilichkeit vor, 11 Stunden lang war die Jury eingesperrt, es wurde kein Verdikt auf „Schuldig" erzielt; endlich gab der Statthalter angesichts der steigenden Erbitterung die Verfolgung auf.

Was die hohen bürgerlichen Freiheiten betrifft, deren England sich erfreute, so hatte Irland auch daran keinen Theil. Die Akte Wilhelm's III., wornach die vom Könige angestellten Richter während dessen Lebzeiten unabsetzbar waren, hatte in Irland keine Geltung und auch die Habeas-Corpus-Akte Karl's II., das große Palladium bürgerlicher Freiheit, war in Irland nicht in Kraft getreten. Wohl hatte Irland sein eigenes Parlament, aber so zusammengesetzt, daß es weit mehr die Interessen Englands als die der eigenen Heimath vertrat. Im Oberhaus beherrschten die zum größten Theile aus England herübergerufenen Bischöfe der Hochkirche die Majorität. Das Haus der Gemeinen bestand blos aus Anglikanern; den Katholiken war das passive und seit 1727 auch das aktive Wahlrecht entzogen, und auch die Dissenters waren seit 1704 vom Parlamente ausgeschlossen. Eine wirkliche Vertretung der irischen Bevölkerung im Parlamente gab es demnach nicht, ent-

scheidend war nur der Einfluß einzelner größerer Grundbesitzer, die in Folge dessen „Parlaments-Unternehmer“ (Parliamentary undertakers) genannt wurden. Hier lag für die Corruption ein weites Feld; noch 1797 konnte Fox ohne Widerspruch in einer Parlamentsrede behaupten, daß von der Regierung 500,000 Pfd. St. zur Niederhaltung der parlamentarischen Opposition in Irland verwendet worden seien. Dazu kam noch die lange Dauer der irischen Parlamente, wodurch die Unverantwortlichkeit der Abgeordneten vor den Wählern und damit die Corruption nur befördert wurde. Das Unterhaus wurde beim Regierungsantritt des Monarchen gewählt und erst beim nächsten Thronwechsel aufgelöst. Erst mit dem Jahre 1768 wurde die Octennialakte eingeführt und dadurch die Wahlperiode des Parlaments auf acht Jahre normirt. Sodann konnte das irische Parlament nicht berufen werden, ehe die Vorlagen vom englischen Geheimrathe genehmigt und dieses unter dem großen Siegel bezeugt war. Es blieb ihm nur das Recht, die zugegangenen Bills anzunehmen oder zu verwerfen; keineswegs aber die Vorlagen der Krone zu amendiren. Der höchste Appellationsgerichtshof Irlands wurde durch das englische und nicht durch das irische Oberhaus gebildet. In der Verwaltung war Irland völlig abhängig von England. Der oberste Beamte des Landes, Lordlieutenant, war niemals ein Irländer von Geburt, sondern wurde immer aus dem englischen Adel genommen. Alle hohen Stellen in Kirche und Staat waren fast nur mit Engländern besetzt. Aber nicht genug. Es wurden auch bloße Günstlinge des Hofes oder Personen der kgl. Familie aus den Mitteln Irlands ausgestattet. Karl II. wandte seinem natürlichen Sohne, dem Herzoge von St. Albans, eine irische Jahrespension zu, und aus den confiscirten Ländereien ließ er seinem Günstlinge, dem Herzoge von Ormond, Güter im Werthe von 70,000 Pfd. St. zukommen. Die Maitresse Jakob's II. empfing ebenfalls aus dem irischen Pensionsfonde eine jährliche Pension, die

„Freundin" Wilhelm's III. ein stattliches Landgut und die Günstlinge des Oraniers, die Herzöge von Portland und Albemarle und der Graf von Athlone erhielten aus den confiscirten Ländereien Irlands so stattliche Begabungen, daß diese Geschenke selbst im englischen Parlamente Aufsehen erregten und zu ärgerlichen Erörterungen Anlaß gaben. Und so ging es fort unter den folgenden Monarchen, wo Günstlinge und Maitressen auf Kosten der armen Irländer mit reichen Pensionen und Gütern ausgestattet wurden. Kein Wunder, wenn der Pensionsetat von Irland erschreckend anschwoll. Im J. 1757 betrug er 55,000 Pfd., im J. 1793 war er auf 124,000 Pfd. angewachsen. Auf allen Gebieten der Gesetzgebung und Administration empfand Irland seine absolute Abhängigkeit von England.

Endlich kam der Anfang zur Besserung. Die protestantischen Ansiedler, welche unter Cromwell und Wilhelm III. sich der confiscirten Güter in Irland bemächtigt hatten, schlossen sich lange Jahre unbedingt an's englische Mutterland an; als aber England Irland in handelspolitischer Beziehung bedrückte, ein Druck, der die englischen Colonisten so gut wie die National-Iren traf, erwuchs daraus allmählig eine gewisse Entfremdung zwischen der englischen Colonie und dem Mutterlande. Es entstanden Streitigkeiten und eine der interessantesten gestaltete sich zu einem Ereigniß, wobei die öffentliche Meinung England zum Nachgeben zwang und Irland zu seinem Recht verhalf.

Im J. 1723 erhielt der Eisenwerkbesitzer Wood durch Vermittlung der Herzogin von Kendal, der Geliebten Georg's I., die Erlaubniß, für Irland um 108,000 Pfd. St. Kupfergeld auszumünzen. Ganz Irland gerieth über diese unerhörte Begünstigung in höchste Aufregung, man berechnete, daß das irische Volk bei Annahme der Wood'schen Kupfermünzen einen Verlust von 150 % erleiden und der Maitressen-Günstling Wood den entsprechenden Gewinn auf Kosten der nach allen Richtungen hin ausgezogenen Iren machen würde. Die

beiden Häuser des irischen Parlaments richteten eine Adresse an den König, worin sie um Zurücknahme dieser für Irland so verderblichen Erlaubniß baten. In diesem Streite zeigte sich, was ein energischer, begeisterter Mann vermag: mit aller Kraft der Ueberzeugung trat Jonathan Swift für Irland ein und veröffentlichte (1724) unter der Chiffre M. B. Drapier in Dublin jene bedeutsamen Briefe, die in der politisch-polemischen Literatur eine denkwürdige Stelle einnehmen. Es sind mehrere Briefe, in denen Swift die Frage bezüglich des dem Wood ertheilten Münzpatentes behandelt. Im zweiten kömmt der klassische Satz vor: „wenn der berühmte Johann Hampden lieber ins Gefängniß wandern wollte als die wenigen Schillinge unrechtmäßiger Steuer bezahlen, so wolle auch er lieber gehangen werden, als seinen Lebensunterhalt durch Herrn Wood besteuert sehen". Und im vierten Briefe heißt es: „Das Heilmittel liegt in Euerer Hand, nur deßhalb habe ich den Brief an Euch ergehen lassen, um den Geist, der sich unter Euch erhebt, zu beleben und Euch zu zeigen, daß Ihr nach den Gesetzen Gottes, der Natur, der Völker und Eueres eigenen Landes ein ebenso freies Volk wie Euere Brüder in England seid und seyn müßt". Die Wirkung der Briefe war eine ungeheure; die Regierung wollte nicht nachgeben, der Statthalter Herzog von Grafton wurde als zu wenig energisch seiner Stelle enthoben und dieselbe dem erfahrnen Staatssekretär Carteret übertragen. Dieser begab sich sofort nach Irland, wo die Aufregung auf's Höchste gestiegen war; er setzte eine Belohnung von 300 Pfd. aus für denjenigen, der den Verfasser nennen würde; es fand sich kein Verräther. Der Drucker wurde vor Gericht gestellt, trotz aller Einschüchterung sprach die Jury kein „Schuldig" aus, die Aufregung wuchs, so daß das Schlimmste zu befürchten war: da gab England nach, Carteret nahm im Namen des Königs das Patent zurück und Wood wurde entschädigt.

Es war der erste Sieg Irlands, der Sieg des unterdrückten Rechts. Hier hatte zum ersten Male das irische Interesse über die englische Politik triumphirt und die moralische Wirkung blieb nicht aus. Die Bestrebungen, die legislative Unabhängigkeit Irlands zu erlangen, gewannen an Kraft und fanden an dem nordamerikanischen Aufstand wirksame Förderung. Im J. 1782 wurde die alte Tudorakte von 1495 und das Statut von 1719 aufgehoben; das englische Parlament entsagte der richterlichen und legislativen Oberhand.

Damit wurde also für Irland die reine Personalunion eingeführt, und eine neue Phase in der innern Geschichte Irlands begann mit der 1782 erfolgten Annahme dieses Gesetzes, das nicht ohne Grund die irische Declaration of rights genannt worden ist.

Dr. Hassencamp schließt seine Abhandlung mit folgenden Sätzen: „Wie dann das unabhängige irische Parlament durch seine Engherzigkeit gegen seine katholischen Mitbürger, durch seine Corruption, das alte Uebel der irischen Legislatur, und durch seinen Widerstand gegen jede parlamentarische Reform bald alle Sympathien verscherzte und alle Hoffnungen täuschte, und wie so die englischen Staatsmänner (namentlich nach der Rebellion von 1798) gezwungen wurden, die Grundgesetze des Landes wiederum zu ändern und an die Stelle der Personalunion eine völlige Union treten zu lassen, gehört nicht mehr in den Rahmen unserer Betrachtung.“

Nachwort.

Während der englische Hauptcorrespondent der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, der übrigens nicht Engländer ist, sondern dem Kreise der ehemaligen deutschen Flüchtlinge angehört (Karl Blind?), unaufhörlich Gift und Galle über das arme Irland ergießt, schließt dasselbe Blatt seine Besprechung der Hassencamp'schen Schrift (Beilage vom 25. April) mit folgenden Worten: „Vor wenigen Tagen erst hat der Proceß über

die Mordthat im Phönix = Park wieder entsetzliche Bilder aufgerollt. So entsetzlich die That, so begreift es sich, daß ein Volk, das Jahrhunderte lang auf die schändlichste Art gepeinigt und systematisch in der raffinirtesten Weise entehrt und herabgewürdigt wurde, schließlich zur Verübung solcher Frevel fähig werden, dazu herabsinken konnte.“ In der Nummer vom 13. Mai läßt sich das Blatt aus der Congreßstadt der nordamerikanischen Union selbst über die furchtbare Aufregung unter der irischen Bevölkerung Amerika's, die dort wohl dreimal so zahlreich sei als im Heimathlande, berichten und verhehlt auch den Schluß nicht, den der Verfasser aus seinen Beobachtungen zieht: „So viel steht fest, daß, wenn England nicht social-politische Zugeständnisse macht, die namentlich die Selbstregierung Irlands in sich schließen, Irland stets die verwundbare Achillesferse Englands seyn wird. Dafür wird der Nationalconvent der Irländer Sorge tragen. Es ist eine geschichtliche Wahrheit, die von dem neueren englischen Geschichtschreiber Froude gefälscht worden, daß kein Volk grausamer, rechtloser und bestialischer behandelt worden ist, als Irland; die Bevölkerung daselbst ist von der englischen Regierung ebensowohl als vom englischen Feudaladel in jährlich wiederkehrende Hungersnoth, in Armuth der schaudervollsten Art gestürzt und die Menschen sind daselbst wirklich zum ekelerregenden Vieh herabgesunken — dieß ist das Werk Englands, woran es seit 6—7 Jahrhunderten gearbeitet hat. Die Nemesis hat England selbst über sich heraufbeschworen.“

LXVII.

Zwei neue Conversionsschriften.

(G. Evers. L. v. Hammerstein.)

II.

Der zweite Convertit, dessen Schrift[1]) wir hier zu besprechen haben, ist bereits vor 28 Jahren zur katholischen Kirche zurückgekehrt und zwar ebenfalls wie Evers in Folge selbstständigen Studiums. „An der Schwelle des Alters", sagt der Verfasser, „in der Verbannung lebend, durch langjähriges Leiden an ernstlicher Arbeit gehindert, sah der Verfasser die Bilder längstverflossener Jahre im Geiste wieder auftauchen . . . und es drängte ihn, das Selbsterlebte zu erzählen." Darnach haben wir eine wesentlich andere Arbeit, als die von Evers ist, vor uns. Während bei jener das Erlebte vollständig in den Hintergrund trat, bildet es hier die Hauptsache, bietet aber derartiges allgemeines Interesse, daß es zu bedauern wäre, wenn Hammerstein seine Erlebnisse nicht erzählt hätte.

Hammerstein stammt aus einer alten reichsfreiherrlichen Familie, welche in Hannover und Westfalen begütert ist. Er erblickte das Licht der Welt zu Schloß Gesmold, welches zwar in katholischer Gegend liegt, aber ihn dem

---

1) Erinnerungen eines alten Lutheraners. Von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. Freiburg bei Herder. VIII, 176. (2 Mk.)

Katholicismus nicht nahe brachte. „Die Eindrücke desselben waren keineswegs erheblich. Nur insoferne blieb die Berührung mit Katholiken vielleicht nicht ohne Wirkung, daß ich in denselben gewöhnliche Menschen von Fleisch und Blut erblickte und in der katholischen Kirche nicht eben jenes Gespenst sah, für welches sie vielfach von Protestanten gehalten wurde.“ (S. 6.) Zuerst von einem Hauslehrer unterrichtet, besuchte er dann das Rathsgymnasium zu Osnabrück und bezog nach dessen Absolvirung die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Hier wurde er auch auf Stift Neuburg mit der Schlosser'schen Familie bekannt, ohne daß dieß jedoch auf seine Conversion Einfluß gehabt hätte. Als er nach anderthalbjährigem Aufenthalte Heidelberg verließ, erklärte er noch: „Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch katholisch werden kann.“ (S. 37.) Ferner brachte ihn Heidelberg mit Ullmann und Schenkel in Verbindung. Im Oktober 1852 siedelte Hammerstein nach München über. Hier besuchte er auch die Allerheiligenhofkapelle der Musik wegen fast jeden Sonntag. „Die Messe selbst,“ so sagt er, „hatte für mich nur eine Art von antiquarischem Interesse und ich hielt dauernd am Protestantismus fest, besuchte die Predigten des protestantischen Hofpredigers Harleß und empfing bei ihm aufs Neue das Abendmahl. Es regte sich sogar eine gewisse Abneigung gegen katholisches Wesen, z. B. wenn ich etwa ein altes Mütterchen anscheinend gedankenlos ihren Rosenkranz herplappern sah oder bemerkte, wie ein Küster beim Vorübergehen vor dem Altare maschinenmäßig den vierten Theil einer Kniebeugung in einer Achtel-Sekunde vollführte.“ (S. 44.) Von welcher waschächten Art Hammersteins Protestantismus damals noch war, zeigt, daß Luther ihm als „der Mann Gottes, der heiligmäßige große Reformator, die Perle Deutschlands, der Wiederhersteller des reinen Christenthums“, Ulrich von Hutten als „der edle Ritter, welcher Schwert und Feder gleich tüchtig zu führen verstand“, Elisabeth von England

als „die hehre jungfräuliche Königin", Gustav Wasa als „jener reine, edle, nordische Held" und Gustav Adolf als „der Heldenkönig voll Gottesglaube, als der Befreier Deutschlands vom Joche des Papstthums" (S. 55) galten. Mehr kann man doch nicht verlangen. Hammerstein zweifelte nicht im entferntesten an der Wahrheit der lutherischen Lehre, bis kurz nach Weihnachten ein reiner Zufall, würde man im gewöhnlichen Leben sagen, auf einmal diesen Zweifel rege machte. Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Da befand ich mich einst — es war wenige Wochen nach Weihnachten — im Universitätsgebäude. Ich hatte eine Vorlesung besucht und wollte etwas später einer anderen beiwohnen; nach Hause zu gehen schien mir nicht der Mühe werth, und so ging ich aufs Lesezimmer, um dort die Zwischenzeit zu verbringen. An den Bücherstellen vorübergehend, sehe ich ein Buch mit dem Titel „Möhler, Symbolik". Den Namen „Möhler" hatte ich früher in Radowitz' „Gesprächen über Kirche und Staat" rühmlichst erwähnt gefunden. „Symbolik"? — Das Buch, denke ich, wird über Kunst handeln. Ich lasse es mir geben und setze mich. Es ist, wie ich sehe, theologischen Inhalts und bespricht die Controverspunkte; der Verfasser, augenscheinlich ein Mann von tiefem Wissen und mit dem Protestantismus wie mit dem Katholicismus vertraut, redet mit ruhiger Ueberlegung und Zuversicht von der Wahrheit, von der dogmatischen Alleinberechtigung des letzteren! Ist das möglich? Nein! Eine interessante Ruine ist die katholische Kirche, über deren romantische Schönheit man sich freut; ein mächtiger, ehrwürdiger Bau aus alten Zeiten. Aber dogmatisch berechtigt? Einzig und allein aus allen christlichen Confessionen berechtigt? Das ist unmöglich!

„Ich schließe das Buch, um einige Augenblicke ruhig zu überlegen — Und doch, spreche ich zu mir selbst, du mußt dir gestehen, daß du über Controverspunkte stets nur Gewährsmänner der einen Partei, des Protestantismus nämlich, gehört hast. Von einem katholischen Verfasser hast du hierüber nie etwas gelesen. Ehrlichkeit und Gerechtigkeit verbieten dir, den Katholicismus ungehört zu verwerfen; das „Audiatur et altera pars" muß auch hier beobachtet werden. Möglich wäre es ja,

— bei diesem Gedanken war es mir, als wankte der Boden unter meinen Füßen — möglich wäre es ja, daß du und mit dir das ganze Lutherthum auf dem Irrwege und die Katholiken im Rechte wären. Der Umstand, daß du im Lutherthum geboren und erzogen bist, beweist doch gewiß nicht die Wahrheit dieser Religion. Ebensowenig wie der Calvinismus oder der Katholicismus deshalb wahr ist, weil andere in demselben geboren und erzogen werden. — Was ist also zu thun? Ich muß sehen, wer Recht hat: Möhler oder Luther! Entweder muß ich mir klar und bestimmt Rechenschaft geben, daß und worin Möhler irrt; oder wenn das unmöglich ist, wenn Möhler Recht haben sollte, dann — ja, dann — muß ich katholisch werden und offen und ehrlich vor der Welt bekennen, wovon ich im Herzen überzeugt bin! Ein Drittes gibt es nicht.

„Es war dieser ganze Gedankengang das Werk weniger Augenblicke. Aber es waren Augenblicke der furchtbarsten Aufregung, Augenblicke, von denen ich fühlte, daß sie für meine ganze Zukunft entscheidend waren" (S. 44 u. 45).

Möhler's Studium überzeugte ihn einige Tage nachher bereits von der Wahrheit der katholischen Kirche.

„Das bloße Lesen und Studieren von Möhlers Symbolik und der in derselben gedruckten Quellentexte durfte nicht genügen. Ich mußte erstens die Quellen selbst zur Hand nehmen und zweitens hören, was von protestantischer Seite auf Möhler geantwortet ward. So holte ich mir auf der Münchener Staatsbibliothek eine Zusammenstellung aller symbolischen Schriften der Protestanten und las sie durch von Anfang bis zu Ende, insbesondere die Augsburger Confession mit der Antwort von katholischer Seite; Melanchthons Replik in der Apologie; die Schmalkaldener Artikel und die Concordienformel. Aber auf Schritt und Tritt fand ich das frühere Ergebniß bestätigt: daß dieser religiöse Rechtsstreit durchaus gegen die Neuerer und zu Gunsten der alten Kirche entschieden werden müsse.

„Nun sah ich mich um nach sämmtlichen protestantischen Entgegnungen auf Möhler. Nitzsch und Marheinecke, welche mehr vom Standpunkt des gläubigen Protestantismus ausgingen, waren bald erledigt; sie konnten sich ebensowenig wie

Luther aus den logischen Widersprüchen ihrer Stellung herauswickeln. Mehr Berücksichtigung verlangte der Tübinger Professor Baur, welcher, weil radikaler, auch weniger den Halbheiten der Anderen ausgesetzt war. Sein Buch beschäftigte mich nach mehreren Monaten noch und ich griff zur Feder, um mir schriftlich über alles die strengste Rechenschaft zu geben" (S. 54).

Wir sehen, Hammerstein nahm es ernst. Die religiöse Ueberzeugung war ihm Gewissenssache; aber „der Protestantismus war und blieb für mich eben das zerfallene Kartenhaus" (S. 55).

„Die theologischen Studien wurden inzwischen fortgesetzt und stets wieder, von welcher Seite ich auch die Sache betrachten mochte, blieb es sonnenklar, daß es mit dem Protestantismus nichts sei. Und doch wurde mir fast schwindelig bei diesem Resultat. Ich sollte also brechen mit meiner ganzen Vergangenheit! brechen mit meiner Familie, brechen gleichsam mit den letzten drei Jahrhunderten der Weltgeschichte! Ist denn nicht alles, so sprach ich zu mir, ist nicht alles, was du in den letzten Wochen gelesen, gleichsam ein täuschender Traum? Geht es dir nicht, wie so manchem jungen Protestanten, der geblendet von dem reichen Ceremonienwesen des katholischen Cultus auf einer Reise in den Süden das Lutherthum darangab und später bei ruhiger Ueberlegung seine Verirrung einsah? Ist's bei dir im Kopfe noch richtig?" (S. 73).

Obgleich Hammerstein sich sagen mußte, daß keineswegs das katholische Ceremonienwerk ihn geblendet habe, so beschloß er doch, um alle derartigen Einwirkungen zu vermeiden, München zu verlassen. Er siedelte 1853 um Ostern nach Göttingen über, wo alles rein protestantisch ist und eine damals noch ganz unbedeutende katholische Gemeinde in einem Nebengäßchen ein armseliges, äußerlich nicht mal erkennbares Kirchlein besitzt. Hammerstein ist daselbst niemals mit dem katholischen Geistlichen zusammengekommen, hat auch die katholische Kirche nie besucht, so daß also hier äußerer Einfluß auf seine Conversion nicht existirte. Jedoch setzte er nebenbei seine theologischen Studien fort und holte sich sogar

von der Universitätsbibliothek die Summa des hl. Thomas. „Das Ergebniß aller Studien war und blieb aber stets dasselbe: mit dem Protestantismus ist es vorbei!" (S. 71).

In den Herbstferien eröffnete Hammerstein seinen Eltern seinen Entschluß, katholisch zu werden. „Was ich gefürchtet, trat ein; es erfolgte eine furchtbare Bestürzung. Wäre ich mit der Eröffnung hervorgetreten, daß ich Schulden gemacht, oder daß ich mit allem kirchlichen Leben gebrochen hätte, die Aufregung würde, so scheint mir, minder groß gewesen seyn" (S. 72).

Alles Mögliche wurde versucht, Hammerstein von seinem Vorhaben abzuziehen. Man hielt ihn für krank und schlug ihm eine Erholungsreise nach dem Norden vor.

„Was allein von Erfolg hätte seyn können, nämlich, daß man meine Gründe widerlegt oder mich von der Wahrheit des Protestantismus überzeugt hätte, das geschah nicht und konnte freilich auch nicht geschehen. Höchstens versuchte man etwa, den Katholicismus in meinen Augen herabzusetzen. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß Protestanten in der Controverse mit Katholiken fast immer negativ, nicht positiv zu Werke gehen; es kommt ihnen nicht leicht in den Sinn, den positiven Beweis für die Wahrheit des Lutherthumes oder der preußischen Union zu erbringen. Ihre Darlegung beschränkt sich vielmehr fast immer darauf, die katholische Kirche sei nicht die wahre Kirche, habe nicht das reine Christenthum. Ein solches Vorgehen erinnert dann freilich an die Definition, welche Mephisto von sich selbst gibt: Ich bin der Geist, der stets verneint." (S. 72.)

Als alle Versuche, Hammerstein von seinem Vorhaben abzubringen, scheiterten, nahm ihn seine Mutter zu einem alten Onkel, von dem man sich einigen Einfluß versprach. Dieser sagte kurz: „Du weißt, wie ich von der katholischen Kirche denke; ich habe nichts dagegen, daß du katholisch wirst". Er rieth ihm aber damit zu warten, bis er das juristische Staatsexamen gemacht habe. So blieb vorläufig die Sache in der Schwebe. Hammerstein kehrte nach Göttingen

zurück, wo von Seiten seiner Angehörigen neue Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um ihn vom Katholicismus abzuziehen. Man bediente sich der Vermittlung von Verwandten, um ihn in das Haus von Professor Hermann, des nachmaligen Präsidenten des kirchlichen Gerichtshofes, hineinzuziehen. Er wurde mit Dr. Aegidi, dessen Name im Culturkampf ebenfalls oft genannt ist, und mit Professor Dorner bekannt. Mit letzterem hatte er viele Controversen zu bestehen. Auch sorgte man für zweckentsprechende Lektüre, alles ohne den gewünschten Erfolg. Endlich kam die Zeit des Examens, welches glücklich verlief. Dann reiste Hammerstein nach Gesmold, um auszuruhen und zugleich seine Gewissensangelegenheit in Ordnung zu bringen. Auch diesmal stürmten seine Verwandten auf ihn ein, mit der Conversion keinen Ernst zu machen; wiederum ward eine Reise zum Onkel unternommen und endlich wenigstens erbeten, doch sich erst anstellen zu lassen. „Um Ruhe zu haben, gab ich endlich nochmals nach, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es nur auf vier Monate geschehe, und daß man mir dann wenigstens keine weitern Hindernisse bereiten dürfe" (S. 92).

Hammerstein wurde nunmehr in Lüneburg angestellt, wo er also wiederum in tiefstem Lutherthume war. Ob damals schon ein katholischer Geistlicher in Lüneburg war, weiß ich nicht, im folgenden Jahre wurde eine katholische Missionsstation daselbst errichtet. Hammerstein kam viel mit den lutherischen Pastoren zusammen und hatte namentlich mit dem Superintendenten Lorenzen viele Disputationen. Manchesmal saß Hammerstein auf, das letzte Mal aber besiegte er den Gegner glänzend, worauf der Herr Superintendent die Disputationen nicht mehr aufnahm. Es handelte sich um die Unfehlbarkeit der Kirche, wobei der Superintendent behauptete, daß die einzelnen Concilien sich widersprochen hätten. Als Beispiel führte er an, daß das Concil zu Trient ausdrücklich lehre, alle Menschen seien in der Erbsünde empfangen, und jetzt (8. Dez. 1854) lehre das „neue"

heillose Dogma", Maria sei ohne Erbsünde empfangen. „Da haben Sie den Widerspruch." Als Hammerstein den Ausspruch seines Gegners in Betreff des Tridentinums berichtigt und somit den Widerspruch gehoben hatte, sagte dieser: „Einerlei. Aber Maria hat doch gesündigt!" und erklärte auf die Frage, wann und wo dies geschehen sei: „Als sie ihren zwölfjährigen Sohn allein im Tempel zurückließ; das war unverantwortlich von einer Mutter." „Herr Superintendent," antwortete Hammerstein schlagfertig, „wenn das unverantwortlich war von der Mutter, so war es auch unverantwortlich vom Sohn, ohne Erlaubniß der Mutter zurückzubleiben. Also hätte nach Ihnen auch Christus gesündigt!" Der Herr Superintendent saß fest und blieb die Antwort schuldig. „Unsere Religionsgespräche aber waren damit so ziemlich erledigt" (S. 95).

Am 10. Mai 1855 reiste Hammerstein von Lüneburg nach Mainz ab, um zur katholischen Kirche überzutreten. Lassen wir ihn nun wieder selbst erzählen.

„Mein erster Gang war in's Seminar, meinen alten Freund D. aufzusuchen; denn er war für mich die einzige bekannte Seele in der ganzen Stadt. Ich frage nach ihm, aber es heißt, er sei erst nach einer Stunde zu sprechen. So mußte ich mich in der Stadt noch umhertreiben, und stehe eine Stunde später wieder in der Pforte des Seminars. Bald sehe ich die Seminaristen in langer, schwarzer Reihe durch den Kreuzgang an mir vorüberziehen, noch einmal bäumt sich in mir der alte Protestant auf: Also zu diesen Schwarzen willst du dich begeben? vielleicht gar einer von ihnen werden? Plötzlich gewahrt mich einer aus der schwarzen Reihe, kommt eilends und freudestrahlend auf mich zu, mich zu bewillkommnen. Es war D., der ganz glücklich war, daß ich festgehalten. Sogleich führte er mich zur bischöflichen Wohnung, macht mich dort mit Graf G(alen) bekannt, welcher, obwohl Seminarist, beim Bischof als dessen Kaplan wohnte. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung — denn brieflich kannten wir uns ja schon — geht's weiter zum Zimmer des hochwürdigsten Bischofs, und da stehe ich denn

plötzlich vor einem Manne voll Würde und Hoheit und doch zugleich voll wohlthuender Milde, wie ich kaum je etwas Aehnliches gesehen. Es war Wilhelm Emanuel, Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz" (S. 100).

Zufällig war Hr. Dr. Heinrich bei ihm. „Da kann ich Sie gleich dem rechten Manne übergeben", meinte der Bischof. Bei ihm erhielt dann Hammerstein Unterricht, der bald erledigt war. Einige Tage später legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab.

„Nach Beendigung des Aktes zog ich mich in mein stilles Zimmerchen zurück, und es war mir, als könne ich endlich einmal frei aufathmen, als habe ich nun Boden unter den Füßen, als sei mir eine centnerschwere Last vom Herzen genommen. Vor übergroßer Freude fiel ich dem Grafen G., welcher bald darauf zu mir eintrat, um den Hals. Doch eine Schwierigkeit war noch zu überwältigen: die erste Beicht, welche über das ganze bisherige Leben abgelegt werden mußte. Ich hatte solche Angst vor derselben, daß ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden" (S. 104).

Indeß ging auch das Beichten leicht und schnell von Statten. Dann folgte die erste heilige Communion und einige Tage später, am zweiten Pfingsttage, die hl. Firmung. „Ich schwamm jetzt wahrhaft in einem Strom von Wonne und Freude." Dann reiste Hammerstein nach Hause, um sich seinen Angehörigen als Katholik zu präsentiren. Von Bielefeld aus ging er die drei Stunden Weges nach seinem väterlichen Schlosse zu Fuße. „Endlich bog ich rechts in die alte Eichenallee hinein, ging durchs Thor und den langen Hofraum hinab, bis ich beklommenen Herzens im Wohnhause anlangte. Es war vielleicht der schwerste Gang meines Lebens" (S. 105). Zu Hause war seines Bleibens nicht, er besuchte zunächst mehrere Verwandte und kehrte, da sein Urlaub noch nicht abgelaufen war, nach Mainz zurück, wo er an der Feier des elfhundertjährigen Gedächtnißtages des hl. Bonifacius theilnahm. Hier lernte er auch seinen jetzigen

Diöcesanbischof, den liebevollen Eduard Jakob Wedekind von Hildesheim kennen. Hammerstein kehrte dann in seine Stellung zu Lüneburg zurück, ward nach Hameln und endlich nach Hannover versetzt. Im Mai 1859 machte er daselbst das Assessorexamen, welches glücklichen Erfolg hatte. Nun verließ er den Staatsdienst, um in den Jesuitenorden einzutreten. Ehe er anderen Menschen diesen seinen Berufswechsel mittheilte, erachtete er es für seine Pflicht, seine alte gute Mutter davon in Kenntniß zu setzen. „Ihr war es ein furchtbarer Schlag; sie hatte gehofft, ich fühle mich allmählig heimisch in meiner juristischen Laufbahn und habe alle anderen Berufsgedanken aufgegeben. Und jetzt plötzlich katholischer Priester werden! Jesuit werden! Ich sah ihren entsetzlichen Schmerz, und hätte mich etwas von meinem Vorhaben abwendig machen können, es wäre dieser Schmerz gewesen. Aber ich hörte auch die Worte Christi: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich', ist meiner nicht werth; ich sah, daß ich gegründete Hoffnung hatte, in dem neuen Stande manche Seelen zu retten, die mit dem Blute Christi erkauft waren, aber den ewigen Qualen der Hölle voraussichtlich anheimfielen, wenn ich dem erkannten Berufe untreu würde. Und das ewige Heil dieser Seelen schien mir den zeitlichen Schmerz, selbst einer Mutter, zu überwiegen. Als sie ein wenig mehr sich gefaßt, sprach sie: Meine Einwilligung kann ich dir nie geben, aber meinen Segen gebe ich dir dazu." Hammerstein trat dann zum Noviziate auf der Friedrichsburg bei Münster ein.

Soweit erzählt der Verfasser seine Lebensumstände. Wir haben mit Absicht großentheils seine eigenen Worte angeführt, um dem Leser einerseits ein möglichst getreues Bild seines inneren, religiösen Entwicklungsganges zu geben, anderseits aber auch, um zugleich ihn mit dem Ton des Buches bekannt zu machen. Eine ruhige, wohlthuende Sprache, eine so innige Herzlichkeit, wie sie uns aus jeder Zeile entgegen spricht, können gar nicht verfehlen, unser vollstes Interesse

für den Verfasser und für seine Schrift wach zu rufen. Wir empfehlen das schöne Buch zur möglichst weiten Verbreitung, um so mehr, als in demselben eine Reihe von landläufigen Vorurtheilen und Anklagen gegen den Katholicismus beiläufig widerlegt und von Seite 115 bis 176 in den beiden Abschnitten „Erfahrung als Bestätigung der erkannten Wahrheit“ und „die Reichthümer des Katholicismus“ eine abgerundete, warm empfundene und selbstdurchlebte Apologie der katholischen Lehre gegeben werden. Wenn man diese Seelenkämpfe, dieses Ringen nach Wahrheit und die Ueberzeugung von der gefundenen Wahrheit, welche hier sich aussprechen, liest, dann wird man ebenfalls in dem innersten Herzen erfaßt und freut sich mit dem Verfasser, daß man der katholischen Kirche angehört. Möge daher das Buch die erwünschte, wohlverdiente Verbreitung finden, es wird viele im katholischen Bewußtseyn stärken. Evers und Hammerstein ergänzen sich wunderschön. Während das eine Buch vom Lutherthume abführt, schließt uns das andere an den Katholicismus an.

Wir können von Hammerstein nicht scheiden, ohne noch zum wenigsten eine Probe anzuführen, wie er die landläufigen Vorurtheile gegen den Katholicismus behandelt. Wir wählen dazu eine Stelle, welche auch sachlich allgemeines Interesse haben wird. Seite 89 lesen wir: „Wie oft begegnet man ähnlich flachen Angriffen gegen die katholische Kirche: der Protestantismus soll die wahre, der Katholicismus dagegen eine falsche Religion seyn, weil im katholischen Süden weniger Handel und Wandel, weniger Reichthum, weniger angebliche Wissenschaft ist, als im protestantischen Norden! Wo steht denn geschrieben, daß Reichthum und Wissenschaft die Kennzeichen des echten Evangeliums sind? Wohl lesen wir: Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich; aber nirgends heißt es in der hl. Schrift: Selig sind die reichen Fabrikbesitzer! Selig die gelehrten Professoren! Sodann: Wo sind gesundere sociale Zustände und wo ist

nützlichere Wissenschaft? In Italien und Spanien, wo die Großindustrie noch weniger Boden gefaßt hat, aber jedes Kind Rede und Antwort stehen kann auf die Frage, wer Christus sei und was man thun müsse, um in den Himmel zu kommen? Oder in Berlin und Hamburg, wo zahllose Kinder bei einer solchen Frage verblüfft dastehen würden? Wenn Italien, Frankreich und Spanien von revolutionären Regierungen in letzter Zeit vielfach mißleitet sind: wer trägt die Schuld? Die streng katholischen Richtungen in diesen Ländern? Oder jene Strömungen, welche, ähnlich dem Protestantismus, gegen den eigentlichen Katholicismus Opposition machen? welche namentlich in Frankreich schon seit Jahrhunderten das ‚Aderunterbinden' übten? deren Typus in Oesterreich der Josephinismus ist?

„Ist es endlich eine gesunde Logik, die Katholiken eines Landes mit den Protestanten eines andern zu vergleichen und hieraus Schlüsse zu Ungunsten des Katholicismus zu ziehen? Mit gleicher Logik ließe sich beweisen, daß Kartoffeln ein besseres Nahrungsmittel als Erbsen sind; man würde eben verfaulte Erbsen zusammenstellen mit einer gut gebratenen Kartoffel! Gesetzt also, irgend welcher Vergleich der Katholiken eines Landes mit den Protestanten eines anderen fiele zu Gunsten der letzteren aus, kann der Grund nicht auch im Klima, in der Nationalität, in der Vergangenheit liegen? Will man logisch vorangehen, so setze man die übrigen Umstände gleich und vergleiche also katholische Italiener mit protestantischen Italienern und katholische Deutsche mit protestantischen Deutschen. Wir Katholiken haben den Vergleich nicht zu fürchten. Will man aber doch einmal ganze Gegenden und Länder einander gegenüberstellen, so fragen wir getrost: Wo herrscht größere Sittenreinheit, in der katholischen Eifel oder im protestantischen Mecklenburg? Wo höhere Bildung, im katholischen Rheinland oder im protestantischen Pommern? Wo größerer Reichthum, im katholischen Belgien oder im lutherischen Dänemark?“

Evers und Hammerstein schließen ihr Buch mit dem Wunsche, daß bald Alle zur verlassenen Mutter zurückkehren möchten. In Norddeutschland erscheint ein Blatt „Ut omnes unum“, welches diesem Zwecke in indirekter Weise dienen will, indem es zunächst eine Verständigung zwischen Katholiken und Protestanten anbahnt. Dasselbe verdient alle Beachtung und sei hiermit neuerdings aufs wärmste empfohlen.

LXVIII.

Erzherzog Ludwig Salvator

als Schriftsteller.

Seit im 88. Bande dieser Blätter Herrn v. Wurzbach's „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ besprochen wurde, schreitet dasselbe rasch seinem Ende zu. Die in den letzten zwei Jahren erschienenen fünf Theile (42—46) beginnen mit „Szebler“ und schließen mit dem Namen „Traubenburg“, so daß nach Beendigung des Buchstabens T nur noch die sechs letzten Buchstaben des Alphabets übrig bleiben. Gerade der Buchstabe S war es, der in diesem österreichischen Nationalwerke die größte und schwierigste Arbeit verursachte. Die Träger der mit Sz beginnenden Namen sind meist Magyaren uud bekanntlich fließen über diese Familien und einzelnen Namen die Quellen sehr schwach. Klopfte aber der Hr. Verfasser bei den Trägern dieser Namen selbst an, so wurde ihm, wie er in der Vorrede zum 42. Theile sagt,

kein willkommenes Herein geboten, und so konnte denn die Arbeit lediglich auf das fußen, was die gedruckte Literatur enthielt. Trotzdem bringen nach Nationalitäten geschieden die Bände 41 und 42 neben 16 Deutschen, 2 Italienern und 16 Nichtösterreichern 534 Magyaren und 134 Slaven, gewiß eine stattliche Zahl von Namen einer Literatur, über deren Träger man nur mit Mühe irgendwo zuverlässige Kunde findet. Durchblättert man nur oberflächlich diese letzten fünf Bände, so treten darin eine nicht geringe Anzahl von wichtigen Familien und historischen Adelsgeschlechtern auf.

Von den bedeutendsten derselben hat Wurzbach, wie er dieß auch bei den in früheren Bänden behandelten hervorragenden Familien gethan, Separatabdrücke erscheinen lassen, von welchen hier die Geschlechter Taaffe, Teuffenbach, Thürheim, Thun-Hohenstein und das großherzogliche Haus Toscana erwähnt seien. Von der großen Menge der in Politik, Wissenschaft und Kunst berühmten Namen, welche in diesen letzten Bänden biographisch behandelt sind, seien im Folgenden nur einige wenige genannt. Im 42. Bande finden wir den am 4. April 1823 zu Lugos geborenen und am 18. August 1882 verstorbenen Honvédminister Béla v. Szende, im 43. ist die Tänzerfamilie Taglioni ziemlich ausführlich besprochen und der wunderbaren Errettung des Salvatore Taglioni aus dem Maiaufstande 1848 in Neapel Erwähnung gethan. Salvatore, damals von 12 Kugeln gestreift, blieb merkwürdiger Weise am Leben und starb erst 20 Jahre nach diesen Schreckenstagen am 3. Oktober 1868. Sehr ausführlich ist der Sieger der Seeschlacht bei Lissa, Wilhelm von Tegetthoff (S. 188—209), behandelt. Von der ungarischen gräflichen Familie Teleki sind 44 Glieder namentlich aufgeführt und theilweise ausführlich geschildert, unter welchen der Staatsmann Graf Joseph (1790—1855) und Ladislaus (1811—1861) die bekanntesten sind. Der 44. Band enthält die ausführlichen Artikel Teuffenbach und

Thürheim; hier findet sich der am 4. November 1870 zu Pest verstorbene Literat Joseph Tewrewk v. Ponori; doch ist der am 25. Mai 1832 zu Basel geborene vortreffliche Ingenieur Achilles Thommen, der Erbauer der Brennerbahn, welcher seit dem Jahre 1857 anfangs unter Etzel's Leitung und seit Etzel's am 2. Mai 1865 erfolgten Tode selbstständig mehrere österreichisch-ungarische Eisenbahnbauten ganz vorzüglich ausführte, wohl durch ein unliebes Uebersehen vergessen. (Vgl. Illustrirte Zeitung, Bd. 53. 1869. S. 35—37 mit Porträt.) Im 46. Bande begegnet man einer Biographie des berühmten ungarischen Literarhistorikers Franz Toldy (1805—75) und die zahlreichen Werke Niccolo Tommaseo's (1803—74) sind ebendaselbst in mustergiltiger Weise aufgezählt.

Mit besonderer Sorgfalt ist aber das großherzogliche Haus Toscana (Bd. 46. S. 167—218) gearbeitet und ein Glied dieser Regentenfamilie ist es, das zu diesen Zeilen insbesondere Veranlassung gab. Im Folgenden geben wir aus dem Artikel „Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana" einen kurzen Auszug, einerseits um Freunde der Naturwissenschaften und Reisen mit den im Buchhandel nicht zugänglichen Werken des erlauchten Verfassers bekannt zu machen, andererseits um zu zeigen, mit welcher Sorgfalt und Hingebung Hr. v. Wurzbach an seinem großen Nationalwerke arbeitet.

Erzherzog Ludwig Salvator, k. k. Oberst, Sohn des Großherzogs Leopold II. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Antonia, geb. Prinzessin von Sicilien, ist am 4. August 1847 geboren. Er erhielt gleichzeitig mit seinem jüngsten Bruder dem Erzherzoge Johann Nepomuk Salvator (geb. 25. November 1852) durch Baron Gnagnoni eine ausgezeichnete Erziehung. Neben der schönen Literatur waren es namentlich die Naturwissenschaften, welche ihn anzogen und deren Studium er auf der Prager Universität vollendete. Von leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft beseelt, unter-

nahm er seit 1869 zum Theil auf eigener Yacht lange Reisen in alle Welttheile und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in mehreren sehr kostbaren Werken nieder. Wie aber die meisten Werke fürstlicher Personen theils nur in wenigen Exemplaren gedruckt werden, theils nicht in den Handel kommen, so ist es auch mit den Prachtwerken des Erzherzogs Ludwig Salvator der Fall; man sucht sie vergebens in Bücherlexicis und in den meisten größeren Bibliotheken, da sie nur als Geschenke ihres fürstlichen Verfassers in einzelne Büchereien kommen. Um so größer ist Hrn. v. Wurzbach's Verdienst, der eine bibliographisch genaue Beschreibung derselben gegeben hat, welcher wir hier folgen wollen. Den Anfang dieser Prachtwerke machen:

1) „Die Balearen. In Wort und Bild geschildert." 3 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus 1869—80. 4°. Die zahlreichen Bilder, theils in Holzschnitt, theils in Lithographie und theils in Farbendruck ausgeführt, sind meistens nach Originalaufnahmen des Erzherzogs von G. Cloß, F. Hawránek, F. Laufberger, C. Lauffer, A. Metzener, A. Toller gezeichnet und in den xylographischen Anstalten von Braun und Schneider R. Brend'amour, F. A. Brockhaus, Cloß, L. Ruff, R. Reháček und R. v. Waldheim trefflich für den Druck hergestellt und namentlich verdienen die 50 Farbendrucktafeln des ersten Bandes, welche aus den lithographischen Anstalten von Reiffenstein, Rösch und Winkelmann's Söhnen hervorgegangen sind, besondere Erwähnung. Es ist natürlich hier nicht der Platz, sämmtliche in dem Prachtwerke enthaltenen Bilder und alle Künstler aufzuzählen, welche an diesem Werke mitgearbeitet haben. Freunde der Kunst und der Naturwissenschaften müssen wir auf Hrn. v. Wurzbach's Arbeit selbst verweisen. Das dem Kaiser von Oesterreich gewidmete Werk, dessen Entstehung aus dem Jahre 1867 datirt, in welchem der Erzherzog sich auf den Balearen aufhielt, behandelt im ersten Bande Ibiza und Formentera, im zweiten und dritten die eigentlichen Balearen. Fauna, Flora,

Statistik und Literatur, Kunst- und Volkspoesie, Sitten und Gebräuche &c. finden in ausgedehntester Weise Berücksichtigung.

2. „Die Serben an der Adria. Ihre Typen und Trachten." Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus 1870—75. gr. 4°. Bis zum letztgenannten Jahre war dieses Werk bis zu 8 Lieferungen (mit je fünf Tafeln in Farbendruck) gediehen und scheint nicht weiter fortgesetzt zu werden.

3. „Tunis. Ein Bild aus dem nordafrikanischen Leben." Prag, H. Mercy 1870, 8°. Ein kleines Schriftchen von 98 Seiten, hat 7 Bilder, welche nach des Erzherzogs eigenen an Ort und Stelle mitten im Gewühle der Menge entworfenen Originalskizzen photographirt sind.

4. „Der Golf von Buccari-Porto Ré. Bilder und Skizze." Prag, H. Mercy 1871. Hat 22 in den Text eingedruckte Holzschnitte, 1 Farbendruck, 30 Tafeln, 14 Plänen und die Karte des Golfes.

5. „Der Djebel Esdoum (das Salzgebirge von Sodoma)", Wien, Druck von K. Finsterbeck 1873 — ist das einzige auf dem Titel mit den Anfangsbuchstaben des Verfassers E. L. S. bezeichnete Schriftchen. Es ist ein Separatabdruck aus dem 16. Bande der „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien" und somit die einzige Schrift des erlauchten Verfassers, welche von vornherein einem größeren Leserkreise zugedacht und zugänglich ist.

6. „Levkosia, die Hauptstadt von Cypern", Prag, H. Mercy 1873, 4° — schildert den Aufenthalt und die Beobachtungen des Erzherzogs in dieser merkwürdigen Stadt während des Winters 1872/73. Die beigegebenen 12 Tafeln und 3 Holzschnitte, sämmtliche Abbildungen nach den Originalskizzen des Erzherzogs, veranschaulichen des Verfassers treffliche Schilderungen ganz vorzüglich.

7. „Yachtreise in den Syrten 1874", Prag, Heinr. Mercy 1874. 4°. Diese Schrift gibt die Erlebnisse und

Sehenswürdigkeiten der Fahrt von Alexandrien bis Cap Bon in den Monaten April bis Juni 1874 und bietet viele Belehrung über diese wenig bekannten und beschriebenen Küstengegenden. 30 Tafeln und 34 Holzschnitte im Texte zieren das stattliche Buch.

8. „Einige Worte über die Kaymenen, Juli 1874", Prag, H. Mercy 1875, 4°, beschreiben auf 22 Seiten in höchst interessanter Weise die im Centrum des Golfs von Santorin entstandenen vulkanischen Inseln. 6 Abbildungen begleiten den Text.

9. „Eine Spazierfahrt im Golfe von Korinth." Prag, H. Mercy 1876. 4°. Ein ganz prachtvoll ausgestattetes Buch, welches neben 70 in den Text eingedruckten Holzschnitten 60 herrliche Tafeln, eine Karte des Golfes und einen Plan des beabsichtigten Durchschnittes des Isthmus enthält. Die Tafeln sind nach Originalskizzen des Erzherzogs auf Holz photographirt und die Holzschnitte machen den bekannten Instituten von R. Brend'amour, A. Closs und R. von Waldheim alle Ehre.

10. „Eine Blume aus dem goldenen Lande oder Los Angeles." Prag, H. Mercy 1878. 8°. Im J. 1876 besuchte der Erzherzog Süd-Californien und schildert in diesem gleichfalls mit Bildern gut ausgestatteten Werke die als klimatischer Curort so trefflich gelegene Provinz Los Angeles und deren gleichnamige Hauptstadt.

11. „Die Karawanenstraße von Aegypten nach Syrien". Ebend. 1879. Im Herbste 1879 hatte der Erzherzog einen Ausflug nach Aegypten unternommen, zeichnete dort mit gewohntem Eifer, und gibt in dieser Schrift in Wort und Bild das Ergebniß seiner Forschungen. 23 Tafeln veranschaulichen in gutgetroffener Auswahl diese verhältnißmäßig wenig in Europa bekannte Karawanenstraße.

12. „Bizerta und seine Zukunft." Ebend. 1881. 8°. Enthält in kurzen Umrissen eine treffende Schilderung dieses

Ortes, welche eine der wichtigsten Städte des Tuneser Gebiets zu werden verspricht.

Während das vorstehende Dutzend meist prachtvoll ausgestatteter Bücher fast gar nicht bekannt war, so erhielt

13. „Um die Welt ohne zu wollen" (ebend. 1881, 8°) auch in weiteren Kreisen Verbreitung. In Begleitung von 5 Personen verließ der Verfasser am 1. Jan. 1881 Venedig, fuhr von Brindisi nach Alexandrien, kam durch das Rothe Meer und den Indischen Ocean nach Australien und kehrte über den Stillen Ocean, Amerika und den Atlantischen Ocean nach Europa zurück. Am 19. Mai 1881 besuchte der Erzherzog die Mailänder Ausstellung, kehrte noch an demselben Tage nach Venedig und dann nach seiner Villa bei Triest zurück und ließ sogleich den Druck des Werkes beginnen, welches im Gegensatze zu allen andern Büchern des Erzherzogs und um den Druck nicht zu verzögern, ohne Tafeln erschien.

Es ist ein reiches und rühmlich verwerthetes Wanderleben, welches der fürstliche Verfasser führt. Gut mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, empfänglich für alles Gute und Schöne, selbst Zeichner und Maler versteht es derselbe, allenthalben das Interessanteste herauszufinden und diese Eigenthümlichkeiten mit Griffel und Feder vor Augen zu führen. Die Dienste, welche er der Erdkunde geleistet hat, ehrte die Londoner geographische Gesellschaft 1881 dadurch, daß sie den Prinzen unter ihre Mitglieder aufnahm. Der Erzherzog brachte auch von seinen Reisen werthvolle Schätze mit nach Hause und sein großes Schloß Brandeis an der Elbe birgt eine schöne Sammlung kostbarer Seltenheiten.

Wir wollen nicht von dem so trefflich gearbeiteten Artikel „Die Großherzoge von Toscana" scheiden, ohne des Schlusses desselben zu gedenken. Diesen bildet die Biographie der am 13. April ds. Js. zu Cannes verlebten Erzherzogin Maria Antoinette, der ältesten Tochter des Großherzogs Ferdinand IV. und der Prinzessin Maria Anna, Tochter des unver-

geßlichen Königs Johann von Sachsen. Geb. am 10. Jan. 1858, erhielt das hochbegabte Fürstenkind in Dresden durch Frln. v. Colombini eine ausgezeichnete Erziehung und König Johann, der an seiner Enkelin glückliche Anlagen entdeckt hatte, weihte sie in die literarischen Studien ein und unterrichtete sie selbst bis zu seinem am 29. Okt. 1873 erfolgten Tode. Am 16. Sept. 1880 wurde sie als Aebtissin des Hradschiner adeligen Damenstiftes installirt, mußte aber in den letzten Jahren ihrer angegriffenen Gesundheit wegen im Süden leben. Die Erzherzogin war eine feinfühlige Dichterin. Ein kleines 1881 anonym erschienenes Bändchen „Lieder von Arno" enthält 62 Gedichte voll Innigkeit und Wehmuth, und der 11. Jahrg. (1882) der „Dioskuren" bringt von ihr einige Lieder, welche das „Journal des Débats" als „des petits chefs-d'oeuvre aussi facilement rimés que gracieusement pensés" bezeichnet. Schade um die edle Prinzessin und das poetische Talent, welches so frühe aus dem Leben scheiden mußte.

Werfen wir schließlich noch einen Gesammtblick auf die letzten Bände des v. Wurzbach'schen Lexikons, so muß man Oesterreich wiederholt gratuliren zu diesem stattlichen Nationalwerk, welches einzig in seiner Art dasteht; dessen Verfasser aber wünschen wir, daß er künftig von solchen Schlägen, wie er sie in der Vorrede zum 45. Bande schildert (schwere Krankheit und Brand im eigenen Hause), verschont bleibe, damit er mit bekannter literarischer Gewissenhaftigkeit sein Riesenwerk vollende.

LXIX.

Aus der Schweiz.

Bischof Mermillod. — Der Schulkampf. — Die Eisenbahn-Verstaatlichung.

Seit unserm letzten Berichte hat die Natur den Winterschlaf gehalten, das politische Leben aber war in der Schweiz um so reger. Fragen, welche tief in das politisch-sociale Räderwerk eingreifen und mit den zeitgenössischen Culturkampf- und Finanzfragen Europa's in naher Verwandtschaft stehen, haben unerwartet bei uns eine Wendung und Lösung gefunden, deren Besprechung auch für weitere Kreise Interesse bietet.

Glockengeläute und Kanonendonner begleiteten Sonntags den 29. April den Einzug Monsgr. Mermillods in die St. Nikolauskirche zu Freiburg. Sie verkündeten, daß die Diöcese Lausanne-Genf wieder einen Bischof habe, und daß das zehnjährige Exil dieses Prälaten zu Ende sei. Es war ein Abschnitt in einer langen Geschichte.

Seit den Reformationswirren besteht in dem uralten Bisthum Lausanne kein Domcapitel; der Bischof residirt in Freiburg und bei eintretender Sedisvakanz übt der Papst unmittelbar das Wahlrecht aus. Das Bisthum umfaßt seit altersher die Kantone Freiburg, Waadt, Neuenburg und seit 1819 auch Genf. Auf Ansuchen der Schweizerischen und Genferischen Regierung hatte nämlich Pius VII. die durch die Wiener Verträge von 1815 von Frankreich und Savoyen abgelösten und mit dem neugegründeten Kanton Genf verbundenen katholischen

Gemeinden dem Bischofe von Lausanne unterstellt und letzterem zugleich den Titel „Bischof von Genf" übertragen.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts änderte Genf gänzlich seine Physiognomie. Das ehemalige calvinistische Rom spielte sich als kosmopolitische Weltstadt auf, öffnete allen Nationen und Confessionen seine Thore und nahm eine massenhafte Einwanderung, namentlich aus den benachbarten savoyischen und französischen Landen in seinen Schooß auf. Die Folge hievon war, daß die Bevölkerung des Kantons Genf nach fünfzig Jahren in ihrer Mehrheit aus Katholiken bestund und daß Papst Pius IX. in Berücksichtigung dieser neuen Verhältnisse sich bewogen fand, den Kanton Genf zu einem apostolischen Vikariat zu erheben und den Monsgr. Mermillod (seiner hohen Verdienste wegen bereits mit dem Titel „Bischof von Hebron" in part. inf. ausgezeichnet) zum „apostolischen Vikar" zu ernennen. Obschon dieses Vorgehen des Papstes weder mit der damaligen Bundesverfassung noch mit der Genferischen Kantonalverfassung im Widerspruch stund, so widersetzten sich sowohl die Bundes- als die Kantonalregierung dieser Neuerung; sie erklärten dieselbe als null und nichtig und der Bundesrath erließ das bekannte Exildekret, die Genfer-Regierung aber führte sofort den „Apostolischen Vikar" mit polizeilicher Gewalt über die Schweizer-Grenzen. Msgr. Mermillod nahm seine Residenz auf französischem Gebiete hart an der Genfer-Grenze, waltete von dort aus seines Amtes und blieb mit dem Klerus und Volke in ununterbrochenem Verkehre. Dieser Zustand dauerte während eines Decenniums unverändert fort.

Staatlicherseits traten zwei Aenderungen ein. Auf dem Bundesgebiete wurde in Folge dieser Genfer-Vorgänge und aus Anlaß der Revision von 1874 der Bundes-Artikel aufgestellt: „Die Errichtung von Bisthümern auf schweizerischem Gebiete unterliegt der Genehmigung des Bundes." (Art. 50.) Auf kantonalem Gebiete aber wurden von Seite Genfs durch Gesetz von 1873 und 1874 für die Katholiken (gleichwie für die Protestanten) officielle Kirchengemeinden geschaffen, welche unter einem Oberkirchenrath und einem vom Staat anerkannten Bischof stehen, und deren Cultusausgaben durch den Staat bestritten werden. Nebenbei wurden auch freie Kirchengemeinden für

Dissidenten geduldet, welche ihre Cultusbedürfnisse aus eigenen Mitteln zu bestreiten haben.[1])

Von diesem neuen Staatskirchengesetze machten die sogenannten Altkatholiken des Kantons Genf sofort den ausgiebigsten Gebrauch. Wo sie in einer Gemeinde auch nur eine verschwindende Minderheit bilden konnten, da constituirten sie sich als officielle katholische Kirchengemeinde, ernannten einen aus allen Weltenden herbeigetriebenen Pfarrer und diesem wies die Regierung die Kirche, das Pfarrhaus und die Besoldung zu. Den römischen Katholiken blieb auch da, wo sie die immense Mehrheit bildeten, nichts übrig, als vom gesetzlichen Rechte der Dissidenten Gebrauch zu machen, sich als freie Genossenschaft zu erklären, Nothkirchen zu errichten und für ihre Cultusbedürfnisse aus eigenem Beutel zu sorgen, d. h. jährlich für die Besoldung ihrer Pfarrer und dergleichen über 50,000 Fr. zu bezahlen, überdieß aber zu den Staatssteuern behufs Besoldung der officiellen (altkatholischen) Pfarrer beizutragen. Ferners erklärten die officiellen Kirchengemeinden ihren Anschluß an das sogenannte „Nationalbisthum“, die Regierung anerkannte den Herrn Herzog, „altkatholischen“ Bischof in Bern, als Bischof des Kantons Genf und stellte dessen Besoldung ebenfalls in das Staatsbudget.

So stunden die gegenseitigen Verhältnisse bis zum 15. März d. Js., an welchem Tage Papst Leo XIII. im Consistorium den Msgr. Mermillod in Folge der durch Todfall eingetretenen Sedisvakanz als Bischof von Lausanne und Genf mit Residenz

1) Der Bischofsartikel für die officiellen Kirchengemeinden lautet: „Art. 2. Nur dem vom Staate anerkannten Diözesan-Bischof steht das Recht zu, innerhalb der Grenzen des Gesetzes die bischöfliche Jurisdiktion und Verwaltung auszuüben. Wenn der Diözesanbischof seine Vollmachten einem Mandatar überträgt, so kann er dieß nur auf seine Verantwortung hin und der betreffende Delegirte muß vom Staatsrathe bestätigt seyn. Die vom Staatsraihe diesem Mandatar ertheilte Bestätigung kann demselben jederzeit wieder entzogen werden. Die katholischen Pfarrgemeinden des Kantons müssen einen Bestandtheil einer schweizerischen Diözese bilden. Der bischöfliche Sitz darf nicht nach dem Kanton Genf verlegt werden.“

in Freiburg ernannte. Unter dem 16. März zeigte dieß Msgr. Mermillod, welcher seit einiger Zeit in Rom weilte, dem Bundesrath durch folgendes Schreiben an: „Herr Präsident! Ich habe die Ehre Ew. Exc. eine Note mitzutheilen, welche Se. Em. der Cardinal-Staatssekretär Sr. Hl. Leo's XIII. an mich gerichtet hat. Diese Note bezeugt den Wunsch des erhabenen Oberhirten, in unserem geliebten Vaterlande den religiösen Frieden herbeizuführen. Diese Entschließung des Hauptes der katholischen Kirche hat sich im gestrigen Consistorium vollzogen. Die Würde und der Titel eines Bischofs von Lausanne-Genf sind mir beigelegt worden. Diese Schlußnahme des hl. Stuhls setzt, wie dieß in der Note Sr. Em. des Staatssekretärs erklärt wird, dem von Pius IX. im Jahre 1873 errichteten apostolischen Vikariat Genf ein Ziel; sie beseitigt daher die Gründe meiner Verbannung. Die eidgenössischen und kantonalen Behörden können das Vertrauen hegen in den loyalen Patriotismus, mit welchem ich die versöhnlichen Absichten Leo's XIII. unterstützen und die Mission, welche er mir übertragen, erfüllen werde. Ich wage auf den Geist der Billigkeit meiner Mitbürger, insbesondere der hohen Behörden, zu rechnen, welche die Geschicke der Eidgenossenschaft und der Diöcesankantone lenken. Ich bringe für das wachsende Gedeihen des schweizerischen Vaterlandes meine aufrichtigsten Wünsche dar. Genehmigen Sie, Herr Präsident &c. Caspar Mermillod, Bischof von Lausanne und Genf."

Die beigegebene Note des Cardinal-Staatssekretärs Jacobini an Msgr. Mermillod vom 13. März lautete: „Der hl. Vater ist zur Schlußnahme gelangt, im bevorstehenden Consistorium Msgr. Caspar Mermillod zum Bischof von Lausanne-Genf zu präconisiren. Diese päpstliche Schlußnahme setzt folglich dem apostolischen Vikariat letzterer Stadt, das von Sr. Hl. Pius IX. eingesetzt worden, ein Ziel. Se. Heiligkeit ist ganz davon überzeugt, daß der neue Bischof von Lausanne-Genf vollkommen Ihren väterlichen Absichten entsprechen wird, die Gläubigen, welche Sie seiner geistlichen Jurisdiktion anvertraut, mit einem würdigen Seelenhirten zu versehen. Dieß wird mitgetheilt an Msgr. Mermillod zu seiner Verständigung und Norm."

Diese Nachrichten aus Rom erregten im Publikum eine

große Ueberraschung. Weniger groß mag die Ueberraschung im Bundespalast zu Bern und im Rathhaus zu Freiburg gewesen seyn; denn wenn auch weder officielle noch confidentielle Verhandlungen zwischen den kirchlichen und staatlichen Behörden stattgefunden haben, so schließt dieß Privat-Mittheilungen zwischen den maßgebenden Personen nicht aus.

Der Bundesrath setzte sich vorerst in Verkehr mit den vier Kantonal-Regierungen. Der Staatsrath von Freiburg erklärte sich mit dem Vorgehen des Papstes ganz einverstanden. Der Staatsrath von Neuenburg antwortete, daß er gegen die Ernennung des Msgr. Mermillod zum Bischof von Lausanne und Genf keine Einsprache zu machen habe. Im gleichen Sinne lautete die Antwort des Staatsraths von Waadt. In grellem Gegensatz zur loyalen Haltung dieser beiden protestantischen und radikalen Regierungen stellte sich Genf. Sofort wurde die Culturkampf-Pauke geschlagen. Der Staatsrath sandte Abgeordnete nach Bern, um die Rückkehr des Msgr. Mermillod nach der Schweiz, speciell nach Genf, zu hintertreiben; er untersagte durch Dekret vom 23. März dem Hrn. Caspar Mermillod „den Titel und die Amtsverwaltung eines Bischofs von Lausanne und Genf, sowie jeglichen Jurisdiktions- und Verwaltungsakt im Kanton Genf"; er forderte den Bundesrath auf: „gegen Hrn. Mermillod, falls er obgenannte Titel oder Funktionen sich anmaßen sollte, schnelle und wirksame Mittel zu ergreifen." Um diesen Beschlüssen des Staatsraths Nachdruck zu geben, wurde eine Volksversammlung in Genf zusammengetrommelt, in welcher Regierungspräsident Carteret die Bürger haranguirte und dahin schloß: „Wenn Mermillod es je wagen sollte, seinen Fuß auf Genfergebiet zu setzen, so wird eine Verhaftung und Ueberweisung an die Gerichte die unausbleibliche Folge seyn. Sollten die Gerichte im Strafgesetzbuch keine Bestimmung finden, um Mermillod zu bestrafen, so wird man ein Gesetz erlassen, keineswegs mit rückwirkender Kraft, wohl aber dazu geeignet, weiteren Störungen des Friedens vorzubeugen."

Unter dem 14. April faßte der Bundesrath über die „Mermillod-Angelegenheit" Beschluß. Er hob das Verbannungsdekret von 1873 auf und anerkannte die an Msgr. Mermillod vom Papst verliehene bischöfliche Würde von Lausanne-Genf,

unter Vorbehalt der Rechte der betheiligten Kantone, besonders der Rechte, welche aus dem Genfer Staatskirchengesetze von 1873 hergeleitet werden können, und unter Vorbehalt der Bestimmungen der Bundesverfassung. Die Wichtigkeit, welche dieser Bundesraths-Beschluß nicht nur für die augenblicklichen, sondern auch für die künftigen Entwicklungen hat, erfordert dessen wörtliche Mittheilung in seiner historischen Darlegung, Erwägung und Entscheidung:

„Der schweizerische Bundesrath

in Anbetracht des Beschlusses vom 17. Februar 1873, durch welchen dem Herrn Caspar Mermillod der Aufenthalt auf schweizerischem Gebiete untersagt wird; in Anbetracht des Wortlautes des genannten Beschlusses, wonach dieses Verbot vom Tage an aufhören wird, wo Hr. Mermillod dem Bundesrath oder dem Staatsrath des Kantons Genf erklären wird, auf jede ihm vom hl. Stuhle zuwider den Beschlüssen der eidgenössischen und kantonalen Behörden übertragenen Funktionen zu verzichten; mit Rücksicht darauf, daß diese Bestimmung das Amt eines apostolischen Vikars für den Kanton Genf im Auge hatte, welches der hl. Stuhl dem Hrn. Mermillod am 16. Jan. 1873 verliehen, und welches dieser letztere trotz der gegentheiligen Beschlüsse des Bundesraths und des Staatsraths von Genf ausüben zu wollen erklärt hatte; mit Rücksicht darauf, daß Msgr. Mermillod in seinem unterm 16. März 1883 an den Bundesrath gerichteten Schreiben ausdrücklich erklärt hat, daß das apostolische Vikariat von Genf seine Endschaft erreicht habe; mit Rücksicht darauf, daß eine ähnliche Erklärung auch in der am 13. gleichen Monats von Sr. Em. dem Cardinal Jacobini, Staatssekretär des hl. Stuhls, unterzeichneten Note enthalten ist, welche dem Bundesrath durch Msgr. Mermillod zugestellt wurde;

„In Erwägung, daß durch diese Erklärung den Bedingungen Genüge geleistet ist, welche der Beschluß vom 17. Febr. 1873 für die Aufhebung des gegen Hrn. Caspar Mermillod erlassenen Verbotes des Aufenthaltes auf schweizerischem Gebiete feststellt; betreff. den Beschluß der Regierung von Genf vom 27. März 1883 und ihr am gleichen Tage an den Bundesrath gerichtetes Schreiben, mit Rücksicht darauf, daß Alles, was die Organisation

der Kirche betrifft, unter Vorbehalt der Bestimmungen der Bundesverfassung in die Competenz der Kantone fällt —

beschließt: 1) Der Beschluß vom 17. Februar 1873 ist aufgehoben. 2) Was die dem Msgr. Mermillod verliehene bischöfliche Würde anbelangt, so werden die Rechte der betheiligten Kantone und besonders diejenigen, welche für den Kanton Genf aus seinem constitutionellen Gesetze vom 19. Febr. 1873 hergeleitet werden können, gänzlich vorbehalten."

In Folge dieses Bundesraths-Beschlusses kehrte Msgr. Mermillod nach der Schweiz zurück und nahm am 29. April mit Wissen des Bundesraths und im Einverständnisse mit den Regierungen der Kantone Freiburg, Waadt und Neuenburg vom Bischofsstuhle der Diöcese Lausanne-Genf mittels feierlicher Inthronisation in der Collegiatkirche zu Freiburg Besitz.

Die Regierung von Genf hingegen erließ am 23. April eine Proklamation, in welcher sie ihre Schlußnahme vom 23. März 1883 aufrecht hält, gegen das Vorgehen Leo's XIII. wie früher gegen das Pius' IX. protestirt, dem Herrn Mermillod jede Funktion als „Bischof von Lausanne-Genf" wie früher als „apostolischer Vikar" untersagt; wie früher das „apostolische Vikariat Genf" als „null und nichtig", nun auch das „Bisthum Lausanne-Genf" als „aufgehoben und zerfallen" erklärt und energische Maßregeln zur Durchführung ihrer Beschlüsse in Aussicht stellt. Die Proklamation des Genfer Staatsraths ist nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich ein aufgeregtes und aufregendes Aktenstück: man braucht nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen, daß in Genf neue Gewitterstürme im Anzuge sind und daß wenigstens für Genf der „Mermillod-Handel" auf der Tagesordnung bleibt, wenn er auch durch die friedliche Initiative Leo's XIII. für die Eidgenossenschaft und alle übrigen Diöcesan-Kantone eine freundlichere Wendung erhalten hat. —

Ein anderer Punkt, welcher das Schweizervolk während mehrerer Monate in fieberhafte Aufregung versetzte, ist die Schulfrage. Die Bundesverfassung bestimmt: „Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgelt-

lich. Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. — Gegen Kantone, welche diesen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen" (Art. 27).

Obschon diese Artikel die Primarschule als Sache der Kantone erklären und nur fordern, daß der Unterricht durch den Staat geleitet, nicht aber, daß er durch Weltliche ertheilt werde; obschon dieselben den confessionellen Unterricht nicht ausschließen, sondern nur Niemanden zum Anhören desselben zwingen, und obschon dem Bund nur gegen fehlbare Kantone ein Einschreitungsrecht zugestanden wird, steuert die Culturkampfpartei seit längerer Zeit mit vollen Segeln daraufhin, den Kantonen eine confessionslose, laisirte Volksschule von Bundeswegen aufzuzwingen. Vor Allem sollen die Lehrbrüder und Lehrschwestern, welche einige Regierungen katholischer Kantone als staatliche Lehrer in ihren Schulen angestellt haben, sowie die von denselben aus dem Kreise der Geistlichen gewählten Lehrer und Schulinspektoren als bundeswidrig entfernt und überhaupt Lehrer und Lehre von Bundeswegen jeden christlichen Charakters entäußert werden.

Einen Erfolg hatte diese Partei im Sommer 1882 erzielt, indem es ihr gelang, im National- und Ständerath folgenden Bundes-Beschluß durchzusetzen: Art. 1: „Der Bundesrath wird beauftragt, unverzüglich durch das Departement des Innern die zur vollständigen Vollziehung des Artikels 27 der Bundesverfassung und zum Erlaß bezüglicher Gesetzesvorlagen nöthigen Erhebungen über das Schulwesen der Kantone zu machen." Art. 2. „Zur Erfüllung dieser Aufgabe wird dem Departement ein eigener Sekretär (Erziehungssekretär) mit einer Besoldung bis auf 6000 Fr. beigegeben, dessen Obliegenheiten durch ein besonderes Regulativ des Bundesrathes geordnet werden."

So unschuldig dieser Bundesbeschluß in seiner Außenseite erscheint, so tief greift derselbe in das Schulleben ein. Ein Zufall verbreitete über dessen Bedeutung und Tragweite klares Licht. Hr. Bundesrath Schenk, Vorstand des Departements des Innern, hatte nämlich ein Programm über die Vollziehung des Art. 27 als Manuskript drucken und seinen Vertrauten

mittheilen lassen. Ein Exemplar kam in die Hände der Herren Nationalräthe Landammann Keel von St. Gallen und Dr. Zemp von Luzern (beide nichts weniger als Freunde der entchristlichten Schule) und durch diese Herren zur Kenntniß des Schweizervolks. Das Schenk'sche Programm enthält in nackter Blöße folgenden Plan:

„Es genügt nicht, daß die Organisation und Leitung der Schule auf staatlichem Gesetze beruhe, sondern es ist an jedes kantonale Schulgesetz die Anforderung zu stellen, daß es die Schule in allen Instanzen unter ausschließlich staatliche Leitung stelle, und diese ausschließlich staatliche Leitung muß auch faktisch durchgeführt seyn."

„Als nicht unter ausschließlich staatlicher Leitung stehend sind anzusehen: Schulen, 1. deren Grundlage die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Genossenschaft bildet, 2. an deren Leitung nur solche theilnehmen können, welche einem bestimmten Glaubensbekenntniß angehören, 3. deren Leitung oder Mitleitung einem kirchlichen Amte als solchem oder dessen Träger ex officio zusteht, 4. deren Einrichtung in Betreff des Unterrichtsplans, der Unterrichtsmethode, des Stundenplans, der Lehrmittel oder sonst nach irgend einer Richtung von einer kirchlichen Behörde, einer confessionellen Anstalt ganz oder theilweise abhängig ist, 5. deren Lehrer oder Lehrerinen über ihre Befähigung zum Schuldienst nicht nach allgemeinen gesetzlichen Normen vor einer ausschließlich staatlichen Behörde sich befriedigend ausgewiesen haben, oder in demjenigen, was zum Schuldienst gehört, oder in gewissen Theilen desselben neben der staatlichen noch einer andern nichtstaatlichen Leitung unterstehen oder in Folge eingegangener Verpflichtungen kirchlichen Charakters unterstellt werden können.

„Von diesen Gesichtspunkten aus sind die Schulgesetzgebungen der Kantone zu prüfen und die faktischen Schulverhältnisse zu überwachen. Die Verfassung beschränkt die Forderung der staatlichen Leitung nicht auf die öffentlichen Schulen. Es sind derselben grundsätzlich also auch unterworfen die Privatschulen. Dagegen beschränkt die Verfassung die Forderung: ‚daß die Schulen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können', auf die öffentlichen Schulen und

schließt also confessionelle Privatschulen nicht aus. Haben diese ein Recht zu existiren und sollen sie gleichwohl der staatlichen Leitung unterworfen seyn, so müssen die oben präcisirten Forderungen für sie soweit modificirt werden, daß dieses Recht dabei bestehen kann."

„Es findet Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit statt, wenn 1. entgegen dem Willen der Eltern oder Vormünder ein Kind zu einem religiösen Unterricht angehalten, 2. oder zur Vornahme einer religiösen Handlung gezwungen, 3. oder wegen Glaubensansichten oder Zugehörigkeit zu einer Religionsgenossenschaft mit Strafen irgend welcher Art belegt wird, 4. in der Schule obligatorische Schulbücher gebraucht werden, in denen Glaube oder Cultus einer Confession direkter oder indirekter Mißachtung preisgegeben werden, 5. in dem Schullokal Zeichen und Bilder, welche zu dem Glauben oder Cultus einer besonderen Confession gehören, angebracht werden, 6. während der Schulzeit religiöse Ceremonien, welche zu dem Glauben und Cultus einer besonderen Confession gehören, abgehalten werden, 7. in demjenigen Theil des Unterrichts, dem das Kind nicht entzogen werden kann, Erzählungen, Erklärungen, Erörterungen oder dergleichen angebracht werden, welche darauf ausgehen oder hinauslaufen, den Glauben oder den Cultus einer Confession als unwahr, verwerflich und hassenswerth darzustellen, 8. in der Schule Flugblätter und Schriftchen confessionellen Ursprungs und confessioneller Tendenz ausgetheilt werden, 9. in der Schule von dem Lehrer, oder von wem es auch seyn mag, auf die Kinder Einfluß im Sinne einer bestimmten Confession ausgeübt werden will."

„Es kommt nicht darauf an, ob in einer Gemeinde zu einer bestimmten Zeit Angehörige verschiedener Bekenntnisse niedergelassen sind, oder ob ein Bekenntniß sich in mehr oder weniger großer Majorität befindet: die öffentliche Schule hat ohne Rücksicht hierauf überall den unconfessionellen Charakter anzunehmen, der es den Angehörigen aller Bekenntnisse möglich macht, sie ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit durch ihre Kinder besuchen zu lassen."

Die Tragweite dieses vom Bundesrath Schenk aufgestellten Programms springt in die Augen, wenn man berücksichtigt, daß

auch Israeliten Bürger und Niedergelassene in der Schweiz seyn können und sind, und ebenso Pantheisten und Atheisten, daß daher schlußfolglich nicht nur das Katholische und Protestantische, sondern das Christliche, ja Gott selbst aus der Schule verbannt werden soll. Die Christgläubigen jeder Confession erkannten auch sofort, daß mit dem „eidgenössischen Schulsekretär" die Thüre zur Verwirklichung dieses Programmes geöffnet werden wolle. Sich erinnernd der alten Lehre: Principiis obsta, sero medicina paratur setzten sie eine Adresse in Umlauf, um die Volks-Abstimmung über den fraglichen Bundesbeschluß zu verlangen. Die Bundesverfassung verlangt hiefür die Unterschrift von 30,000 stimmberechtigten Schweizerbürgern (Art. 89); innerhalb der gesetzlichen Frist trafen statt 30,000 über 190,000 Unterschriften hiefür im Bundespalaste ein und der Bundesrath war daher verpflichtet, das Referendum anzuordnen.

In der zweimonatlichen Zwischenzeit bildete die Schweiz das Theater einer Bewegung, wie wir sie in unseren Bergen und Thälern noch nie erlebt. Selbst Bundesräthe traten in die Arena herab und haranguirten als Wander-Apostel in zusammengetrommelten Versammlungen das Volk. Im Bundespalast wurden die Unterschriften der 190,000 Bürger einer Inquisition preisgegeben und die Betreffenden in ihren Gemeinden durch allerlei Mittel zur Sinnesänderung bearbeitet. Es wurde zumal die protestantische Bevölkerung durch das rothe Tuch des „Klerikalismus und Ultramontanismus" aufgehetzt und mit voreiligem Triumphgeschrei der Sieg des „Schulsekretärs" verkündet, um die Gegner zu entmuthigen und lahmzulegen.

Der Schicksalstag (26. November) rückte heran und brachte ein von Niemanden geahntes Ergebniß: 171,959 Bürger stimmten für, 316,929 gegen den Schulsekretär! Das souveräne Volk hat sein Verdikt gesprochen und seinen Vertretern ein Dementi gegeben, wie die Geschichte wenige verzeichnet. Es war ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Christgläubigen beider Confessionen einerseits, den Confessions- und Religionslosen andererseits; zwischen den Föderalisten und den Centralisten, zwischen dem anererbten praktischen Schweizergeist und dem modernen Professoren- und Bureaukratenthum. Wie am

Neujahrsmorgen 1308 der Freudenruf durch die Waldstätte drang: „Die Burgen sind gefallen“, so widerhallte jetzt von Berg zu Berg, von Thal zu Thal der Siegesruf: „Der Schulvogt ist gefallen“.

Das schweizerische Volk würde sich jedoch einer argen Täuschung hingeben, wenn es nun den Kampf als ausgekämpft betrachten wollte. Aeußerungen im Schooße der Behörden und in der Presse lassen hierüber keinen Zweifel. Als der Präsident des Ständeraths das Resultat des Plebiscits eröffnete, verband er damit die Erklärung: „Wir wollen uns nicht entmuthigen lassen, mit redlichem Willen und reiflicher Prüfung unentwegt am Ausbau unserer Verfassung und an der Verbesserung unserer volkswirthschaftlichen Zustände zu arbeiten. Wir werden beharrlich festhalten an den in unserer Bundesverfassung niedergelegten Grundsätzen.“ Nur im Vorgehen zur Erreichung des Zieles empfahl der Präsident den eidgenössischen Räthen mehr Vorsicht. „Die Räthe sollen mehr Fühlung mit dem Volke haben. Wenn eine Idee noch nicht Boden gefaßt hat, so muß ihr zuerst beim Volke Eingang verschafft werden, bevor das Gesetz aufgestellt wird.“

Weniger pfiffig, aber desto greifbarer sprach die Presse der Culturkampf-Partei sich aus: „Selbstverständlich denken wir an nichts weniger als an's Abrüsten gegenüber der Reaktion, aus welcher sich das Gros der Verwerfenden rekrutirte“, sagte der „Bund“, und die „Basler Nachrichten“ (Hauptorgan der Linken) schrieben unmittelbar nach dem Plebiscit: „Mit diesem Tage ist der eidgenössische Schulsekretär in der Geburt erstickt worden. Man ließ ihn gar nicht zu Athem kommen, damit er ja nicht Zeugniß dafür reden könne, daß Diejenigen Recht haben, welche den Art. 27 als eine werthlose papierene Bestimmung betrachten, solange nicht ein eidgenössisches Schulgesetz die Ausführung des Artikels garantirt. Die beste und wirksamste Widerlegung der Verläumdungen und Entstellungen, welche die Bestrebungen der Freunde des Art. 27 der Bundesverfassung in den letzten Wochen so reichlich erfuhren, wäre wohl die möglichst rasche Ausarbeitung und Vorlage eines eidgenössischen Schulgesetzentwurfes, der dem Schweizervolk beweisen würde, wie man es von gewisser Seite gegen Wind-

mühlen geführt hat und daß die schrecklichen Gefahren, die ihm drohen sollen, meist nur für Diejenigen bestanden, welche sie an die Wand gemalt hatten."

Daß es sich ungeachtet des Urtheilsspruchs der 316,929 Bürger nicht um „Abrüsten", sondern um erneuten Kampf handelt, das hat die Bundesversammlung in ihrer Frühlingssitzung thatsächlich erwiesen. Durch die Ernennung des Bundesraths Bavier zum Gesandten beim Quirinal war eine Stelle in der Bundesbehörde erledigt. Selbst von Liberalen wurde die Ansicht ausgesprochen, es sei nun nach 35 Jahren an der Zeit, auch einmal einen Conservativen aus der katholischen Schweiz zu berufen und dadurch der Volksstimmung von einer Million Katholiken Rechnung zu tragen. Eine in jeder Beziehung geeignete Persönlichkeit (Hr. Bundesrichter Kopp von Luzern) wurde als Candidat aufgestellt; die Mehrheit der Bundesversammlung stieß jedoch die Hand zur Versöhnung zurück und traf eine Wahl, welche als eigentliche Provokation erscheint. Als im Nationalrathe anläßlich einer Interpellation Bundesrath Schenk erklärte, daß er „voll und ganz zu seinem Schulprogramm stehe", da ertönte im Schooße der Versammlung mitten unter peinlichem Schweigen ein „Bravo", es war die Stimme des Dr. med. Deucher aus dem Thurgau. Als die schweizerischen Lehrer vor dem Plebiscit pomphaft in Frauenfeld ihre Conferenz hielten und für den Schulsekretär fieberhaft Partei ergriffen, da führte das Präsidium Hr. Deucher. Als die altkatholische Bewegung und der Culturkampf tobte, da stund seit Jahren in der vordersten Reihe Hr. Deucher. Und gerade diesen Herrn Deucher wählte die Bundesversammlung zum Bundesrath. Das ist die „Fühlung", welche die Culturkampf-Partei mit dem souverän genannten Volke hält, das ist die Antwort an die 316,929 Bürger: ein Faustschlag in das Gesicht!

Das „Vaterland" (conservatives Centralorgan für die deutsche Schweiz) charakterisirte bei diesem Anlasse treffend den „Volkswillen und Herrentrotz" und gab den Gefühlen der Katholiken entsprechenden Ausdruck: „Mit einer systematischen und beleidigenden Zurücksetzung der Katholiken wird man die Liebe zum Vaterlande in ihrer Brust nicht erwärmen. Wir

haben bis zur Stunde nichts gemein mit jenen Thieren, die durch Schläge dressirt werden. Wir nähren in unserer Seele noch den von den Vätern ererbten Freiheitsstolz, der die Vögte haßte, ob dieselben ihre Burgen aus Steinen bauen, oder dieselben mit Gewalt, Ungerechtigkeit und Parteisucht ausschmücken. Etwas können wir versichern: Auf diesem Wege und durch diese Mittel gewinnt man uns nicht."

Der Eintritt des Herrn Deucher in den Bundesrath ist ein um so folgereicheres Ereigniß, da die politische Wagschale dieser Behörde dadurch eine Aenderung erleidet. Die bisherige gemäßigte Majorität des Bundesraths ist zur Minderheit und die bisherige radikale Minderheit zur Mehrheit geworden. „Die Tonangeber im Bundesrath," sagt dasselbe Blatt, „sind nun die HH. Schenk, Ruchonnet und Deucher. Von Hrn. Schenk (vormals protestantischer Pastor) wurde, ohne Widerspruch zu finden, behauptet, daß derselbe schon als junger Feldprediger eines Berner Bataillons im Sonderbundskriege den Glauben an einen dreieinigen Gott verworfen und nicht minder den Glauben an die Gottheit Jesu. Von Hrn. Ruchonnet meldete der Kalender für Freimaurer vom Jahre 1882, daß der Meister vom Stuhle der waadtländischen Loge (Liberté in Lausanne) kein anderer sei, als der gegenwärtige schweizerische Bundespräsident Ruchonnet. Von Hrn. Adolf Deucher ist bekannt, daß er als eifriger Parteigänger der altkatholischen Culturkämpfer im Thurgau und im Schweizerlande von jeher viel Staub aufgewirbelt hat. Das sind nun die Staatsmänner, in deren Hände das Wohl und Wehe des Schweizervolkes und die Wahrung und treue, unparteiische Hütung des confessionellen Landfriedens gelegt ist!" —

Vor Thorschluß der außerordentlichen Frühlings-Sitzung wurde der Schweiz noch durch eine andere gewitterschwangere Wolke eine Ueberraschung bereitet, welche jedenfalls zu den außerordentlichen zählt. Ganz unerwartet sprach sich nämlich die nationalräthliche Eisenbahncommission für die Verstaatlichung der Eisenbahnen mittels Rückkauf der concessionirten Linien aus und stellte den Antrag, sofort mit denjenigen Bahnen zu beginnen, deren Rückkauf laut Concessionsakten vor 1. Mai 1883 verlangt werden kann. Hiefür sollte die „Dring-

lichkeit" zu beschließen seyn, um diesen Bundesbeschluß dem Plebiscit des Volkes zu entziehen.[1])

Diese Anregung rief in- und außerhalb des Nationalraths ein ungeheures Aufsehen hervor und mit Spannung folgte man der dreitägigen Redeschlacht im Bundespalast. Die Minderheit der nationalräthlichen Commission nahm mit Entschiedenheit den Kampf gegen ein solches Unterfangen auf. Ihr Berichterstatter, Herr Holdener von Schwyz, wies schlagend die ökonomischen und politischen Nachtheile der Verstaatlichung der Eisenbahnen für einen kleinen Staat, wie die Eidgenossenschaft, nach. Die Schweiz werde dadurch in einen finanziellen Abgrund von 700 Millionen Schulden gedrängt und es stünden überdieß Prozesse im Betrage von 85 Millionen in Aussicht. Niemand wisse, um wieviel Millionen mehr oder weniger das Kaufsobjekt den Bund zu stehen komme. Bei solchen unbestimmten Aussichten einen Kaufvertrag eingehen, wäre nicht staatsmännisch und involvire eine schwere Verantwortung gegenüber dem Schweizervolke, welchem überdieß das verfassungsgemäße Einspruchsrecht auf Grund der Dringlichkeit entzogen würde. Die kleine republikanische Schweiz solle sich nicht auf jenes Terrain verirren, auf welchem große monarchische Nachbarstaaten sich bewegten, die im Staatseisenbahnthum das richtige Mittel suchten und fanden, die Stimmen der Bevölkerung in ihre Kanäle zu lenken. Das Staatseisenbahnwesen sei eben der festeste Ring der Centralisation. „Wir wollen die Eisenbahnen nicht zurückkaufen," so schloß der Redner, „weil wir unsere Unabhängigkeit höher stellen als kleine Unebenheiten, die sich im Privatbetrieb der Eisenbahnen etwa einstellen mögen und die mit anderen Mitteln als mit dem Rückkauf gehoben werden können." Bei der Abstimmung schwankte das Zünglein der Waage hin und her, nach zweistündiger Abfertigung der gestellten Amendements siegte endlich der Minderheitsantrag der Commission und der Nationalrath lehnte den Rückkauf der Eisenbahnen ab, jedoch nur mit einer Majorität von vier Stimmen über dem absoluten Mehr.

---

1) Artikel 89 der Bundesverfassung beschränkt das Recht der Bürger, die Volks-Abstimmung mittels 30,000 Unterschriften zu verlangen, auf Bundesbeschlüsse, die „nicht dringlicher Natur" sind.

Im Ständerath war es Herr Landammann Wirz von Obwalden, der als Berichterstatter in wahrhaft staatsmännischer Rede die Verstaatlichung der Eisenbahnen vom schweizerischen Standpunkt bekämpfte. Er sprach u. A.: „Mit Ausnahme Belgiens, wo die Geschichte der eisenbahnpolitischen Entwicklung mit der Geschichte der nationalen Selbstständigkeit zusammenfällt, finden Staatsbetrieb und Staatsbau sich nicht in wahrhaft freien Ländern, sondern da, wo in dieser oder jener Form der absolutistische, militaristisch-monarchische Gedanke über den Gedanken des freien Volkslebens und der freien nationalen Arbeit vorwiegt. Und so intensiv wir das herzlose Manchesterthum verurtheilen, so perhorresciren wir nicht weniger zwei andere excentrische Strömungen, die unter sich todfeind, doch in Ziel und Mitteln einig gehen: wir meinen den Staatsgedanken der Absolutisten und der Socialisten. Ihr Ziel ist der omnipotente Staatsgott, ihre Mittel sind das Monopol und die Allregiererei; das Facit ihrer Strebungen und Siege aber war und wäre der Untergang aller nationalökonomischen und nationalen Freiheit. Was war und ist ein corrumpirendes, zersetzendes Element in den französischen Kammern unter Louis Philipp, Napoleon und der dritten Republik? Es ist im Dienste des eigenen Interesses die rücksichtslose Geltendmachung von Lokalinteressen, zumal auf dem Gebiete der Eisenbahnen und Straßenbauten von Seite der Deputirten, es ist das Ausspielen von Lokalinteressen von Seite der ministeriellen Centralgewalt bei den Deputirtenwahlen. Trotz vaterländischen Sinnes dürfte der Interessenkampf und die Interessenassociation gleichwohl auf dem Parquet auch der schweizerischen Politik und des eidgenössischen Parlaments eine unheilvolle, exorbitante Rolle spielen."

„Es ist freiheitliches Prinzip, der individuellen und corporativen Entwicklung möglichst viel anheimzugeben. Allerdings muß der fortschrittliche Rechtsstaat ein energischer Hort gegen einseitige Ueberwucherung der Privatinteressen seyn, und er muß überall da eingreifen, wo die individuelle und corporative Schaffenskraft den Bedürfnissen der Zeit und des Landes nicht genügt. Er muß überall mit gewissenhafter Strenge sein ausgleichendes, schützendes und förderndes Hoheitsrecht zur Geltung

bringen; aber er darf vor Allem und Jedem die Grundlage jedes anderweitigen, freien nationalen Aufschwungs, der Spontaneität der nationalen Arbeit und des befruchtenden, die Summe der Einzelkräfte potenzirenden Associationsgeistes nicht paralysiren und ertödten; er darf nicht aus einem weisen und wohlwollenden Förderer und väterlichen Freunde ein niederdonnernder Vogt und Landvogt werden. Das Selfgovernment auf socialem Gebiete ist nach germanischem Naturrecht die ganz nothwendige Parallele oder vielmehr Inhalt und Seele der politischen Selbständigkeit."

Mit beträchtlicher Mehrheit wurde vom Ständerath, nach dem Vorschlage des Berichterstatters, der Rückkauf der Eisenbahnen verworfen, und somit ist die in Europa vielfach ventilirte Frage der Eisenbahn-Verstaatlichung für die Schweiz einstweilen zur Ruhe gelegt.

Zum Schlusse eine Bemerkung. Es war ein conservativ-katholischer Staatsmann aus der Urschweiz, welcher als Berichterstatter im Nationalrath den Sieg in der verhängnißvollen Eisenbahnfrage errang; es war ein Staatsmann von gleichem Schrot und Korn aus der Urschweiz, dessen Berichterstattung der Ständerath mit großer Mehrheit in der gleichen Angelegenheit beitrat; es war ein Staatsmann des conservativ-katholischen Kantons Freiburg (Präsident von Wek-Reynold sel.), welcher seinerzeit in dem Alpen-Tunnelstreit zwischen Gotthard, Splügen und Simplon die Vermittlung erzielte und dadurch nicht nur die Gotthardbahn, sondern auch die Eintracht der Eidgenossenschaft wahrte. Und doch wird kein Repräsentant der conservativ-katholischen Schweiz gewürdigt, einen Sitz im Bundesrath einzunehmen. Seit 36 Jahren waltet das Vae Victis über den Sonderbunds-Kantonen!

LXX.

Das Ende des Winterfeldzuges des österreichischen Parlamentes.

Die eigentliche Peripherie des parlamentarischen Dramas, das sich während der letzten Reichsrathssession vor unseren Augen abspielte, hatte den Kampf um die Schulnovelle zu Grund und Unterlage. Nicht als ob diese Novelle vermöge ihres Gehaltes ein würdiges Streitobjekt geboten hätte. Freund und Feind dürften sich, die Hand an's Herz gelegt, in der Anerkennung begegnen, daß noch nie um Geringeres ein so heißer parlamentarischer Kampf entbrannte. Die Schulnovelle war indessen auch nur die äußere Erscheinung, hinter der sich das Wesen barg, dem eigentlich der harte Strauß galt. Nur so ist es auch zu verstehen, daß die Gegner des Gesetzentwurfes nach den verschiedensten Gebieten und Zonen ausschwärmten und Gegenstände und Verhältnisse in den Streit verflochten, welche mit der Regierungsvorlage in keinerlei oder nur vager Beziehung standen. Es war, um es mit Einem Worte zu sagen, ein Principienkampf, der an Einzelheiten untergeordnetster Bedeutung anknüpfte, ein Kampf, der, wenn er im Sinne der oppositionellen Minorität geendet hätte, die Wirkung einer gewonnenen Hauptschlacht üben, im Falle des Unterliegens der Minderheit für den Sieger höchstens die Bedeutung eines schätzenswerthen Präcedens ansprechen konnte.

Da die ganze parlamentarische Wintercampagne in dem Schicksal der Schulnovelle gipfelte, so wird auch die Er=

örterung dieses Hauptgegenstandes hier um so mehr am Platze seyn. Wir haben uns zuvörderst um eben das Wesen zu kümmern, das hinter dem Gesetzentwurf steckte. Um aber dieses richtig zu erkennen, ist es nöthig, weiter auszuholen und die halbvergangene Zeit mit einem Blicke zu streifen.

Der österreichische Liberalismus oder vielmehr das System desselben ist der schönste Ausdruck der modernen Weltanschauung, auf staatliche Verhältnisse angewandt, die durchaus und unverwischbar historisches Gepräge an sich tragen. Ueberall anderswo fand der Liberalismus bei seiner Festsetzung und Grundlegung tabula rasa oder leicht zu bewältigende Hindernisse vor. Wo er auf geschlossene Nationalstaaten traf, vereinfachte sich seine Arbeit; er hatte es nur mit einem bestimmten Größenverhältniß zu thun, und es gibt kein Beispiel, daß er bei solcher Bemühung je gescheitert wäre. Bei den romanischen Völkerschaften war der Boden längst unterhöhlt, im protestantischen Deutschland schienen die Geister auf die revolutionäre Transformation wohl vorbereitet. Nur in Oesterreich, wo weder die Reformation noch die Revolution je mit den historisch überlieferten und berechtigten Zuständen gründlich aufgeräumt hatte, wo die Heilighaltung des geschichtlichen Rechtes zu den Existenzbedingungen der einzelnen Nationalitäten zählte, wo die Revolution mit dem nationalen Selbstmord auf gleicher Linie stand, wo die angestammte Dynastie von der alten Haustradition auf die Erhaltung und Wahrung des Bestehenden angewiesen wurde: war ein siegreicher Widerstand möglich.

Der Liberalismus erfreut sich einer glücklichen Temperamentsveranlagung, Schwierigkeiten machen ihm bei dem hehren Selbstbewußtseyn geringen Kummer. Verwöhnt durch das monotone: Veni, vidi, vici, das er bei seinem Triumphzug durch den Welttheil aus aller Herren Länder berichten durfte, begnügte er sich bisweilen mit Scheinerfolgen, die sich unter der Hand in ihr Gegentheil umwandelten. Es gelang, die liberale Fahne auch auf den nunmehr gefallenen Ringmauern

Wiens aufzupflanzen und der Dynastie eine Reihe liberaler Regierungen aufzudrängen. Die Nationalitäten mußten dem Ansturm weichen, die conservativen Elemente sich beugen und es dulden, daß der Liberalismus wie in Feindesland hauste. Oesterreich wurde centralisirt, entnationalisirt, mit „freisinnigen" Institutionen überschwemmt, von liberalen Spekulanten ausgebeutet, erniedrigt. Aber die liberale Minirarbeit ging mehr in die Breite, als in die Tiefe. Es gelang, die Unebenheiten des Terrains zu verbergen und der Landschaft mittelst kühner Dekorationsmalerei den Schein der Einheitlichkeit anzuschmeicheln; in Wirklichkeit gähnten aber unüberbrückbare Abgründe, welche je auszufüllen der Liberalismus verzweifeln mußte.

Die liberalen Chorführer gaben sich die Miene, was ihnen mißfallen mußte, gar nicht zu gewahren oder von der Zukunft zu erhoffen, was die Gegenwart versagte. Sie nahmen die Widerstrebenden in strenge Zucht und befahlen Liebe und Anhänglichkeit an das neue System. Aus allen Ständen und Volksklassen gehorchte aber nur Eine Gilde pünktlich und zwar die vom Staate bezahlte Schreiberinnung; sie bewahrte den liberalen Machthabern die Treue, wenn nicht über das Grab, so doch über den Machtbesitz hinaus, immer hoffend und glaubend, daß der liberale Messias noch kommen und den armen Schreiberseelen nach Verdienst lohnen werde.

Nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges von 1866 trat die Blüthezeit des Liberalismus in Oesterreich ein. Es kam sein Wonnemonat Mai, „in dem alle Knospen sprangen". Die Aktion richtete sich gleichzeitig auf zwei verschiedene Punkte: gegen das Recht der Nationalitäten und gegen das Glaubenssystem. Der Liberalismus bekundete die ganze Gewaltthätigkeit, deren er fähig ist, um seine Ziele zu erreichen. Da die Nationalitäten in altem Rechte gründeten und der Liberalismus eines neuen Rechtes zur Durchführung seiner Pläne bedurfte, da der liberale Jargon nicht zur Staatssprache werden konnte, solange sich noch Jemand in Oester-

reich seines heimischen Idioms bediente, so mußte jener unglaubliche Druck geübt werden, wie wir ihn namentlich während des Ministeriums Auersperg erlebten. Keine Frage, daß der Revolution, in welcher Verkleidung sie immer erscheine, nichts hartnäckigern Widerstand entgegenstellt, als die katholische Kirche. Natürlich richtet sich der Hauptangriff auch stets gegen dieses unleidliche Bollwerk. Die liberale Aera mußte folgerichtig eine Aera des stillen Culturkampfs seyn. Der Verstand rieth den liberalen Vorkämpfern, von jeder Kriegserklärung abzusehen, jede Ostentation zu vermeiden, die Fangarme zu vergolden und ihrer Marseillaise einen patriotisch klingenden Text zu unterlegen. Wasfür Behelfe und Stützen wurden nicht herbeigeholt, um die Revolutionirung des Kaiserstaates plausibel zu machen! Unter Anderem bedurfte Oesterreich der confessionslosen Schule, um dem protestantischen Preußen widerstehen zu können.

Als vorsorgliche Leute mußten die Liberalen auch die Zukunft in das Auge fassen. Sie wußten recht wohl, wie viel an der neuen Aera Fiktion und wie viel Wirklichkeit war, wie ihre Lehre nur die oberen Schichten, die äußerste Erdenrinde durchdrang und wie der Kern des Volkes davon unberührt blieb, wie es nur eines kleinen Anstoßes bedurfte, das Kartenhaus umzuwerfen, das sie mit so großer Anstrengung erbaut. Sie wußten, daß der wüste Lärm, den sie anstellten, über die Anzahl der sonderbaren Schwärmer nur kurze Frist täuschen mochte und daß die Stabilität ihres Systems nur auf einer Generation beruhte, die in den Grundsätzen des Liberalismus erzogen wurde. Die Volksschule in den Händen der Liberalen ist eine Lebens- und Feuerversicherungsanstalt der Partei.

Höchst lehrreich ist das unter der liberalen Herrschaft zu Stande gekommene Schulgesetz, welches den Volksunterricht von dem kirchlichen Einfluß emancipirt. Die Verwilderung des Styls und die mangelhafte Textirung stehen in vollkommenem Einklang mit der Tendenz, die mit jener ur-

alten Harmonie, welche zwischen Kirche und Schule bestanden, bricht und die Dissonanz an ihre Stelle setzt. Merkwürdigerweise datiren die hauptsächlichsten Bestimmungen aus der unmittelbar auf den österreichisch-deutschen Krieg gefolgten Zeit, so daß dem militärischen Sadowa auch ein inneres Sadowa zugesellt wurde. Besonders interessant klingt die Motivirung des Ausschlusses der Kirche von der Einflußnahme auf die Volksschule. Da heißt es S. III: „Die allgemein erwachte Theilnahme für die Volksschule, das rege Gemeindeleben unserer Zeit trat aber immer mehr und schroffer in Widerspruch mit einer solchen Institution, welche ein wichtiges öffentliches Recht unbedingt in die Hände geistlicher Personen, ohne Rücksicht auf ihre persönliche Vertrautheit mit den Aufgaben der Schule gab . . . Von einer Beeinträchtigung der der Kirche als solcher zustehenden Rechte kann hiebei keine Rede seyn; was der Kirche gebührt, wurde ihr auch ungeschmälert belassen".

Welch sonderbarer Gedankengang, welch merkwürdige Logik! Das rege Gemeindeleben tritt einer Institution der Volksschule entgegen! Was hat diese Regsamkeit mit den von dem Unterrichtsministerium getroffenen Anstalten auf dem Gebiete des Schulwesens zu thun? Oder zählt der Unterricht auch zu den Gegenständen, welche in den äußern Wirkungskreis der Gemeinden übertragen wurden, wie Straßen- und Sanitätspolizei? Die „allgemein erwachte Theilnahme für die Volksschule" ist unseres Erachtens keine juristische Person, die Ansprüche zu erheben und zur Geltung zu bringen hat, und die Regierung hatte es gar nicht nöthig, „die richtige Erkenntniß dieses Sachverhaltes" zum Ausdruck zu bringen.

„Was der Kirche gebührt, wurde ihr auch ungeschmälert belassen." Wer sagt, daß das Gebührende ungeschmälert belassen wurde? Weder die Kirche, auf deren Geständniß doch das Meiste ankommt, noch ein unparteiischer Dritter, sondern derjenige, welcher die Einrichtung getroffen, derjenige,

dem diese Aussage nützt, der wünschen muß, daß sie allgemeinen Glauben finde. — „Nur dasjenige wurde ihr entzogen, was sie nicht als Kirche, sondern als Mandatarin der Staatsgewalt besaß und übte.“ Die Schulreform war also trotz des unmittelbar vorausgehenden Absatzes gegen die Einflußnahme der Kirche auf die Volksschule gerichtet. Es wurde ihre Ingerenz geschmälert, es wurde ihr das Aufsichts- und Leitungsrecht entzogen. Natürlich fühlten aber die Urheber der liberalen Schulreform das Bedürfniß der Rechtfertigung, und genügten derselben, indem sie dem Publikum einredeten, daß die Theilnahme für die Volksschule und das rege Gemeindeleben die Austreibung der Kirche, aber auch der Religion aus der Volksschule gebieterisch gefordert hätten.

Im schroffsten Gegensatze zur Interconfessionalität der Volksschule als Grundpfeiler des ganzen Schulgesetzes steht § 1 über Zweck und Einrichtung der Schulen. Da heißt es: „Die Volksschule hat zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen.“ Wie soll die Volksschule aber dieser Aufgabe nachkommen, wenn das Substrat einer religiösen Erziehung, die Religion oder besser eine Religion, ein positives Glaubensbekenntniß, gänzlich fehlt?

So im Jahre 1868. Zwei Jahre später lautet die Ansicht über die Aufgabe der Volksschule wieder anders. Da liest man § 21 Von der Schulzucht: „Das edlere Ziel aller Jugenderziehung ist ein offener edler Charakter.“ Das ist Lapidarstyl. Offene und edle Charaktere hat es schon im grauen Alterthum gegeben; dazu reichte auch das griechische und römische Lehrwesen hin. Diese Aufgabe bedarf des religiösen Momentes mindestens nicht unbedingt, und das ist in Ansehung des Rahmens der interconfessionellen Volksschule auch von Vortheil, da ja eben das religiöse Moment, auf das es ankommt, fehlt. Wir geben daher der Version von 1870 den Vorzug vor derjenigen von 1868. Nur darf man nicht bei der Behauptung beharren, daß der Kirche ungeschmälert belassen wurde, was ihr gebührt.

Der zweite Hauptpunkt, die Verlängerung des sechsjährigen Schulbesuchs auf acht Jahre, wird mit der Unerläßlichkeit höherer Anforderungen an die Volksschulen begründet. In seltsamer Verbindung mit dieser Oktroyirung steht das Geständniß der Urheber des Gesetzes, daß die Verlängerung der Schulpflichtigkeit von den „ärmeren Klassen der Stadtbevölkerung und einem großen Theile der Landbevölkerung" tief beklagt werde, und „daß man nur zu sehr geneigt sei, in der Verlängerung der Schulpflicht eine harte, drückende Maßregel zu erblicken". — Wenn die Verfasser des neuen Schulgesetzes aber diese aus dem Bedürfnisse der Bevölkerung hervorgehende Stimmung richtig erkannten; wenn sie wußten, daß sich „ein großer Theil der Landbevölkerung mit dieser Einrichtung nicht befreunden könne", warum wurde denn die Verlängerung der Schulpflicht gegen den Willen der Mehrheit des Volkes beschlossen? Und wie kommt es, daß sich die liberale Minorität noch immer als Vorkämpferin einer angeblichen Volkssache, eines dem Volke theueren Kleinodes gerirt? Wie der Liberalismus stets Berücksichtigung der öffentlichen Meinung und des Volkes heuchelt, praktisch aber keinerlei Rücksicht auf das Volksvermögen nimmt, so lag es auch im System, den Gemeinden ohne jedwede Erwägung ihrer Mittel, ohne die geringste Rücksichtnahme auf das Verhältniß von Einnahmen und Ausgaben die Errichtung neuer Schulen anzudiktiren, deren Kosten die Kräfte der Bauherren weit überstiegen.

Die liberale Partei liebte es, die Muscheln als die Perle und das Juwel ihrer Errungenschaften zu preisen und jeden Zweifler an dem Werth dieser kostbaren Institution als Verräther an der Menschheit, an dem Volk, an Gegenwart und Zukunft zu brandmarken. Die Genesis der Schulnovelle darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Zustände an der österreichischen Volksschule waren so unleidlich geworden, daß eine Abstellung der allzu drastischen Uebelstände vor Allem im Interesse der liberalen Gönner der

Neuschule selbst gelegen war. Durch die Novelle wurde an dem falschen Princip nichts geändert und nur die praktische Durchführung des Hasner'schen Schulgesetzes erträglich gemacht. Die partielle Reform schien so unumgänglich nothwendig und so vortheilhaft für die Erhaltung der Neuschule, daß sie ernstliche Besorgnisse bei den principiellen Gegnern des liberalen Schulsystems erregte. Sie fürchteten, daß sich der Landmann und die ärmeren Classen der städtischen Bevölkerung nach Abstellung der schlimmsten Uebelstände mit der Neuschule befreunden und in Zukunft auf keine wesentliche Aenderung mehr dringen dürften. Das hinderte aber die Opposition innerhalb und außerhalb des Reichsrathes nicht, die Schulnovelle zu einer Staatsaktion hinaufzuschrauben und ihr die schlimmsten Dinge, wie Verkümmerung der Volksbildung und Herabdrückung des Civilisations-Niveau's, nachzusagen.

Wenn man die Reden der Oppositionsmänner ohne Kenntniß des wirklichen Sachverhaltes liest, müßte man zu dem Glauben verleitet werden, daß Graf Taaffe der reaktionärste Staatsmann Europa's sei und Oesterreich geradezu um Jahrhunderte in das Mittelalter zurückzuschrauben sich anschicke. In der That formulirt die Schulnovelle nur etwas Selbstverständliches, das im Interesse jeder Religionsgesellschaft gelegen ist, nämlich, daß der Hauptlehrer jeder Volksschule dem Religionsbekenntnisse der Mehrzahl der Schüler angehören müsse, und daß ferner ganze Gemeinden, falls sie die Herabsetzung der Schulpflichtigkeit von acht auf sechs Jahre für vortheilhaft halten, diese Herabminderung unbeschadet der Erreichung des gesetzten Lehrzieles anstreben dürfen. Dieß sind die Hauptpunkte, an welchen die Opposition Aergerniß nahm und über welche es zu hartem Streite und zu noch härteren Worten und Beschimpfungen der Majorität kam.

Nicht zu übersehen ist, daß einzelne Redner und Führer der vereinigten Linken in der Hitze des Gefechtes die Maske fallen ließen und ihr wahres Gesicht zeigten. So z. B. der

Abgeordnete Eduard Sueß, dessen Rede von Invektiven gegen die historische Wahrheit und alle österreichische Vaterlandsliebe strotzte. So wenig auch die Erinnerung an die Zeit des Bruderzwistes der beiden Habsburger Rudolf und Mathias, an den dreißigjährigen Krieg und schließlich an den italienischen Aufstand im Sturm- und Drangjahre 1848 zur Debatte über die Schulnovelle gehörte und paßte, unternahm es der gelehrte Professor doch, alles Unglück, von dem die Monarchie heimgesucht wurde, als Folge der verkehrten Politik des Habsburgischen Hauses darzustellen. Mathias hätte die rebellischen Stände gewähren lassen sollen; Amos Commenius gilt ihm als nationaler Apostel und bewunderungswürdiger Patriot, Pius IX. als Todfeind der österreichischen Monarchie. Daß die rebellischen Stände damit umgingen, die Dynastie zu entsetzen und eine Adelsrepublik zu gründen; daß Amos Commenius, so viel an ihm war, alle fremden Höfe, vor Allem aber Franzosen und Türken, gegen Oesterreich hetzte, davon scheint Herr Sueß keine Ahnung zu haben oder solche Politik löblich und preiswürdig zu finden. Und derlei Reden wagte ein österreichischer Abgeordneter in dem Sieges- und Jubeljahr zu halten, in welchem das österreichische Volk sich anschickt, die Befreiung Wiens von den Türken zu feiern. Im Abgeordnetenhause aber fanden sich auf der Linken Volksvertreter, welche den antidynastischen und österreichfeindlichen Worten des Redners frenetisch Beifall klatschten!

Wir glauben nicht, daß in Frankreich, Großbritannien oder auch in Italien ein solcher Skandal möglich wäre; wir glauben nicht, daß ein Volksvertreter in jenen Staaten den Todfeind seines Landes, den Freiwerber und Verschwörer, Hoch- und Landesverräther auf offener Tribüne unter dem Beifall so zahlreicher Sinnesgenossen feiern und apotheosiren könnte und dürfte. Was auch Herr Schönerer, l'enfant terrible der vereinigten Linken, Taktloses gesprochen und gethan haben mag, den Vergleich mit Sueß, der die Schul-

novelle als Stoff zu einer historischen Vorlesung benützte und zu zeigen versuchte, daß die Verkennung der braven Stände und des wackeren Amos Comenius und die märchenhafte Segensprechung Pius IX. unfehlbar zur Niederlage von Sadowa und zur Schulnovelle führen mußten, hält er nimmermehr aus.

Wenn Jemand bei der Sueß'schen Rede zu gewinnen hatte, so war es die Regierung und die Krone selbst. Sie gewannen die Einsicht in die Lage der Dinge, die Kenntniß der Endziele und geheimsten Intentionen der „allzeit getreuen Opposition"; sie gewannen oder konnten doch die Ueberzeugung gewinnen, daß der österreichische Liberalismus kein so harmloses Spielzeug sei, als er nach der Vorstellung der liberalen Räthe der Krone seyn sollte. Wer den Mann preist, der in Frankreich und Holland, in Siebenbürgen und in Constantinopel dem Hause Oesterreich und dem österreichischen Volke Feinde machte, die eigenen Unterthanen gegen den Landesherrn unausgesetzt aufstachelte und den Untergang des Hauses Habsburg feierlich als nahe bevorstehend verkündigte; wer in diesem Mann noch einen vortrefflichen Patrioten sieht und das laut im Reichsrathe ausspricht, der läßt für sich und seine Sinnesgenossen keine patriotischen Großthaten erwarten.

Hören wir einen anderen hervorragenden Parlamentarier der Opposition, den Abgeordneten Rechbauer. Was weiß er über die Schulnovelle zu sagen? Die Schulnovelle will nach ihm nur „eine kleine, aber rührige Partei, die wohl von Deutschen gewählt, aber eigentlich römisch ist, die die Schule wieder der Kirche in die Hände bringen will". „Das Gesetz hat sich," seiner Ansicht zufolge, „eingelebt, das Niveau der geistigen Bildung des Volkes ungemein gehoben; auf Wunsch einer kleinen Fraktion, der es nur um Wiederherstellung der Herrschaft der Kirche zu thun ist, soll nun Alles wieder geändert werden." Rechbauer weiß also nicht, daß die ländliche Bevölkerung mit dem Gesetze unzufrieden ist; daß die

achtjährige Schulpflicht von ihr verabscheut wird; daß jeder gläubige Katholik an der Interconfessionalität der Volksschule Anstoß und Aergerniß nimmt; er begreift nicht, daß die Novelle an dem Princip der Neuschule nicht im Geringsten rüttelt, und daß mit ihrer Annahme leider nicht nur nicht Alles, sondern vielmehr Nichts geändert wird. Das Schulgesetz hätte sich „eingelebt“! Es hat sich so wenig eingelebt, als es, abgesehen von dem religionslosen Charakter, der faktisch in's Leben getreten ist, großentheils nur auf dem Papiere steht und nirgends vollkommen durchgeführt werden konnte. Rechbauer's Behauptung steht vielmehr im offenen Widerspruch mit der Ansicht vieler seiner eigenen Gesinnungsgenossen, welche rückhaltlos zugeben, daß zahlreiche Bestimmungen des Schulgesetzes bis nun gar nicht ausgeführt werden konnten.

Abgeordneter Hallwich ging noch um einen Schritt weiter. Er erklärte sich gegen jede Moral, die auf Grund einer bestimmten Confession in der Schule erzielt werden wolle, und beschuldigte die confessionelle Schule, den Samen confessioneller Unduldsamkeit in das kindliche Gemüth zu säen. Die Schulen der frommgläubigen Zeit müßten also nach Hallwich künstliche Zuchtanstalten der Intoleranz und Verfolgungssucht gewesen seyn, ein Resultat, das man den oppositionellen Rednern, welche aus solchen Schulen hervorgingen, kaum anmerkt.

In diesem Tone äußerten sich die meisten Redner der Linken. Einige aus ihnen stürzten dagegen über Polen und Czechen her, und beschuldigten sie in pöbelhaften Ausdrücken des politischen Schachers und Verkaufes ihrer eigenen Ueberzeugungen. Wie man von den Rednern der Majoritäts-Deputirten auch denken und urtheilen mag, so cynisch klang keine ihrer Aeußerungen und so unverantwortlich wurden die parlamentarischen Formen des Anstands von keinem Mitgliede der Rechten verletzt. Minder leidenschaftlich als die Gegner hielten sich die Redner der Mehrheit

an die Sache und schweiften von derselben nur ab, um den Angreifern zu antworten.

Im Schooße der Majorität hatte man lange vor der Endabstimmung herausgerechnet, daß die Schulnovelle mit der geringen Mehrheit von drei bis vier Stimmen zur Annahme gelangen werde. Der Calcul erwies sich als richtig, die Majorität für die Novelle betrug drei Stimmen. Ein Hagel schlechter Witze, spöttischer Bemerkungen und Schimpfworte ging über die siegreiche Partei nieder. „In Großbritannien," hieß es, „würde ein derlei Sieg als Niederlage betrachtet und jedes Ministerium zum Rückzuge gezwungen seyn." Ein recht böser Zufall übernahm die Rectificirung der liberalen Berufung auf England's Beispiele. Gladstone blieb mit seiner Eidabschaffungsbill mit drei Stimmen in der Minderheit. Während die österreichische Majorität aus ihrem Triumph nichts machte, jede Demonstration unterließ, in ihrer Bescheidenheit fast des Sieges seiner Unbedeutendheit halber sich zu schämen schien, brauste die siegreiche brittische Opposition, wie die österreichischen Conservativen mit drei Stimmen siegreich, in Jubel auf und der brittische Premier — nicht mit drei Stimmen in der Majorität, sondern vielmehr mit drei Stimmen geschlagen — blieb im Amte und machte gar keine Miene seinen Posten zu verlassen.

Während die Schulnovelle berathen wurde, blieben die Schulzustände selbst ungeändert. Von Erleichterungen war keine Spur zu entdecken, ebensowenig eine Spur von einer Wendung zum Besseren in confessioneller Beziehung. Ganz im Gegentheile wurde von mehreren Lehrerkollegien und Ortsschulräthen beschlossen, daß die persönliche Intervention der Lehrer anläßlich des Frohnleichnamsumgangs zu unterbleiben habe. Bei Besetzung der Obmannsstellen im Ortsschulrathe kam es am Lande vor, daß dem Vorsitzenden besondere Schreibkräfte zur Verfügung gestellt werden mußten, was eine neue Vertheuerung des Unterrichts und Neube-

lastung des Landmanns bedeutet[1]). Fragt man nach der Ursache aller dieser Zustände, so wird die Antwort dahin lauten müssen, daß nur der herrschende Parteigeist die Schuld trage. Die Schule wird als Parteisache behandelt. Wo sich der Liberalismus stark genug fühlt, schließt er alle andern Elemente von der Gemeindeautonomie und noch mehr aus dem Ortsschulrathe aus. Nicht Intelligenz und Wissen bilden die Bedingungen zur Wahl in den Ortsschulrath, sondern die liberale Gesinnung oder ein solcher Mangel an Intelligenz, daß der Gewählte dem Liberalismus als völlig ungefährlich für seine Principien erscheint. So kommt es, daß die Vorsitzenden des Ortsschulrathes sich auf die entgeltliche Beihülfe eines Lehrers angewiesen sehen, der dieselbe wieder nur in seinem persönlichen und Standesinteresse gewährt und die Unabhängigkeit des Ortsschulrathes auf diese Weise illusorisch macht.

Es ist immer der nämliche Circulus vitiosus, in dem wir uns bewegen. So lange der Liberalismus die Macht in den Händen hat, wird er sie nicht zu Nutz und Frommen seiner Gegner verwenden, und so lange diese der Macht entbehren, wird die liberale Herrschaft fortdauern. Von dem unerträglichen Parteiterrorismus befreien könnte uns nur eine Regierung, die sich offen und ohne Menschenfurcht zu conservativen Ueberzeugungen bekennte und ihre Organe in strammer Zucht hielte. Wann wird aber eine solche Regierung möglich seyn?

Sollen wir unsere innerste Ueberzeugung über den parlamentarischen Ringkampf in der Arena des Reichsrathes freimüthig aussprechen, so müssen wir ihn als Scheingefecht bezeichnen, trotz des wüsten Lärmes und Zusammenschlagens der Waffen und Schilde, als Streit mit stumpfen Lanzen und Schwertern. Und zwar weil die liberale Partei keinen

---

1) Der Fall, daß Kanzleikräfte zur Verfügung gestellt werden mußten, trat z. B. in Gloggnitz ein.

ausreichenden Grund hatte, ein Gesetz so ernstlich und hartnäckig zu bekämpfen, welches das Wesen der confessionslosen Volksschule unberührt ließ, vielmehr nur ihren Gegnern eine und die andere Handhabe entzog, und weil die Nationalen und Conservativen nicht die geringste Ursache fanden, sich für einen Zusatz zum Schulgesetz zu erhitzen, der keinen ihrer Wünsche erfüllte, jeder Aenderung der Principes sorgfältig aus dem Wege ging, Alles beim Alten beließ, und nur so viel änderte, um das liberale Schulgesetz annehmbarer und leichter durchführbar zu machen.

Für die Majorität konnte die unwesentliche Modification des Schulgesetzes nur einzig den Werth eines ersten Schrittes, des Beispieles und der Möglichkeit der Durchbrechung jenes eisernen Ringes haben, welchen der Liberalismus während seiner Blüthezeit für die cisleithanische Schuljugend geschmiedet. Ginge dieser Schluß nicht von selbst aus den gegebenen Prämissen hervor, so bezeugten doch die angesehensten Parteigänger der Rechten die Wahrheit unserer Behauptung. Wurde doch im Herrenhause die feierliche Erklärung abgegeben, daß sich die principiellen Gegner der Neuschule durch die Novelle keineswegs befriedigt fühlten oder darin eine Abhülfe ihrer Beschwerden erkennten, und stellte doch der Episcopat die Einbringung eines eignen Entwurfes zur Revision des Schulgesetzes in Aussicht. Hofrath Beer von der Opposition hatte daher vollkommen Recht zu sagen, daß die Schulnovelle der Rechten des Hauses nicht genügen werde. Er enthüllte mit seiner Hinweisung auf die Stürme der Zukunft den sonst unerklärlichen Grund der hartnäckigen Gegnerschaft der vereinigten Linken, mit welcher auch der Club Coronini stimmte. Chlumecky, ehemals Mitglied des Ministeriums Auersperg, durchschaute ebenfalls die Lage ganz genau und machte aus dieser seiner Erkenntniß kein Hehl. Die Schulnovelle kann nur als eine Etappe auf dem Wege zur Umwandlung der confessionslosen Volksschule in die confessionelle betrachtet werden, und die Erkenntniß dieser

Thatsache drückte der liberalen Partei die Waffe zur äußersten Vertheidigung des gegenwärtigen Zustandes in die Hand.

Nachdem die Schulnovelle votirt war, erklärten die publicistischen Organe der unterlegenen Partei, daß man die Neuerung nur als ein Provisorium anzusehen und fortan innerhalb der gesetzlichen Schranken zu bekämpfen habe. Sehr begreiflich vom Standpunkte der Opposition, welche das ministerielle Zugeständniß an die Rechte nicht in den Händen der Gegner wissen und belassen will, da sie recht wohl erkennt, daß die Rechte bei dieser Errungenschaft höchst zweifelhaften Werthes nicht stehen bleiben kann. Die Parteileitung überließ übrigens die politische Agitation gegen die zum Gesetz erhobene Schulnovelle nicht völlig der Publicistik, sondern trat nochmals in die Oeffentlichkeit. Die liberalen Journale publicirten eine Danksagung des Vorstandes des Clubs der vereinigten Linken an das Publikum, in welchem der Eifer und die Thätigkeit der Anhänger gelobt und zur Fortsetzung des Kampfes aufgefordert wird. Natürlich fehlt es in dieser Kundgebung nicht an Selbstlob und Selbstberäucherung und ebensowenig an der feierlichen Zusage, im Kampfe unverbrüchlich auszuharren und das ehrenbeleidigte Deutschthum in Oesterreich wieder zu Ehren bringen zu wollen.

Kaum war die Druckerschwärze getrocknet, so schritt die Partei zu einer andern den gleichen Zweck verfolgenden Demonstration. Wir meinen die Abhaltung der Generalversammlung des deutschen Schulvereines in Linz. Es war augenscheinlich eine Truppenschau, um die es sich handelte; der parlamentarische Feldzug sollte von dieser Seite mit einer Revue und Musterung geschlossen werden. Beweis dafür, daß sich die Parteiführer in Linz versammelten und an der Demonstration persönlich und mündlich theilnahmen. Die öffentlich gehaltenen Reden beschränkten sich allerdings auf die Verherrlichung des liberalen Deutschthums und einige wohlgezielte Hiebe für die „Auchdeutschen“, die aber im

Herzen Römlinge seien. Bei den üblichen Trinkgelagen, die sich den ernsten Sitzungen anschlossen, ging aber der Mund von dem über, was das Herz erfüllte. Der politischen Vorsicht als der politischen Tapferkeit besten Theiles wurde vergessen und eingestanden, daß sich hinter der schulbrüderlichen Einfalt und Harmlosigkeit doch ein kleinwenig politische Tücke und Ränkesucht berge.

Gleichzeitig scheinen die Obmänner der Zweigvereine die Parole zur erhöhten Thätigkeit und größerem Eifer erhalten zu haben. Mindestens konnte allenthalben die neu befeuerte Thätigkeit gewahrt werden. Die Werbetrommel wurde fleißig gerührt und kein Mittel unversucht gelassen, dem Vereine neue Mitglieder zuzuführen. Kein Zweifel, daß die Gründer des deutschen Schulvereins die Schaffung einer Armee liberaler Agitatoren beabsichtigen. Die Mitglieder des Vereins bilden in der That ein stattliches Corps, über welches die parlamentarischen Commandanten beliebig — wie wir inzwischen hoffen wollen, nur zu erlaubten Zwecken — verfügen können. Engherzig oder wohl gar ängstlich wird man aber eine Regierung, welche die Errichtung einer solchen Parlamentsarmee gestattet und ihr ruhig zusieht, nicht nennen dürfen. Die beschränkte Monarchie der römischen Cäsaren würde eine solche Aktion mit der staatlichen Ordnung unverträglich gefunden haben.

Außer der Schulnovelle hatte sich der Reichsrath noch mit dem neuen Landwehrgesetz zu beschäftigen, mit der Vorlage einiger Eisenbahnlinien, dem Institut der Fabriksinspektoren und anderen Anstalten zur Anbahnung der beabsichtigten Socialreform. Alle diese Gegenstände nahmen aber die allgemeine Aufmerksamkeit nicht in dem gleichen Maße in Anspruch wie die Schulnovelle.

Nur die von der liberalen Opposition veranlaßte Expertise des Gewerbausschusses bot der Journalistik Stoff zu abträglichen Erörterungen. Man hatte der Majorität mit dem Verlangen nach einem solchen Experiment eine Falle

gelegt und gab sich der Hoffnung hin, daß den Gönnern und Förderern der Socialreform die praktische Durchführung ihrer Pläne durch die angestellte Enquête verleidet werden würde. In der That kann das Zuziehen socialistisch gesinnter Arbeiter als eine Art Wagniß betrachtet werden. Dasselbe war nicht zu umgehen, und so mußte die Majorität denn auch der liberalen Presse den vorübergehenden Triumph schaler oder phantastisch-grotesker Aeußerungen von Seite einzelner Experten gönnen. Etliche Arbeiter schwatzten tolles Zeug und erklärten sich gegen Bestrebungen, die von der Rechten gerade im Interesse der Arbeiter und der ärmeren Volksclassen gemacht worden waren. Die Freude, welche die Organe des Liberalismus darüber bezeugten, war lebhaft, aber von kurzer Dauer. Die große Mehrzahl der Experten ging auf die Intentionen des Gewerbeausschusses willig ein, und der Dank, welchen Höger in Vertretung seiner Collegen aus dem Arbeiterstande Herrn von Zallinger als Leiter der Enquête in schlichten, aber tiefgefühlten Worten entrichtete, besiegelte die Täuschung, welcher sich die Gegenpartei hingegeben. So erlitten die Liberalen an derselben Stelle eine Schlappe, wo sie auf die Niederlage ihrer Gegner gehofft hatten.

Die Session war keine unfruchtbare, so viele Mühe sich die Opposition auch gab, die Majorität an der Einbringung der geernteten Frucht zu verhindern. Daß man es bei alledem mehr mit Anfängen, als mit Vollendetem zu thun habe, verhehlen sich die Mitglieder der Majorität am wenigsten. Wenn nur der Muth der Regierenden in gleichem Maße steigt und wächst, als Wille und Zuversicht des conservativen und gläubigen Theils der Bevölkerung, dann dürfen wir von der nächsten Zukunft ohne Vergleich solidere Früchte erwarten, als sie die Gegenwart zu bieten vermag.

LXXI.

Weltverkehr und Weltpolitik.

(Von einem deutschen Verkehrspolitiker.)

Die Weltpolitik tritt in Gegensatz zur bloßen Großmachtspolitik. Deutschland und Oesterreich haben sich in die überkommene continentale Großmachtspolitik festgerannt. Rußland und England sind die Repräsentanten der Weltpolitik. In der That scheinen diese im Verein mit Frankreich einen Pakt über die Theilung der Welt geschlossen zu haben. Die alte Eifersucht und Feindschaft zwischen dem russischen Elephanten und dem englischen Wallfisch hatte durch den „Idealismus“ Gladstone's einen Ausgleich erfahren. Die Plänkeleien, welche die Pariser und Londoner Zeitungen gegenseitig aufführen, sind nur Sand in die Augen der überlebten Diplomatie Mitteleuropa's. Frankreich rasselt von Zeit zu Zeit mit dem Revanchesäbel, um Deutschland in Schach zu halten, wie anderseits Rußland den Appetit des Moskowiterthums gegen Oesterreich züngeln läßt, um den unbequemen Nachbar festzunageln. Die Revanchepolitik Frankreichs wird in Deutschland als Thorheit verhöhnt, aber Frankreich macht damit die besten Geschäfte. Deutschland wird zum Zusehen verurtheilt, während die andern ein Stück der Welt nach dem andern einstecken. England hat ruhig zugesehen, wie Frankreich Tunis an sich nahm und dieses hat Aegypten den Engländern überlassen. England besetzt Guinea, Frankreich annexirt Tonkin. England breitet seine Colonialmacht im Stillen

Ocean aus, Frankreich setzt sich am Congo fest. Die englischen Ingenieure und Agenten ziehen sich aus Armenien zurück, die englischen Zeitungen erklären ihre Regierung der im Cypernvertrag übernommenen Verpflichtungen gegen die Türkei ledig, Rußland schickt sich zur Occupation Armeniens an, England richtet sein Augenmerk auf Beludschistan. Wer von den „Kleinen“ sich nicht gutwillig fügt, wird wie Portugal einfach bei Seite geschoben und mit Rippenstößen traktirt. Ist der mögliche Widersacher größer, so wird ein Köder ausgesteckt: für Spanien eine Portion Marokkanisches, für Italien eine Portion Tripolitanisches. Nur die Sorge um die Existenz der Monarchie veranlaßte die italienische Regierung, sich an das deutsch-österreichische Bündniß anzulehnen. Dadurch wird auch Italien gezwungen, bei der großen Theilung eine passive Rolle zu spielen. Oesterreich kann das am Ende unschwer ertragen, weil es sich noch zur rechten Zeit ein gehöriges Stück „angegliedert“ hat und weil es — abgesehen davon — vermöge seiner Lage, Zusammensetzung, Vergangenheit, seines historischen Berufes und seiner materiellen Ergiebigkeit nicht auf überseeischen Besitz zu spekuliren braucht. Anders liegt aber die Sache bei Deutschland und Italien. Beide Länder werden bei ihrer Ueberproduktion an Menschen und Waaren auf äußere Unternehmungen, auf die Erhaltung und Erweiterung ihrer Absatzgebiete, auf den Ausfuhrhandel, die Auswanderungsorganisation und den Colonienerwerb angewiesen. Wenn sie das nicht prästiren können, dann werden eben die verbündeten Großmächte durch die Weltmächte brach und lahm gelegt.

Das ist ungefähr der Gedankengang einer Rede, mit welcher uns jüngst ein uns bekannter politischer Schriftsteller die Bedeutung der „Tripelallianz“ zu charakterisiren suchte. Wir halten die Ansicht für eigenthümlich und interessant genug, um eine Erwähnung zu verdienen. Es scheinen ja wichtige Thatsachen für ihre Richtigkeit zu sprechen und zu-

dem ist auch Fürst Bismarck kein Gott, sondern nur ein Mensch und zwar ein kranker Mensch. Zwar wurde es bisher als ein Axiom angesehen, daß der Reichskanzler wohl in der inneren Politik keine glückliche Hand habe, aber dafür um so sicherer und glücklicher in der äußeren Politik operire. Wenn irgend etwas von einiger Wichtigkeit in der Weltgeschichte vorgeht, wird darin sein starker Arm verspürt oder doch wenigstens so bestimmt vermuthet, daß männiglich die Allwissenheit des gewandten Diplomaten anstaunt. Niemand wagt mehr das berühmte Wort Oxenstierna's: „Mein Sohn, du hast keine Ahnung davon, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!" auch nur aus weiter Ferne auf den Leiter der deutschen Politik anzuwenden. Und doch geschehen Zeichen und Wunder, Ereignisse und Erscheinungen folgen aufeinander, bei deren Anblick man verführt werden möchte, dem Glauben an die allgewaltige Weisheit der Bismarckischen Politik ein großes Loch zu schlagen. Wir fangen mindestens zu zweifeln an und, indem wir uns die Thatenreihe des Kanzlers vor Augen führen, müssen wir uns bekennen, daß dieß eine Summe von Leistungen ist, welche auch die größte Kraft und den größten Geist absorbiren kann. Fürst Bismarck hat lange Jahre sein ganzes Talent darauf richten müssen, den deutschen Bundestag zu zerschlagen. Sein Blick blieb vornehmlich nur auf Wien, St. Petersburg und Paris geheftet. Was Wunder, wenn er dabei die Weitsichtigkeit nicht gewann, welche zur Beherrschung einer neuen Phase der Weltpolitik nöthig ist? Was Wunder, wenn der Mann mit den Erfolgen und dem Alter „fossil" geworden?

Aehnliche Zweifel und Fragen drängen sich wohl Manchem auf. Allein eine genauere Beobachtung der deutschen Handels- und Verkehrspolitik wird eine Correktur jener Meinungen veranlassen. Das Deutsche Reich und Italien sind junge Staatengebilde, welche noch lange genug mit ihrer inneren Consolidation zu thun haben werden. Deßgleichen hat Oesterreich viel Arbeit, um den Frieden zwischen seinen

divergirenden Nationalitäten herzustellen oder zu befestigen. Dazu kommen bei Deutschland Bedrohungen von Außen, welche theils aus politischen, theils aus wirthschaftlichen, theils aus nationalen Gegensätzen resultiren. Auch braucht es viel Zeit, Ausdauer und Mittel, um die Marine, diese Voraussetzung des Welthandels und der Weltpolitik, aus ihrem bescheidenen Stande zur gewaltigen Höhe der bestehenden Landmacht zu erheben. Endlich werden die größten Anstrengungen erforderlich seyn, um die Industrie nach allen Seiten hin concurrenzfähig zu machen und die sociale Frage auf friedliche Bahnen zu lenken. Die Repräsentanten der Weltpolitik haben allerdings den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit von den brennenden inneren Fragen auf die interessanten äußeren Machtfragen ablenken können, aber der Vortheil ist nur ein augenblicklicher und manchmal recht rasch vorübergehender. Die nächstliegenden dringendsten Aufgaben werden vernachläßigt, während die nationale Kraft in auswärtigen Unternehmungen angelegt und nicht selten verzettelt und zersplittert wird. Frankreich hatte schon den allergrößten Colonialbesitz, so vor hundert Jahren. Wohin ist er gekommen? England hat für seine verlorenen Colonien Ersatz geschafft und sorgt für mögliche weitere Verluste durch neue Erwerbungen. Aber liegt denn nicht eine große Wahrheit in der Prophezeiung John Bright's, daß dieser stete Zuwachs der Anfang vom Ende sei, weil sich die Briten die ganze Welt zum Feinde machten? Und Rußland? Erinnert der Koloß nicht an die Weltreiche Alexander's und Tschingischan's, die schneller zerfielen als sie entstanden? Das deutsche Volk hat sich mit seinen staatenbildenden und staatenerhaltenden Eigenschaften conservirt, während Völker und Staaten ringsherum in die Brüche gingen. Und mahnt uns nicht die ganze Geschichte und Anlage unserer Nationalität von auswärtigen Unternehmungen ab, welche bei dem annoch bestehenden Mangel an Weltmachtsmitteln als gefährliche Abenteuer erscheinen müßten? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß Deutschland das Bedürfniß zur Coloni-

sation und Expansion empfindet. Aber uns imponiren noch immer die Argumente jener weltkundigen Landsleute, welche vorderhand noch einen Beruf der deutschen Nation darin erkennen, mit dem Ueberschusse der Bevölkerung die übrigen Länder und Erdtheile zu befruchten, die übrigen Völker zu düngen. Kommt Zeit, kommt Rath. Ein Reich, das erst ein Dutzend Jahre hinter sich hat, kann am Ende einen Versuch wagen, Weltpolitik im großen Stil zu treiben, aber der Versuch möchte ihm übel bekommen. Der Plan, die Samoa-Inseln zu erwerben, war kein solcher Versuch, sondern nur der Ansatz dazu, und das Reich hätte denselben vielleicht ohne besondere Gefährde riskiren dürfen. Der Plan fand nicht die Billigung des Parlaments, schwere Vorwürfe wurden deßwegen auf dieses geschleudert, man maskirte den „Michel" als Postillon, verkehrt auf dem Esel reitend und das sentimentale Lied von den versäumten Gelegenheiten blasend. Nach anderer Meinung, der auch wir zuneigen, war es mindestens kein Schaden, daß der Antrag Bismarcks bachab geschickt wurde.

Indessen würde man völlig falsch calculiren, wenn man aus der Thatsache, daß der Reichskanzler den fehlgeschlagenen Plan weder in dieser noch jener Form aufnahm, den Schluß ziehen würde, er habe sich in seine nationale Großmachtspolitik eingehäuselt und die Weltpolitik auf den engen Rahmen der landläufigen Continentalpolitik eingeschränkt. Der gewöhnliche Zeitungsleser ist vielleicht geneigt, einer derartigen Beschränkung zuzustimmen. Die Tagesliteratur notirt ja lieber pikante Hofgeschichten, neue Kleidertrachten, gruselnde Mordgeschichten, politische Zänkereien und persönliche Stänkereien, als daß sie dem viel wichtigeren und ersprießlicheren Studium der wirthschaftlichen Entwicklungen und commerziellen Verbindungen ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Würde das geschehen, dann möchte manches falsche und schädliche Urtheil über den Gang und die Zukunft der Politik überhaupt nicht existiren oder nicht so lange wie bisher störend auf die Auf-

fassung der Parteien, der Presse und des Volkes einwirken. Welche Beschuldigungen werden nicht gegen das Centrum des deutschen Reichstages erhoben! Man klagt dasselbe an, daß es durch seine Haltung die Regierung verhindere, den der deutschen Nation gebührenden und förderlichen Antheil an der Weltpolitik zu nehmen. Und doch hat das Centrum gerade durch seine Zustimmung zur Schutzzollpolitik des Kanzlers diesem die Chancen zum Uebergang von der Großmachtspolitik zur Weltpolitik zurechtgelegt! Erst dadurch, daß Deutschland den eigenen innern Markt behauptet und seine Industrie für den internationalen Wettkampf schußfest macht, vermag es mit einigermaßen sicherem Schritte den schlüpfrigen Boden der Weltpolitik zu betreten. Gleichzeitig hat keine Partei die Allianz mit Oesterreich freudiger begrüßt, als das Centrum. Diese Allianz aber hat nicht bloß den Zweck, die beiden Verbündeten gegen allfällige bewaffnete Angriffe sicher zu stellen, sondern sie verfolgt auch ganz besonders die Absicht, dem Handel und der Industrie Deutschlands und Oesterreichs neue Absatzgebiete und die alten historischen Zufahrtsstraßen nach und aus dem Orient zu eröffnen. Die baldige Inangriffnahme der Ueberschienung des Balkan und die direkte Verbindung des Rhein- und Donaugebietes mit der Levante und dem Mittelmeere, die Herstellung der kürzesten Route vom deutschen nach dem ägäischen Meer auf einem sicheren und geschützten Ueberlandwege liegt in den Zielen der deutsch-österreichischen Allianz. Und als das Bündniß noch nicht bestand, hat die katholische Partei keinen Widerstand dagegen erhoben, daß Fürst Bismarck mit Italien den Gotthardvertrag schloß, um eine von Frankreich und Oesterreich unabhängige Verkehrsstraße vom und zum Mittelmeer zu schaffen. Obschon die deutschen Katholiken nach wie vor Ursache haben, jeder Freundschaft mit dem neuen italienischen Königreich zu mißtrauen, so unternahmen sie dennoch nichts, was geeignet wäre, der deutschen Regierung in Bezug auf ihre Bestrebungen, durch und mit Italien

den Weltverkehr an sich zu ziehen und durch dieses Mittel einen festen Boden für die weiteren Gänge in der Weltpolitik zu erlangen, Hindernisse zu bereiten. Das Centrum gehört also nicht zu denjenigen Parteien, welche den deutschen Kanzler in der Weltpolitik Fiasko machen lassen, sondern mit vollem Bewußtseyn das ihrige dazu beitragen, damit das deutsche Reich nicht in der continentalen Großmachtspolitik gebannt bleibe, sondern allmählig das Zeug gewinne, auch in der Weltpolitik zum Vortheile der nationalen Wirthschaft, Population und Cultur ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Die wachsende Theilnahme am Weltverkehr durch Schaffung neuer Weltverkehrsstraßen, über deren Richtung und Alimentation Deutschland mit zu verfügen hat, ist für dieses das beste, aus den Erfahrungen der Vergangenheit begründete Mittel, um eine den Weltmächten ebenbürtige Stellung zu erringen.

Die Franzosen begreifen die Bedeutung dieser Politik. Indem sie auf die Blüthe der deutschen Gewerbe und des italienischen Handels im Mittelalter verweisen, eine Blüthe, welche durch die Unterhaltung und Pflege der beiderseitigen commerziellen Interessen bedingt wurde, verfolgen sie mit Aengstlichkeit die Entwicklung der Gotthardbahn. Sie erkennen dem deutschen Kanzler einen weiten Blick zu, weil er inmitten des Kriegsgetümmels Zeit fand, um Frankreich auf eine andere und nachhaltigere Weise zu benachtheiligen, als durch die Waffen und Contributionen. Dem Fürsten Bismarck sei die Wichtigkeit der Thatsache nicht entgangen, daß der am Weihnachtstage des Jahres 1870 erfolgte Durchschlag des Montcenis-Tunnels ein halbes Dutzend verlorener Schlachten wett mache, wenn nicht Deutschland Vorkehrungen zur Parirung dieses Schachzuges treffe. Der Kanzler schloß zwischen Preußen und Italien den Gotthardvertrag. Um die beidseitigen Verkehrs- und Handelsinteressen noch mehr zu fördern und den großen der Gotthardbahn vorgeschriebenen Zweck noch sicherer zu erreichen, mußte sich der italienische

Staat einen maßgebenden Einfluß auf die Geschäftsgebahrung der italienischen Bahnen durch Ankauf derselben verschaffen. Die preußische Regierung ihrerseits schuf durch Kauf und Pacht in Verbindung mit den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen eine ununterbrochene kürzeste Route von der Nordsee und aus den dichtbevölkerten, höchst cultivirten und industriereichsten Provinzen Westdeutschlands nach dem Gotthard. Auch fehlt es nicht an Mitteln, um die etwaige Widerhaarigkeit der schweizerischen Anschlußbahnen zu glätten. Hand in Hand mit den Vereinbarungen über den Betrieb und die Tarife der Gotthardroute gehen die Bestrebungen italienischer und deutscher Rheder und Kaufleute, Genua zum ersten Emporium im Mittelmeere zu erheben, die Concurrenz mit Marseille in jeder Richtung aufzunehmen, neue Schiffahrtslinien zu eröffnen u. s. w. Die italienische Regierung unterstützt diese Bestrebungen mit Eifer und Verständniß, indem sie durch kostspielige Bauten und die modernsten Einrichtungen dafür sorgt, daß Genua den Vorzug vor den concurrirenden Plätzen erhält.

Die Franzosen ergehen sich ob der Entwicklung des Verkehrs der Gotthardroute und des Genueser Hafens in starken Befürchtungen, welche nicht selten in Gehässigkeiten gegen die italienischen Arbeiter, deren Zahl in Südfrankreich besonders groß ist, ausbrechen. Als neulich bei dem großen Strike der Hafenarbeiter in Marseille die Herren „Arbeitgeber" mit der Berufung von italienischen Arbeitern drohten, konnte man aus der leidenschaftlichen Sprache französischer Zeitungen, die nur die allgemeine Stimmung widerspiegelten, ganz gut die Sorgenschwere gewahren, mit welcher die Franzosen ob der italienisch-deutschen Verkehrspolitik bedrückt werden. Die Rufe nach Verbilligung der Eisenbahntarife, nach Verbesserung der Hafeneinrichtungen, nach größerer Regsamkeit des Seehandels und der Schiffsrhederei erschallen in der französischen Presse wirr durcheinander. Im patriotischen Uebereifer verfallen die Rufer sogar in den Fehler,

dem Gegner alle denkbaren Pläne und Machenschaften auf den Leib zu binden. So sollen die bösen Italiener auch an der Anzettelung des Marseiller Strikes nicht unbetheiligt seyn.

Die Pariser Blätter klagen, daß die deutsche Industrie die französische rasch vom italienischen Markte verdränge, während umgekehrt Deutschland seinen Bedarf an Gemüsen, Früchten, Trauben, Weinen ꝛc. mehr und mehr durch Italien statt durch Frankreich decken lasse. Die Tarife der Gotthardroute werden zusehends so eingerichtet, daß auch englische Kohle und Eisen durch das deutsche Produkt aus Italien vertrieben werden. Der neue deutsch-italienische Handelsvertrag sei nichts anderes, als die Ergänzung des Gotthardvertrages. Die Meistbegünstigungsklausel in den Verträgen der anderen Staaten mit Deutschland und Italien würde durch den Verkehrsvertrag, der keinen integrirenden Bestandtheil des Handelsvertrages bilde, außer Kraft gesetzt. Sonach bleibe keine andere Auskunft, als eine Verbindung zwischen Frankreich und Italien herzustellen, welche nicht blos kürzer sei als die Route durch den Montcenis, sondern auch die Gotthardlinie in der Hauptrichtung Calais-Paris-Mailand schlage. Aber was soll die Durchstechung des Montblanc oder des Simplon nützen, wenn die Italiener auf ihrer Seite die Anschlußlinien nicht bauen? Die Franzosen scheinen an die Möglichkeit der Weigerung seitens der Italiener gar nicht gedacht zu haben, und als diese jüngst erklärten, sie vermöchten zur Ausführung des neuen französischen Alpenbahnprojektes ihre Zustimmung aus strategischen Gründen nicht zu ertheilen, da waren die Pariser Schreier plötzlich stumm geworden. Sie brauchten einige Tage Erholung, um in der Weigerung eine eiserne Consequenz des Gotthardvertrages zu sehen und daraus Anlaß zu Ausfällen gegen Deutschland und Italien zu nehmen.

Mit um so größerem Elan schwärmen jetzt die Franzosen für eine Durchbohrung der Pyrenäen. In der neuen Pyrenäenbahn erblicken sie eine Revanche für die Niederlagen am

Gotthard und Simplon. Sie bieten auch ihre ganze Beredsamkeit auf, um die Spanier, deren Industrie übrigens durch den Handelsvertrag mit Frankreich bedeutend beeinträchtigt wird, von der Schädlichkeit des in Unterhandlung begriffenen Handelsvertrages mit Deutschland zu überzeugen. Selbst eine „lateinische Allianz" wird den Spaniern angetragen. Allein es scheint, daß auch dort die Divergenz der wirthschaftlichen Interessen groß genug ist, um die Spanier gleich den Italienern von den Franzosen abwendig zu machen und einer Verständigung mit Deutschland zuzuführen. Ueberhaupt ist es den Deutschen in der letzten Zeit gelungen, auch in anderen Ländern spanischer Zunge handelspolitische Erfolge zu erringen (so z. B. in Mexiko), welche den Engländern und Franzosen nicht besonders genehm sind. Anderseits benützen diese jede Gelegenheit, um den Deutschen zu schaden. So haben sie bei der internationalen Ausstellung in Amsterdam — freilich auch Dank der Knauserei der deutschen Volksvertretungen — die schönsten Räume für sich in Beschlag genommen und ein prächtiges Arrangement zu Stande gebracht, in der offenbaren Absicht, durch die von ihnen entfaltete Pracht und geschmackvoll-reiche Anordnung die deutsche Ausstellung, der nur geringe öffentliche Mittel zur Verfügung standen, zur Unbedeutendheit herabzudrücken oder doch tief in den Schatten zu stellen. Wenn der Plan diesmal nicht nach Wunsch gelang, so ist daran lediglich das schöpferische Geschick der deutschen Arbeiter, Meister, Techniker und Kunsthandwerker Schuld, welche in den letzten zehn Jahren trotz der Ungunst der Verhältnisse ungemeine Fortschritte in allen Gewerben gemacht haben und dadurch die Franzosen in verschiedenen Branchen überflügelt haben. Eine derartige Ueberlegenheit kann selbst durch den schönsten Zauber des Arrangements nicht wegeskamotirt werden.

Die Holländer werden gleichwohl das Mögliche thun, um selbst die notorischen Erfolge der deutschen Industrie nicht wirksam werden zu lassen. Es liegt das im hollän-

dischen Systeme, welches Deutschland von jeher nur als Objekt seiner krämerischen Ausbeutung betrachtete und ebenso behandelte. Deßhalb kann es der deutschen Regierung nicht verargt werden, wenn sie auf Mittel und Wege sinnt, um den Handel und Verkehr von Holland abzulenken. Die Einrichtung der Gotthardroute war ein solches Mittel. Dadurch wird ein Theil des Handels, der bisher über Rotterdam und Amsterdam ging, über Genua geleitet. Der Anfang ist gemacht, an der weiteren Entwicklung darf kaum gezweifelt werden. Obendrein will Preußen einen Kanal von Dortmund nach der Ems graben, wodurch wieder die bestimmte Aussicht eröffnet wird, der deutschen Bergindustrie Absatz und den Emser Häfen auf Kosten Hollands Verkehr zu schaffen. Die Regierung findet jedoch mit diesen ihren Bestrebungen beim Parlamente so wenig Verständniß, daß man beinahe an dem Zustandekommen des wohl begründeten Unternehmens zweifeln könnte. Selbst solche Leute, die sich auf ihr Deutschthum das Größte zu gut thun, scheuen vor dem Projekte zurück und sind förmlich blind gegen die Thatsache, daß Deutschland, namentlich Angesichts der englischen, russischen und französischen Welttheilungspolitik, alles aufbieten muß, um die Leitung seines Handels möglichst ganz in die eigenen Hände zu bekommen und dadurch die unverschämte Krämerschaft Hollands, welche ohne das deutsche Hinterland zur Unbedeutendheit herabsinken muß, zu Gunsten Deutschlands mürbe zu machen und dieses dann in den Stand zu setzen, im Verein mit Italien einerseits, mit Oesterreich anderseits als maßgebender Faktor in der Weltpolitik aufzutreten.

Was die Gotthardbahn für Deutschland-Italien ist, das werden die Balkanbahnen für Deutschland-Oesterreich seyn. Die beiden Verkehrsrichtungen werden aber auch dazu beitragen, Deutschland von dem holländischen Markte zu emancipiren. Nun hat schon Friedrich List, dessen Schriften Fürst Bismarck kaum ohne Nutzen studirt hat, darauf hingewiesen, daß Hollands Existenz lediglich auf dem guten

Willen des deutschen Zollvereines beruhe und daß eine tüchtige Handels- und Verkehrspolitik der zuverlässigste Hebel für die Weltstellung und Weltpolitik eines Reiches sei. Die Einsicht in die Richtigkeit dieses Satzes hat nicht blos die deutsch-österreichische Allianz, sondern auch die deutsch-italienische Verständigung zur Folge gehabt. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß, abgesehen von den monarchischen, politischen und nationalen Interessen, die Verkehrspolitik der Weltmächte jene Verständigung erklärlich machte. Rußland rückt seine Eisenbahnen immer weiter gegen Indien und nach Centralasien vor. England will einen zweiten Suezkanal bauen. Frankreich geht mit dem Plane um, durch Eisenbahnen seine Herrschaft bis über den Sudan nach dem Senegal auszudehnen, von den übrigen Unternehmungen zur Ausbreitung ihres Handels nach Ost, West und Süd ganz zu geschweigen.

Indem wir also Rundschau halten, sind wir weit entfernt, den Antipathien die Berechtigung abzusprechen, welche die Vertreter des katholischen und conservativen Princips gegen Italien hegen. Andererseits möchte man es aber sogar als eine besondere Fügung ansehen, daß die „Tripelallianz“ — immer vorausgesetzt, daß sie wirklich und wahr ist — diejenigen Völker umfaßt, in denen der Katholicismus trotz alledem und alledem seine beste Vertheidigung gegen das orientalische Czarenpapstthum einerseits, gegen die französische Unglaubenstyrannei anderseits findet. Bei genauerer Würdigung der politischen Constellation wird sich ja die Erkenntniß aufdrängen, daß es ein vergebliches Beginnen, eine „freiconservative“ Berliner Zeitungsmarotte ist, die beiden Weltmächte England und Rußland durch Werbung Frankreichs zu einer Quadrupelallianz in Schach zu halten. Frankreich hat sich an die Weltmächte angeschlossen. Gleichwohl könnte die Tripelallianz der Großmächte zu einer Quadrupelallianz erweitert werden, die viel mächtiger wäre als ein Bündniß der drei Nachbarstaaten mit Frankreich. Freilich hat die

vierte Macht, die wir meinen, über keine Eisenbahnen, Schiffahrtscompagnien und Handelsverträge zu gebieten, aber in dem großen Kampfe der Geister um Principien, der neben dem Kampfe um weltliche Macht und materiellen Besitz herläuft, wird sie ein entscheidendes Wort, ein Hauptwort zu sprechen haben, und ihr Wort pflegt mit entsprechenden Thaten begleitet zu seyn. Welche Großmacht ist das? Wer anders könnte es seyn als die katholische Kirche?! Und es fängt in der That bei vielen, die bisher in den Reihen der papstfeindlichen Culturpauker gestanden sind, die Einsicht zu dämmern an, daß der Ausgleich mit Rom die Weltmachtstellung der drei Großmächte ganz ungemein zu heben vermöchte. Wir wollen hier nicht an Spanien und Portugal erinnern. Selbst das stolze Albion sucht jetzt auf der Höhe seines Glanzes die Freundschaft des Papstes. Selbst das exclusive Czarenthum macht Anstalten, sich mit der Curie zu vertragen. Das könnte ein deutlicher Fingerzeig für Deutschland und dessen Verbündete seyn, sich mit der Weltmacht des Papstes ins Einvernehmen zu setzen.

LXXII.

Zur neueren deutschen Geschichte.[1])

Es ist keine für Deutschlands Waffen rühmliche Zeit, welche der Verfasser im vorliegenden Werke zu schildern übernommen hat. Die großen Coalitionskriege sind unglücklich verlaufen,

---

1) Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution von 1790 bis 1797. Von H. Freiherrn Langwerth von Simmern. 2 Bände. XIII, 446 u. VII, 545. Berlin u. Leipzig bei C. Bidder. 1880.

obgleich die Verbündeten größere Streikräfte hatten, als die französische Republik, obgleich diese nur schnell zusammengelesene Truppen stellen konnte und einen großen Theil derselben gegen die innern Feinde verwenden mußte. Mit Leichtigkeit hätte, so sollte man denken, das deutsche Reich den Sieg an seine Fahnen heften können. Allein Niederlage auf Niederlage trat ein, Oesterreich mußte immer mehr und mehr an Territorium und Macht verlieren; es holte sich das deutsche Reich in diesen Kämpfen den Todeskeim und sein Absterben trat bald danach ein. Mit Recht nennt der Verfasser diese traurige Periode unserer deutschen Geschichte eine „nationale Tragödie". Aber dennoch hat die Kenntniß derselben für uns einen Werth und erregt der Gang der Dinge, welche für den oberflächlichen Blick ganz unerwartet sich entwickelten, die Ursachen und die Wirkungen derselben jedenfalls ein großes Interesse. Man kann auch dem Verfasser darin unbedingt zustimmen, daß die genaue Kenntniß der neunziger Jahre uns einen Schlüssel für das Verständniß der Gegenwart biete.

Es ist darum eine in mehr als einer Beziehung verdienstliche Arbeit Langwerths von Simmern, daß er die vielen Einzelforschungen und Quellenwerke, welche über unsere Periode erschienen sind, durchgearbeitet und dem größeren gebildeten Publikum zugänglich gemacht hat. Neue Resultate werden nicht geboten, da der Verfasser — als Reichstagsabgeordneter bekannt — selbstständige archivalische Forschungen, wie er selbst gesteht, nicht gemacht hat; er stellt sich somit dem Leser nicht als Historiker von Fach, sondern als solcher vor, welcher die Geschichte nur als edle Nebenbeschäftigung treibt und sich auf die Quellenstudien Anderer stützt. Indeß würde man doch irren, wollte man die Arbeit als eine Compilation ansehen. Langwerth von Simmern hat vielmehr das Quellenmaterial, das Andere gehoben, gründlich durchforscht und durchdacht, er beherrscht den gesammten Stoff und arbeitet selbstständig. Sehr oft weicht er daher von den Ansichten seiner Gewährsmänner ab. Vorzüglich fußt der Verfasser auf Vivenots Quellenschriften über die neunziger Jahre; dessen „Thugut, Clerfayt und Wurmser", die „Vertraulichen Briefe Thuguts", die „Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs" und „Herzog Albrecht" bilden die

eigentliche Grundlage des Werkes. Daneben sind die Forschungen von anderen Gelehrten gebührend verglichen und benützt. Dies gilt namentlich von Sybel's Geschichte der Revolution, Witzleben's Biographie des Prinzen Josias von Coburg, Häusser's Deutscher Geschichte, Ranke's Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, Hüffer's Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege, Janssen's Genesis der ersten Theilung Polens, und dessen Zeit- und Lebensbilder. Auch kleinere Abhandlungen aus Zeitschriften sind mehrfach berücksichtigt.

Was dem Werke des Verfassers aber sein Eigenthümliches und Verdienstliches verleiht, ist der Standpunkt, von dem aus er Oesterreichs Stellung und sein Handeln auffaßt. Dieser Standpunkt ist der großdeutsche, derselbe, welchen die sogenannte deutsch-hannoversche Partei in seiner Heimath der Annexion gegenüber einnimmt und von dem aus er bereits in seiner früheren Schrift „Von 1806 bis 1866" die „deutsche Revolution" des Jahres 1866 beleuchtet und nachgewiesen hat, daß beide Jahre nur aus der Nichtbeachtung des Rechtes hervorgegangen sind. „Daß die vorliegende Arbeit einem Standpunkt ihre Entstehung verdankt, den man leider einen Parteistandpunkt und obendrein einen in der gebildeten Welt Deutschlands nur erst schwach vertretenen nennen muß, wird der Leser bald erkennen", sagt der Verfasser in der Vorrede. Richtig ist, daß Preußen nicht wie gewöhnlich verherrlicht und Oesterreich schmählich abgethan, sondern daß beiden die gebührende Behandlung zu Theil wird. Obwohl der Verfasser einen „Parteistandpunkt" einzunehmen gesteht, ist sein Werk doch nicht parteiisch, es sucht überall dem das Recht zu vindiciren, dem es gebührt. Wir glauben, daß die Darstellung auf alle, welche nicht der „preußischen Geschichtsschreibung" huldigen und alles durch die preußische Brille ansehen, im Ganzen den Eindruck machen wird, daß dieselbe wirklich eine objektive zu nennen sei. In Einzelheiten wird Mancher vielleicht anders denken und urtheilen.

Der Grundgedanke, wenn ich so sagen soll, von Langwerth's von Simmern Arbeit ist dieser, daß durch die Rivalität Preußens mit Oesterreich und des ersteren Eifersucht ein entschiedenes Auftreten des deutschen Reiches nicht möglich war, daß vielmehr

dadurch unaufhaltsam dessen Verfall herbeigeführt wurde, bis schließlich Oesterreich ganz verdrängt war. Deßhalb beginnt der Verf. seine Darstellung nicht, wie der Titel zunächst vermuthen ließe, mit dem Revolutionskriege, sondern mit den Verhältnissen Oesterreichs und Preußens vor Friedrich dem Großen, um dann die Umgestaltung desselben durch die Eroberung Schlesiens und den siebenjährigen Krieg darzustellen. So wird der Leser auf neunzig Seiten orientirt über das Verhältniß, in dem beide Staaten standen, als der Revolutionskrieg ausbrach, um Preußens und Oesterreichs Maßnahmen während desselben zu verstehen. Und ebenso schließt der Verfasser seine Darstellung nicht mit dem Jahre 1797, sondern führt dieselbe im „Schlusse" bis zur Auflösung des Reiches (auf 70 Seiten) weiter. So gestaltet sich sein Buch fast zu einer Geschichte des Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich von Friedrich II. bis zum Ende des alten Reiches.

Langwerth's von Simmern Werk ist indeß nicht apologetisch oder gegen andere Historiker polemisch. Nur sehr selten wird auf entgegenstehende Urtheile ausdrücklich verwiesen und deren Incorrektheit dargethan, im Allgemeinen bietet uns das Buch eine ruhige, positive und schöne Darstellung. Bittere Bemerkungen, welche die Lektüre mancher Bücher verleiden, habe ich nicht gefunden, überall tritt eine würdevolle Ruhe und Generosität zu Tage. Dabei sind Sprache und Satzbau einfach und edel, so daß die Lektüre des Buches einen wahren Genuß bereitet, welcher für den Freund Oesterreichs vielleicht nur durch dessen Schicksale, die dabei entrollt werden, in etwas gestört wird. Vortrefflich sind die Charakterschilderungen von Maria Theresia, Thugut und anderen, welche hier in etwas besserem Lichte als dem preußischen erscheinen. Möge das schöne Werk[1]) in allen Kreisen, welche für Preußens Fehler nicht gerade blind sind und für Oesterreich noch einige gerechte Sympathien sich bewahrt haben, weite Verbreitung und viele Leser finden.

1) Von demselben ist inzwischen noch ein selbstständig gearbeiteter Auszug erschienen unter dem Titel: „Von 1790—1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit." Hannover 1882. XII. 180 S.

LXXIII.

Von Rom nach Assisi und Portiuncula.

(Schluß.)

Neben St. Damian, dem Kirchlein, das St. Franziskus selbst wieder hergestellt hatte, gründete der zweite weibliche Orden seine Ansiedlung. Die achtzehnjährige Clara aus dem ritterlichen Geschlechte der Scifi, entflieht am Palmsonntag ihren Eltern, durch Franziskus für die heilige Armuth gewonnen. Er ward ihr „Brautführer zum himmlischen Bräutigam", schnitt ihr die Haare ab, legte ihr das Gewand der Buße an und auf das Haupt den weißen und schwarzen Schleier. Dort sehen wir noch die Thüre, wo sie das hl. Sakrament zum Schutze gegen die Saracenen aufgestellt hatte, die es nicht wagten, das Kloster zu stürmen. So schön war sie, daß von den vielen Edlen, die um sie warben, nur Einer würdig schien, daß sie ihm ihre Hand reichte. Es war ihr himmlischer Bräutigam. Und so beredt war sie und so hinreißend ihr Beispiel, daß sie ihre beiden Schwestern Agnes und Beatrix und nach des Vaters Tod auch die Mutter und Ortolana nebst vielen Jungfrauen Assisis zur Verachtung der Welt begeisterte.

Lange blickte ich, an die Brüstung einer zerfallenden Mauer gelehnt, hinaus in die Landschaft. Es war ein entzückender Ausblick. Das Auge sieht hinein in das weite Thal von Umbrien, von den Gebirgszügen des Apennin in anmuthigen, sanft aufsteigenden Wellenlinien begrenzt; hier

die Städtchen Spello und Trevi, in weiterer Entfernung das uralte Spoleto mit seiner Burg, die kühn am Felsen hängt wie der Horst eines Steinadlers. Am äußersten Saume des Horizontes, wo sich dunklere tiefblaue Tinten über die Umrisse des Gebirges legen, ist Perugia, in nächster Nähe die hoch aufstrebende Kuppel von Santa Maria degli Angeli, welche die stille liebliche Portiuncula, das Kirchlein des hl. Franziskus, überwölbt. Natur, Kunst, Poesie, Religion, Geschichte haben einen unnennbaren Zauber über dieses Land gehaucht, die vielen Olivenpflanzungen mit ihrem blaßgrünen, silberfarbenen, feingeschnittenen Laubwerk geben der Gegend etwas Zartes und Geheimnißvolles; es ist, als wäre ein lichter, halbdurchsichtiger Schleier über das schöne Bild geworfen.

Man fühlt sich fast immer wie erliegend unter mächtigen Eindrücken, wenn man an Orten steht, von wo Bewegungen ausgegangen sind, welche der Welt eine neue Wendung gaben. So war es auch hier. St. Franziskus hat ein neues Blatt aufgeschlagen in den Annalen der Geschichte der Kirche wie der Völker und Reiche; was regt so den Geist zum Nachdenken an, als ein Blick von Assisi herab über Umbrien, Italien, Europa, das gesammte Reich der Kirche! Ich vergaß den Anblick der Gegend, meine Gedanken kehrten zurück in die Vergangenheit, Jahrhunderte gingen vor meiner Seele vorüber. Ich weiß nicht, wie lange ich noch gestanden wäre, in Nachdenken versunken, hätten nicht die Freunde zum Aufbruch gemahnt. Hier sind so viele mächtige Kaiser einst vorüber gezogen; mehr als irgendwo in Italien haben hier die Kämpfe gewüthet zwischen Welfen und Ghibellinen, den beiden Principien, die eine Zeit lang einen Waffenstillstand schließen können, aber Frieden nie. Denn die Einen kämpfen für die Freiheit der Kirche, die Andern für die absolute Gewalt der weltlichen Herrschaft. Möge er neue Formen annehmen, mit verschiedenen Namen in den verschiedenen Jahrhunderten auftreten, der Kampf ist immer derselbe, ihn aufgeben werden die Katholischen nie.

Die Kirche müßte sich selbst aufgeben, würde sie nicht eher Alles opfern, äußere Ehre, Ansehen, Macht, Gut und Habe, nur ihre Freiheit nicht. Sie hat sie gerettet; trotz der Uebermacht der Hohenstaufen, welche die drei furchtbarsten Waffen, mit denen nur immer eine Sache bekämpft werden kann, zu Hülfe riefen, die Satire, die falsche Wissenschaft und das Schwert; sie hat sich entrungen den eisernen Armen, mit denen das Kaiserthum sie zu umschlingen und zu erdrücken drohte, jenes Kaiserthum, welches seines Ursprungs untreu, nicht nach St. Peter blickte, wo es die Keime zum ersten Male empfangen hatte, sondern nach dem Capitol, um die heidnischen Erinnerungen wieder zu beleben und das Joch der Imperatoren auf den Nacken christlicher Völker zu legen. Und mit dem Sieg des Papstthums und der Kirche hat die Religions- und Gewissensfreiheit ihren Sieg gefeiert, diese Basis unserer modernen Cultur. Die Hand, welche das Schwert führt, soll keine Gesetze schreiben dem Gewissen, dieß ist ein Dogma, an dem nun unerschütterlich die Nationen festhalten. Man mag über die Grenzgebiete streiten, aber der Unterschied beider Gewalten ist nicht bestritten. Dieß zur Anerkennung gebracht zu haben, ist die Errungenschaft jener Kämpfe der Vergangenheit. Viel Blut ist geflossen, viel Wehe über Italien und Deutschland darum gekommen, die Blüthe der Ritterschaft beider Länder mußte fallen in hundertjährigen Kämpfen. Der Preis war all' dessen dennoch werth. Ein Blick auf Rußland, die Türkei, auf die Völker überhaupt, welche nicht mit hineingezogen waren in diese Kämpfe, genügt, um die Wahrheit dieser Behauptung begründet zu finden. Die Türkei vermodert, weil sie nicht christlich ist, und Rußland ist einem unheilbaren Siechthum verfallen, weil es kein Mittelalter hatte, nicht hindurchgegangen ist durch diese Schule edler Ritterlichkeit und Freiheit.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als St. Franziskus mit seinen armen Jüngern und Friedrich II. umgeben von seinen Rittern in glänzender Rüstung, seinen in orien-

talischem Luxus lebenden Hofleuten, seinen gegen zwanzigtausend Mann starken wilden Saracenenbanden, seinen Troubadours, Kanzlern und Gelehrten. Und dennoch haben diese armen barfüßigen Brüder, die er verspottete, verfolgte, quälte und nicht selten hinrichten ließ, über seine herrliche Ritterschaft gesiegt, und der Kirche die Freiheit erringen helfen. Wenn auch ein von vielen Biographen des Heiligen dem Kanzler Friedrichs II., Petrus de Vineis, der „beide Schlüssel hatte zu seinem Herzen“ [1]), zugeschriebener Brief nicht von ihm selbst ist, so drückt er doch die Gesinnung der dem Orden feindlichen Zeitgenossen aus. [2]) „Die Prediger und minderen Brüder“, heißt es daselbst, „von Haß und Groll gegen uns getrieben, haben von Anfang ihrer Gründung an unser Leben und unsere Aufführung verleumdet, und uns und unsern Rechten derart Eintrag gethan, daß wir gar nichts mehr sind, als ein Gegenstand des Spottes und Hohnes. . . . . Um noch mehr unsere Rechte schädigen zu können, und das Volk von uns abzuwenden, haben sie zwei neue Bruderschaften gegründet, in welche sie Männer wie Frauen aufnehmen, so daß kaum Einer noch übrig ist, der nicht eingeschrieben wäre. Wir haben deßwegen an Festtagen keine Leute mehr in unserer Kirche; denn sie halten es für Unrecht, andere Prediger als jene ihres Ordens zu hören. Da wir der herkömmlichen Gaben und Zehnten dadurch beraubt werden, müssen wir uns, um nur unser Leben zu fristen, mit Handarbeit oder verbotener Handelschaft ernähren.“ Nachdem sie den Verfall ihrer Kirchen geschildert, für welche Niemand mehr Sorge trage, fährt das Schreiben fort: „Die Prediger dagegen und mindern Brüder — sagen wir lieber

---

1) Dante, Infern. XIII. 58.

2) Epist. Petr. de Vineis ed. Iselius. Basil. 1740. I. ep. 37. p. 220. sq. Das Schreiben geht von dem ghibellinischen Klerus in Sicilien aus, welcher sich beklagt über das „allgemeine Aergerniß“, das die mindern Brüder durch den dritten Orden geben, und die „Verachtung“ ihres Standes.

unsere Herren und Großen — die zuerst in niedrigen Hütten wohnten, haben sich königliche Paläste gebaut mit herrlichen Säulengängen und verschiedenem Bildwerke geziert, deren Kosten besser zu Almosen für die Armen verwendet würden. Während sie bei Beginn ihres Ordens alle Hoffahrt verschmäht und die Ehre der Welt mit Füßen zu treten schienen, haben sie nun dieser Hoffahrt sich hingegeben und verlangen nach der Ehre, die sie mit Füßen traten.... Sie, die nichts haben, besitzen Alles, und wir, von denen es heißt, wir besäßen, gehen betteln."

Offenbar hat hier die Parteileidenschaft die Farben allzustark aufgetragen. Zwei Thatsachen ergeben sich jedoch hieraus mit Gewißheit: die ungemeine Verbreitung des ersten und dritten Ordens des hl. Franziskus, sowie der Beginn des Abfalls von seiner ursprünglichen Armuth. Wenn wir die grausamen Verfolgungen erwägen, durch welche Friedrich II. gerade an den Mönchen und besonders den Franziskanern sich rächte [1]) wegen der welfischen Gesinnung — mußte ja doch selbst die große Abtei Monte Casino seiner Raubgierde zum Opfer fallen; wenn wir uns an das Wort erinnern, das einmal Barbarossa aussprach, Sultan Saladin sei glücklich zu preisen, weil es für ihn keinen Papst gab [2]), und die rastlose Thätigkeit dieser Mönche im Kampfe gegen Friedrich: dann begreifen wir ihre ganze Bedeutung in jener verhängnißvollen Zeit. Im Beichtstuhl und auf der Kanzel, im Kriege und im Frieden, im engen Kreise der Familien wie in den Versammlungen der Anzianen der städtischen Republiken kämpften sie gegen ihn. Jedes Mitglied des dritten Ordens ward ihr Bundesgenosse, stellte sich als Käm-

---

1) Sie wurden lebendig verbrannt. Petr. de Vineis Epp. I. 19: incendii volumus passione mulctari. Huillard-Bréholles, Histor. diplomat. IV. 2. p. 701.

2) Huillard-Bréholles l. c. p. 686: O felix Asia, o felices Orientalium potestates quae .... ad inventiones Pontificum non verentur!

ser in die Reihen der welfischen Schaaren oder brachte Geld und Gut zur Truppenrüstung dar, und verwandte seinen Einfluß zu Gunsten der Päpstlichen. Und selbst in dem Kriegsrath, welchen die Sage Guido von Montefeltro dem Papste Bonifacius VIII. in seinem Kampfe gegen die Colonnesen geben läßt [1]), erkennen wir die Sitte, daß ergraute Kriegsobersten, hatten sie auch „die Segel eingezogen" [2]) und mit dem Strick des Seraphischen Franziskus sich umgürtet, dennoch der Sache der Kirche mit Rath und That fortdienten. Bei diesen fortgesetzten Guerillaskämpfen, wo die Feinde selten eine große Streitmacht den Kaisern entgegenstellen konnten, sie aber selbst nach erfochtenen Siegen im Rücken angriffen, die freien Städte für sich gewannen, die ihnen auf ihren Heereszügen die Thore schlossen und die Zufuhr abschnitten, vermochten auch die mächtigsten unter den Hohenstaufen auf die Dauer nicht zu widerstehen.

Auch in neuerer Zeit sind in den katholischen Ländern Vereine gegründet worden, welche nicht durch das Schwert, sondern durch die Macht der öffentlichen Rede und durch gesetzliche Mittel jene Freiheit der Kirche zu erkämpfen suchen, die ihr von Gottes- und Rechtswegen gebührt. Hie Welf! hie Waiblingen! dieser Ruf ist wohl verstummt; doch der Streit über die Grenzen beider Gewalten ist noch nicht überall beigelegt. Wir würden unserer eigenen Ueberzeugung widersprechen und uns den Worten Leo's XIII. gegenüber [3]) unehrerbietig erweisen, wollten wir nicht die Rechtmäßigkeit, die Pflicht, den unberechenbaren Nutzen solcher Vereine anerkennen. Doch ihre Gefahren sollen auch nicht verkannt werden, wenn der christliche, der ächt und wahrhaft katholische Geist sie nicht beseelt; mag auch die Klugheit des Fleisches augenblickliche Vortheile erringen, es liegt kein

1) Dante, l. c. Infern. XXVII. 110.

2) Dante, Conv. IV. 28. Aehnliches erzählt Salimbene (p. 202) von kriegskundigen mindern Brüdern.

3) In seinem Schreiben an die Bischöfe Italiens.

Segen darauf. Es ist die Gefahr der Veräußerlichung, der Verweltlichung, wobei wir vergessen, daß es etwas Hohes und Heiliges ist, für das wir kämpfen, und darum das innere Leben, ohne welches alle äußern Rechte und Güter nichtig sind, nicht pflegen. Es ist die Gefahr, daß wir zu Waffen greifen, die unserer Lehre und der heiligen Kirche nicht würdig sind. Spott und Hohn bringen nicht selten tiefe Wunden, aber sie heilen nicht mehr, wenn auch der Pfeil herausgezogen ist; „non enim hisce armis defenditur Ecclesia Dei.“ Es ist die Gefahr, daß wir die Liebe vergessen, die wir Jedem schulden, auch dem Feinde; „fratrem odisti et nescisti“, sagt in dieser Beziehung Augustinus. Es ist die Gefahr, daß wir uns suchen, statt die Sache Gottes und daher, wo es gilt Opfer zu bringen, muthlos zurückweichen. Und gar Manche, in Frankreich und anderswo, sind selbst Verräther geworden am Heiligthum, dessen gefeierte Vorkämpfer sie einst waren, weil ihnen die erste jener Tugenden fehlte, welche der heilige Franziskus seinen Jüngern vor allen andern empfahl, die Demuth. In den Tugenden, die der dritte Orden besonders pflegen sollte, lag dessen Macht und sociale Bedeutung. Die Worte der Encyclica Leo's XIII. geben daher wohl zu denken, wenn er sagt: „In jenem Orden war ein mächtiger Schutz für die Freiheit der Völker gegeben; seine Mitglieder waren nämlich nach dem Vorbilde ihres Stifters und seiner Regeln bestrebt, so viel sie konnten, durch den Adel christlicher Sitte der Welt wieder neues Leben einzuhauchen. Durch ihre Bemühungen und Beispiele wurden oft Feindschaften unterdrückt, den Händen wüthender Menschen die Waffen entwunden, die Ursachen zu Zank und Streit beseitigt; sie brachten Trost den Armen und Hilflosen und straften die Sittenlosigkeit, welche das Verderben der Völker ist. Häuslicher Friede und öffentliche Ruhe, Sittenreinheit, Sanftmuth, christlicher Gebrauch und Schutz des Eigenthums, die besten Stützen der Civilisation, Alles das wuchs aus diesem Orden wie aus seiner Wurzel heraus.“

Die Kirche lebt vom Geiste, und alle äußeren Institutionen haben nur Werth, so sie vom Geiste beseelt sind. Außerdem sind sie nichts nütze, sind sie todt, sie hemmen, sie schädigen nur. Demuth, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, standesmäßige Keuschheit, das Almosen, Bruderliebe, die in der Gottesliebe wurzelt, Gebet in starkem Glauben und nie nachlassende Hoffnung, das sind die Tugenden, welche der dritte Orden seinen Mitgliedern vorschreibt, mit einem Worte: das Leben in katholischer Einfalt und Wahrheit. Sie waren darum ein Ferment neuen mächtigen Lebens in tief aufgeregter Zeit, eine Quelle des Friedens in der Kirche und unter den Völkern. Sie haben zuerst den innern Feind bekämpft, der Italien und die Welt im dreizehnten Jahrhundert bedrohte, die Genußsucht, die Habsucht, die blutige Rachsucht; und darum haben sie auch über den äußeren Feind den Sieg errungen.

Um den Stern zu zeigen, bedarf es keines Führers; luce sua se signat, er zeigt sich selbst durch sein Licht. Wo der katholische Glaube in seiner ganzen Wahrheit und Lebendigkeit erscheint, so erhaben und so einfach, so groß und so kindlich, so ernst und so mild, so unendlich tief und so menschlich nahe, da zerfließen die Nebelgebilde des Irrthums. Die Wahrheit ist so groß und mächtig, darum bedarf sie nicht der Stütze menschlicher Leidenschaft; diese zieht sie nur herab. Alles für die Wahrheit vermögen wir, nichts gegen sie, spricht der Apostel. Das ist die Wahrheit, die aus Gott, Gott selbst ist, nicht meine oder deine Wahrheit, wie Augustinus sagt, denn dann wäre sie die Wahrheit nicht mehr. Die Wahrheit ist nicht Partei. Wir kämpfen für die Wahrheit, und nur für sie; und wir kämpfen, wie St. Franziskus, in Liebe. Die Liebe verklärt, adelt auch das Geringste; Lieblosigkeit befleckt, verdirbt das Höchste und Heiligste. Wie die Blume, die der kalte Nachtfrost fast getödtet, wieder sich aufrichtet im warmen Sonnenschein, so die Menschenseele durch das Wort, das in Liebe warm geworden.

Still und leise, wie der Sonnenstrahl, aber doch so mächtig und belebend, dringt dann die Wahrheit in sie ein und löst die Erstarrung. Wahrheit ohne Liebe ist nur wie das Licht einer kalten Mondnacht, es thauet nicht hinweg die Eisrinde von der Erde. „Occidite errores, diligite errantes" ist der Ruf der Kirche durch Augustinus. Es mögen Viele seyn, welche die Kirche bekämpfen aus Bosheit, aber gewiß sind noch mehr Jene, die sie bekämpfen aus Unwissenheit. Vielleicht kommt noch der Tag, ihr Tag, da es auch ihnen wie Schuppen von den Augen fällt und aus Saulus ein Paulus wird. Darum kämpft die Kirche in Hoffnung. Die Hoffnung ist eine Tugend, ebenso groß, wichtig, erhaben, göttlich wie Glaube und Liebe. Bald trotzig, bald verzagt, so schildert der Prophet das Menschenherz; deus patiens, quia aeternus, sagt Augustiuus. Keine größere Verfolgung hat es je gegeben, als damals, als der Arianismus die ganze katholische Welt zu überschwemmen drohte, den Katholiken ihre Kirchen entrissen, die Bischöfe in die Verbannung gesendet wurden; da sprach Athanasius beim Abschied von seiner trauernden Gemeinde: „Kinder, trauert nicht, es ist nur eine kleine Wolke, die bald vorübergeht". Gott ist geduldig, weil er ewig ist; je mehr die Gläubigen sich mit ihm und seiner Kirche vereinigen, desto mehr empfangen sie Antheil an dieser Alles duldenden Hoffnung, werden sie fähig, wo Alles verloren scheint, dann Alles zu hoffen.

So hatten die Männer des dritten Ordens eine dreifache Waffe. Es war ihr Leben selbst, die Reinheit ihres Wandels, das Beispiel ihrer Tugend, was den Gegner, selbst einen Ezzelin, entwaffnete. Es war ihre Liebe, die sie auch dem Gegner entgegentrugen; die Geschichte der Heiligen aus dem dritten Orden ist voll von Beweisen großer, heldenmüthiger Liebe. Vor einer heiligen Elisabeth von Thüringen muß jeder Christ sich beugen. Es waren die Opfer, die sie gebracht an Habe, an Ehre, an Genüssen, die Opfer ihrer Gesundheit und ihres Lebens. Hierin lag die Wurzel ihrer

Stärke. Denn auf dem Opfer liegt aller Segen; kein Opfer wird gebracht nach Gottes Rath, ohne daß reiche Früchte davon ausgehen.

Wahrheit, Liebe, Hoffnung, Opfer: diese bilden eine eherne Mauer, die kein Feind durchbrechen konnte. So war es, so wird es immer seyn; wer darum nicht glauben, und nicht im Glauben hoffen, und nicht in Hoffnung opfern kann, der trete aus aus den Reihen der Kämpfer. Doch das Alles sind Früchte, nicht gereift im Lichte dieser irdischen Sonne; sie entstammen einer höheren Welt, sie gehören der übernatürlichen Ordnung an: ihre Quelle ist die Gnade. Und das Gebet verdient die Gnade. Der Mensch fleht, Gott gewährt; im Gebete liegt die Wurzel unserer Kraft.

Nichts aber wollte Franziskus so sehr pflegen, nichts sollten die Seinen so üben als das Gebet, und eben damit pflegen den inneren Menschen, die Heiligkeit in jedem seiner drei Orden.

Auch für die Kämpfe der Gegenwart wäre darum eine Wiederbelebung des dritten Ordens eine That von höchster Bedeutung. Unter gewissen den Zeitverhältnissen entsprechenden Modifikationen würde es die zerstreut kämpfenden Schaaren der Katholiken zu einem fest geschlossenen, wohl organisirten Heere vereinigen, in dem jeder Einzelne Halt, Richtung, Disciplin, Ermuthigung empfängt. „Parvi enim, sagt schon Cicero, sunt foris arma, nisi sunt consilio domi.“ Uns gilt dieß im höheren Sinne.

Wir sind Söhne der Heiligen; darum kämpfen wir nicht wie die Söhne Lucian's und Voltaire's mit den Waffen des Spottes; nicht wie die Schüler der Philosophen mit Syllogismen und künstlicher Dialektik; wir locken nicht und schrecken nicht wie die Mächtigen der Erde, welche Gnaden spenden und Wunden schlagen können. Wir sind Söhne der Heiligen, und durch ein gläubiges, heiliges, opferfreudiges Leben werden wir die Welt überwinden.

Wir brauchen große Männer; große Gedanken allein

erziehen große Seelen. Wo wir sie finden, lehrt die Geschichte des dritten Ordens; was wir wollen, was so häufig uns fehlt, jene „causa et ratio efficiens magnos viros", besaß er in reichem Maße. In Verbindung mit ihm und im Anschlusse an die kirchliche Organisation in Diöcesen, Dekanaten und Pfarreien werden die katholischen Vereine, vor jeder Abirrung bewahrt, eine unversiegbare Quelle stets neuer Lebenskraft besitzen. — — —

Nicht ohne Wehmuth schied ich von Assisi, lange noch horchend auf das Geläute der Vesperglocken, bis deren Töne leiser und leiser allmählig verklangen. Der Rest des Tages galt dem Besuche von Portiuncula, des lieben Kirchleins des Heiligen, wo er tausendmal gekniet und gebetet, die Idee seines großen Ordens empfangen hatte und jene Vision ihm ward, die unter dem Namen des Portiuncula-Ablasses — il perdono d'Assisi — in der ganzen katholischen Welt bekannt ist.

Es war dieß eine halb verfallene Kapelle, die schon im vierten Jahrhundert von Pilgern soll erbaut worden seyn, welche von ihrer Fahrt nach dem heiligen Lande glücklich zurückgekehrt waren und sie darum zu Ehren der Gottesmutter, der sie dankbar geweiht wurde, Sancta Maria von Josaphat nannten. Später soll sie dem heiligen Benedikt von den Bewohnern der Gegend übergeben worden seyn, der sie neu erbaute und ein kleines Stück Landes — portiuncula — dazu erwarb, das darum dem Kirchlein den bleibenden Namen gab. Mönche von Monte Casino hatten sich dort zuerst angesiedelt; doch ihre Wohnungen waren längst zerfallen, und zur Zeit des Heiligen gehörten Kapelle und Grundstück den Benediktinern von Monte Subasio, einem drei Miglien von Assisi entfernten Kloster. Schon in seiner Jugend hatte Franziskus diese Stätte geliebt; dorthin stieg der stille Kaufmannssohn täglich hinab, als noch Niemand ahnte, welche Feuerseele er in seiner Brust trug. Es war ihm leid um das zerfallene Kirchlein; er beschloß, es wieder aufzubauen. Nachdem er die Kirche

von St. Damian in seiner Vaterstadt wieder hergestellt hatte, ging er auch an den Aufbau der Kapelle von Portiuncula. Er ist arm, von seinem harten Vater verstoßen. Aber seine starke Seele bleibt ungebeugt. Er will, er muß das Kirchlein wieder aufbauen. Und er hat es gethan. Mit seinen Jüngern trug er selbst Steine und Mörtel herbei, und bald stand das Kirchlein wieder da nebst den Einsiedlerwohnungen bei derselben, welche die Mönche von Monte Subasio ihm eingeräumt hatten. Den Wanderer, der seines Weges die Heerstraße gen Rom zieht, die hart an der Kapelle vorüber führt, ladet sie gar lieblich ein zum Gebete in dem stillen Thale. Die Portiuncula ward der Ausgangs- und Mittelpunkt des neuen Ordens, die Seele seiner Stiftung. Hier sprang die Quelle, die in vielen tausend hellen Silberadern still und demüthig und anspruchslos durch den Gottesgarten der Kirche rieselte und so vieles unfruchtbar und wüste gewordenes Land wieder in grüne, blühende Auen umwandelte. Hierher kehrte Franziskus immer wieder zurück von seinen weiten Reisen nach dem Morgen- und Abendlande; hatte er die Brüder auf seinen Wanderungen durch seine Gegenwart gelabt und gestärkt, Klöster gestiftet, Fürsten und Herren, Arme und Niedrige, Männer und Jungfrauen mit dem Gewande der Armuth umkleidet, Weinende getröstet, Feinde versöhnt, das Almosen des Wortes und Brodes gespendet — hieher zog es ihn immer wieder, zu dem heimlichen Kirchlein, der Wiege seines Ordens.

Dieß dürfte uns nun auch einiges Verständniß gewähren für das Außerordentliche des Ablasses, der an die Portiuncula sich knüpft. Die Thatsache der Vision und des von Christus selbst gewährten Ablasses bezeugen feierlich (1277) Bruder Benedikt von Arezzo, Rainer von Mariano, Pietro Calfano mit Berufung auf Bruder Masseo da Marignano, den vertrauten Gefährten des Ordensstifters, Bartholomeo von Pisa, Marco von Lissabon. Der Ablaß wird ohne weitere Opfer, Bußübungen, fromme Spenden u. s. f. verliehen, bloß bedingt

durch den Besuch der Kirche. Es sind eben die unermeßlich reichen Verdienste des gesammten seraphischen Ordens, die Opfer, die er in seinen unzähligen Gliedern dem Herrn gebracht auf allen Gebieten des Lebens, Leidens und Schaffens und auf jedem Punkte der Erde mit seinen vielen Heiligen und Martyrern aus allen Jahrhunderten, ein reicher, voller Strom von Gnaden, aus dem die Gläubigen schöpfen, eine unermeßliche Schatzkammer von Verdiensten, die hier, mit Christi und aller Heiligen Verdienst vereinigt, die Kirche darbietet an unserer Statt zur Sühne.

Statt einer verfallenen Kapelle erblicken wir einen herrlichen, weiten, hochaufragenden Tempel, zu dem die wallenden Züge der Pilger eilen aus allen Geschlechtern und Enden der Erde. Bald nach dem Tode des Heiligen ward ein geräumiges Kloster neben der Kapelle erbaut und diese selbst von einer größeren Kirche eingeschlossen. Viele Päpste pilgerten dorthin. Endlich beschloß Pius V., die erwähnte Kirche, da sie für den Zudrang der Pilger nicht Raum bot, abzutragen und eine neue, geräumigere an ihrer Stelle aufführen zu lassen. Am 25. März 1569 wurde vom Bischof von Assisi der Grundstein gelegt; Vignola hatte den Plan entworfen. Sie bildet ein lateinisches Kreuz mit drei Schiffen, die Kuppel ist eine Nachahmung von St. Peter; in ihrer ruhigen Majestät, erhebend und befriedigend zugleich — der gemeinsame Charakter des Kuppelbaues überhaupt — ist sie weithin ein herrlicher Schmuck der blühenden Landschaft. Unmittelbar unter der Kuppel, von ihrem senkrecht herabfallenden Licht übergossen, steht die Portiuncula, eine niedere steinerne Kapelle mit ziemlich stumpfem Giebel und zwei großen Bogenthüren, die eine an der Façade, die andere an der Seitenwand, darüber ein spitzes Thürmchen. Auf der Stirnseite dieser Kapelle führte Friedrich Overbeck i. J. 1829 im Auftrage des Cardinals Galeffi das Frescobild aus, welches die Verleihung des Ablasses darstellt. Es ist ein Werk, das den streng christlichen, tief katholischen Charakter

trägt, den der Meister all seinen Schöpfungen zu verleihen wußte, des genialen Mannes vollkommen würdig. Wir erblicken hier eine seiner vortrefflichsten Arbeiten; die sinnige Frömmigkeit, welche den Pinsel führte, leuchtet aus jedem Zuge; die Sorgfalt und Sicherheit der Zeichnung, die Harmonie der Gruppirung beurkunden eine ächt künstlerische Intention und kundige Hand. Es ist dieses Bild hier um so mehr an seinem Orte, als gerade hier in Umbrien die sehnsuchtsvolle, andächtige, gläubig-innige Kunst des Mittelalters ihre schönste Blüthe, einen Perugino und Raphael, hervorgebracht hat. Es stellt den seraphischen Franz dar, wie er, in Verzückung auf seinen Knieen liegend, die Offenbarung der Gnade empfängt; der Heiland erscheint, die allerseligste Gottesmutter steht an seiner Seite, umgeben von lobsingenden und musicirenden Engeln — das Ganze ist voll der tiefsten Bewegung, mit heiliger, himmlischer Ruhe gepaart.

Dritthalbhundert Jahre waren vorübergegangen seit dem Bau des imposanten Tempels, als das Erdbeben vom J. 1832, das ganz Umbrien verheerte, auch Santa Maria degli Angeli mit dem gänzlichen Untergange bedrohte. Von ganzen Ortschaften waren nichts als Trümmerhaufen übrig, in Foligno wurden gegen dreihundert Häuser zerstört; auch das hochgelegene Assisi blieb nicht verschont. Fast ein Vierteljahr hindurch dauerten die heftigen Erschütterungen nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen. Die Pfeiler, welche die ganze Wucht der Kuppel trugen, waren schon geborsten; man umgab sie mit Schienen und eisernen Klammern. Aber in der Morgenstunde des fünfzehnten März stürzten die vier großen Pfeiler des Langschiffes ein; die Wölbung des ganzen Schiffes stürzte nach, und bald war der größte Theil der Kirche in einen Trümmerhaufen verwandelt. Jeden Augenblick erwartete man jetzt den Fall der mächtigen Kuppel, die unfehlbar die Portiuncula zerschmettern mußte. Sie blieb stehen wie durch ein Wunder, obgleich sich verschiedene Risse an ihr zeigten. So wurde das liebe Kirchlein gerettet.

Nun wandte sich die ganze Bevölkerung Umbriens an den Papst mit der Bitte um Wiederaufbau der Kirche. Wiewohl die Regierung um dieselbe Zeit mit verdoppeltem Eifer die Arbeiten an der Paulskirche wieder aufgenommen hatte, befahl doch Gregor XVI., der für alle kirchlichen Unternehmungen ein großes Herz hatte, trotz der höchst schwierigen Zeitverhältnisse, daß Hand an's Werk gelegt werde. Eine Sammlung ward zu diesem Zwecke ausgeschrieben und die Leitung des Baues einer eigenen Commission übertragen, deren Vorstand der Cardinal Rivarola war; der Architekt der Paulskirche, A. Poletti, ward zum ersten Architekten und mehrere Andere zu Hilfsbaumeistern und Intendanten des Werkes ernannt. Der Neubau des ganzen Langschiffes wurde begonnen, der Dachstuhl flach gelegt, um den in der Nähe der Façade Stehenden den Anblick der Kuppel zu ermöglichen. Die neuen Arbeiten wurden in sorgfältigem Ziegelbau ausgeführt. Am 8. September wurde durch den damaligen Staatssecretär Cardinal Lambruschini, den Protector der Franziskaner von der alten Observanz, die feierliche Einweihung im Auftrage des Papstes vorgenommen.

In seiner letzten Krankheit ließ sich Franziskus von den Brüdern nach Portiuncula tragen. Noch einmal segnete er die Seinen und forderte sie auf, Gott zu loben, daß nun sein Hintritt bevorstehe. Er selbst stimmte den hundertzweiundvierzigsten Psalm an: „Mit meiner Stimme rufe ich zum Herrn“, ließ sich auf die Erde im Bußgewand legen und mit Asche bestreuen. Er bat, aus dem Evangelium den Abschnitt vorzulesen: „Vor dem Osterfeste, als Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, daß er aus dieser Welt gehen sollte zum Vater, der die Seinen in der Welt geliebt, liebte er sie bis ans Ende.“ Am Abende des 4. October 1226 schied seine Seele aus dem Leibe. Er war vierundvierzig Jahre alt geworden.[1])

1) Ueber die Berechnung des Todestages vgl. G. Voigt a. a. O.

Treuherzig erzählt Thomas von Celano: Ein nicht wenig berühmter Bruder und Jünger des Heiligen, dessen Namen ich jedoch glaube verschweigen zu müssen, weil er noch lebt und solcher Auszeichnung nicht gerühmt seyn will, sah die Seele des heiligen Vaters gerade auf in den Himmel sich erheben. Sie erschien fast so groß wie der Mond und an Glanz fast der Sonne gleich; ein leichtes Wölkchen trug sie. Die Lerchen, berichtet Bonaventura, sammelten sich alle auf dem Dache des Hauses und sangen Trauerlieder mit den Brüdern über dem Leichnam des Heimgegangenen.

Einer der schönsten Züge in dem lieblichen Bilde des Heiligen ist seine Liebe zu den Geschöpfen. Die ältesten und glaubwürdigsten Berichterstatter wissen nicht genug von dieser Liebe zu erzählen und von dem Gehorsam, mit welchen die Thiere ihm dienten. Wie lieblich ist es nicht, was Thomas von Celano berichtet: „Auf einer Reise durch das Thal von Spoleto kam der selige Vater Franziskus bei Bevagna an einen Ort, wo eine große Menge verschiedener Vögel, Tauben, Krähen, Finken beisammen waren. Bei ihrem Anblicke eilte der heilige Diener Gottes, von Eifer und Mitgefühl für die niederen und unvernünftigen Geschöpfe erfüllt, zu ihnen hin. Nicht wenig erstaunte er, als die Vögel nicht davon flogen. Da bat er sie denn, Gottes Wort anzuhören und sagte: Ihr Vögel, meine Brüder, lobpreisen sollt ihr den Herrn, eueren Schöpfer, und ihn stets lieben; denn er hat euch Federn zur Bekleidung und Schwingen zum Fliegen gegeben und Alles, was euch außerdem nothwendig ist. Er hat euch in der reinen Luft eine Wohnung bereitet und er sorgt für euch, ohne daß ihr säet und erntet. Da wurden die Vögelein sehr froh, streckten ihre Hälse empor, dehnten ihre Flügel und öffneten ihre Schnäbel, ihn anzuhören. Er ging in ihrer Mitte umher und berührte sie an ihren Köpfen und

---

S. 120, Rybka S. 26 und die Bollandisten l. c. p. 709. (Oktob.) II.

Leibern mit seinem Gewande. Zuletzt segnete er sie und nachdem er das Kreuzzeichen über sie gemacht hatte, gab er ihnen die Erlaubniß, fortzufliegen. Da warf sich der Heilige seine Nachlässigkeit vor, daß er nicht früher den Vögeln gepredigt habe." Den Schwalben gebot er Ruhe, da sie mit ihrem Gezwitscher ihn im Predigen störten; ein gefangenes Häschen flüchtete in seinen Schoß und wollte nicht mehr von ihm weichen. Auf dem See von Rieti warf er einen gefangenen Fisch, den der Fischer ihm geschenkt hatte, wieder ins Wasser; dieser spielte so lange um sein Schifflein, bis der Heilige ihn segnete und fortschwimmen hieß. Acht Tage lang kam in die Nähe seiner Zelle eine Cicade und ermunterte durch ihren Gesang den Diener Gottes zu dessen Lob; erst als er sie entlassen, entfernte sie sich. Den „Bruder" Wolf, der die Umgebung von Gubbio verheerte, mahnte er, abzulassen von seinen bösen Thaten, da man ihn ernähren wolle; der Wolf senkte den Kopf und legte seine Tatze in die Hand des Heiligen als Handschlag und Bekräftigung, von da an wurde er von den Bewohnern abwechselnd wie ein treuer Hund ernährt. Vor allen Thieren aber liebte er die Lämmer als Sinnbild der Demuth unsers Heilandes; er kaufte Lämmlein um den Preis seines Mantels dem Metzger ab, ja, als er ein Lamm sah, das unter Ziegen und Böcken weidete, hatte er Mitleid mit ihm und nahm es zu sich. Den Bienen gab er Honig im Winter, selbst den Wurm am Wege schob er zur Seite, damit er nicht zertreten würde. Die Blumen lud er ein, den Schöpfer zu preisen, Feld und Wiesen, Saaten und Weinberge forderte er zu Gottes Lob auf. Alle Geschöpfe nannte er seine Geschwister, denn, setzt Thomas von Celano bei, „in einer besonderen, Anderen unverständlichen Weise schaute er mit scharfem Auge deren innerste Natur, da er schon zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes gekommen war." Zu Greccia veranstaltete er auf Weihnachten die Krippenfeier. Heu wurde herbeigeholt und Ochs und Esel stehen an der Krippe. Mit Fackeln

strömte das Volk herbei, die Nacht wird lichthell, der Wald hallt wieder von Lobliedern; das Hochamt wird gehalten, Franziskus (seine Demuth hatte ihm nicht gestattet, die Priesterweihe zu empfangen) als Diakon singt das Evangelium und hält die Predigt. Beim Namen Bethlehem blöckte er wie ein Lämmlein, beim Aussprechen des Namens Jesu leckte er die Lippen, als habe er Honig darauf. Seine Einfalt fürchtete nicht den Spott.

Lieblich klingt die Beschreibung dieser Feier durch den „Knappen Lamprecht“ [1]) (vor 1272):

Nue was ein guot edelman
in der gegene, hiez Johan.
zuo dem sprach er: „wil dû
daz ich die wîhnachten nû
dâ zu Gretze bestê
und da die hochgezît begê
der geburtlichen tage,
sô bereit daz ich dir sage,
wände ich wil dâ begên,
wie das kint von Betlahen
lac nâch menschlicher sippe
ûf höuwe in einer krippe
und wie ob demselben kinde
ein esel stuont mit einem rinde“.
der guot man dâzuo bereite
swaz im sant Francisk vor seite,
nu dô die wihenahten quâmen,
die liute grôze kerzen nâmen
vackeln unde ander licht
und wart diu naht dâ alsô licht
sam ob es tac waere:
des wart diu hôhzît wunnebaere,
diu krippe was bereitet,
das höuwe drin gespreitet,
rint und esel was dar brâht.
davor stuont mit andâht

1) Erste Ausgabe von Weinhold. Paderborn 1880. S. 163.

sant Francisk der guote
riuwic, doch mit frôwem muote.
ob der krippen man messe sanc,
daz liute dârumbe vaste dranc.
nu het der heilige man
eins diaken gegerwe an
und las das ewangeli dâ
und predigete dârnâ,
von Betlahen und von dem kinde,
von dem esel und von dem rinde.
sô er Betlahen dâ nante,
sin rehtiu sprâch sich dâ verwante
und bloeget als ein lembelin.
und swenn er das kindelin
nennen solde Jesu Christ,
so leckete er in der frist
mit der zungen daz wort,
als ob er honiges haet gekort.
das tet er rehte ône scham,
so süeze was im Christes nam.

In diesem tiefen sympathischen Zuge zur Natur, der durch das Leben des Heiligen hindurch geht, dasselbe wie ein duftiges Aroma umweht und ihn uns so liebreizend erscheinen läßt, wirft seine liebevolle Seele ihren Reflex auf ihre Umgebung und die gesammte Schöpfung. Es erinnert dieß an die Erzählungen von den Einsiedlern in der Wüste, denen die Thierwelt sich liebend und dienend nahte. Manches läßt sich recht gut natürlich erklären; fühlt doch das Thier instinktiv, wer es gut mit ihm meint. Ob Alles? Dieß dürfte sich kaum durchführen lassen. Es sind höhere Mächte, die hier walten, Zustände aus dem verlorenen Paradies, die in dieser paradiesischen Seele wieder mit Macht ans Tageslicht treten. Ueberwältigt von der geheimnißvollen Kraft, die von diesem Kinde Gottes ausging, hören die Geschöpfe auf seine Rede, thun sie, was er sie heißt, blicken sie auf zu ihm als ihrem Herrn.

Die allgemeine Wesenliebe, welche Neuere bei Buddha so anziehend und liebenswürdig finden, erscheint hier bei

St. Franziskus in ihrer ganzen Naivetät, Wärme und Wahrheit. Aber sie hat das Erniedrigende, Unwahre, Verzerrte abgestreift, das den Geist abstößt, das sittliche Gefühl verletzt, den Geschmack beleidigt, wenn dadurch der Mensch dem Thiere gleich, ja unter das Thier gesetzt werden soll. Buddha gibt sich dem hungernden Tiger hin zur Beute; da dieser, von Entbehrung erschöpft, ihn zu zerreißen zu schwach ist, ritzt er sich die Ader, tränkt ihn mit seinem Blute, um ihn so zu stärken, daß er ihn dann zerfleischen kann.

Franziskus dagegen gebietet dem Wolf Frieden und wehrt es ihm, in Zukunft Lämmer zu zerreißen. Da tritt denn der ganze Unterschied an den Tag; dort der Mensch eine Beute des Thieres, hier das Thier, das ehrfurchtsvoll dem Menschen, dem König der Schöpfung und der Thierwelt, gehorcht. Die Liebe zu den Thieren bei Franziskus ist der Wiederschein heiliger Gottesliebe, die Wesenliebe des Buddha ein dämonisches Aufleuchten ehedem großer, durch atheistischen Wahn entstellter Ideen, eine Carricatur des Christenthums. So ist nun einmal die Welt; einen Franziskus verachtet man als Schwärmer und Idioten, einem Sakya-Muni zu huldigen erachten Viele als besonderes Siegel vorurtheilsfreier Geschichtsanschauung und philosophischer Bildung.

Ueberall gründet man nun Thierschutzvereine, selbst in Italien, wo sie mehr als anderswo nothwendig sind und Regierung wie Klerus sich schwerer Unterlassungssünden schuldig gemacht haben. Franziskus mit dem Lamme, das ist so recht der Patron dieser Vereine, die durch ihn dem Boden bloß humanitärer und darum unwirksamer Bestrebungen entnommen, in den Umkreis des kirchlichen Lebens verpflanzt werden, wo sie Gedeihen finden und reiche Früchte tragen. Keiner hat so wie er die Symbolik der Thierwelt verstanden, und darum die göttlichen Gedanken geahnt, die der Schöpfer in ihr dargestellt hat. Und er hat in seiner Liebe zu den Thieren ihre Erlösung von dem Fluche der Sünde, unter dem auch sie seufzen (Röm. 8, 23), anticipirt.

Aus dieser allgemeinen Wesenliebe ist der Sonnengesang des seraphischen Heiligen hervorgegangen.[1])

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre
Und jegliche Benedeiung
Dir allein gebührt sie
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Gepriesen seist du, Gott, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit dem edlen Bruder Sonne,
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht
Und er ist schön und strahlend mit großem Glanze
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Schwester Mond und die Sterne
Am Himmel hast du sie geformet, klar und kostbar und schön.
Gepriesen seist du, mein Herr, durch Bruder Wind
Und Luft und Wolken und heitere und jede Witterung,
Durch welche du deinen Geschöpfen Erhaltung schenkest.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Schwester Wasser,
Das sehr nützlich ist und demüthig und köstlich und keusch.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Bruder Feuer,
Durch welches du die Nacht erhellest,
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch unsere Schwester Mutter Erde,
Die uns ernährt und trägt,
Und mannigfaltige Früchte hervorbringt und farbige Blumen und Kräuter.
Gepriesen seist du, mein Herr, durch jene, welche verzeihen aus Liebe zu dir,
Und Schwachheit dulden und Trübsal,
Selig jene, welche sie bestehen in Frieden,
Denn von dir, Allerhöchster, werden sie gekrönt werden.
Gepriesen seist du, mein Herr, durch unsere Schwester den leiblichen Tod,
Dem kein lebendiger Mensch entfliehen kann,

1) Vgl. Böhmer, Romanische Studien. Halle 1871.
Altissimu, omnipotente bon Signore,
Tue son le laude, la gloria e l'onore
E onne benedictione
A te solu se confano
E nullo omo è dignu Te mentovare. etc.

Wehe jenen, die in einer Todsünde sterben,
Selig jene, welche sich finden in deinem heiligsten Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen kein Uebel thun.
Lobet und preiset meinen Herrn und danket,
Und dienet ihm in großer Demuth.

Nach der Ordenstradition hat St. Franziskus die Strophe von den Friedfertigen seinem Gesange hinzugefügt, als er diesen zur Beilegung eines Rechtsstreites zwischen dem Bischof und Podestà von Assisi von seinen Jüngern absingen ließ. Die letzte soll er im Gefühle des nahenden Todes gesprochen haben. Der Zusatz durch fremde Hand an diesem Orte ist auch ganz unwahrscheinlich.

Die Fassung dieses Gesanges stammt offenbar aus einer späteren Zeit; aber der seraphische Geist weht in ihm. Die Poesie ist nicht an den Vers gebunden; und so ist der Sonnengesang dennoch das Werk des großen Heiligen, der in ihm sein innerstes Leben ausströmte und den Kundigen unter seinen Jüngern, vielleicht dem ehemaligen Troubadour Fra Pacifico, einst „König der Verse“ genannt, es überließ, die Form zu finden. —

Es war mir nicht vergönnt, den Berg Alvernia zu besteigen, den

. . . crudo sasso intra Tevere ed Arno

wo der Heilige

Da Cristo prese l'ultimo sigillo,
Che le sue membra due anni portarno.[1])

Die Stigmatisation des Heiligen schildert der erste Berichterstatter, Thomas von Celano (1227), also: „Während seines Aufenthaltes in der Einsiedelei, die nach dem Orte, wo sie sich befindet, Alvernia heißt, zwei Jahre bevor er seine Seele dem Himmel übergab, sah Franziskus in einer

1) Dante, l. c. XI. 106.

Den harten Fels gelegen zwischen Arno
Und Tiber, wo er Christi letztes Siegel,
Das seine Glieder dann zwei Jahr lang trugen,
Empfangen.

himmlischen Erscheinung einen Menschen über sich schweben, ähnlich einem Seraph, der sechs Flügel hatte und mit ausgespannten Armen und aneinander geschlossenen Füßen an's Kreuz geheftet war; zwei Flügel erhoben sich über seinem Haupte, zwei breiteten sich aus wie zum Fluge, zwei bedeckten den ganzen Körper . . . Aengstlich dachte er über die Bedeutung der Erscheinung nach; während er so sich fruchtlos abmühte und sein Herz von der außerordentlichen neuen Erscheinung tief ergriffen war, begannen an seinen Händen und Füßen die Zeichen der Nägel sichtbar zu werden, gerade so, wie er es kurz vorher an dem Gekreuzigten gesehen hatte. Seine Hände und Füße schienen in der Mitte mit Nägeln durchbohrt, an der inneren Fläche der Hände und oberhalb der Füße zeigten sich die Köpfe der Nägel, auf der entgegengesetzten Seite dagegen deren Spitzen. Innen an den Händen waren nämlich diese Zeichen rund, außen länglich, und man sah warzenähnliche Erhöhungen über dem Fleische, gleich als wäre es das gekrümmte und umgeschlagene Ende der Nägel. In derselben Weise, ebenfalls über das übrige Fleisch erhaben, waren seinen Füßen die Zeichen der Nägel aufgedrückt. Und die rechte Seite hatte eine Narbe, wie wenn sie von einer Lanze durchstochen wäre; aus dieser Seite floß oft Blut, so daß häufig seine Kleider mit Blut benetzt wurden."

Aehnlich erzählt die zweite, etwas jüngere Quelle (1247), der Bericht der drei Genossen[1]) und Bonaventura (1263). Rufinus hat nach Thomas von Celano die Seitenwunde berührt, Elias die Wunden gesehen, eben so viele Brüder und vieles Volk nach seinem Tode haben sie gesehen und geküßt. Nach Bonaventura haben mehrere Brüder ihr Zeugniß durch einen Eid bekräftigt. Elias, der bei seinem Tode zugegen war und in seinem Schreiben als Generalvikar den Tod den Brüdern in Frankreich meldet, berichtet selbst die Thatsache, und Bruder Leo erzählte sie auch später dem Bruder Salim-

1) Tres Socii, Leo, Rufinus, Angelus.

bene[1]) als Augenzeuge. Alexander IV. erklärte öffentlich in einer Predigt, der Bonaventura beiwohnte, bei Lebzeiten die Wunden gesehen zu haben. Ist die Stigmatisation kein übernatürlicher Vorgang, dann stehen wir vor einem noch ungelösten Räthsel.[2])

Es war der Lohn seines Liebesleidens, das ihn ganz mit dem Herrn geeint hatte. War es doch sein so oft wiederholtes Wort:

> **Tanto è grande il ben, che aspetto,**
> **Ch'ognun pena m'è diletto[3]). — —**

Schon wurden die Schatten länger, die Nacht sank, nicht durch eine lange Abenddämmerung vorbereitet wie bei uns im Norden, schon in das Thal hernieder. Wir mußten aufbrechen. Doch ehe wir Abschied nahmen, führte uns ein Diener der Brüder — die reformirten Franziskaner halten Wache am Heiligthum der Portiuncula — noch in den Klostergarten und zeigte da ein weites Gehege mit einem Flore schöner, üppig blühender Rosen. In einer langen, dunkeln Winternacht, erzählte er, da St. Franziskus im Gebete lag vor seinem Herrn, nahete ihm der Feind mit jener Versuchung, die auch der heilige Apostel Paulus erfahren hat. Der Heilige erschrack heftig und ward tief betrübt. Doch alsbald erhob er sich, eilte hinaus auf den freien Plan hinter der Einsiedelei und wälzte sich in den Dorngebüschen, die dort sehr hoch und dicht wuchsen, dergestalt, daß sie mit seinem Blute ganz gefärbt waren. Zitternd vor Kälte und Schmerzen sah er plötzlich ein helles Licht, das ihn umstrahlte, die Dornenhecken waren in schöne, blühende Rosenbüsche umgewandelt und sein Ohr vernahm süße Engel-

---

1) p. 79.

2) Hase a. a. O. S. 131. Sein und Voigt's (a. a. O. S. 55) Erklärungsversuch durch Betrug des Bruder Elias ist eine ebenso große Absurdität als jener der Pharisäer für die Auferstehung des Herrn.

3) So großes Gut ist's, darnach ich trachte,
Daß alle Qual für Wonne ich erachte.

stimmen. Ein Frescogemälde in einer Seitenkapelle von Santa Maria degli Angeli, la Capella delle Rose genannt, hat diese Sage künstlerisch dargestellt. Die Rosenblätter tragen wirklich dunkelrothe Flecken, als wären sie mit Blut bespritzt; eine ähnliche Art soll in der Gegend nicht vorkommen.

Jedenfalls liegt dieser Erzählung eine tiefe Wahrheit zu Grunde. Die Rosen des hl. Franziskus umgeben in schönem Kranze das Heiligthum, wo er Gott schaute und der Herr zu seiner Seele sprach; aber mit Blut hat er sie begossen und aus Schmerzen sind sie hervorgewachsen. So müssen die Rosen heiliger Liebe ein Herz umkränzen, wenn Gott in ihr Wohnung nehmen und vertrauten Umgang mit der Seele pflegen soll, aber das Blut der sinnlichen Natur muß erst fließen und der Schmerz der Selbstverläugnung sie groß ziehen.

Viele Jahre sind verflossen, seit ich Assisi und Portiuncula zum ersten Male sah; mehr als ein Menschenleben, der größte Theil meines Lebens mit seinen Arbeiten und Sorgen, vielen schmerzlichen Erfahrungen und wenig freudigen Erlebnissen liegt dazwischen. Denn so ist ja das Menschenleben. So oft ich diese längst vertrockneten, blutig gezeichneten Rosenblätter ansehe, die ich dort einst pflückte, erzählen sie mir von Assisi, Portiuncula und der seraphischen Liebe des hl. Franziskus.

Ei sant Francisk, heiliger man,
daz wir din nu niht enhan!
du haete den wâren wizzentuom,
du fluhe den werltliche ruom,
dîn leben was einvalt
dîn tugent was manecvalt,
dâvon du nû ze himel bist.
nu bit umb uns sündaere,
daz wir sünden werden laere,
den süezen herren Jesu Christ,
in disses broeden libes frist.[1])

1) Lamprecht a. a. O. S. 128.

H.

LXXIV.

Die Stellung des Opportunismus zum Socialismus in Frankreich.

Was Adam Smith für die Volkswirthschaft war, das war Edmund Burke für die Staatskunst oder die innere Politik. Er hat den Opportunismus in eine Art von negativem wissenschaftlichen System gekleidet, das gleich jenem seines berühmten Zeitgenossen seine Wurzel in dem Ueberwiegen der Naturwissenschaften jener Epoche hatte. Adam Smith war es gelungen, von einfachen Principien ausgehend über die wirthschaftlichen Bewegungen und besonders über die Fragen betreffend die Anhäufung und Vertheilung des Reichthums eine Wissenschaft zu deduciren, die alsbald ihre praktische Anwendung in den Handels- und Finanzangelegenheiten fand. Burke's Theorie bestand dagegen in dem Nachweis, daß die Politik keine Wissenschaft seyn könne, weil alle Zweige derselben empirisch seien. Man dürfe nicht im Wege der Deduktion von dem Grundsatze einer einmal erkannten Wahrheit auf concrete Fälle herabgreifen, wie es jene Nationalökonomen zu thun in der Lage sind. Der Zweck des Gesetzgebers sei nicht die Wahrheit, sondern die Zweckmäßigkeit. Die politischen Principien müssen fortwährend modificirt werden, um sie der Praxis anzupassen, während man niemals die Praxis seinen Principien opfern dürfe. Principien seien im besten Falle nur das Ergebniß der menschlichen Vernunft, während die poli-

tische Praxis mit der menschlichen Natur und menschlichen Leidenschaften zu thun hat, von denen die Vernunft nur einen Theil ausmacht. Es gibt keine Wissenschaft der Politik, folglich können auch keine Errungenschaften derselben in der Praxis angewandt werden. Wenn uns die Geschichte von gewissen Einrichtungen berichtet, welche in einem Lande zu dessen Blüthezeit bestanden, so ist eine irrthümliche Lehrmeinung leicht geneigt, letztere mit ersteren in Verbindung zu bringen und von ihnen abhängig zu machen. Es können aber sehr wohl zwei Erscheinungen zu gleicher Zeit in einem Volke bestehen, ohne daß die eine die Ursache, die andere die Wirkung zu seyn brauche. Z. B. meldet der Chronist, in den ersten Perioden Roms herrschte unter den Bürgern allgemein der Sinn für Frömmigkeit und Sittlichkeit; ebenso war Tapferkeit die nationale Tugend, welche unstreitig in ihrem kriegerischen Gewande die Größe Roms herbeiführte. Nun folgert der moderne Geschichtsphilosoph daraus, daß die römische Tapferkeit und Größe die Wirkung, und die römische Frömmigkeit und Sittenreinheit die Ursache gewesen sei, und verallgemeinert die so gewonnene Entdeckung, indem er den Satz aufstellt, daß Frömmigkeit und Moral die Vorbedingungen zur nationalen Größe seien. Nichts kann nach Burke falscher seyn als diese Schlußfolgerung. Da die Blüthezeit Roms in eine Zeit fiel, als seine Bürger längst ihre Religion und Moral aufgegeben hatten, so müssen in jener früheren Periode andere Faktoren, vielleicht ethnischer und lokaler Natur mitgewirkt haben, welche die römische Virtus schufen, die zur Kaiserzeit noch ebenso mächtig war, als in den ersten Tagen der Republik.

Burke bezeichnet als allgemeine Richtschnur des politischen Handelns die öffentliche Meinung. Die ganze Kunst des Staatsmannes bestehe darin, die Mittel aufzufinden, wodurch gewisse Zwecke erreicht werden, die von dem allgemeinen Willen des Volkes getragen werden. Dieser allgemeine Wille wird sich mit der Idee des Zeitalters decken,

welche zur Geburt drängt. Sie hat sich entweder schon gebildet oder der Staatsmann entdeckt frühzeitig ihr beginnendes Regen und bringt sie gegenüber veralteten Strömungen zur Herrschaft der Geister und zur praktischen Anwendung.

Edmund Burke war der eigentliche Stifter der opportunistischen Schule, der mehr oder weniger alle modernen Staatsmänner angehören. Einer ihrer glänzendsten Repräsentanten war Gambetta, in dessen Reden wir Anklänge an Burke'sche Reden immer wieder finden. Aber Burke's „öffentliche Meinung" war in seiner Vorstellung die Meinung der Bourgeoisie; Burke's und Adam Smith's „Volk" war die Bourgeoisie. Dem französischen Opportunismus der Gambettisten erstand nun die schwerere Aufgabe, mit einem neuentstandenen politischen Faktor, mit dem Proletariat rechnen zu müssen. Obgleich die Bourgeoisieherrschaft hier das allgemeine Wahlrecht adoptirt hat, so wollte sie doch den Kapitalbesitz als erstes politisches Kampf- und Machtmittel nicht bedrohen lassen und zeigte sich nicht sehr geneigt, den Forderungen der allgemeinen Meinung, sobald sich diese außerhalb des Kreises der herrschenden besitzenden Klasse gebildet hatte, Folge zu leisten.

Gambetta erkannte die Forderung der Zeit richtiger, und er beschloß, sich mit derselben abzufinden. Sein berühmter Ausspruch: „es gibt keine sociale Frage, sondern eine ganze Menge von socialen Fragen", enthält zugleich das socialistische Programm des Opportunismus. Man wollte in einzelnen Fällen, wo die Nothstände brennend geworden waren, durch die Gesetzgebung in das wirthschaftliche Leben eingreifen, im Uebrigen aber die Physiokratie mit ihrem System nach wie vor walten lassen. Wir sehen also, Gambetta hatte die Reformpläne Bismarck's und Taaffe's vorweg genommen und es ist nicht zu bezweifeln, daß er eine Reihe socialer Gesetze durchgeführt hätte, wenn er länger die Regierung in Händen behalten hätte.

Es ist unglaublich, was für eine Unmasse von Vorlagen, Petitionen und Anträgen über Schutzgesetze der Arbeiter im Bureau der Deputirtenkammer begraben liegen. Gehört doch die Emancipation des vierten Standes zum politischen Sport, an dem sich alle Parteien betheiligen. Diejenigen Vorlagen, welche auf Gambetta's specielle Veranlassung ausgearbeitet wurden, haben unter dem jetzigen Ministerium natürlich die meiste Aussicht, wieder hervorgeholt zu werden. Unter ihnen ist von besonderem Interesse diejenige über die Errichtung von Arbeiterkammern und über die Haftpflicht und Unfallversicherung.

Erstere wurde am 14. Januar 1882 in die Kammer eingebracht und sofort in einer Commission begraben. Sie bestand aus 6 Sektionen. Die Formation der Arbeitskammern soll durch ministerielles Dekret nach dem Gutachten des Departementalrathes des Departements erfolgen. Die Zusammensetzung ergänzte sich aus der Wahl aller incorporirten und nicht incorporirten unbescholtenen Arbeiter des Bezirks. Um wählbar zu seyn, muß der Candidat mindestens 25 Jahre alt seyn und 5 Jahre lang praktisch in einer der in der Kammer vertretenen Profession gearbeitet haben. Die Organisation sollte in einem von den Mitgliedern aus ihrer Mitte erwählten Präsidenten, einem Sekretär und einem Schatzmeister zur Leitung der Verhandlungen und Geschäfte bestehen. Außerdem erhalten die Kammern die Rechte juridischer Personen. Die Befugnisse bestehen darin, der Regierung ihre Ansichten vorzulegen über die Mittel, das Loos der Arbeiter zu verbessern und das Gedeihen der Industrie ihres Ressorts zu vermehren. Sie correspondiren direkt mit dem Ministerium des Handels, der Arbeit und der Colonien und werden von diesen über alle wirthschaftlichen Fragen, welche Industrie und Arbeit interessiren, befragt. Das Budget der Arbeiterkammern wird durch einen Aufschlag auf die Gewerbesteuer aufgebracht. Eine passende Lokalität hat das Departement zu gewähren.

Die Vorlagen über das Haftpflicht- und Unfallversicherungsgesetz wurden während der kurzen Zeit des großen Ministeriums von Felix Faure, Unterstaatssekretär im Handelsministerium, ausgearbeitet. Nach der ersteren sollte der Chef jeder Unternehmung für den Schaden haftbar seyn, welcher einem Arbeiter oder Angestellten bei der Arbeit zugestoßen ist, möge der Unfall durch das Gebäude, die Art und Weise des Betriebes, das angewandte Werkzeug, oder durch die Arbeit selbst entstanden seyn. Für alle Fälle sind bestimmte Werthgrenzen der Entschädigung aufgestellt. Hand in Hand mit diesem Gesetze sollte die Herstellung einer Versicherungskasse unter staatlicher Garantie erfolgen, zu dem Zwecke, die Chefs der industriellen, landwirthschaftlichen und commerziellen Unternehmungen gegen die Risikos der Haftpflicht beim Unfall sicher zu stellen. Alle Industrien werden nach dem Grade ihrer Gefährlichkeit in 5 Kategorien eingetheilt, und jedes versicherte Etablissement einer dieser Kategorien in drei Unterklassen. Hiernach wie nach der Summe der Arbeitstage werden die Prämien normirt. Es fungiren zwei Kassen mit gemeinschaftlichem Versicherungskapital neben einander. Die eine schützt vor dem Risiko der Haftpflicht den Unternehmer; die zweite die Arbeiter vor dem Risiko des Unfalls.

Die neuesten socialistischen Pläne, mit welchen Ferry und Waldeck-Rousseau an die Oeffentlichkeit getreten sind, haben ihren Ursprung auch jedenfalls in dem Kopfe Gambetta's gehabt. Unmittelbar nach dem 18. März d. J. erschien ein ministerieller Erlaß, durch welchen eine außerparlamentarische Enquête-Commission einberufen wurde, welche die Mittel entdecken und prüfen soll, wie man die Arbeiter am Unternehmergewinn betheiligen und wie man Corporativassociationen die Möglichkeit gewähren könne, ohne Vermittlung von Kapitalisten Arbeiten zu unternehmen, das heißt, wie man den gesammten Gewinn unverkürzt den Mitgliedern der Genossenschaft zuwenden könne. Bei der Eröffnung der

Sitzungen dieser Commission hat Waldeck-Rousseau in einer längeren Rede sein sociales Programm entwickelt. Es beschränkte sich indessen auf Darlegung allgemeiner Principien und Tendenzen, ohne die Grundzüge einer praktischen Ausführung anzugeben. Er sagte u. A.: „Die sociale Wissenschaft besteht darin, die Mittel zu suchen, durch welche man die Beziehungen unter den Interessen, ihren Mechanismus, ihren gegenseitigen Zusammenhang erleichtern kann.“ Beiläufig gehört diese Beschäftigung eigentlich schon mehr zum Empirismus oder zum angewandten Socialismus als zur reinen Wissenschaft desselben.

Waldeck-Rousseau sieht die Lösung des Problems in Herstellung der Association en participation und der Participation des ouvriers aux bénéfices de l'entreprise. Nun sind aber diese Ideen keineswegs neu. Sie haben vielmehr in unzähligen Versuchen bereits zeitweise Fleisch und Leben angenommen. Aber die Geschichte der Arbeiterassociationen lehrt, daß sich dieselben als unpraktisch erwiesen. Die große Mehrheit derselben gingen zu Grunde, nicht in Folge des Mangels an Arbeit und Kapital, sondern des Mangels einer guten Direktion.

Die Wissenschaft des Socialismus will den Beweis erbracht haben, daß die Associationen neben privatkapitalistischem Industriebetriebe überhaupt nicht bestehen können. Sie fordert die Verstaatlichung und den Betrieb durch Associationen von sämmtlichen Industrieen und Gewerben, die dann durch das Band solidarischer Interessen geregelt werden können, also in verschleierter Weise das gemeinschaftliche Eigenthum der Arbeitsmittel. Dieses Experiment ist nun allerdings noch niemals gemacht. Die Probe seiner praktischen Möglichkeit ist ebensowenig erbracht, wie der Beweis seiner Unausführbarkeit. Aber die Thatsache haben alle Versuche auf diesem Gebiete ergeben, daß das Mittel noch nicht entdeckt ist, Associationen unter einem privatkapitalistischen Wirthschaftssystem lebensfähig zu erhalten.

Die Vorläufer der modernen socialen Wissenschaft, die communistischen Staatsromane **Utopia**, **Civitas solis**, **Nova Atlantis** und **Oceana** spielen alle in einem abgeschlossenen Staat, in einer kleinen Welt für sich. Wenn Saint-Simonisten, Phalanstériens, Mutuellisten, Positivisten, oder der Belgier Colins und der Engländer Owen mit mehr oder weniger Erfolg Gemeinschaften, Schulen und Orden gründeten und eine Zeit lang prosperiren ließen, so war das auf ganz besondere Vorbedingungen zurückzuführen, nämlich auf das Genie ihrer Gründer und Leiter und auf den zufälligen Besitz von Kapital. Waren diese verschwunden, dann ging es auch mit den communistischen Associationen zu Ende.

Auch gegenwärtig finden zwei wissenschaftliche Systeme ihre versuchsweise praktische Anwendung in Frankreich. Dem ersten Anschein nach sind beide Antipoden, bei näherer Betrachtung haben die Schulen Le Play's und Charles Fourier's viele Berührungspunkte. Erstere will das Problem jeder Corporativassociation: wie ist eine einheitliche und geschickte Leitung der Produktion und Organisation des communistischen Besitzes darzustellen? dadurch lösen, daß sie die patriarchalische Autorität wiederherstellt. In den katholischen Arbeitercercles wird die Arbeit durch ein sittliches (religiöses) und ein materielles Band mit dem Kapital verknüpft. Das materielle Band besteht in Schutz, Hülfe und Antheilnahme an dem Reingewinn und Besitz der Corporation. Dieses Band wird aber geregelt und in Kraft erhalten durch jenes höhere sittliche Band. Es wird ein corporatives Patrimonium gebildet, in welchem drei Elemente vertreten sind: Arbeiter, Patrone und Ehrenprotektoren. An der Spitze dieser Bewegung steht die Blüthe des legitimistischen französischen Adels, die Grafen de Mun, Latour du Pin, die Herren de la Salmonière, de Marolles, de l'Epinay, Benoist-d'Azy. Ferner der Abbé Chauleur, Auguste Roussel, Redakteur des „Univers" und viele andere Namen von Be-

deutung. Erst kürzlich hat ihr jährlicher Congreß in Paris getagt. In einzelnen Gegenden machen die katholischen Cercles den Socialisten aller Schattirungen lebhafte Concurrenz. Ihre Gründungen sind stellenweise blühend. Im Kohlengebiet von Montceau und Creuzot haben sie mit der anarchistischen Propaganda schwer zu kämpfen. Die Beschränkung der individuellen Freiheit zu Gunsten der communistischen Autorität, welche die conditio sine qua non von allen Gemeinschaften ist, erscheint dem uneingeweihten Publikum hier als eine größere Härte, weil die sittliche Gliederung religiöse Formen angenommen hat.

Charles Fourier will ebenfalls drei Elemente in der Association vertreten wissen. Er gab die wissenschaftliche Formel aus: Association der Arbeit, des Talents und des Kapitals. Das Talent ist aber in diesem Falle nicht etwa die größere oder geringere Fertigkeit des Handarbeiters, sondern die Fähigkeit, eine industrielle, commercielle und financielle Unternehmung zu leiten. In der Regel legen die Arbeiter nicht den richtigen Werth auf das Talent der Direktion. Sie verstehen das Talent nicht zu erkennen, oder wenn sie es gefunden haben, wollen sie ihm nicht die hervorragende Stellung und eine seinen geleisteten Diensten entsprechende Remuneration zugestehen. Endlich täuschen sie sich auch zuweilen in dem Gegenstande, dem sie ihr Vertrauen geschenkt haben. Das sind Gründe, warum schon so viele Cooperativgesellschaften der Produktion, der Consumtion und des Credits gestrandet sind. Gegen diese Uebelstände hat Fourier so wenig wie irgend ein anderer socialistischer Denker ein Heilmittel entdeckt. Zwar sind einige Unternehmungen nach Fourier'schen Grundsätzen gegründet und sollen sie augenblicklich noch mit großem Erfolge operiren. So in Paris das Haus der Peinture en bâtiment, gegründet von Leclair und in Guise (Aisne) die Association des Familistère, organisirt durch Godin; beide sind Schüler Fouriers. Es bleibt aber abzuwarten, welcher Antheil der

Ursache des Gedeihens auf das Genie und die Mittel der Gründer, und welcher Antheil auf den Werth des Systems kommt.

In der außerparlamentarischen Commission hat man diese letzteren Versuche zum Ausgangspunkte der vorzuschlagenden Associationsgesetzgebung genommen. Man hat zunächst die Definition der Cooperation dahin festgestellt, daß sie ein System der Vereinigung sei, welches den kapitalistischen Unternehmer der Produktion, des Austausches, d. h. des Handels und des Credits beseitigt und an seine Stelle die Association der Arbeiter und der Kapitalisten setzt. Auch von den in England gemachten Versuchen, in die Cooperativassociationen auch gleichmäßig die Consumenten, also die Kaufleute oder Vereine, welche die Manufakte kaufen, oder die Besitzer, welche die Häuser bauen lassen, eintreten zu lassen, wurde Kenntniß genommen, dieselben aber nicht als praktisch anerkannt.

Waldeck-Rousseau's Idee über die Theilnahme-Association deckt sich mit einem Gesetz, welches bei gleicher Situation die Beziehungen der Arbeit, des Talents und des Kapitals organisirt. Wahrscheinlich wird sich daraus eine neue Form entwickeln, welche in einer Combination zwischen Commandit-, anonymer- und Theilnehmer-Association besteht.

Alle Cooperativassociationen können nur auf einer communistischen Grundlage errichtet werden. Die Grenzen zum Collektivismus sind kaum mehr einzuhalten. Trotz der vielen socialistischen Gruppirungen in Frankreich darf behauptet werden, daß die Masse der Arbeiter der Association abgeneigt ist. Die Liebe zu einem kleinen Eigenthum, der Sinn zum Sparen ist ein tiefer Gemüthszug unter den Franzosen überhaupt und unter den arbeitenden Klassen im Besondern. Im französischen Nationalcharakter liegt zwar das Schwanken der Empfindungen von einem Extrem zum andern. Der Rührung folgt rasch der Spott, und neben der Leidenschaft des Erwerbens und Sparens erwacht rasch die des Börsen-

spieles oder des Chauvinismus. Neben dem besonders ausgebildeten Sinn für das Praktische schlummert unter dünner Decke die süße Begeisterung für alle Utopien. Wenn man indessen die neuesten Arbeiterbewegungen verfolgt hat, namentlich die Strikes und das Verhalten der Syndikate, so kommt man zu dem Schlusse, daß der Sinn für die Praxis weitaus die Oberhand behalten und daß gerade die vielen Versuche der Associationen dazu beigetragen haben, den Nimbus derselben zu zerstören. Bei vielen früheren Theilnehmern ist die Illusion verschwunden und die Zahl der Enttäuschten ist nicht gering.

Es ist bekannt, daß fast alle Arbeiter in Frankreich in ihren verschiedenen Gewerbzweigen und Abgrenzungen Corporationen bilden, die ihre Arbeiter-Syndikate wählen, welchen gegenüber sich die Unternehmer ebenfalls vereinigt haben und sogenannte Syndikate der Patrone eingerichtet haben. Die professionellen Syndikate der Arbeiter oder corporative Gesellschaften sind genau das Gegentheil der Cooperativgesellschaften. Die ersteren haben den Schutz der Interessen der Lohnarbeiter zum Zweck und wollen das Lohnsystem aufrecht erhalten, welches die letzteren gerade unterdrücken wollen, um an die Stelle des Lohnes die Theilnahme am Gewinne zu setzen. Die sociale Wissenschaft ist allerdings geneigt, die Cooperation als die vollendetere Form anzuerkennen, zu welcher sich nach dem Gesetze des Fortschrittes das Lohnsystem nach und nach entwickeln müsse. Wir stellen dagegen die Frage, ob nicht auch beim Lohnsystem eine Form hergestellt werden kann, welche ebenfalls eine gerechte Vertheilung des Gewinnes gestattet und welche sogar mit einer gewissen Antheilnahme an letzterem verbunden werden kann?

Das Lohnsystem schließt nur eine Ungerechtigkeit ein, wenn, wie es jetzt meistens der Fall ist, der Unternehmer dem Arbeiter seine Bedingungen diktiren kann. Wenn indessen beide Theile in der Lage wären, die Bedingungen des Contrakts der Arbeitsmiethe zu verhandeln, so könnte in

diesem Contrakt ebensogut Gerechtigkeit walten, wie im Contrakt der Association. Einigkeit, Vertrauen und Möglichkeit, den richtigen Maßstab der Vertheilung zu finden und anzuwenden, ist hier vielleicht leichter herzustellen, als bei der Association, wo der Fall nicht ausgeschlossen ist, daß der eine oder der andere der Associirten, sei es Kapital, Arbeit oder Talent, den andern beiden Genossen Löwenbedingungen vorschreibt.

Dazu kommt die weit schwierigere Ergänzung und Constituirung der Cooperativgesellschaften. Die Corporationen nehmen jeden Arbeiter auf, der seinen Beitrag bezahlt und den professionellen Bedingungen entspricht. Erstere dagegen müssen ihr Personal sorgfältig auswählen und alle diejenigen Arbeiter ausscheiden, welche keine Garantien über ihre Geschicklichkeit und technisches Wissen wie über die Moralität ihres Charakters bieten. Der wundeste Punkt bleibt immer, daß die Cooperativgesellschaften ihre Kapitalien in Handwerkzeug und erstem Material anlegen müssen, und zwar bei einem Unternehmen, welches selbst im günstigsten Falle dem Schwanken der Conjunktur unterworfen ist. Die corporativen Gesellschaften dagegen halten ihre Fonds disponibel zur Unterstützung ihrer Kranken und, da man sich jetzt gewissermaßen noch im Kriegszustande mit den Patronen befindet, zum Kriegsschatz für die Strikes.

Als in den Märztagen d. J. der Conseilpräsident Ferry in Folge der eingetretenen Arbeiterstockung eine Aufforderung an die Syndikatskammer der Kunstschreiner richtete, ihm Vorschläge zu machen, auf welche Weise er die Anfertigung des für die Schulen und andere öffentliche Anstalten bestimmten Mobiliars direkt den Syndikaten in Entreprise geben könne, entstand in der Syndikatskammer die größte Verlegenheit, weil man eben keine Organisation zur selbstständigen Unternehmung in der Corporation hatte. Der Vorschlag wurde gemacht, auch hier die Fourier'sche Dreitheilung in Anwendung zu bringen und zwar derartig, daß die Vertreter des

Kapitals, Talents und der Arbeit einen Vertrag mit einander schlössen. Das **Kapital** ist in diesem Falle der Staat als Arbeitgeber. Das **Talent** wird durch die Syndikatskammer der Patrone repräsentirt, welche die Dessins angibt, die technische Eintheilung lenkt und zu gleicher Zeit die Arbeitsmittel, wie Handwerkszeug, Werkstätten und Material vertheilt. Der dritte Faktor **Arbeit** endlich findet seine natürliche Vertretung in den Syndikaten der betreffenden Corporationen. In dem Vertrage zwischen diesen drei Faktoren würde festgesetzt werden: 1. der Preis der anzufertigenden Waare, 2. der Antheil dieses Preises für die Patrone und 3. der Antheil desselben für die Arbeiter. Letzterer kann in Gestalt eines Lohnes für bestimmte Arbeitsstunden oder für Stückanfertigung normirt werden. Hierbei bliebe das individuelle Eigenthum der Arbeitsmittel gewahrt, und dem Arbeiter würde durch staatliche Intervention sein gerechter Lohn gesichert.

Der Congreß der Delegirten der Vereine, welche die „föderative Union der Region des Centrums“, eines Zweiges der französischen revolutionär-socialistischen Arbeiterpartei bilden, der kürzlich im Theater Oberkampf tagte, hat wiederum ein Bild geliefert von der Unklarheit in den Zielen, welche die socialistischen Richtungen verfolgen. Gegen das sociale Regierungsprogramm verhielt man sich ziemlich ablehnend, und hält die beabsichtigten Maßnahmen für durchaus nicht zulänglich. Man ist ebensowenig mit einer zeitweisen Zusammenstellung der Produktiv-Association für begrenzte Unternehmungen zufrieden, als mit der Beschaffung der Arbeiterwohnungen nach dem Projekt Alphand und dem Contrakt mit dem Crédit foncier.

Immerhin sind die socialen Experimente der Regierung von höchstem Interesse. Diese befindet sich nach zwei Seiten hin in einer schwierigen Lage. Sie will die Desiderata der Arbeiter erfüllen, ohne an den Impedimenta zu rütteln, welche die Bourgeoisie entgegenstemmt. Wir werden aus

dem weiteren Erfolg ersehen, wie es dem Opportunismus gelingen wird, sich mit dem Socialismus abzufinden. In Deutschland, Oesterreich und Italien werden ähnliche Versuche gemacht werden, oder sind bereits in Angriff genommen. Die Zukunft muß erst lehren, ob es überhaupt möglich ist, sociale Gebilde nach den Begriffen der modernen Wissenschaft unter dem manchesterlichen System des Privatkapitalismus herzustellen, bevor der Opportunismus seine Stellungnahme zwischen Socialismus und Bourgeoisie präcisiren kann.

Ph. v. W.

LXXV.

Goethe's Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien.

Eine große Anzahl der im Kunsthandel an allen Ecken und Läden ausgebotenen Dichter- und Künstler-Porträts sind meist neufabricirte Erfindungen oder mindestens bedeutende Verschönerungen, welche mit den ursprünglichen Originalen kaum mehr eine entfernte Aehnlichkeit besitzen. Was insbesondere die Photographie mit Lessing, Schiller, Goethe, Mozart, Beethoven u. A. leistete, ist wirklich staunenswerth: größtentheils idealisirte Gesichter vom glattesten und modernsten Schliff überpinselt, so daß die alten Herren kaum im Stande wären, ihre eigene Visage zu erkennen. Ebenso überboten sich die Plastiker mit ihren idealen Büsten und Statuen. Wir sehen hier Physiognomien von Heroen, die von ihren Urbildern kaum eine entfernte Wahrheit besitzen.

Eine gleiche Schönfärberei übten die Biographen und

Literaturhistoriker, insbesondere die in diesem Gebiete ganz unermüdlichen Büchermacher. Indem jeder wetteiferte, seinen Helden in einem neuen Lichte erscheinen zu lassen, entfernten sich die Meisten von der wahren Tagesbeleuchtung, ebenso wie unsere modernen Maler, welche die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts durch die Brille oder Patina eines Rubens oder Rembrandt, eines Spagnoletto oder Murillo zu betrachten lieben. Dazu kam eine exaltirte Phraseologie, ein enthusiastisches Schönthun und eine Verhimmelung, welche der breiten realistischen Strömung unserer „exakten" Wissenschaft schnurgerade widerläuft. Während die armen Heiligen Gottes ihres stillen Goldreifes wegen degradirt, verhöhnt und verspottet werden, zündet man eine Aureole um das Haupt der neuen Ueberirdischen, streut Weihrauch in Opferbecken und tanzt im dithyrambischen Jubel um ihre Piedestale. So bildete sich, insbesondere um Goethe, ein orgiastischer Cult mit Posaunenschall, Schalmeyen- und Beckenklang, Evoë und Syringengetön, ein poetischer Carneval im gesetzmäßigen Pendelschwung gegenüber der trostlosen darwinistischen Oede und materialistischen Prosa. Sobald der Mensch mit Gott gebrochen, muß er Götter und Götzenbilder haben.

Wenn nun ein besonnener, mit fleißigem Studium, tüchtigem Wissen und umfassendster Detailkenntniß ausgerüsteter und hierin allen seinen Vorgängern ebenbürtiger Mann eine andere Meinung über den Dichter in ruhiger wohlbegründeter Weise auszusprechen wagt, so ist es leicht begreiflich, daß in und außer Israel von allen Hierodulen, Sykophanten und Thaumaturgen des Aberglaubens ein großes Halloh und literarisches Treibjagen angehoben wird. Schon der erste Versuch Baumgartners, die schön drapirten Mäntelchen abzunehmen und das Götterbild statt im bengalischen Lichte im klaren Tageslichte zu zeigen, erregte eine Entrüstung aller der im Goethe-Cult erbgesessenen Pächter, biographischen Publikane und plenipotenten Publicisten, an ihrer Spitze Herr Johann Heinrich Joseph Düntzer zu Köln,

welcher als fingerstumpfabschreibender Exeget ein perpetuirliches Monopol auf Weimar und alle Weimaraner zu besitzen wähnte. Mit blutrothem Gekoller und geblähtem Gefieder stürzte er auf den Eindringling, welcher indessen den Schnabelhieben heiter auswich und unbeirrt auf seinem nun einmal betretenen Weg weiter ging, einer gemäßigten objektiven Anschauung und Wahrheit auch fürderhin die Straße bahnend.

Nachdem Herr Alexander Baumgartner zuerst die gewiß nicht tadel- und fleckenlose Jugend Goethe's (Freiburg 1879) behandelt und damit die malerischen Lasuren von „Dichtung und Wahrheit" mit unerbittlicher Hand entfernt und z. B. das zügellose Studententreiben zu Leipzig abgewaschen hatte, schreitet er nun unbeirrt weiter und sondirt, nach dem gleich untrüglichen Maßstab der christlichen Ethik, Goethe's „Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien" (1775—1790).[1] Baumgartner klagt, daß man Goethe's Leben nicht schreiben kann, ohne auf so dunkle Punkte zu stoßen: „Das ist aber nicht meine Schuld. Es ist die Schuld derjenigen, welche, aus einem falschen Nationalgefühl, Goethe zum größten aller neueren Dichter, ja zu einem Idealmenschen aufbauschen wollten, allen Geheimnissen seines Privatlebens nachspürten, alle verlorenen Fetzen seiner Papierkörbe zu Markte trugen, und anstatt nun wenigstens das Gute vom Schlechten zu sondern, eine ganz neue Moral erfanden, um auch seine Fehler und Schwächen, seine unsauberen Liebeshändel und die rücksichtsloseste Verletzung des Sittengesetzes mit dem Glorienschein der Verklärung zu umgeben" (S. 143). Herr Baumgartner bringt nichts Neues, er verarbeitet nur, was Andere vor ihm schon an den Tag legten. Das Meiste davon hatte Gödeke vorsichtig angedeutet, nur daß seither noch viele neue Goethe-Literatur an den Tag gebracht wurde, die Hr. Baumgartner mit umfassender Kenntniß beherrscht.

---

1) Freiburg 1882. VIII. 376.

Nun kennt die „sittliche" Entrüstung natürlich keine Grenzen mehr, wenn ein mit dem Malzeichen des Antichrist gestempeltes Mitglied der (Gott sei bei uns!) Gesellschaft Jesu die unerhörte Kühnheit hatte, sich, trotz den Maigesetzen, in Thüringen einzuschleichen, das ganze Land im „durchsichtigen Incognito" zu durchstreifen, die „klassischen Stätten" in Jena, Erfurt, Gotha, Ilmenau und Weimar durch seine verkappte Gegenwart zu entweihen und mit unerhörter Frechheit sogar im herzoglichen Park zu Weimar — sein Brevier zu beten! Wie nun Herr Düntzer von seiner „Buchschreiberei" entsetzt auffahren wird, den schwarzen Pferdehuftritt daselbst zu entdecken, ihn sorgsam aufzubewahren und durch wahrhafte Abbildung und banddicke Beschreibung der entsetzten Nachwelt zu überliefern! In alle Gebiete des Wissens nistet die „schwarze Bande" ein und usurpirt nun auch mit unerträglicher Keckheit das von der Freizügigkeit ohnehin niemals verschonte Gebiet der Literär-Historie!

Das Buch beginnt mit Goethe's Eintritt am Hofe zu Weimar (1775); nachdem das Terrain mit all den nachmals mitbetheiligten Personen genau klar gelegt und erforscht wurde, schildert Herr Baumgartner die anfänglich nur gesellige Stellung Goethe's, seine kraftgeniale Stürmerei, die studentischen Excesse und Tollheiten. Dabei führt der Verfasser nicht die Feder eines schmähsüchtigen K. E. Vehse; statt weitläufiger Detailmalerei, welche hier zuweilen ziemlich trübfärbig und schmutzig werden müßte, begnügt er sich mit allgemeiner Skizzirung und Grundstimmung; die Zeichnung bleibt freilich überall die Hauptsache und diese Schärfe, Bestimmtheit und Deutlichkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Doch, hören wir ihn selbst.

Als der „amüsante" Goethe am 7. November 1775 nach Weimar kam, war er zwar um acht Jahre älter als der Herzog Karl August, „aber noch so jugendlich, lebenslustig, wild und munter, wie er, blitzend von Geist und Heiterkeit, ein köstlicher Erzähler, ein fröhlicher Kumpan,

ein Poet voll der drolligsten Einfälle, ein Natursohn, der mit der eisernen Hand des Götz der ganzen höfischen Convenienz und Literatur die Fenster eingeschlagen hatte und frisch, bombendick, natürlich von der Leber weg redete — wie der alte Götz. Er hatte schon zehn Liebesromane durchgemacht — Gretchen, Friederike Oeser, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff, Maximiliane La Roche, Anna Gerock, Sibylle Münch, Lili Schönemann, Auguste von Stolberg, und dazu noch verschiedene ‚unbekannte‘ Mägdlichkeiten entzückt und gefesselt, mit der einen getändelt, mit der andern geschmollt, mit der dritten geeifersüchtelt, die vierte sitzen gelassen, die fünfte verzweifelt aufgegeben, an der sechsten sich wieder getröstet, mit der siebenten Mariage gespielt, er war mit allen ‚himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt‘ gewesen und hatte seine Erfahrungen in dem gelesensten Liebesroman ‚Werther‘ stürmisch in die Welt geschleudert — und doch, obwohl er alle Leiden Werthers durchgelitten, die herzzerreißenden Klagen Ossians dem ganzen deutschen Volke vorgetrauert und die Wertherpistolen schon in der Hand gehabt — war er erst 26 Jahre alt, noch ledig, ganz Student, ‚das fidelste aller Häuser‘ — ein ‚Götterjüngling‘, dessen schmachtender Blick alle Mädchen und Damen entzückte, ein Bursch, der mit seinen Kraftausdrücken das Zwerchfell eines Stallknechts zu erschüttern wußte. Ganz im Gegensatz zu den Scholarchen, die alle Wissenschaft schon zu besitzen glaubten, gab er auf sein eigenes Wissen wie auf das aller vier Facultäten nichts, wollte erst lernen, sehen, erfahren, beobachten, leben, die unerschöpfliche Natur in allen ihren bunten Erscheinungen durchdringen und spielend genießen. Das Studium sollte zugleich Leben und das Leben frohes Spiel seyn. Nichts schloß er davon aus, weder alte Folianten noch schäckernde Mädchen, weder juristische Akten noch muthige Pferde. Bibel, Homer, Ossian, Volkslied, Komödie, Tragödie, Bergbau, Jagd, Schlittschuhfahren, Liebesgeschichten, Oekonomie, Militär, Musik, Gartenbau, Roman, Recensionen,

Malerei, Skulptur, Bienenzucht, schöne Sängerinnen, bedeutende Literaten, Forstwesen, Obstcultur, Alles, Alles interessirte ihn. Ueber Alles wußte er geistreich zu reden — wie ein ‚Genie'. Allen Leuten wußte er sich anzupassen und in ihrer Sprache zu sprechen. Tag und Nacht war er zu allen Strapazen und Abenteuern bereit, ebenso bereit, das neueste Buch im Bett zu lesen und rasch ein paar Verse oder ein Theaterstückchen hinzuschreiben. Immer zerstreut, hatte er doch auf Alles ein Auge und vergab sich nichts. Er wußte, wie weit er gehen konnte, und gewöhnte die Leute allmählich, ihm Manches nachzusehen. Von Convenienz und Etikette beobachtete er, so viel ihm gut schien, verstattete sich aber als ‚Genie' auch gelegentlichst die schreiendsten Extravaganzen. Eine eiserne Gesundheit erlaubte ihm die tollsten Streiche und die härtesten Strapazen. Als Schwimmer, Reiter, Jäger nahm er's mit Jedem auf. Wenn es ihm einfiel, badete er Nachts im Flusse — auch bei winterlicher Kälte. Beim wüthendsten Sturm und Regen tobte er in Feld und Wald herum. Für eine durchschwärmte Nacht hatte er sich bald wieder entschädigt. Den Comfort des Lebens wußte er zu genießen, brauchte ihn aber nicht; denn er war abgehärtet wie ein Militär oder Förster. Die Gelehrten erstaunten über seine Belesenheit, Gärtner, Bergleute, Köhler über sein Interesse und Verständniß für ihre praktischen Manipulationen. Während er Wieland's Oberon mit dem Scharfblick eines Kenners kritisirte, fand ihn dieser ‚amusabel wie ein Mädchen von 16 Jahren'. Kurz, Goethe war ein Genie — und wenn Minerva selbst des Herzogs Mentor hätte werden wollen, sie hätte wohl kaum eine anziehendere, gewinnendere Gestalt annehmen können" (S. 42—43).

Goethe's erste Regierungsmaßregel ergab — in einer Zeit, wo er selbst noch nicht zum Bleiben entschlossen war — die Berufung Herders. Sie ist lehrreich, weil man sieht, wie Berufungen gemacht werden. Er setzte sie durch gegen die gesammte Klerisei und den Hof. Die Idee dazu ging

eigentlich von Wieland aus: Herder müsse ihm „auch helfen seinen ‚Merkur‘ zu stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt“. Goethe schrieb am 31. Dzbr. 1775 vorbereitend an Herder und war am 2. Januar schon im Stande zu sagen: „Heut kann ich Dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu' ich gleich, nicht um Dein, sondern der Frau willen . . . Ich hoffe, Du sollst's allein durch mich und aus freier Wahl des Herzogs haben. Der (noch jugendliche) Statthalter von Erfurt (Karl von Dalberg) hat das Beste von Dir gesagt und bestätigt dem jungen Fürsten Deinen Geist und Kraft; ich habe für Deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt; denn der Herzog will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel und da haben die . . . . gemacht. Wie die Sache rückt, sollst Du Nachrichten haben. Zerreiß meine Zettel, wie ich gewissenhaft die Deinigen.“ Die Dinge haben sich aber doch erhalten; man staunt, wie trivial und frivol der von Goethe dabei angeschlagene Ton war. Bald schien es aber doch wünschenswerth, daß Herder auch von anderer Seite, z. B. von dem Abt Jerusalem in Wolfenbüttel empfohlen würde: „Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den Sch . . . kerlen verdorben und die Sch . . . kerle sitzen überall auf dem Fasse. Der Herzog will und wünscht Dich, aber alles ist hier gegen Dich. Indeß ist hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Reichsthaler Einkünfte.“ [1]) Dazu bemerkt Baumgartner: „Man verzeihe die Mittheilung der salonswidrigen Kraftausdrücke, an welchen die größten deutschen Classiker sich in dieser Periode erfreuten. Aber es ist absolut nöthig, um die sogenannte Genieperiode quellenmäßig zu charakterisiren, wie sie war, und der Schönfärberei gegenüber zu treten, durch welche sich manche wohlmeinenden Leute darüber täuschen

1) So wurde die Stelle geschätzt, doch trug sie nur etwa 1200 Thlr ein.

lassen, indem sie meinen, in Weimar hätte man allezeit so fein gesprochen, wie Tasso mit den beiden Leonoren" (S. 54). Goethe's Prosa ist in dieser Epoche überhaupt urwüchsiger und pikanter als seine Poesie (die Knittelreime natürlich ausgenommen); seine Sprechweise ist von ganz lutherischer Kraft und Rüpelei, worin ihm auch seine Freunde möglichst nachzueifern streben.

Herder kam als Oberhofprediger, Oberconsistorial- und Kirchen-Rath und Generalsuperintendent. Unterdessen setzte sich auch Goethe fest als Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil. Da der „Götterjüngling" Wind und Wetter, Sturm und Sonnenschein machte und in alle Branchen eingriff, niederriß, umbaute und beliebig veränderte, erhob das Ministerium einen Protest gegen denselben, welcher jedoch vom Herzog desavouirt und niedergeschlagen wurde. Mit der ihm angebornen Leichtlebigkeit studirte Goethe nun in seiner Weise das Staatswesen und die Verwaltung, führte „Verbesserungen" ein, strebte das Wohl des Landes zu heben, natürlich im Geiste jenes damals an allen Höfen spuckenden sog. „physiokratischen Princips", welches, wie z. B. der ganze Bergbau-Schwindel in Weimar, nur die Schulden häufte und nicht einmal die Zinsen der in diesen Hexenkessel der Culturverbesserung geworfenen Capitalien aufbrachte. Es ist ganz charakteristisch für Goethe, daß „Faust" im zweiten Theile noch dergleichen experimentirt und in einem Graben, welcher einen großen Sumpf im hohen Gebirge trocken legen soll, seine letzte und höchste Lebensaufgabe erkennt und damit seinem irdischen Tagewerk die Krone aufzusetzen vermeint. Auch von diesem Gesichtspunkte war Goethe's Regiment kein Segen für Weimar.

Trotz der unglaublichsten Zersplitterung blieb Goethe noch genug Zeit übrig für seine dilettirenden Experimente, für seine „Miesels" und Mieseleien. Ersteres ist ein von Goethe damals vielbeliebtes, aus Demoiselle corrumpirtes Wort, letzteres die allgemeine Bezeichnung seiner zahl-

losen Liebeshändel. Eine Hauptrolle spielt dabei das unerhörte, über ein Decennium fortgesetzte Verhältniß Goethe's zur Frau Charlotte von Stein, die sentimental-poetische Gattin des herzoglichen Stallmeisters Freiherrn von Stein. Sie war „die Erbin aller Vorgängerinnen“, deßungeachtet genoß sie kein Monopol auf Goethe, welcher außer ihr noch verschiedene, theilweise sehr bestimmte Liaisons, z. B. mit der Sängerin Corona Schröter, anknüpfte, abbrach und neue „Seelengeschwisterschaften“ einging: „Mit seiner zärtlichen Bruderliebe zu Cornelia fädelte er gewöhnlich die Mädchen ein, den neuen Schwesterchen erzählte er dann von seinen unschuldigen, frühern Bräutchen und wußte Liebeslust und Liebesleid so zart zu wenden, daß aus Sympathie und Mitleid ihm bald neue Liebe entgegenklang.“ Mehr als tausend Zettel und Briefe flatterten — eine wahre „Billetkrankheit“ — zu Frau von Stein, welche, eine verheirathete Frau und Mutter von sieben Kindern, selbe in ihrer Eitelkeit, also fetirt zu werden, holdselig aufnahm und mit sanfter Abwehr, nur vor Skandal warnend, erwiderte. Der gemäßigte Epikuräismus und seine freiere „schöne Liebe“ betitelte Moral wurde vom Hofe gebilligt.

Die oberste Parole der „Sturm- und Drangperiode“, daß ein Genie durch keine Regel und kein Gesetz gebunden werden dürfe, sondern der kraftgeniale Mann und sein bewußter Wille sich selbst die oberste Richtschnur in Wort und That bilde, galt damals als das Dogma aller Schön- und Schwarmgeister. Das im Rausche der Leidenschaft Begonnene künstlerisch zu gestalten und dadurch zu sühnen, gebot nachhinkend die ästhetische Reue. Daraus ergab sich das Regulativ der „Verklärung“ zur „schönen Menschlichkeit“ und die ächt „humane Veredelung“, mit anderen Worten die Theorie, daß die Kunst Selbstzweck sei und keinen anderen Tendenzen dienen dürfe, also eigentlich nichts anderes sei, als eine auf dem Dünger des Katzenjammers cultivirte und großgezogene Schmarotzerpflanze.

Wer nun glaubte, Herr Baumgartner ginge darauf aus, in kritischer Lust dem Dichter die Kränze vom Haupte zu schlagen und unter Hohngelächter zu zerreißen und zu zerpflücken, der wäre im Irrthum. Kein Blatt seines Kranzes wird abgeknickt oder verbogen, wenn unser Autor auch einen anderen Maßstab anlegt. Hierin ist Baumgartner weit entfernt von der polternden Schmähsucht Wolfgang Menzels, hinter dessen grollendem Zorn oft nur die eigene Eitelkeit aufblitzte. „Iphigenie" und „Tasso" werden reichlich und nach allen Seiten erwogen, ebenso „Egmont", obwohl hiebei die Willkür, womit Goethe die Historie behandelte, nicht übersehen ist (S. 318 ff.). Sobald Goethe das streng geschichtliche oder wissenschaftliche, also das positive Gebiet betritt und als seine Domäne behandelt, wankt ihm immer der Boden unter den Füßen. Da ist und bleibt er Dilettant. Er war kein Staatsmann (S. 282), noch weniger ein Philosoph (S. 288 ff.); als Mineralog und Geognost, als Botaniker und Anatom — in allen diesen Fächern, worin ihn die neuesten Biographen zu einem wahren Phänomen aufzubauschen versuchen, blieb Göthe fast durchweg unglücklich. Herr Baumgartner sammelt mit unverdrossener Ausdauer alle Aussprüche und Urtheile der ersten Fachgelehrten und Zeitgenossen, der größten Autoritäten, und ist nicht im Stande ein günstiges Zeugniß beizubringen. Die Hoffnung, mit seiner Inaugural-Dissertation über das „os intermaxillare" von den Naturforschern als ebenbürtiger Collega und gelehrter Fachmann bewillkommt zu werden, schlug völlig fehl, der berühmte Sömmering erwies sich ablehnend und Peter Camper ließ die Entdeckung höchst grausam abduften, fand „die Sache selbst für die Wissenschaft nicht interessant genug", erklärte, daß der Druck mit den Tafeln zu viel kosten würde und lobte nur die „überaus schöne und elegante" Handschrift des Manuscripts!

Was die Philosophie betrifft, so hatte Goethe „in hundert Töpfen herumgepickt" und war auch über Spinoza gekommen. Was ihm von der Lehre des Letzteren übrig blieb, „war

höchstens eine dunkle und verwaschene Vorstellung, in der Natur selbst unmittelbar das ‚Göttliche‘ zu schauen, womit denn die Möglichkeit gegeben war, seine naturwissenschaftlichen Dilettanterien mit dem Schein einer gewissen poetischen Religiosität zu umkleiden und Steine, Pflanzen, Thiere und sich selbst mit sammt der ganzen Natur und der Frau von Stein, die vorläufig noch die wichtigste Manifestation der Natur war, zu vergöttern. Ebenso oberflächlich, wie seine ‚Philosophie‘ — wenn man an so unverantwortliche Confusion und Charlanterie diesen ehrenvollen Namen verschwenden darf — war sein naturwissenschaftlicher Empirismus.“ Nachdem er vier Jahre Steine und Stufen gesammelt, weitere sechs Jahre über den „Granit“ und das Steinwesen nachgebrütet hatte, langte er endlich bei der Einsicht an, die er sich schon auf der Universität hätte verschaffen können, daß er in der Mineralogie ohne Chemie nicht weiter könne; er legte sie also bei Seite. Auch in der Botanik beabsichtigte er als Entdecker aufzutreten, sammelte und hatte „artige“ Ideen, bevor er nur einmal ein Handbuch derselben durchstudirte. Im November 1785 nahm er den Linné nach Ilmenau mit und las endlich einmal ernstlich darin, „denn (sagt er) ich muß wohl, ich habe kein ander Buch. Es ist das die beste Art, ein Buch gewiß zu lesen, die ich öfters practiciren muß, besonders da ich nicht leicht ein Buch auslese“. Als die osteologische Entdeckung so wenig Beifall fand, wandte er sich lebhafter der Pflanzenwelt zu, beobachtete mit dem Mikroskop, consultirte den Hofgärtner in Belvedere und den Magister Batsch in Jena, und versuchte dem „Geheimniß der Natur“ von dieser Seite auf die Spur zu kommen. Das Resultat davon war endlich die Theorie von der Urpflanze, welche er auf seiner italienischen Reise allen Ernstes suchte und erst über dem Brenner, dann sicherlich in Neapel und zuletzt in Sicilien zu finden hoffte. „Fast gleichzeitig warf er sich auch auf Meteorologie, Physik und Astronomie, experimentirte mit Luftballons und Elektrisir-

maschinen und führte Frau von Stein auf die Sternwarte von Jena. Da er einsah, daß in der Sternkunde ohne Mathematik nichts anzufangen sei, so hatte er hier wenigstens nicht den Muth, von vorneherein ein neues System zu entdecken." Er wollte nachholen, warf sich sogar wieder auf die Algebra; aber es war zu spät das nachzuholen, was er „zu Frankfurt, Leipzig und Straßburg über seinen Liebesgeschichten verabsäumt hatte". „Goethe hatte," sagt der Verfasser, „unzweifelhaft viel Anlage für concrete und vor Allem für künstlerische Naturbeobachtung; aber er besaß weder die Tiefe, noch den Fleiß und die Beharrlichkeit, welche die mathematischen, die philosophischen und streng historischen Disciplinen erheischen. Daß er dennoch die Naturwissenschaften nicht aufgab, sondern fortfuhr, fragmentarisch in allen ihren Zweigen zugleich herum zu experimentiren, beweist allerdings eine gewisse Ausdauer, aber nicht jene, von der ein tiefes, systematisches Wissen bedingt ist; ja diese Ausdauer hat einen starken Beigeschmack von jenem autodidaktischen Streberthum, das unabhängig von aller wissenschaftlichen Tradition Alles sich selbst verdanken, in Allem neue Wege gehen, Alles besser wissen will, als die gesammte übrige Menschheit. Nur im Sinne der ‚Genieperiode' kann man es genial finden, wenn er, nach seinen traurigen Erfahrungen mit den vier Species, aller mathematischen Bildung bar, als Reformator der Optik gegen Newton aufzutreten wagte. Eine solche Verwegenheit hätte er sich nie herausnehmen können, wenn er das eigentliche Wesen der Optik, ihren Zusammenhang mit der Astronomie und den übrigen Zweigen der Physik mit wahrhaft genialem Blick durchschaut hätte.[1]) Diesen genialen Blick hatte er

---

1) Der englische Physiker Tyndall gesteht Goethe Schärfe der Beobachtung, bedeutende Anlagen für naturgeschichtliche Classification und Anordnung, überhaupt ein außergewöhnliches Talent für Naturgeschichte zu, spricht ihm aber alle Anlagen für

aber weder als Historiker und Politiker, noch als Naturphilosoph, er hatte ihn nur als Dichter" (S. 290).

So schildert und beleuchtet nun Baumgartner die vielgeschäftige, zersplitterte und den Poeten ganz überwuchernde Thätigkeit Goethe's während des ersten Weimaraner Hoflebens, also die Zeit von 1776 bis 1786, woran sich dann — in einem vortrefflichen Kapitel — die italienische Reise (1786—88) schließt, durch welche Goethe erst nach langem fruchtlosen Experimentiren zur Poesie zurückkehrte, sowie eine Würdigung seiner hier gereiften Produkte: Iphigenie, Tasso und Egmont. Weiterhin die nach seiner Rückkehr erfolgte „ruhmvolle" Quiescirung, die concubinarische „Gewissensehe" mit der Christiane Vulpius und der nicht ohne Ergötzlichkeit geschilderte Bruch mit der bisherigen Geliebten, Frau von Stein.

Herr Baumgartner beherrscht die beinahe endlose Goethe-Literatur vollkommen, er handhabt sein Material mit möglichster Objektivität und läßt entweder die Thatsachen oder die Zeitgenossen und Autoritäten sprechen. Daß ihm bisweilen Scherz, Laune, Ironie und gerechte Entrüstung die Feder führen, liegt in der Natur der Sache. Seine Arbeit hält jede kritische Prüfung aus.[1]) Wer über ein solches Wissen gebietet, hat auch das Recht mitzureden und einmal eine andere Ansicht und Auffassung geltend zu machen, wozu es hohe Zeit ist. Wenn das Buch jetzt auch vielfach angegriffen und verlästert wird, so können doch die wohlthätigen Folgen dieser gründlichen Luftreinigung im Gebiete der Litera-

---

mathematische, physische und überhaupt speculative Naturwissenschaft rundweg ab und bezeichnet ihn geradezu für ein „Irrlicht" (ignis fatuus) auf diesem Gebiete.

1) Der einzige uns erinnerliche Irrthum ist, daß (S. 295 Anmerk.) Tizian's „Mariä Himmelfahrt" nach München (statt nach Venedig) verlegt wurde.

tur-Historie nicht ausbleiben. Denn wie die Allg. Conservative Monatsschrift von Nathusius (Febr. 1883) sagt: „Es war geradezu ein Bedürfniß, daß dem vielfachen Götzendienst und der Reliquienverehrung, welche mit Goethe getrieben worden ist, einmal rücksichtslos auf Grund der außerordentlich vollständigen Akten christliche Wahrheit gegenüber gehalten würde."

LXXVI.

Ueber neuere Schriften in der Literatur der Amerikaner.[1])

Gewöhnlich hält man die Deutschen als besonders befähigt, das Bedeutende des Auslandes zu würdigen. Gleichwohl steht die Mehrzahl unter dem Einfluß herrschender Tagesmeinungen, welche sich als selbstverständlich vererben, selbst wenn sie entweder aufgehört haben wahr zu seyn, oder es überhaupt nie waren. So denken wir uns den Nord-Amerikaner vorwiegend als Geschäftsmann, als eine Art money making animal, um eine Parallele zu der berühmten Definition Franklins zu gebrauchen, der bekanntlich den Menschen als „Werkzeug machendes Thier" definirte.

---

1) Rachel's Fate and other tales by William Seton. New-York. The Catholic Publication Society. 9 Barclay Street. 1882.

2) Essays on various subjects chiefly Roman by Monsignor Seton. D. D. New-York. The Catholic Publication Society &c. 1882.

Doch wird den Amerikanern weiter concedirt, daß sie bedeutend sind auf dem Gebiete der Erfindungen und bedeutend — im Zeitungslesen. Das erstere setzt aber eine gesteigerte literarische Thätigkeit voraus, und das letztere kann wenigstens die Brücke bilden, sich mit den wichtigsten Fragen der Cultur in frischem Contakt zu erhalten.

In keinem Lande der Welt steht bekanntlich die Tagespresse auf einer Stufe wie die der Nord-Amerikaner. Abgesehen von dem meist riesigen Format, den riesigen Auflagen der Tagesblätter bietet jedes der besseren Journale soviel des Interessanten neben manchem, was uns als bloßer Quark erscheint. Da findet sich unter den verschiedenen Columnen für die verschiedenen Lebensbranchen so ziemlich Alles, was man wünschen kann, von dem Curs der Papiere, dem Preis der Rohprodukte und der Manufakturen bis herab zum geringsten Hausutensil. Da ist ein Sprechsaal für verschiedene Interessen der Haus- und Landwirthschaft, ein Anfragebureau für den Landmann in schwierigen Fällen der Bewirthschaftung seiner Felder, der Fütterung seiner Thiere, Recepte für Krankheiten u. s. w. Specielle Fachzeitschriften wie z. B. Scientific American u. s. w. bieten alles Mögliche, was auf dem Gebiete der Mechanik, Chemie, Physik u. s. w. sich Bemerkenswerthes vorfindet; während in den letzten Jahren populäre Zeitschriften wie Harpers New Monthly Magazine, Scribners (jetzt The Century) illustrated Magazine, was Ausstattung und namentlich den Holzschnitt anbelangt, unseren europäischen ähnlichen Journalen den Vorrang abzulaufen im Begriffe sind.

Wiederholt vernehmen wir von Seite der Katholiken Klagen, daß dieses gesteigerte Interesse an der Tagesliteratur für Viele zur Gefahr werde, am Glauben Schiffbruch zu leiden, da das gros der Tagespresse in einem keineswegs der katholischen Kirche und dem katholischen Glauben freundlichen Sinne geschrieben ist; obwohl man in der sonst sehr liberalen Presse eine viel größere Achtung vor der Gewissensfreiheit auch der Katholiken hat, viel mehr öffentlichen Anstand und feinen Takt zu bewahren versteht, als bei uns in Deutschland.

Dieser Gefahr für die gebildeten Katholiken, von dem Zeitgeist absorbirt zu werden, entgegenzuarbeiten hat sich die „Catholic Publication Society" gebildet.

In dem Verlage dieser Gesellschaft sind die obengenannten zwei Schriften von zwei katholischen Autoren, zwei Brüdern, erschienen, welche, so viel wir wissen, Enkel der mit der Gründung der katholischen Kirche in den östlichen Staaten Amerika's im engen Zusammenhang stehenden Convertitin Elisabeth Seton sind.[1])

1. Die erste ist eine Sammlung von Novellen, culturgeschichtlichen Bildern aus der alten und neuen Welt. Bald versetzt uns der Autor in das Land Tirol, bald in die Straßen Alt-Münchens, bald in eine Hütte amerikanisirter Irländer, bald in einen der Fabrikdistrikte New-Yorks, oder in den „fernen" Westen. Von dreizehn Novellen,[2]) welche hier zu einem stattlichen Band zusammengethan sind, haben wir die eine oder andere bereits in Feuilletons gelesen.

Wir dürfen uns nicht mit einer Analyse der einzelnen Piecen befassen. Wir glauben im Interesse der Leser am besten zu thun, die eine oder die andere Erzählung nach Form und Inhalt einer Erörterung zu unterziehen. Vielleicht eines der am meisten charakteristischen Sittenbilder ist „Flywheel Bob." Der Held des Stückes ist eines jener armseligen Geschöpfe, wie sie nur in den Fabrikdistrikten der alten und neuen Welt vorkommen können: der Typus eines in jeder Hinsicht ver-

---

1) Ueber diese berühmte Frau (1775—1821) vgl. Rosenthal's „Convertitenbilder" III. 332—373, und Hist.-pol. Blätter 1870, Bd. 65, 366—67. Eine ausführliche französische Biographie veröffentlichte die Marquise de Barberey: Elisabeth Seton et les commencements de l'Eglise catholique aux Etats-Unis. Paris 1869. A. d. R.

2) Die Titel derselben sind folgende: Rachel's Fate (p. 9—38) Flywheel Bob, Weetamoo, Conrad and Walburga, A Christmas Tale of '76, Helen Lee, Pretty Marguerite, Pompey's, Secret, The Devil's Christmas Gift, The Wraith of the Achensee, Mabel Willey's Lovers, The Old Stone Jug, The Pilot's Daugther.

wahrlosten Geschöpfes, das in einem dunklen Keller das Licht der Welt erblickt, seine Mutter verliert, durch Betteln und Stehlen dann das jämmerliche Daseyn fristet, bis es der Polizei in die Hände fällt — dann in eine der großen Fabriken gesteckt und vor das Schwungrad (flywheel) gesetzt wird, woher sein Name Flywheel-bob kommt, den er mit in's Grab nimmt. Der einzige Besitz, der eigentliche Reichthum des jungen Strolches ist ein treuer Pudel, der mit ihm hungert und friert und — stiehlt, den er aber bei seiner neuen Stellung verliert, und der glücklicherweise in die Hände des einzigen Töchterleins des Fabrikbesitzers geräth, und somit auch an all dem Luxus eines verschwenderischen Tisches seiner neuen Herrin Theil nimmt, während sein früherer Besitzer noch nicht Kartoffel genug zu essen bekommt.

Von hier aus beginnt der Gegensatz von Reich und Arm, grenzenloser Verschwendung und jammervoller Armuth sich vor den Augen zu entfalten. Es ist die Parallele zwischen dem Pudel „Pin“ und seinem früheren Herrn, dem armen Bob. „Pin“ ist eigentlich, seitdem er am Tische seiner neuen Herrin, des verzogenen Kindes als Liebling (pet) sitzt, zum „reichen Prasser“ geworden, dem gegenüber sein früherer Herr weit unter der Kategorie des „armen Lazarus“ der Bibel steht, also im vollsten Sinne unter dem Hund, seinem eigenen Hunde steht, der jetzt nicht mehr „Pin“, sondern Rover heißt, und zum eigentlichen Gespielen des verwöhnten aber gutherzigen Kindes (Daisy) avancirt ist. Der Vater des Kindes, der reiche Millionär, ist natürlich Mitglied des Thierschutzvereins und ein humaner Freund der — Thiere, während seine Arbeiter für ihn lediglich den Werth der Maschinen besitzen, gleichsam Accidenzien derselben sind, welche „Geld machen“.

Mit feiner psychologischer Gewandtheit treten die Typen des auf reiche Beobachtung des socialen Lebens mit seinen grellen Gegensätzen aufgesetzten Mittelbildes vor uns. Wie Adalbert Stifter uns die Großmutter vor dem alten Ofen schildert, der förmlich zum Genossen der alten Frau, zum lebenden Wesen wird — so der Verfasser den Knaben, der dem

großen Rade gegenüber den langen Tag sitzt und arbeitet und dahinstiert und das Rad selber als lebendes Wesen betrachtet; denn er sieht es ja immer lebendig, immer in Bewegung; und er fühlt sich selbst allmählig in seiner Stellung als — Theil dieses Rades: bis durch Zufall das Rad stille steht, mitten in der Arbeit — es ist etwas in der Maschine gebrochen.

Dieses Geschick bringt das Töchterlein, den Hund und den Millionär in die Fabrik — und zu dem wunderlichen, abgemagerten, schattenähnlichen Knaben. Fast zu tragisch endet die Scene; gerade als — durch den Hund — die Herrin für den Elenden ein Interesse gewinnt, wird Bob das Opfer seines Looses: aus dem Stadium der Apathie verfällt er in Wahnsinn — und stirbt. Der Stillstand des Rades bedeutet das Stillestehen seines Herzens. Alle möglichen psychologischen Wechselfälle beleuchten die kurze Studie, welche ein culturgeschichtliches Bild und — eine Wahrheit ist.

Nur mit ein paar Worten wollen wir den „Zettel“ einer anderen Novelle skizziren, die den sonderbaren Namen The Devil's Christmas Gift (des Teufels Christgeschenk) führt. Es ist dies eine ganz packende Schilderung des irischen Volkes in der neuen Welt mit seinen Licht- und seinen düsteren Schattenseiten, der Neigung zur Trunksucht mit all den Folgen von Jammer und Elend. Es ist die „Schnapsflasche“ — der leibhaftige Teufel für den armen Irländer, der einmal der Trunksucht verfallen ist. Wenige Tropfen davon genügen, um — Schwüre zu brechen. Wir können hier einen Einblick thun in die Charakteristik des Volkslebens, der Psyche des seit Jahrhunderten geknechteten Volkscharakters, dessen Weh noch durch Generationen nachempfunden wird und sich in einer abnormen Tollheit Luft macht, wenn die ursprüngliche Ursache schon aufgehört hat. Rührend ist der Charakter des edlen, frommen Weibes geschildert, welche durch das Opfer des eigenen Lebens die Sühne und Rettung ihres Mannes wird. Auch in diesem Sittenbilde ist Dichtung und Wahrheit so eng beisammen, daß beide oft eins sind und sich die Hand reichen. —

2. Das zweite Werk ist, wie der Titel schon besagt, eine

Sammlung gelehrter Abhandlungen, meist archäologischer und historischer Art, welche früher abgesondert in der Zeitschrift „Catholic-World“ erschienen sind.

Mit fein elegischem Pathos insinuirt uns die Vorrede, daß dieselben der Neigung des Verfassers sowohl als der Hinneigung und Erinnerung an die glücklichen Studienjahre desselben entsprungen sind, da er die „Wasser der Quelle von Trevi“ trank.

Die Titel der gesammelten Essay's lauten: Prose and Poetry of ancient music; Italian Commerce in the Middle Ages; Scanderbeg; Vittoria Colonna; The Jews in Rome; Early persecutions of the Christians; The first Jubilee; The Charities of Rome; The apostolic mission to Chili; The palaestine prelates of Rome; The Cardinalate; Papal elections. Wenn auch nicht alle dieser Abhandlungen unser Interesse in gleichem Maße erregen, so ist gleichwohl sicher, daß die Mehrzahl derselben auch für die Gebildeten Deutschlands, namentlich die Katholiken, von Werth sind.

Der Verfasser bekundet sein universelles Interesse und seine besondere Kenntniß der Geschichte und namentlich der Archäologie und Topographie Roms und seiner Umgebung. Eine literarische Beschäftigung, wie die vorliegende, setzt einerseits den Besitz einer großen Bibliothek, andererseits für einen Mann, der die „Last des Tages“, die Seelsorge einer großen Pfarrei, zu tragen hat, eine seltene Oekonomie mit der Zeit und eine Frische des Geistes voraus, Vorbedingungen, welche unter den gegebenen Verhältnissen sehr selten sind.

Daß der Gesichtskreis des Autors kein enger ist, beweist die Mannigfaltigkeit der Themate, wie wir sie verzeichnet haben. Die Schilderung des italienischen Handels im Mittelalter (S. 29—54) z. B. ist eine kurze aber höchst interessante Darstellung des Handels, seines Verhältnisses zum Leben der Völker, zur Cultur und Gesittung u. s. w. Der Verfasser zeigt, wie sämmtliche alte Culturvölker, mit Ausnahme der Römer, Handelsvölker waren, wie die Handelsbeziehungen von selbst zu einem Austausch der höheren geistigen Güter führen u. s. w., namentlich an den Nationen, welche um das Mittelmeer ge-

lagert sind. Er verräth hier seltene antiquarische und specialgeschichtliche Kenntnisse, indem eine Geschichte des Handels stets die Culturgeschichte in mannigfacher Beziehung voraussetzt.

Die Abhandlungen über das Cardinalat, über Papstwahlen, über die verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten in Rom bekunden die genaue Kenntniß sowohl der römischen Curie mit den vielverzweigten Anstalten, ihrer Einrichtung, ihren Gewohnheiten 2c., als auch eine große Vertrautheit mit dem öffentlichen und kirchlichen Leben Roms, ein Wissen, das jahrelangen Aufenthalt in Rom selbst und gründliches Detailstudium voraussetzt. Was der sel. Molitor für uns Deutsche war, ist Mgr. Seton für seine Landsleute hinsichtlich der genauen Kenntniß der „Wege und Stege" der hl. Stadt.

Da wir im Begriffe stehen, in Deutschland eine eigene Vittoria-Colonna-Literatur zu verzeichnen, so mag es erwähnt seyn, daß der Verfasser diesem Stoffe eine eigene kurze Abhandlung gewidmet hat, welche namentlich auf die in England erschienenen bezüglichen Werke von Trollope, von Mrs. Henry Roscoe replicirt, dabei aber die in Italien, Frankreich und Deutschland über dieses Thema geschriebenen Schriften nicht ausschließt.

Wir übergehen andere kritische Abhandlungen, wie z. B. die über den Helden Scanderbeg, über den eine reiche Literatur kritisch zu sichten war, und verweilen zum Schluß auf einer mit sichtlicher Vorliebe geschriebenen Culturskizze: „Die Juden in Rom" (S. 93—133). Nicht bloß Werke, wie die von Mommsen, Reumont, Gregorovius hat Msgr. Seton herbeigezogen, um die Spuren der jüdischen Geschichte in Rom während eines Zeitraumes von Jahrhunderten zu verfolgen, sondern namentlich Werke über die Antiquitäten, die Katakomben Roms, über Profan- und Kirchengeschichtsschreibung der ältesten Zeit u. s. w. Die Zeugnisse der hl. Schriften, namentlich der Apostelgeschichte und des Römerbriefes, eines Sueton, Cassiodor, Johannes Diaconus, werden für die ersten sechs Jahrhunderte verwerthet. Von da bis zum Pontificat Calixt II., Innocenz VIII. sind die Quellen spärlich. Interessant ist die

Familiengeschichte der jüdischen reichen Familie der Pierleoni, welche sogar einen ihrer Sprößlinge, den Neophyten Pierleoni als Anaklet II. (den Gegenpapst) mit der Tiara zu krönen versuchte. Welch eine Macht auch damals schon das Geld war, lernen wir an dieser Episode des römischen Lebens kennen. Champagny's schöne Schilderung des antiken Judenthums in Rom scheint dem Verfasser entgangen zu seyn.

Erfreulicher ist es, zu sehen, wie viel des Humanen in einer oft so rohen und grausamen Zeit von Seite der Päpste geschehen ist, um die Juden vor ihren Peinigern zu schützen: wie gerade bedeutende jüdische Gelehrte, ein Benjamin Tudela, Rabbi Nathan, der Vorgänger Burtorfs u. A., in der nächsten Nähe des Vaticans ein schützendes Dach fanden, wo sie ihren Studien leben konnten. Auf Grund von Thatsachen versteht es Msgr. Seton, eine Reihe falscher und erfundener Gerüchte über den angeblichen „Fanatismus" der Hierarchie zu corrigiren, welche von gehässigen Kirchenfeinden immer auf's neue verbreitet werden.

J. Bach.

LXXVII.

Zeitläufe.

Innerhalb und außerhalb des Deutschen Reichstags.

II. Die Tripel-Allianz, was sie seyn soll? — Die Noli me tangere der deutschen Repräsentation.

Den 14. Juni 1883.

Also die neueste Ueberraschung war die Nachricht von dem Beitritt Italiens zu dem Bund der mitteleuropäischen Mächte: die sogenannte Tripel-Allianz. Eine Ueberraschung war es allerdings, wenn man an einen förmlichen Schutz- und Trutzbund mit gegenseitiger Gebiets-Garantie, die sich bei einer eigentlichen Allianz von selbst versteht, hätte glauben müssen. In diesem Sinne hat bei der ersten Nachricht die Berliner „Germania" ihrem Unglauben drastischen Ausdruck verliehen in den Worten: „Eine solche Thorheit wird uns (den Leitern der deutschen Politik) Niemand zutrauen, und deßhalb dürfen wir dreist behaupten, daß die politische Entenzucht niemals plumper betrieben worden ist als mit diesem angeblich von Rom aus der Oeffentlichkeit in den Schooß gelegten Windei".[1])

---

1) „Germania" vom 6. April d. Js.

Was in der Sache wirklich geschehen ist, weiß man allerdings mit Sicherheit auch heute noch nicht. Es gab dereinst eine Kategorie von Allianzen, die man „natürliche" nannte, weil Jedermann von vorneherein wissen konnte, was ihr Zweck und Inhalt sei. Heutzutage sind aber alle Stellungen in der alten Welt dergestalt verschoben, daß nur mehr künstliche Machenschaften zwischen den Mächten möglich sind, deren Inhalt um so mehr in Nebel gehüllt bleiben muß, als die Paciscenten sich selber nicht offen gestehen dürfen, was sie positiv wollen. Alle diese Allianzen, wie immer sie geschrieben oder protokollirt seyn mögen, haben nur negativen Inhalt: die Mächte sagen sich bloß, was sie nicht wollen und vorkommenden Falles nicht thun werden; insbesondere versprechen sie sich: wenn die Eine angegriffen werde, so werde die andere nicht zum Feinde halten, vielleicht sogar Hülfe leisten, wenn der Angriff auf die Eine Macht von zwei Seiten erfolge. Es ist daher auch ständige Phrase, von derlei Verbindungen zu sagen, daß sie die Erhaltung des Friedens zum Zwecke haben und „Friedensgarantien" seien, indem sie den Krieg erschweren.

Gerade das neue deutsche Reich ist auf derlei Allianzen angewiesen. Schon mit der Entstehung Preußen-Deutschlands war der eigenthümliche Grund zu dem Aufkommen solcher Bündnisse oder „Verhältnisse" — wie die in der That passendere Bezeichnung des ersten derselben, des deutsch-österreichischen, gelautet hat — sofort gelegt und gegeben. Fürst Bismarck selbst hat sich darüber in der Reichstags-Sitzung vom 14. Juni 1882 sehr verständlich geäußert. Er hat von der Kriegsmacht Rußlands und Frankreichs gesprochen, wie jedes der beiden Reiche über stärkere Armeen verfüge als das Deutsche Reich, und von den Millionen Bajonetten, die ihre polare Richtung nach dem Herzen Europa's haben, nämlich nach Deutschland und den begehrenswerthen Objekten, die es nach verschiedenen Seiten hin ent-

halte. Er erklärte rund heraus: „Wenn ich mir in der auswärtigen Politik irgend ein Verdienst beilegen kann, so ist es die Verhinderung einer übermächtigen Coalition gegen Deutschland seit dem Jahre 1871.“ 1) Schon damals fügte er aber bei: er könne sich auch rühmen, „feste Verbindungen mit den außerdeutschen Monarchien zu haben, welche gleiche Interessen mit uns vertreten.“

Man hat damals den Plural „Monarchien“, dessen sich der Reichskanzler bediente, auffällig gefunden, weil man nur von dem preußisch-österreichischen Verhältniß wußte und an die Ausschließlichkeit desselben glaubte. Jetzt ist der Zweifel gelöst. Die Rede des Fürsten fiel mitten in die ägyptische Krisis, in der er an der Spitze der sogenannten Quadrupel-Allianz den Westmächten gegenüber stand. Man hat sich neuestens vielfach gefragt, seit wann denn die sogenannte Tripel-Allianz datire. Offenbar muß das engere Verhältniß damals im Keime entstanden seyn, als Italien sich ungestüm an das preußische Kabinet herandrängte, um mit dessen Beistand den Westmächten die Berücksichtigung seiner Ansprüche als Mittelmeer-Macht und auf Einflußnahme in Aegypten abzuzwingen. Der Exminister Crispi, bekannt als Haupt der italienischen Franzosenfeinde, hatte damals zum zweiten Male Berlin besucht; der Minister Mancini aber, derselbe, der jetzt wieder das Geheimniß der Tripel-Allianz dem Parlament in Rom verkündet hat, rühmte sich offen vor der damaligen Kammer, daß er der eigentliche Stifter des Viermächte-Bundes gewesen sei, der die Bestimmung habe, die Präponderanz einer einzelnen Macht in Aegypten hintanzuhalten. An die Stelle des Einflusses einzelner Mächte in Aegypten, proklamirte Mancini, müsse der Einfluß Euro-

1) „Die Reichstagsreden des Fürsten Bismarck vom 12. und 14. Juni d. Js.“ S. Histor.-polit. Blätter. 1882. Bd. 90. S. 393 f.

pa's treten, aber ohne Einmischung in die innere Verwaltung, weßhalb auch die englisch-französische Finanzcontrolle unzulässig sei. Bekanntlich hat die Quadrupel-Allianz wirklich, auf Grund eben dieser Anschauung, den Grundsatz aufgestellt, daß eine Intervention der Westmächte und eine Landung ihrer Occupationstruppen in Aegypten nicht stattfinden dürfe, sondern die Intervention der Pforte und das Einrücken türkischer Truppen die allein zulässige Lösung sei.[1]) Das Uebrige hätte dann die Conferenz in Constantinopel zu besorgen gehabt.

Diese ganze Politik erlitt ein beschämendes Fiasko. Frankreich zog sich zwar vor dem Stirnrunzeln in Berlin furchtsam zurück; aber England sprang aus dem Sack, eben als die Quadrupel-Allianz denselben über seinem Kopf zubinden wollte. Die Conferenz in Constantinopel verlief im Sande; Fürst Bismarck zog sich mit guter Miene aus der Affaire zurück. Deutschland, ließ er einfließen, werde „im geeigneten Zeitpunkt das entscheidende Wort sprechen." Vielleicht rechnete man im Quirinal, daß dieser Zeitpunkt doch noch kommen werde; jedenfalls hatte man sich zu weit in den Vordergrund gedrängt, um von der Blamage nicht schwer betroffen zu seyn. Um nun doch nicht wieder, wie 1878 zur Zeit des orientalischen Congresses, mit ganz leeren Händen aus Berlin zurückzukommen, erbat man sich dort die Erlaubniß, sich zu Hause als den Verbündeten des mächtigen Deutschen Reiches und seines unüberwindlichen Kanzlers präsentiren zu dürfen.

Das that denn auch der Herr Mancini in seiner geschwätzigen Manier vor dem Parlamente. Seine geschraubten Sätze verrathen, daß er schrittweise fürchten mußte, zu viel zu sagen. Aber der Ursprung der neuen Politik Ita-

1) S. über die Aegyptische Krisis, die europäischen Mächte und das Concert: „Histor.-polit. Blätter." 1882. Bd. 90. S. 228 f.

liens aus den nordafrikanischen Händeln und seinen gescheiterten Plänen in Tunis, Tripoli und Aegypten, tritt in der Erklärung deutlich hervor, daß Italien eine auf Eroberungen ausgehende Colonialpolitik, welche Besitzungen am mittelländischen Meere zu gewinnen suche, nicht dulden würde, und als große Seemacht, ohne einen Selbstmord zu begehen, nicht dulden könnte. Daß die italienische Colonialpolitik in der Tripel-Allianz geborgen sei: steht nicht in der Rede. Man würde sich über das Wesen der Tripel-Allianz überhaupt nicht so viel den Kopf zerbrochen haben, wenn die Geschichte der ägyptischen Frage nicht schon wieder vergessen wäre.

Wenn die beiden anderen Mächte sich verpflichtet hätten, an der Seite Italiens in den Kampf um die Herrschaft im Mittelmeere einzutreten, dann könnten sie nicht mehr sagen, wie sie es thun, daß die Spitze der Tripel-Allianz nicht gegen Frankreich gerichtet sei. Und wie könnte andererseits Italien ein so schwer wiegendes Zugeständniß entgelten, und was könnte es dagegen leisten? Nichts, als das Versprechen, im Falle eines französisch-russischen Krieges gegen Deutschland-Oesterreich, diesem Reiche nicht in den Rücken fallen und dadurch den Werth des österreichischen Bündnisses für Preußen-Deutschland wesentlich schmälern zu wollen. Für's Zweite mußte Italien allerdings von vornherein entschlossen seyn, der „Irredenta“ gegenüber das beliebte Spiel unter der Decke wenigstens zum Scheine aufzugeben, wenn der Anschluß an die zwei mitteleuropäischen Mächte möglich seyn sollte. Denn ohne diese Rücksicht auf Oesterreich konnte man ihn in Berlin nicht gewähren. Aber bei allem Dem wären die Parteien noch sehr ungleich gestanden, wenn die sogenannte Tripel-Allianz wirklich eine Assekuranz der italienischen Mittelmeer-Politik einschließen sollte. Was Oesterreich insbesondere betrifft, so dürfte das Wort des Ministers des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, das er nach dem Besuche der italienischen

Majestäten zu Wien in der Delegation gesprochen hat, heute noch Geltung haben: daß man von der Feindschaft Italiens nichts zu fürchten und von seiner Freundschaft nichts zu erwarten habe.

Uns scheint die in so dichte Nebel gehüllte Angelegenheit ziemlich einfach zu liegen. Italien hat sich bis zur nordafrikanischen Krisis stets seiner Politik der „freien Hand" gerühmt. Das heißt: es wollte nach keiner Seite hin sich binden, um gegebenen Falls sich auf die Seite schlagen zu können, wo die Aussicht auf Gewinn und neuen Länderzuwachs die erfreulichste wäre. Schon seine Genesis hat diesem sonderbaren Königreiche den Charakter der Schlachtfeld-Hyäne aufgedrückt. Als die beste Gelegenheit zu fernerm Raub hat es Jahre lang eine russisch-französische Allianz und den Rachekrieg dieser beiden Mächte gegen Preußen und Oesterreich angesehen und herbeigewünscht. Bis dahin war auch die officielle Welt unter der Hand Ein Herz und Eine Seele mit der „Irredenta", wie es die nichtofficielle Welt heute noch offen ist. Inzwischen rückte die russisch-französische Allianz immer weiter in die Ferne; und als die Franzosen den Spekulanten im Quirinal Tunis sozusagen vor der Nase wegschnappten, da war ihnen eine Allianz mit Frankreich plötzlich nicht mehr denkbar. Die Franzosen blieben in Tunis unbehelligt vom übrigen Europa, ebenso die Engländer in Aegypten, und alle Prämissen waren gegeben, daß Italien an der gegenüberliegenden Küste Nordafrika's völlig leer ausgehen werde. Jetzt empfand man in Rom schmerzlich die Schattenseite der „freien Hand", nämlich die Isolirung. Der ganze Ruhm in den Reden Mancini's hat sich auch im Grunde in dem Satz concentrirt: „Wir sind nicht mehr isolirt."

Auf der Kehrseite der Medaille steht selbstverständlich zu lesen: „Dagegen ist die Isolirung Frankreichs nunmehr complett." Insoferne es nun dabei bleibt, mag die Anlehnung

an die mitteleuropäischen Mächte und die gewonnene Rückenfreiheit für Italien allerdings ihren politischen Werth haben und zur moralischen Stärkung gereichen. Für die Dynastie im Quirinal kommt noch ein besonderer Vortheil hinzu. Voraussetzung der sogenannten Tripel-Allianz ist nämlich unbedingt die Niederhaltung der „Irredenta". Sollte deren völkerrechtswidrigen Wühlereien wie bisher durch die Finger gesehen werden wollen, so könnte Oesterreich nicht umhin, in Berlin zu erklären, daß man sich für einen solchen Alliirten bestens bedanke. Nun ist aber die Partei der Irredenta gleichbedeutend mit der antimonarchischen Sekte der äußersten Linken; sie ist in Wahrheit der savoyischen Dynastie gefährlicher als dem österreichischen Nachbar, da sie unter nationaler Flagge das Geschäft der Republikanisirung mit aller Bequemlichkeit betreibt. Solange die Tripel-Allianz aufrecht erhalten werden kann, ist sie also indirekt eine Garantie der monarchischen Interessen in Italien, insoweit aber auch wieder eine Demonstration gegen Frankreich und die von dort ausgehende republikanische Propaganda. Die Allianz besteht eigentlich mit König Humbert, mit Italien, wie es ist — nicht.

Die unausbleibliche Folge der neuen Stellung wird mithin ein gefährlicher Kampf im Innern seyn. In der Kammer hat zwar der Minister-Präsident Depretis, der alte Hauptrevolutionär, sich gegen den Vorwurf behauptet, daß er seinem alten Programm untreu geworden sei; aber es ist doch sofort eine Ministerkrisis eingetreten. Es muß sich nun zeigen, wer der Stärkere ist: die Dynastie mit ihren heuchelnden Sündern oder die Fanatiker der antimonarchischen Bewegung. Fürst Bismarck selbst hat in dieser Hinsicht noch vor Kurzem keineswegs rosig gesehen. Als er am 30. November 1881 dem Reichstag vordemonstrirte, daß der „Fortschritt" schließlich überall zur Republik führen müsse, da hat er hauptsächlich auf Italien hingewiesen. Seit zwanzig

Jahren, hat er gesagt, sei Italien von Regierung zu Regierung diesen Weg gegangen, und weiter könne es nicht mehr gleiten, ohne republikanisch zu werden.[1]) Das war richtigere Logik, als wenn Mancini im Parlament erklärte: „die revolutionäre Aera in Italien sei jetzt geschlossen."

Wann und wie das neue Verhältniß zu Italien für diesen Staat ebenso wie für Preußen-Deutschland und Oesterreich seinen Werth erweisen würde, hat das gouvernementale Organ in Berlin in einer Weise dargelegt, die mit unserer Auffassung völlig übereinstimmt. Die Voraussetzung ist der Revanchekrieg Frankreichs mit oder ohne Bundesgenossen. Würde dann das Deutsche Reich überwunden und sein Widerstand auf die Dauer gebrochen, so wäre es, nach der Ansicht des Organs, kaum zweifelhaft, daß die europäische Situation auch für Oesterreich und Italien zunächst diplomatisch eine beengte, vielleicht auch bald militärisch eine bedrohliche werden würde. Noch unzweifelhafter ist es uns freilich, daß es „für Deutschland durchaus nicht gleichgültig seyn könnte", wenn Oesterreich einem Angriff Frankreichs im Bunde mit Italien unterliegen würde; denn dann wäre das neue Reich unmittelbar geliefert. Somit kann das Organ mit Recht sagen, daß es eigentlich gar keiner besondern Abmachung bedürfe, da die drei Mächte schon durch die Logik genöthigt seyn würden, für den Frieden einzutreten, wenn Eine von ihnen durch andere Mächte mit einem Angriff bedroht würde. Auffallend ist es nur, daß in der ganzen Auseinandersetzung der Macht mit keinem Wort gedacht wird, welche sonst stets die Hauptrolle in der Combination spielte, nämlich Rußlands im Bunde mit Frankreich. Es ist dieß um so auffallender, als erst in dieser Beleuchtung der Werth des italienischen Verzichts auf die „freie Hand" für Oesterreich hervortreten würde.

---

1) S. zum „Neujahr 1882." Histor.-polit. Blätter. Bd. 89. S. 9.

Dagegen wiederholt sich auch in dieser diplomatischen Auslassung wieder der Satz, daß eine monarchische Restauration in Frankreich eine Gefahr für den Frieden wäre, in welchem Falle allerdings die Verabredungen der Mächte „ihre Spitze gegen Frankreich richten“ müßten. Aber es ist wieder nicht gesagt, wie man sonst zu sagen pflegte: weil Frankreich dann allianzfähig wäre, und zwar fähig zur Allianz mit Rußland; sondern als Grund der Besorgniß wird angegeben, daß „durch Umwälzungen, die außerhalb des gegenwärtigen französischen Staatsrechts sich vollzögen, ein Mann oder ein Princip zur Regierung in Frankreich gelangen könnte, welche durch einen Appell an die kriegerischen Neigungen der Nation eine im Innern augenblicklich gewonnene unsichere Herrschaft zu befestigen suchten.“

Während aber in jener officiösen Auslassung auch die leiseste Andeutung fehlte, daß Rußland, dem Beispiel Italiens folgend, gleichfalls in ein „Verhältniß“ zu den zwei mitteleuropäischen Mächten treten könnte, welches dann die Quadrupel-Allianz aus der Zeit der ägyptischen Krisis in erweiterter und perfektionirter Gestalt darstellen würde, haben deutsche und französische Blätter, wie auch das Organ des italienischen Premiers, übereinmal die Möglichkeit erörtert, daß durch den Beitritt — Frankreichs die Tripel-Allianz zu einer Quadrupel-Allianz erweitert werden könnte. Daß das sogenannte Botschafter-Organ in Berlin zuerst den Gedanken aussprach, deutete auf eine gemeinsame Quelle. In der That soll der Reichskanzler über Tisch die Aeußerung gethan haben: es wäre nunmehr die Hauptfrage, ob Frankreich einen Staatsmann besitze, der jetzt eines ähnlichen Entschlusses fähig wäre, wie Graf Beust im Dezember 1870 — damals nämlich als dieser österreichische Reichskanzler dem neu entstandenen Reich den Verzicht auf die ganze Vergangenheit Oesterreichs zu Füßen legte.

Im Zusammenhalt dieser Thatsachen mit den officiösen

Erörterungen über die neue Allianz, in welcher Rußland durch völlige Nichtberücksichtigung glänzte, dürfte sich ergeben, daß die Beruhigung über die Beziehungen zu der großen nordischen Macht noch immer nur eine rein äußerliche ist. Als der Minister de Giers von seiner Studienreise nach Varzin, Rom und Wien zurückgekehrt war, hat officiös verlautet, der Czar sei durch ihn vergewissert worden, daß die Aufrechthaltung der traditionellen Beziehungen zu Deutschland den Interessen seines Reiches am meisten entspreche. Gerade damals ist aber in der preußischen Presse die bekannte Mißtrauens-Demonstration gegen die Leitung der österreichischen Politik in Scene gesetzt worden, als wenn deren neuer Leiter sich von seiner Hinneigung zu Separatverhandlungen mit Rußland hinreißen lasse. Wie sein Vorfahrer Haymerle als durch die persönliche Freundschaft mit dem Quirinal beeinflußt galt, so wähnte man in eingeweihten Kreisen, die Politik des Grafen Kalnoky sei nicht frei von dem Eindruck seiner intimen Beziehungen zu dem russischen Hofe. Während der russische Minister in Wien die zuvorkommendste Aufnahme fand, wurde in der That erzählt, daß seine Anfrage, ob es nicht möglich sei, daß Rußland als dritter gleichberechtigter Theilnehmer in das deutsch-österreichische Bündniß eintrete, vom Fürsten Bismarck ablehnend beantwortet worden sei, und daß auch der weitere Besuch des Großfürsten Nikolaus in Berlin keinen bessern Erfolg gehabt habe.[1]) Augenscheinlich ist die voreilige Angliederung Italiens nicht geeignet, den neuesten Gerüchten zur Stütze zu dienen, daß nicht nur Rußland, sondern gleich auch die Türkei in den großen Bismarck-Bund eintreten würden. Die Reminiscenz aus der Zeit der ägyptischen Krisis ist darin unverkennbar.

Oesterreichs Verdienst an dem Zustandekommen der Tripel-Allianz ist Allem nach sehr klein oder gar nicht vor-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 28. Januar 1883.

handen. Daß man sich die Sache in Wien gefallen ließ, dürfte Alles seyn. Dieß geht schon aus der frostigen Erklärung hervor, die der ungarische Minister-Präsident im Parlament abgab. Er verwahrte sich insbesondere bezüglich der „Spitze gegen Frankreich". Wir leben mit Frankreich im Frieden, sagte er, und wollen die Franzosen nicht zu Feinden haben.[1]) Man könnte sich hienach fast fragen, ob die Politik des Reichskanzlers durch den italienischen Anschluß das deutsch-österreichische Bündniß nicht eher geschwächt als gestärkt habe. Selbst abgesehen von vergangenen Dingen, hat sich bei dieser Gelegenheit doch sehr klar gezeigt, daß das Verhältniß Oesterreichs zu dem italienischen Grenznachbar keineswegs mit der Stellung Preußens zu Italien sich deckt, wie auch andererseits Oesterreich gegenüber Frankreich anders gestellt ist, als Preußen-Deutschland. Das hat Tisza in Pesth betont. Wenn man aber in Berlin seinen Vortheil darin findet, die französische Nation in der hülflosen Schwäche ihrer republikanischen Wirrnisse festzunageln, so ist es zu bedauern, daß der Reichskanzler diesem Gedanken auch jetzt wieder unverholenen Ausdruck gegeben hat. Denn darin verräth sich die ganze Unnatur der von ihm herbeigeführten Lage. „Diese Lahmlegung (Frankreichs) ist weder im Interesse Oesterreichs noch einer andern europäischen Großmacht mit alleiniger Ausnahme Deutschlands." [2]) Der Satz ist wahr und die sonderbare „Ausnahme" gibt zu denken.

---

1) Wörtlich: „Es hätte in der That keinen Sinn, wenn wir die österreichisch-ungarische Monarchie in Combinationen hineinziehen ließen, welche gegen Frankreich gerichteten Gesinnungen entspringen, gegen jenes Frankreich, mit welchem wir gut Freund sind, und auch gut Freund bleiben wollen."

2) So bemerkt das Wiener „Vaterland" vom 27. April in einem feurigen Artikel über die Verhältnisse (der neuen Allianz), „die in den Augen des österreichischen Politikers ganz andere Gestalt annehmen als vor dem auswärtigen Amt des deutschen Reichs".

Es wäre nicht zu verwundern, wenn gerade die republikanischen Empfehlungen des deutschen Reichskanzlers den monarchischen Parteien Wasser auf die Mühle schütteten, und so indirekt die Restauration in Frankreich beförderten, deren heimliche Begünstigung in den Berliner Allarm-Artikeln am Beginn des Jahres gewissen einflußreichen Parteien in Wien in die Schuhe geschoben [1]) und als hochverrätherisches Attentat gegen das deutsch-österreichische Bündniß gebrandmarkt worden ist. Jedenfalls kann es der französischen Republik nicht zur Ehre dienen, wenn der Nachbar ihr nachrühmt, daß sie die Nation in einem unheilbaren Schwächezustand erhalte und zu einer politischen Aktion unfähig mache, somit das sicherste Schutzmittel gegen eine kriegerische Politik Frankreichs sei. Man darf den ministeriellen Organen in Paris glauben, wenn sie sagen: es gebe keinen Franzosen, ob Monarchist oder Republikaner, der nicht diese Beleidigung fühlte. In den radikaleren Schichten aber ist die Idee des „Bundes der drei lateinischen Völker" wieder lebendig geworden. Die „schwarze Hand" in Spanien scheint ihnen gute Aussicht auf die Republikanisirung dieses Landes zu bieten. Von Italien aber meinen sie: gerade dann, wenn die dortige Regierung ihre Schwenkung nach rechts fortsetzen sollte, würde die Partei der italienischen Republikaner, weit entfernt darunter zu leiden, an Zahl und moralischer Kraft vielmehr nur gewinnen. Der savoyischen Dynastie hat die Tripel-Allianz zunächst unbedingt ein vollgerütteltes Maß französischen Hasses eingetragen, um so mehr, als die Nation sich sagen muß, daß sie durch Schaffung dieses „Italiens" sich selbst die Zuchtruthe gebunden habe. Es will sogar fast scheinen, als ob gerade das italienische Ereigniß den Geist des Culturkampfs bei den Regierenden in Frankreich

1) „Der Anfang des Jahres 1883 in Paris, Berlin und Wien": Histor.-polit. Blätter. Bd. 91. S. 154 f.

urplötzlich abgekühlt habe, während man dagegen in Berlin nicht übel Lust zu haben schien, den frisch verbündeten Quirinal gegen den Vatikan auszuspielen.

Faßt man die auf flacher Hand liegenden Umstände in's Auge, so sollte man es kaum glaublich finden, daß Fürst Bismarck den Ausspruch gethan haben könnte: das Wünschenswertheste wäre der Beitritt Frankreichs selber zur Tripel-Allianz. Doch steht das „Botschafter-Organ" in Berlin dafür ein, und legt zugleich den Sinn dar, der dem Ausspruch innewohne. Allerdings ist die erste Andeutung nicht von der „Post" ausgegangen. Vielmehr kam die Sage aus Frankreich: das wahre Ziel der Tripel-Allianz liege in der Absicht, nun auch noch Rußland zum Beitritt heranzuziehen und sodann Frankreich zur Betheiligung an einer allgemeinen Entwaffnung zu nöthigen. Daß es sich um Rußland handle, erklärte das Berliner Organ für irrthümlich, ebenso wie wir es gethan haben; aber mit dem Gedanken der Abrüstung habe es seine Richtigkeit. Das Blatt sagt selbst: es möge den Anschein von Lächerlichkeit haben, sei aber doch in allem Ernst gemeint: daß es keine bessere Sicherung des Friedens unter den Völkern, die mit ihrer Feindschaft gegen einander sich und die Cultur schädigten, gäbe, als wenn Frankreich sich der Tripel-Allianz anschlöße. „Gegenüber dem dadurch bedingten Verzicht auf die Wiedererlangung der verlorenen Gebietstheile stände der größere Vortheil, den Antheil der Verbündeten zu sichern an den großen Ausdehnungen und Veränderungen, welche der europäischen Herrschaft in den fremden Welttheilen unvermeidlich bevorstehe. Soviel sei aber mit Händen zu greifen: die Quadrupel-Allianz könnte die Kriegslast ihrer Mitglieder sofort um drei Viertheile vermindern, und doch gäbe es kaum in irgend einem Theile der Welt einen Zweck, der ihr unerreichbar wäre. Ebenso wenig gäbe es kaum einen erreichbaren Gewinn, über dessen Antheile die Mitglieder der Allianz der Natur ihrer

Interessen nach sich nicht mit Leichtigkeit verständigen könnten."

Das wäre nun freilich der Ueberraschungen allergrößte, wenn solche Ideen in Berlin maßgebend werden sollten. Sie wären dort auch vollständig neu. Bis dahin hat man immer nur von den bekannten 50 Jahren gehört, die das deutsche Reich in seiner schweren Rüstung verleben müsse; auch ist schon Napoleon III. auf dessen seinerzeitige Anregung erwidert worden, daß das Princip der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen eine eigentliche Entwaffnung nicht zulasse. Freilich sind seitdem bis zum Jahre 1879 die Militärausgaben im Reich von 198 auf 427 Millionen M., und ist der Gesammtstaatsaufwand von 637 auf 1321 Millionen gestiegen. Auch dabei hatte es noch nicht sein Bewenden, während die Tragfähigkeit des Volkes in Deutschland sichtlich abnimmt. Der Armeeaufwand für ganz Europa beträgt zur Zeit gegen 3000 Millionen jährlich und verzehrt die produktive Thätigkeit von 2½ Millionen junger Männer in den Kasernen, aus welchen im Kriegsfall 9 Millionen Soldaten hervorgehen. Vor solchen Ziffern möchte allmählig wohl auch dem preußischen Generalstab und dem leitenden Staatsmanne ein Licht darüber aufgehen, daß der Militarismus und die Gefahren der socialen Bewegung nicht außer Causalnexus stehen.

Jener Gedanke an sich ist geeignet, gerade uns wohlthuend anzuheimeln. Denn es war stets unsere Meinung, daß der Orient die Grundlage wäre, auf der sich eine europäische Gemeinsamkeit herausbilden und die Lage reif werden könnte zu einer allgemeinen Entwaffnung. Colonialheere würden dann dem Land und Leute aussaugenden Militarismus ein anständiges Begräbniß bereiten; und wenn Deutschland nicht thatsächlich colonisirende Weltmacht werden könnte, so könnte es doch der Achtung und des moralischen Gewichts einer Weltmacht genießen. Aber für die jetzige Welt ist der

Gedanke zu schön. Der Reichskanzler müßte sich, vorausgesetzt, daß er sich wirklich und im Ernste mit der Grundidee trägt, bezüglich der Mittel noch höher erschwingen und den engen Kreis der preußischen Traditionen durchbrechen. Solange man in dem republikanischen Misere Frankreichs die Sicherung des Reichs erblickt und die monarchische Restauration in diesem Lande als Friedensstörung fürchtet, hat man die Eierschalen der ehemaligen Bundestags-Politik noch nicht abgestreift. Den ungeheuren Gefahren unserer Zeit ist aber eine solche nicht mehr gewachsen.

In der That scheint denn auch ein unsicheres Tasten sich sehr bemerklich zu machen. Vom Dreikaiser-Bund mit dem russischen Mittelpunkt an bis heute sind nun alle Großmächte der Reihe nach auf dem Versuchsfeld erschienen, nach dem Fiasko der ägyptischen Quadrupel-Allianz namentlich auch England, während man jetzt auf die Verstimmung der Franzosen über den englischen Colonial-Neid zu rechnen scheint. Es ist überhaupt zu fürchten, daß die „festen Verbindungen" sich in dem Maße lockern, als sie hausiren getragen werden, und daß die reichskanzlerischen Allianzen schließlich einem Taubenschlage gleichsehen werden.

Und das Reichsparlament, was spricht dieses in Sachen der Tripel-Allianz und ihrer gewollten und nicht gewollten Consequenzen? Es schweigt, und zwar schweigt es systematisch. Nichts ist bezeichnender als dieser freiwillige Verzicht des Reichstages auf die Debattirung der auswärtigen Politik des Reichs. In keinem Parlament der Welt ist eine solche Abstinenz je vorgekommen. In den österreichisch-ungarischen Vertretungen ist das Thema nichteinmal den Delegationen als ausschließliches Recht vorbehalten, wie Tisza's Antwort auf die Interpellation wegen der Tripel-Allianz erst kürzlich erwiesen hat. Warum soll das nun gerade im deutschen Reichstag unzulässig seyn? Zwar hat der Abg. Windthorst jüngst bei Gelegenheit der schleswigischen Optanten-Frage

dem Reichstag das abstrakte Recht gewahrt; daß es aber nicht rathsam sei, davon thatsächlichen Gebrauch zu machen, gibt sogar die Fortschritts-Partei zu. Wenn man sagt, in den bewährten Händen des Reichskanzlers seien die auswärtigen Angelegenheiten gut aufgehoben und seine Zirkel dürften nicht gestört werden, so reicht dieser Grund nicht zu. Auch in anderen Parlamenten läßt sich die auswärtige Politik nicht durch momentane Mehrheits-Beschlüsse diktiren; aber man will doch wissen, was geschieht. Bei uns dagegen ist die Vertretung augenscheinlich von dem demüthigenden Bewußtseyn beherrscht, daß die Erfolge von 1866 und 1870 ausgeblieben wären, wenn der Reichskanzler mit offenen Karten gespielt und wenn die gesetzgebenden Körperschaften ein Wort darein zu reden gehabt hätten. Gegen diese historische Begründung läßt sich nichts einwenden; aber für die Praxis dieses Verzichts würde ein — ewiger Bismarck benöthigt seyn, und selbst ein solcher könnte mitunter straucheln.

Aus dem ersten Verzicht will denn auch unmittelbar ein zweiter abgeleitet werden, dem sich der Reichstag bis jetzt allerdings noch nicht unterzogen hat, so daß bereits wieder das böse Wort „Conflikt" geläufig geworden ist. Schon in seinen Reden vom Juni vorigen Jahres hat der Reichskanzler argumentirt: es war die Politik des Königs, welche von der Armee ausgeführt worden ist und welche Deutschland geeinigt hat, also: „die Armee, die rühren Sie nicht an!" Die gegenwärtige Saison gab ihm neue Gelegenheit, dem Reichstag den Kaiser und dessen persönliches Recht gerade in Bezug auf das Militär gegenüber zu stellen; es erhielten sogar die beiden langjährigen Minister der Landarmee und der Marine ihre Entlassung, weil sie den Standpunkt der Kronrechte nicht stramm genug vertreten haben sollen. Es hatte sich um die Vorlage wegen Erhöhung der Militär-Pensionen gehandelt, wofür die Opposition die Aufhebung der

Communalsteuer-Freiheit für die Officiere verlangte. Die Regierung will aber nichteinmal das Privatvermögen derselben heranziehen lassen, sie will auch die „Officiers-Hunde" steuerfrei haben. Als vollends ein Antrag unter der Adresse „der Militärverwaltung des Reichs" gestellt wurde in Betreff verschiedener, auch außerhalb Preußens beklagten Mißbräuche in den Kasernen, namentlich des Geschäftsbetriebs der Militärwerkstätten auf Privatrechnung, des Handelsverkehrs der Cantinen mit Civilpersonen, der Verwendung von Trainpferden zum Lohnfuhrwerk: da sprach nicht nur der neue Kriegsminister von einem Eingriff in die „Commando-Gewalt des Kaisers", sondern auch der Reichskanzler sah sich veranlaßt, in eigenem Schreiben zu rügen, daß die Adressirung des Antrags durch das Haus als eine Bedrohung der kaiserlichen Kronrechte erscheine. Bis dahin hatte man nichteinmal in Preußen, geschweige denn anderswo, an einer Anrufung der „Militärverwaltung" Anstoß genommen. Unsererseits waren wir schon vor zwölf Jahren nicht im Zweifel darüber, was ein parlamentarisches System im Militärstaat bedeuten werde; auch der Abg. Windthorst hat kürzlich das Haus gewarnt, den innern Widerspruch dieser Stellungen nicht zu übersehen. Volle Klarheit hat aber erst der jetzige Reichstag hierüber gebracht: daß die Armee im Reich ein Noli me tangere für die Volksvertretung, eine bevorrechtete Kaste, ein Stand über allen Ständen seyn müsse.

Mit dem idealen Plan einer Coalition, welche die allgemeine Entwaffnung erzwingen könnte, will das freilich nicht stimmen. Diese und andere Kleinlichkeiten gehören überhaupt immer noch eher der Politik der Eilwagen-Zeit an. Wer, wie wir, dem Reich, nachdem es und wie es nun einmal da ist, einen gedeihlichen Bestand wünscht, der muß seiner Leitung unbefangenere Auffassungen wünschen. Bei Zuständen, wie sie von der jüngsten Zeit in der äußern und innern Politik zu Tage gefördert worden sind, kann man sich des Eindruckes

nicht erwehren, daß mit der Ausdehnung über das Reich die Engherzigkeit des specifischen Preußenthums sich nicht abgemindert, sondern gesteigert hat. So ist die ideale Erscheinung des neuen Reichs nach zwölf Jahren bereits verwischt, früh gealtert geht es an der Krücke des Militarismus einher. Ich meine, gerade die begeistertsten Reichsfreunde müßten zu den Dingen am bedenklichsten den Kopf schütteln.

LXXVIII.

P. Angelo Secchi.

Nachdem über das Leben und Schaffen Secchi's in Zeitschriften wie in kleineren Monographien die interessantesten Daten veröffentlicht worden sind, hat neuerdings ein unmittelbarer Schüler des Verewigten, Herr Dr. Joseph Pohle, z. Z. Docent der Theologie in Leeds, und durch eine Reihe philosophischer Aufsätze dem größeren Publikum bereits vortheilhaft bekannt, es unternommen, das vorhandene Material zu einem einheitlichen Lebens- und Culturbilde zu gestalten.[1]) Eine gründliche Beurtheilung Secchi's wird sich allerdings erst dann ermöglichen lassen, wenn alle Briefe und Memoiren, deren Herausgabe seinem langjährigen Freunde und Assistenten, Herrn P. Ferrari anvertraut wurde, allgemein zugänglich seyn werden. Gleichwohl bietet die Arbeit Pohle's unter den bisher veröffentlichten Gedenkschriften das relativ Beste.

Das Buch enthält in dreizehn Kapiteln den Bildungsgang sowie die Lebensschicksale Secchi's und gibt zugleich einen Ueberblick über seine wichtigeren wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Himmelskunde und der allgemeinen Physik. Während bisher mehr der gelehrte Astronom gefeiert wurde, erhalten wir hier einen Einblick in die inneren Triebfedern seines Han-

---

1) P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Culturbild von Dr. Joseph Pohle. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft. Köln 1883. Bachem.

delns, in das religiöse Gemüthsleben, welches bei aller Unbefangenheit in Erforschung der Natur, dennoch in einer theistisch-christlichen Weltanschauung gipfelte. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit Darwin auf. Vor wenig Monden durchlief ein Schreiben die Presse, worin dieser zweifellos große Naturforscher einem jungen, um Rath bittenden Manne das Geständniß ablegt, es habe seines Erachtens niemals eine Offenbarung stattgefunden, und hinsichtlich eines zukünftigen Lebens müsse Jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen. Man hat aus diesen wenigen Zeilen eines alten, kranken Mannes ungewöhnlich viel Kapital geschlagen, „mehr Licht" wird erst die zur Publikation bestimmte Privatcorrespondenz in pleno verbreiten. Vielleicht ergeht es Darwin noch ähnlich wie Lamarck, welchen Häckel zum so und sovielten Male als Vorläufer des materialistischen Monismus verherrlicht [1]), während er in Wahrheit von den Jesuiten in Amiens erzogen wurde und in seinem „großen Werke", in der „Philosophie zoologique" einen durchaus teleologisch-theistischen Standpunkt vertritt. Doch zurück zu Secchi.

Auch er wurde von wißbegierigen Briefschreibern bestürmt, sich über die Fundamentalfragen zwischen Wissen und Glauben zu äußern, er that es mit der Bitte um Ruhe in einem offenen Briefe an die Civiltà cattolica und formulirte dort den Kanon: „In der Wissenschaft folge ich der Natur, in der Religion dem Statthalter Christi." Sehr passend hat Pohle der fachmännischen Würdigung Secchi's ein allgemeines Schlußkapitel beigefügt, worin er mit Berufung auf den römischen Astrophysiker dem vulgären Vorurtheile entgegentritt, daß ein großer Naturforscher kein gläubiger Christ seyn könne. Gar viel ist über diesen Gegenstand in den letzten zehn Jahren debattirt und geschrieben worden, — mit scheinbar wenig Erfolg; denn wenn man die öffentlichen Reden vor Akademien und gelehrten Ver-

1) Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Jena 1882. Die wie gewöhnlich von Phrasen und Entstellungen strotzende Rede enthält auch nicht einen einzigen neuen Gedanken. Häckel schreibt sich stets selbst ab.

sammlungen liest, sollte man fast meinen, daß Linné, Cuvier, Leibnitz, Ampère, Agassiz, von den beiden Baco's und Albertus Magnus zu schweigen, elende Stümper gewesen seien. Daß sich Secchi den drei großen Himmelsforschern: Copernikus, Keppler, Newton als ein gläubiger und in seiner Art bedeutender Physiker gleichwerthig anreiht, unterliegt keinem Zweifel. Was aber seine Schriften so anziehend und belehrend macht, ist das völlige Unterdrücken und Verschwinden des persönlichen Glaubensstandpunktes. Die rein empirische Seite seines wissenschaftlichen Strebens tritt überall so kräftig und so selbstbewußt in den Vordergrund, daß wohl mancher Leser seiner Werke von dem Ordenskleide des Verfassers und den damit verbundenen Regeln des heiligen Ignatius keine Ahnung bekommen hat.

Es würde zu weit führen, hier in die verwickelten Fragen von der scholastischen Wesensform, oder auf das Verhältniß der von Secchi lebhaft vertheidigten kinetischen Atomistik zu den christlichen Mysterien einzugehen. Seine Anschauungen über diese Probleme sind in den beiden vor der Tiberinischen Akademie gehaltenen Vorträgen über die Größe der Schöpfung niedergelegt.[1]) Ohne bestimmte Theorien zu formuliren oder zu kritisiren, steht er im Wesentlichen zu der Ansicht, welche in den mosaischen Schöpfungstagen verschiedene Hauptphasen der kosmischen Entwickelung erblickt, und scheint auch nicht abgeneigt, die Existenz höherer Intelligenzen als Bewohner der Gestirne zuzulassen. Unter seinen größeren Schriften wird das zweibändige Werk über die Einheit der Naturkräfte stets den hervorragendsten Platz behaupten. Vieles, was Secchi nach dem damaligen Stande der Forschung nur hypothetisch anzudeuten vermochte, z. B. die fluktuirende Beschaffenheit des Aethers und der wägbaren Materie in den Induktions- und Contaktströmen, ist durch die moderne Elektrotechnik glänzend bestätigt worden. Wer das Werk genauer durchstudirt, wird auch darin außer einer ansprechenden Erklärung der Schwerkraft sehr werthvolle Fingerzeige über das Wesen

---

2) Die Größe der Schöpfung. Zwei Vorträge. Deutsch. Zweite Auflage 1883. Leipzig. Bidder.

der Materie überhaupt und einen Uebergang zu einzelnen, den spiritistischen Medien zugeschriebenen Experimenten finden. Die Untersuchungen von Crooke's über die strahlende Materie, welche dieser Physiker als Grenzgebiet zwischen Stoff und Kraft, als vierten Aggregatzustand, als „Grundlage des Weltalls" bezeichnet, die analogen osmographischen Versuche von Jäger und Genossen über die Wahrnehmbarkeit homöopathischer Verdünnungen durch das Geruchsorgan, sie sind ebensoviele thatsächliche Bekräftigungen des Secchi'schen Axiom's, daß sich alle Vorgänge in der Erscheinungswelt schließlich auf eine Bewegung des einheitlichen Weltäthers zurückführen lassen müssen. Ein Zurückweichen von dieser fest vorgezeichneten Richtung ist weder zu Gunsten einer mystischen Dämonologie noch auch zum Vortheile eines ebenso krankhaften als unwürdigen Mediumcultus denkbar.

Indem wir hiermit die Biographie Secchi's allen Jenen empfehlen, welche dem berühmten Physiker wie dem liebenswürdigen Menschen ein freundliches Andenken bewahren, gleichviel in welchem Lager sie wohnen, sei zum Schluß noch auf die zahlreichen Anmerkungen und Notizen des Verfassers verwiesen. Den von Sella in den Akten der Academia dei Lincei publicirten Katalog von Secchi's gedruckten Artikeln und Arbeiten, über 400 Nummern umfassend, scheint Herr Pohle nicht benutzt zu haben, nichtsdestoweniger bringt er soviel Quellenmaterial, um Jedem der nicht gewöhnt ist, in verba magistri zu schwören, Gelegenheit zu selbstständigem Urtheil zu schaffen. Möchten die ergänzenden Privatbriefe und Memoiren nicht mehr allzulange auf sich warten lassen!

Dr. G.

